

# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

63. Jahrgang 2011

Herausgegeben vom FRANKENBUND

Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V.

Würzburg

Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,  
[www.halbigdruck.de](http://www.halbigdruck.de), [info@halbigdruck.de](mailto:info@halbigdruck.de).

21/NA 93520

Freunde Mainfränk.  
Kunst u. Geschichte e.V.  
bei der U. B. Würzburg

phv-52

# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege  
63. Jahrgang 2011

## INHALT

---

### I. Aufsätze

<i>Albert, Reinhold</i>	„Du edler Saft der Beeren, bring' uns're Rhön zu Ehren!“ – Der Weinbau in der Rhön und dem Grabfeld war einst weit verbreitet.....	105
<i>Alzheimer, Heidrun</i>	Ein ‚heiliger Krieg‘? Zum Kriegsbild 1914-1918 in Zeugnissen fränkischer Geistlicher und in Feldpostkarten...	3
<i>Benkert, Ludwig</i>	Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (1. Teil).....	307
<i>Blessing, Werner K.</i>	Nach der ‚Urkatastrophe‘ des 20. Jahrhunderts – Politische Kultur in Franken zwischen Erstem Weltkrieg und Krisenjahr 1923.....	14
<i>Ders.</i>	Schwabach – eine Gewerbestadt im ‚langen 19. Jahrhundert‘	157
<i>Brutsche, Christin</i>	Die Geschichte des Drei-S-Werks.....	185
<i>Büttner, Thomas/Röhler, Armin</i>	Im Buch der Landschaft lesen. Von der Erfassung historischer Kulturlandschaftselemente im Biosphärenreservat Rhön.....	125
<i>Dippold, Günter</i>	Die Anfänge des Colloquium Historicum Wirsbergense.....	35
<i>Ettel, Peter/Werther, Lukas</i>	Archäologische Forschungen im frühmittelalterlichen Siedlungskomplex Salz an der Fränkischen Saale.....	79
<i>Haas, Heribert</i>	Kräftiger Beginn: Die Gruppe Bamberg.....	52
<i>Hambrecht, Rainer</i>	Bedrohte Republik: Politische Kultur in Franken von 1924 bis 1933.....	22
<i>Hoppe, Wiebke</i>	Idole – Kleine Kunstwerke der Bandkeramik.....	409
<i>Humpenöder, Melanie</i>	Umgang mit der jüdischen Geschichte in Schwabach – Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit.....	201
<i>Jacobi, Frauke</i>	Die Gründer von Schwanfeld und andere bandkeramische Bestattungen – Was uns die Toten über das steinzeitliche Leben erzählen können.....	415
<i>Lüning, Jens</i>	Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld.....	380
<i>Maletschek, Tessa</i>	Kümpfe, Schalen, Flaschen – die Keramik der Bandkeramiker.....	394

<i>Muth, Erwin</i>	Die Vorführung eines „gelehrten“ Elefanten in Kloster Ebrach im Jahre 1695.....	235
<i>Neubauer, Michael</i>	Der Staatsmann Egid von Borié und sein Schloß Neuhaus an der Saale.....	90
<i>Pokorny, Doris</i>	UNESCO-Biosphärenreservat Rhön – neue Wege für eine alte Kulturlandschaft.....	113
<i>Sambale, Sascha</i>	Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schwabach 1933–1945.....	176
<i>Süß, Peter A.</i>	Die Anfänge des Würzburger Frankenbunds in den 1920er Jahren.....	43
<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Die Architektur öffentlicher Gebäude in Lohr 1900 bis 1914	246
Vorbemerkung zum Juni-Heft 2011 der Zeitschrift Frankenland: „Junge Forscher aus Schwabach“.....		156
<i>Welker, Manfred</i>	Herzogenauracher Frauen kämpften 1941 für das Kreuz in den Klassenzimmern.....	256
<i>Zilva, Sayuri de</i>	Exotischer Schmuck in Bayern – Schmuck zur Zeit der Bandkeramik.....	400

## **II. Frankenbund intern**

	Einladung zum 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt.....	57
	Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Bad Neustadt/Saale zum 82. Bundestag des Frankenbundes am 7. Mai 2011.....	131
	Einladung zum 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt.....	132
	Neu im Programm: Eine Tagung <u>auf</u> dem Main am 16. Juli 2011.....	133
	Bericht über den 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt.....	217
<i>Süß, Peter A.</i>	Prof. Dr. Gert Melville – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender.....	222
	Bundesfreund Wolfgang Rosenberger zum FRANKENBUND-Ehrenmitglied ernannt.....	223
<i>Gernert, Jürgen</i>	Der Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V. – neue selbständige Gruppe des FRANKENBUNDES – stellt sich vor.....	224
<i>Wörlein, Hans</i>	Bundesfreund Herbert Hackbarth, Nürnberg, verstorben.....	227
	Einladung zur 64. Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 2011 in Coburg.....	273
	1. Fränkischer Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld.....	275
	Sitzung der Bundesleitung am 13. Juli 2011 in Herzogenaurach.....	276
<i>Süß, Peter A.</i>	Dank an unseren ehemaligen 2. Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas.....	276
<i>Ders.</i>	Bundesverdienstkreuz am Bande für Bundesfreund Prof. Dr. Werner K. Blessing.....	343
<i>Papp, Alexander von</i>	Herausragender Heimatpfleger und Denkmalschützer – ein Nachruf auf das „fränkische Original“ Herbert Haas.....	344

Dank an den Spender.....	347
<i>Teicher, Anne</i> Abschied von Rosemarie Stratil.....	348
Hinweis in eigener Sache.....	348
Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste im Ehrenamt an Bundesfreund Wolfgang Rosenberger verliehen.....	349
<i>Süß, Peter A.</i> Bericht über den 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld.....	423
<i>Ders.</i> Bericht über die 64. Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 2011 in Coburg mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden	430
Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2012.....	437
<i>Köth, Richard</i> Kulturpreis des Frankenbundes 2011 für Prof. Dr. Jens Lüning, Köln.....	438
<i>Bergerhausen, Christina</i> Unser 1. Bundesvorsitzender hat das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen bekommen!.....	441
<i>Süß, Peter A.</i> Unser stellvertretender Bundesvorsitzender Herr Professor Dr. Werner K. Blessing wurde 70 Jahre alt!..	442
Dank an den Spender.....	443
Hinweis für die Programmplanung der einzelnen FRANKENBUND-Gruppen.....	443
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i> Richtigstellung.....	443

### **III. Mundart in Franken**

<i>Tausendpfund, Walter</i> Nix gsachd, is gnouch globd.....	278
--	-----

### **IV. Kunst und Kultur**

<i>Bittel, Christoph</i> Vor 150 Jahren starb Herzog Paul Wilhelm von Württemberg – Forschungsreisender, Entdecker, Sammler in Bad Mergentheim	279
<i>Eberth, Werner</i> „Aere perennius“ – Denkmäler für Julius Kardinal Döpfner (1913–1976).....	143
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i> Wieder ein Firmenjubiläum in Herzogenaurach: 65 Jahre INA.....	351
<i>Papp, Alexander von</i> Ein fränkisch-jüdisches Leben im 20. Jahrhundert – Zum 100. Geburtstag von David Schuster.....	284
<i>Piontek, Frank</i> Viel hat sich in den letzten Jahren getan: Jean Paul im Bayreuth des Jahres 2011.....	282
<i>Schaelow-Weber, Karen</i> Museen und Sammlungen im Landkreis Rhön-Grabfeld.....	135
<i>Hedrich-Scherpf, Astrid</i> Die Provinz lebt. Neue Wege der Kunst- und Kulturförderung im ländlich geprägten Raum am Beispiel der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld.....	139
<i>Leonhard Tomczyk</i> Keramik im Spessart im 20. Jahrhundert.....	58

## V. Aktuelles

Gollner, Gerhard	14. Oberfränkische Malertage in Seßlach.....	152
Hamm, Walter	„Mein Kind sei leis, draußen steht der Preuß“ . Verstecken oder ausharren? – Franken 1866.....	230
Jäger, Wolfgang	Jäger und Sammler nach der Eiszeit an der „Hohen Wann“ östlich von Haßfurt – Dr. Erich Meidel übergibt Leitung des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt in jüngere Hände	374
Kistenfeger-Haupt, Irm	Die Turmdichter von Nürnberg.....	231
Meidel, Erich	Exkursion des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt in den Aischgrund.....	299
Neue Gruppe im FRANKENBUND: Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V.....		155
Schiffsausflug + Tagung = Regionaltagung „Handel am Main“ .....		232
Schwierz, Israel	Archivalien einstiger jüdischer Gemeinden aus Mittelfranken neu verzeichnet.....	300
Ders.	Großartige archäologische Funde in Estenfeld.....	372
1711 – 2011: 300 Jahre Schloß Pommersfelden: Wissenschaftliches Symposium.....		303
Stromer-Baumbauer, Rotraut von	Hilferuf für die Sophienquelle.....	150
Süß, Peter A.	Frankenbund-Gruppe Würzburg spendet neue Sitzkissen.....	150
Ders.	Neues Buch zum Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof von Bundesfreund Hartmut Schötz.....	76
Ders.	Weinkulturhaus in Bürgstadt.....	75
„Tag der Franken“ am 3. Juli in Bad Kissingen.....		232
„Trautes Heim. Puppenstuben von 1890 bis 1970“ – Sonderausstellung im Deutschordens- museum Bad Mergentheim vom 21. Oktober 2011 bis 4. März 2012.....		376
Wölkner, Teresa	1. Bad Salzunger A-Capella-Fest mit „Viva-la- musica.....	301

VI. Bücher zu fränkischen Themen.....	228, 295, 444
---------------------------------------	---------------

**Aufsätze**

*Heidrun Alzheimer*

Ein ‚heiliger Krieg‘? Zum Kriegsbild 1914-1918 in Zeugnissen fränkischer Geistlicher und in Feldpostkarten..... 3

*Werner K. Blessing*

Nach der ‚Urkatastrophe‘ des 20. Jahrhunderts – Politische Kultur in Franken zwischen Erstem Weltkrieg und Krisenjahr 1923..... 14

*Rainer Hambrecht*

Bedrohte Republik: Politische Kultur in Franken von 1924 bis 1933..... 22

*Günter Dippold*

Die Anfänge des Colloquium Historicum Wirsbergense..... 35

*Peter A. Süß*

Die Anfänge des Würzburger Frankenbundes in den 1920er Jahren..... 43

*Heribert Haas*

Kräftiger Beginn: Die Gruppe Bamberg..... 52

**Frankenbund intern**

Einladung zum 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt..... 57

**Kunst und Kultur**

*Leonhard Tomczyk*

Keramik im Spessart im 20. Jahrhundert..... 58

**Aktuelles**

Weinkulturhaus in Bürgstadt..... 75

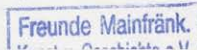
Neues Buch zum Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof von Bundesfreund Hartmut Schötz 76

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

phv - 52



# Mitarbeiterverzeichnis

---

- Dr., Prof. Dr. Heidrun Alzheimer      Lehrstuhl für Europäische Ethnologie  
der Universität Bamberg  
Am Kranen 12, 96045 Bamberg
- Prof. Dr. Werner K. Blessing      Universitätsprofessor i.R.  
Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen
- Prof. Dr. Günter Dippold      Bezirksheimatpfleger von Oberfranken  
Ludwigstraße 20, 95444 Bayreuth
- Dipl.-Ing. Heribert Haas      Präsident des Amtes für Ländliche  
Entwicklung  
Oberfranken a.D.  
Jahnstraße 44, 96050 Bamberg
- Dr. Rainer Hambrecht      Archivdirektor Staatsarchiv Bamberg  
Oberer Stephansberg 42a, 96049 Bamberg
- Dr. Peter A. Süß M.A.      Historiker/Kunsthistoriker – Universität Würzburg  
Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg
- Dr. Leonhard Tomczyk M.A.      Spessartmuseum,  
Schloßplatz 1, 97816 Lohr am Main

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Ein ‚heiliger Krieg‘?

## Zum Kriegsbild 1914-1918

## in Zeugnissen fränkischer Geistlicher und in Feldpostkarten

von  
Heidrun Alzheimer

Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkrieges zu finden, fällt nicht schwer. Sie bilden ein eigenes Genre neben Ansichten von Städten, Schlachtfeldern und Schützengräben, Karikaturen, Erotica, Kriegspropaganda und Herrscherporträts. Feldpostkarten mit Kreuzen und Kreuzeswundern, mit Schutzpatronen einzelner Waffengattungen, mit Christus und Schutzengeln als Begleiter im Feld, mit Menschen beim Gebet, mit Szenen aus Feldgottesdiensten sowie mit illustrierten Gebeten und geistlichen Liedern boten den damals vor allem auf dem Land noch fest in der Kirche verwurzelten Menschen geläufige Symbole zum Trost an. Diese Bildpostkarten waren von den Amtskirchen geduldet, aber nicht als Propaganda lanciert. Bildpostkarten waren ein Wirtschaftsgut. Die Verlage haben gedruckt, was sich gut verkaufte, und es verkaufte sich nicht zuletzt deshalb gut, weil die Geistlichen der kriegführenden Nationen 1914 bis 1918 den Krieg zu einem „heiligen Krieg“ erklärt hatten.

Sie vertraten einen ausgeprägten Nationalismus. Katholische, protestantische und jüdische Militärgestliche schickten die Soldaten freudig in den Krieg und zogen auch gerne selbst mit. Sie legitimierten den Krieg „im Namen Gottes“ als „gerecht“ und trugen zur Verklärung des Soldatentodes bei. Damit standen sie in einer langen Tradition, ausgehend vom Apostel Paulus über den Kirchenvater Augustinus, den Kirchenlehrer Thomas von Aquin bis zu Martin Luther, der den Soldatenstand als ein ethisch legitimes Berufsfeld deklarierte. Zweiflern begegneten die geistlichen Vordenker mit dem Argument, das Gebot „Du sollst nicht töten“ habe im Kriegs-

fall keine Bedeutung, denn das betreffe nur das Individuum im Privatleben. Sobald das Töten im Auftrag des Staates erfolge, sei es keine Sünde, sondern „*heilige Pflicht*“.<sup>1</sup> Die kirchliche Lehre vom „*bellum iustum*“ gründet auf dem 1. Korinther-Brief, wonach jeder „*in dem Stande, in den er berufen wird, bleibe vor Gott*“ (1 Kor 7,20,23f.).

Dennoch war das Bedürfnis der Soldaten nach Beichte und Absolution groß. Daher überlegten die Geistlichen, vor der Abfahrt an die Front auf großen Plätzen oder an Bahnhöfen die Generalabsolution zu erteilen. Der Nürnberger Militärseelsorger Monsignore Johann Grüner fragte am 11. August 1914 beim Bamberger Weihbischof Adam Senger (1860–1935, ab Januar 1913 im Amt) nach, ob es ihm erlaubt sei, den Offizieren und Mannschaften des II. Bataillons des Landwehr-Regiments Nr. 7 vor der Abreise die Generalabsolution zu erteilen. Das lehnte Senger mit dem Hinweis ab, daß die meisten Landwehrmänner „*sicherlich bereits zuhause die hl. Sakramente empfangen*“ hätten und zum anderen die Generalabsolution nur „*unmittelbar vor der Schlacht*“ erlaubt sei.

Die Welle der religiös-nationalen Begeisterung bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte jedoch auch Senger mitgerissen. Er hielt am 16. August 1914 im Bamberger Dom eine Predigt, die in „*Chrysologus, den Blättern für die Kanzelberedsamkeit*“ unter der Überschrift „*Der Krieg, eine Zulassung Gottes, hat auch gute Folgen*“ dokumentiert ist. Darin zitiert er General Moltke, der gesagt haben soll, der Krieg sei „*ein Glied in Gottes Weltordnung*“, in ihm entfalteteten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut, Ent-sagung, Pflichttreue und Opferbereitschaft.

Erlangen, 22. X. 1914.

Benediktiner X

selbstverständlich

Erw. Bischof. Gnaden!

Es würde mir gestern mitgeteilt,  
dass an dem Ostimmortale Bayerns eine Zu-  
schrift von der Kurve zirkulieren soll, die  
den Zweck hat, je 10 freiwillige Faltzwei-  
feln bairische Confessionen einzuführen. Diese  
Faltzweifel sollen, wie mir gebragt worden,  
als Hilfsmittel zur geistlichen Führung sein. Der  
Herr, Bischof. Gnaden, meinen Herzwunsch:  
wäre es Ihnen, dass bald mir Faltz zu  
kommen, so müsste ich mich gegen diesen  
Ratgeber von Faltzweifeln verpflichten.  
Um liebsten ging ich in dieser Art sehr mir Faltz,  
oder nicht so gegen als Lazarus geistlicher oder  
Königsköniglicher, weil es diesen im Faltz, wie  
ich fürchte, weit besser gehen wird für werden

Abb. 1: Schreiben des Benediktiners Georg Löhr (1889–1972) aus Pommersfelden an den Erzbischof von Bamberg vom 22. Oktober 1914: Darin artikuliert er seinen „Herzenswunsch ..., doch bald ins Feld zu kommen“.  
Quelle: Archiv des Erzbistums Bamberg, Rep. 4/3 Nr. 169,4.

Ohne Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Er vergleicht den Krieg mit einem reinigenden Sommergewitter, das die innere Einheit des deutschen Volkes festigen werde. Auch werde der Krieg die im Volke noch schlummernden religiösen Kräfte wachrufen.

Die Morgenausgabe der „Kölnischen Volkszeitung“, damals die führende katholische Tageszeitung Deutschlands, berichtete am 18. September 1914: „In Bamberg zum Beispiel geleiteten Pfarrer im Ornat die Soldaten zum Bahnhof, segneten die Abfahrenden, und in das Hurra und das Deutschland, Deutschland über alles schwenkten die Kirchenfahnen ...“<sup>2</sup> Der Bamberger Domprediger Johann Leicht interpretierte in insgesamt elf Predigten über das „Vater unser“ jede einzelne Zeile dieses Gebetes unter dem Blickwinkel des Krieges. Die erste Zeile las er als Trost für Angehörige gefallener Helden. „Geheiligt werde Dein Name“ beinhalte, daß der Krieg zur Ehre Gottes beitrage. Bei der Predigt über die Zeile „Dein Wille geschehe“ erinnerte er an die Kämpfe in Lothringen, vor denen die Soldaten den Rosenkranz gebetet hatten. Das habe auch schon bei der Seeschlacht von Lepanto geholfen – in Lothringen allerdings nicht, was er nicht erwähnte. Im weiteren Verlauf dieser Sequenz wies er darauf hin, daß Rußland 1914 Mißernten in Kauf nehmen mußte und in Frankreich fruchtbares Ackerland durch Überschwemmungen verwüstet worden sei – von Deutschland dagegen habe Gott solches Elend ferngehalten. Daraus schloß Leicht, daß die Deutschen sich auf Gott als ihren Bundesgenossen im großen Krieg verlassen könnten – usw. das ganze Vater unser hindurch.<sup>3</sup> Die Kriegsbegeisterung Leichts bekam auch im weiteren Verlauf des Krieges keine Risse, wie sein Buch „Sankt Michael“, 1917 in Würzburg verlegt, zeigt.<sup>4</sup>

Der unbeirrbare Glaube an den „heiligen Krieg“ war den meisten Geistlichen zueigen. Der aus Pommersfelden stammende Benediktiner Georg Löhr (1889–1972) brachte am 22. Oktober 1914 seinen „Herzenswunsch ..., doch bald ins Feld zu kommen“ gegenüber dem Erzbischof von Bamberg schriftlich zum Ausdruck.<sup>5</sup> Er wurde nach 1914 Armee- und

Marinepfarrer und kehrte – ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz Erster und Zweiter Klasse, mit dem bayerischen Militärverdienstorden mit Schwertern und mit einer „Ehrendenkünze des Weltkrieges“ 1918 – nach Hause zurück.

Dr. Simon, katholischer Militärgeistlicher von Bayreuth, bat am 4. August 1914 beim Erzbischöflichen Ordinariat Bamberg eifertig um die Erlaubnis, die Bataillonsfahne des in den Krieg ziehenden Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments weihen zu dürfen, und fragte nach, ob es dafür eine vorgeschriebene Segensformel gebe.<sup>6</sup> Ferner beschäftigte ihn am 16. August 1914 die Frage, wie er angesichts der zu erwartenden „Belagerung mit Verwundeten“ im Lazarett Bayreuth jederzeit genügend konsekrierte Hostien bereithalten könne. Da der Weg zur Pfarrkirche zu weit sei, erkundigte er sich beim Erzbischof, ob es möglich sei, „das Allerheiligste mit einer Anzahl von Hostien im Salon des Lazarett-Oberinspektors aufbewahren zu dürfen.“ Weihbischof Dr. Adam Senger gab dem Gesuch unter der Bedingung statt, daß das Zimmer ausschließlich für Gottesdienste gebraucht werde, das Ewige Licht darin immer brenne, der Pfarrer den Tabernakelschlüssel verwahre und mindestens einmal pro Woche in diesem Raum die heilige Messe feiere.<sup>7</sup>

Erklärter Kriegsgegner war der damals amtierende Papst Benedikt XV. (1854–1922, Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche 1914–1922). Er ging aufgrund seines engagierten Auftretens gegen den Ersten Weltkrieg als „Friedenspapst“ in die Geschichte ein. In einer Exhortatio („Verlautbarung“) vom 28. Juli 1915 bezeichnete er den Krieg als „grauenhaft nutzlose Schlächterei“ („horrenda carnificina“), was in den meisten deutschen Übersetzungen zu einem „entsetzlichen Kampf“ abgemildert wurde. Karl Kraus übersetzt es in den „Letzten Tagen der Menschheit“ (I. Akt, 27. Szene) immerhin als „fürchterliches Morden“. Eine im Schweinfurter Photo-Verlag Valentin Benker gedruckte Postkarte zitiert einen Brief des Papstes an Kaiser Wilhelm II. vom 25. September 1914, in dem er ihm mit einem Bibelzitat die Folgen der Kriegstreiberei vor Augen führte: „Indem du die Tempel Gottes zer-

Vom  
kath. Stadtpfarramt Bayreuth

an

dem Erzbischöflichen Ordinariat  
(Erzbischöfliches Ordinariat) Bamberg.



Betreff:

Militärpaulsorge

E. G. V. B.

Aug. 18. VIII 1914

an  
Betr. f. m. v.

zum Besuche.

Durch den vom Hl. Stuhl  
internen 2. Juni l. f. ad  
hiemum verordneten Stell-  
mangel gestatten wir un-  
ter dem Vorbehalt der Genehmigung des  
Erzbischofs der in dem vom  
Erzbischoflichen Ordinariat  
in unvorkündigter  
Schritt zum Aufzuge ge-  
hen d. dem Stadtpfarr-  
amt als nach unten  
bezeichneten Firmen  
unserem zu erwir-  
ten Bestehen des  
Hl. Stuhls Verabreichung

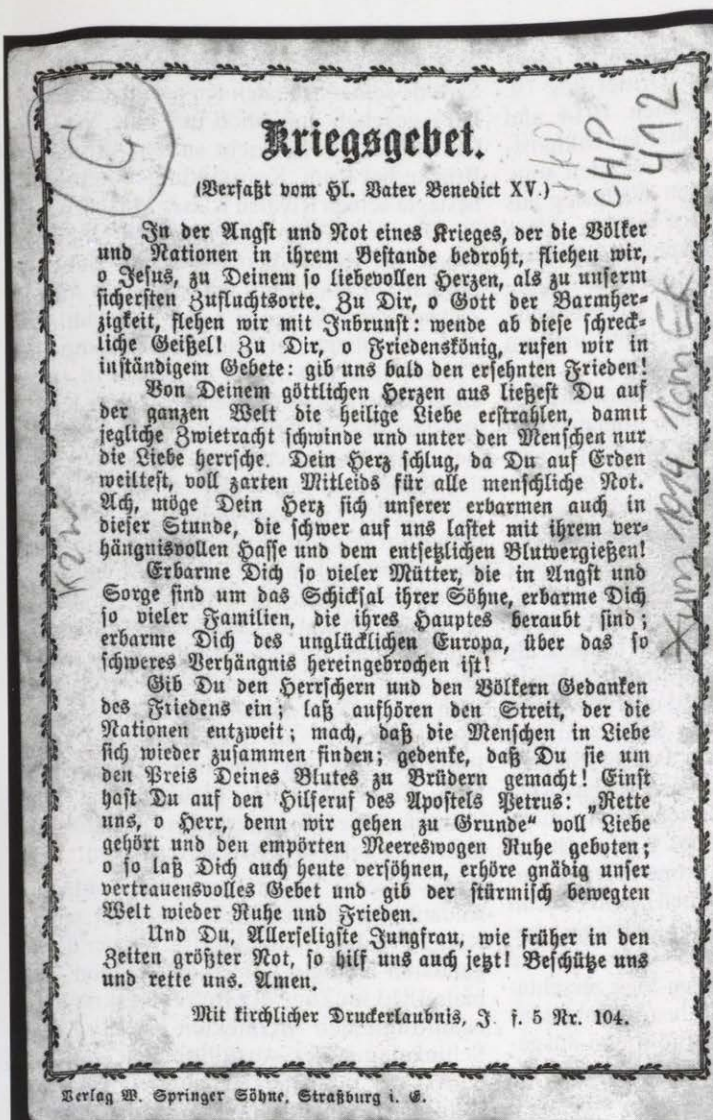
mod. M.

Die Regalla im fepigan Militärr.  
Lagerort ist fimmiltan, so das das  
Allerhöchste in fepigant verfahren  
werden kann. Das Weg zur Kofel.  
Hauptkofel beträgt gegen 25 Minuten.  
Die bei einem vorkommt fepigant  
verfahren Lagerung mit Wasser.  
Lagerort ist vorkommt vorkommt  
vorkommt, immer eine Anzahl Hl.  
Lagerort vorkommt zu fepigant, das das  
Erzbischoflichen Ordinariat der Lagerort, ein  
fepigant Kofel, fepigant fepigant,  
das vorkommt frei ist und zu  
vorkommt vorkommt vorkommt, zum  
Erzbischoflichen Ordinariat der Lagerort  
zum Lagerort vorkommt. Eine  
große Anzahl vorkommt vorkommt ist  
vorkommt zum Lagerort vorkommt  
Lagerort fepigant vorkommt, so das  
ad vorkommt vorkommt vorkommt  
vorkommt.

Das vorkommt vorkommt

Abb. 2: Schreiben des katholischen Militärgeistlichen von Bayreuth, Dr. Simon, 16. August 1914, in dem er das Erzbischöfliche Ordinariat Bamberg um die Erlaubnis bat, die Bataillonsfahne des Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments vor der Abreise an die Front weihen zu dürfen.

Quelle: Archiv des Erzbistums Bamberg, Rep. 4/3 Nr. 176,6.



# Kriegsgebet.

(Verfaßt vom Hl. Vater Benedikt XV.)

Zu der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, flehen wir, o Jesus, zu Deinem so liebevollen Herzen, als zu unserm sichersten Zufluchtsorte. Zu Dir, o Gott der Barmherzigkeit, flehen wir mit Inbrunst: wende ab diese schreckliche Geißel! Zu Dir, o Friedenskönig, rufen wir in inständigem Gebete: gib uns bald den ersehnten Frieden!

Von Deinem göttlichen Herzen aus liehest Du auf der ganzen Welt die heilige Liebe erstrahlen, damit jegliche Zwietracht schwinde und unter den Menschen nur die Liebe herrsche. Dein Herz schlug, da Du auf Erden weiltest, voll zarten Mitleids für alle menschliche Not. Ach, möge Dein Herz sich unserer erbarmen auch in dieser Stunde, die schwer auf uns lastet mit ihrem verhängnisvollen Haffe und dem entsetzlichen Blutvergießen!

Erbarme Dich so vieler Mütter, die in Angst und Sorge sind um das Schicksal ihrer Söhne, erbarme Dich so vieler Familien, die ihres Hauptes beraubt sind; erbarme Dich des unglücklichen Europa, über das so schweres Verhängnis hereingebrochen ist!

Gib Du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens ein; laß aufhören den Streit, der die Nationen entzweit; mach, daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammen finden; gedenke, daß Du sie um den Preis Deines Blutes zu Brüdern gemacht! Einst hast Du auf den Hilferuf des Apostels Petrus: „Rette uns, o Herr, denn wir gehen zu Grunde“ voll Liebe gehört und den empörten Meereswogen Ruhe geboten; o so laß Dich auch heute vernehmen, erhöre gnädig unser vertrauensvolles Gebet und gib der stürmisch bewegten Welt wieder Ruhe und Frieden.

Und Du, Allerheiligste Jungfrau, wie früher in den Zeiten größter Not, so hilf uns auch jetzt! Beschütze uns und rette uns. Amen.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis, J. f. 5 Nr. 104.

Verlag W. Springer Söhne, Straßburg i. G.

Abb. 3: Kriegsgebet aus der Feder von Papst Benedict XV., dem „Friedenspapst“. Rückseite einer Postkarte mit dem Titel „In der Schlacht bei Saarbürg“. Verlag W. Springer Söhne, Straßburg 1914. – Postkarte aus dem Bestand der Universität Bamberg, Lehrstuhl für Europ. Ethnologie.

störst, rufst du die göttlichen Mächte hervor, welche die stärksten Mächte machtlos macht.“ Daneben sieht man Wilhelm II. mit flehend ausgestrecktem Arm hinter Christus her kriechend, der dem Kaiser demonstrativ den Rücken zuwendet. Als Fundort dieser nachgedruckten Propaganda-Karte gibt der

Verlag „eine französische Buchhandlung“ an. Sie spiegelt die Haltung der französischen Katholiken wider, die ihren deutschen Glaubensbrüdern Hochverrat an ihrer Religion vorwarfen. Der Krieg sei ein Vernichtungskampf des Protestantismus gegen den Katholizismus.

In Form von Bildpostkarten wurden „Kriegsgebete“ des Papstes zum Trost der Soldaten in Umlauf gebracht. 1917 versuchte er, den Krieg durch einen Verhandlungsvorschlag abzukürzen. Am 1. August des vorletzten Kriegsjahres appellierte Benedikt XV. schließlich in einer Friedensnote an die kriegsführenden Parteien, wobei er trotz persönlicher Neigung zu Frankreich strikte Neutralität wahrte. Diese Haltung behielt er auch in der Nachkriegszeit bei, und berücksichtigte auch die Deutschen bei seinen umfangreichen karitativen Tätigkeiten.

Im Ersten Weltkrieg entwickelte sich die Postkarte zum Massenmedium; einen ersten Höhepunkt als reine Mitteilungskarte, noch ohne Bild erlebte sie nach Vorläufern in verschiedenen europäischen Ländern im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 dank der damals eingeführten

Portofreiheit für Feldpost.<sup>8</sup> Die illustrierte Postkarte setzte sich dank preiswerter neuer Drucktechniken im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch.<sup>9</sup> Zwischen 1914 und 1918 sollen etwa sieben Milliarden Bildpostkarten als Feldpost befördert worden sein. Der Soldat konnte im Ersten Weltkrieg aus einem breiten Motivangebot wählen. Allen Bildern auf Postkarten ist gemeinsam, daß sie nicht die brutale Realität des Krieges zeigen. Dafür sorgte die Zensur, die abweichende Meinungen, Kritik am Militarismus und am „Flottenwahn“ zu unterdrücken mußte. Statt dessen propagierten sie Patriotismus und Siegeszuversicht und vermittelten Soldaten und „Heimatfront“ den Eindruck eines „gerechten Krieges“. Der Kaiser ließ sich gerne in christlicher Überhöhung abbilden: in stillem Gebet am Altar einer kleinen Dorfkirche kniend; mit der rechten Faust auf der Brust und dem Spruch „Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein – ich habe den Krieg nicht gewollt“ auf den Lippen; als heiliger Georg, der die Feinde des Reiches in Gestalt des Drachens besiegt, oder als wachsamere Steuermann, der das Staatsschiff in schwerer See auf Kurs hält. Panzer, Siegeskränze und die unvermeidliche Kriegsflotte untermauerten seinen Herrschaftsanspruch. Auch die Photographien des Kriegsalltags, des Soldatenlebens, der Front zeigten nur, was die Öffentlichkeit sehen sollte, wenn auch die Bilder im Laufe der vier Kriegsjahre realistischer wurden. Nach 1916, als die Hoffnung auf einen schnellen Sieg zerschlagen war, wurde der vormals lustige Soldat ins Heroisch-Titanenhafte überhöht und ausgemergelte Mütter und Ehefrauen gaben ihr letztes Geld für Kriegsanleihen. Zu einer dem Medium angemessenen Bildsprache hat man im Ersten Weltkrieg allerdings nicht gefunden, vielmehr sind die kleinformatigen Postkarten mit Attributen und allegorischen Anspielungen überfrachtet. Gerade das aber macht sie heute zu einer mentalitäts- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Quelle.

### *Kreuze und Kreuzeswunder*

Kreuze dienen bis heute als höchste militärische Auszeichnung. Sie besitzen sowohl als verbale wie als bildliche Metapher eine lange

Tradition: Kaiser Konstantin der Große (um 285–337) ließ der Legende nach in die Schilde seiner Soldaten Kreuzzeichen ritzen. Dies geschah angeblich auf eine Weisung Christi vor der Schlacht an der Milvischen Brücke bei Rom. Konstantin gehorchte und besiegte seinen Rivalen Kaiser Maxentius am 28. Oktober 312 im Ringen um die Oberherrschaft im Römischen Reich. So geht der Spruch „*In hoc signo vinces*“ – „*In diesem Zeichen wirst du siegen*“ – auf Konstantin zurück, der überzeugt war, diesen Kampf mit Christi Hilfe gewonnen zu haben. In einem anderen Bericht ist die Rede von einer Kreuzerscheinung am Himmel mit der besagten Beischrift. Historisch belegt ist allerdings nur, daß Konstantin gegen den zahlenmäßig weit überlegenen Gegner triumphierte. Er setzte daraufhin der Christenverfolgung ein Ende und schloß im Jahr 313 einen Vertrag, das so genannte „Edikt von Mailand“, mit dem oströmischen Kaiser Licinius. Es schrieb Religionsfreiheit für das ganze Land vor, womit das Christentum auf dem Weg zur Staatsreligion war.<sup>10</sup> Der konstantinische Leitsatz findet sich auch als Umschrift auf einer Postkarte, die der Nürnberger Jugendstil-Maler Franz Kainzinger entworfen hat.<sup>11</sup> Das Zentrum bildet ein ockerfarbenes Kreuz, über dem zwei gekreuzte Schwerter liegen.

Das Eiserne Kreuz, eines der populärsten soldatischen Ehrenzeichen überhaupt, stiftete König Friedrich Wilhelm III., Witwer der legendären Königin Luise von Preußen, erstmals 1813 im Zuge der Befreiungskriege. Er beauftragte den Architekten Karl Friedrich Schinkel mit der Ausführung seines Entwurfs, der in seiner äußeren Form an das Deutsch-Ordens-Kreuz erinnert, das seit dem 14. Jahrhundert bekannt war. Es war bewußt aus einfachem Metall gefertigt, um zugleich die ritterliche Pflichterfüllung zu symbolisieren.

Zunächst erhielten nur sehr wenige Soldaten das Eiserne Kreuz, was ihm die Aura der Exklusivität verlieh. Ralph Winkle betont, daß „*die Kriegsauszeichnung ... unter Soldaten sehr populär war, weil sich die Verleihung dieser symbolischen Gratifikation nicht mehr – wie bei traditionellen Orden – nach ständischen, sondern nach meritokratischen*

*Grundsätzen richtete. Es war die erste Kriegsauszeichnung in Deutschland, die – nach dem Vorbild des napoleonischen ‚Kreuzes der Ehrenlegion‘ – an alle Kämpfenden, gleich ob Offizier oder Mannschaft, adelig oder bürgerlich, verliehen werden konnte.*<sup>12</sup>

Erneuert hat man diese Stiftung später nur bei höchster Gefahr für das Vaterland: 1870 im Krieg gegen Frankreich und 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Werner Otto Hütte liefert eine beeindruckende Statistik über die steigenden Verleihungszahlen: Vom 2. April 1813 bis zum 30. März 1814 wurden 6.639 Kreuze der zweiten Klasse und 512 Militärehrenzeichen erster Klasse an die Kriegsteilnehmer ausgegeben.<sup>13</sup> Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 brachte noch einmal eine rapide Steigerung der absoluten Verleihungszahlen mit sich. Bis einschließlich Juli 1871 waren acht Großkreuze, 1.230 Eiserne Kreuze erster Klasse, 40.200 Eiserne Kreuze zweiter Klasse am Kämpferband und 3.050 am Nichtkämpferband, insgesamt also 44.488 Auszeichnungen an die Kriegsteilnehmer verliehen worden. Bis März 1872 wurden nachträglich noch etwa 5.000 Kreuze zur Verleihung vergeben, so daß ab Sommer 1870 bis Frühjahr 1872 ungefähr jeder zwanzigste Kriegsteilnehmer auf deutscher Seite mit dem Ehrenzeichen dekoriert worden war.<sup>14</sup> Während des Ersten Weltkriegs wurden ungefähr 5,40 Millionen Exemplare an die ca. 13 Millionen Angehörigen des deutschen Heeres verliehen; das bedeutet, daß etwa jeder dritte deutsche Kriegsteilnehmer damit ausgezeichnet worden ist.<sup>15</sup>

Wie begehrt die Auszeichnung im Ersten Weltkrieg gewesen ist, belegen zahlreiche Notizen, Verweise, Nachfragen in der Feldpost sowohl der Mannschaftssoldaten wie der Offiziere. So vergeht beispielsweise fast kein Tag, an dem der aus dem mittelfränkischen Heilsbronn stammende Major Eduard Doehla (1871–1918) nicht darauf spekulierte, endlich das Eiserne Kreuz zu erhalten, und bei seiner Frau besorgt nachfragte, ob ihm nicht sein Schwager Heinz schon zuvorgekommen sei.<sup>16</sup> Hier einige Auszüge aus den Briefen Doehlas:

Sonntag, 20. September 1914: „*Stadler hat mir heute gesagt, daß ich in Bälde das ‚ei-*

*serne Kreuz‘ für Doucieres bekomme! Der Traum meiner Jugend wird zur Wirklichkeit! Aber erst muß ichs haben, bevor ich mich wirklich freuen kann!*“

Montag, 21. September 1914: „*Stadler sagt mir heute wieder, daß ich sicher das eiserne Kreuz kriege! Aber ich trau der Sache noch nicht! Neulich war ich schon vorgeschlagen u sollte es erhalten – da bekam es Bally u Sartorius. Natürlich – für mich war keins mehr da! Was mir der Sartorius schon geschadet hat! Jetzt soll Rücker gesagt haben er gibt keins mehr her, bis neue Taten kommen! Aber Stadler hat mirs doch zugesagt! O die Orden!*“

Samstag, 26. September 1914: „*Ich hätte schon längst das eiserne Kreuz – aber die Kiste ist bei der großen Bagage, u. die konnten wir in den letzten aufregenden Tagen nicht heranziehen. Also hab ichs wie Ritter – allerdings mehr verdient. Gestern hat mein Batl (III/3) außerdem einen erfolgreichen Sturmangriff gemacht, daß ich dafür schon wieder was kriege. Es dauert mir länglich. Wenn ich durchhalte u. nicht falle, so kriege ich noch mehr! Das wäre das Wenigste.*“

Montag, 28. September 1914: „*Eben 8°V. [= 8 Uhr Vormittag] hat man mir das eiserne Kreuz für Doucieres in mein Erdloch vorgeschickt. Ich möchte heulen vor Freude, der Traum meiner Jugend ist erfüllt. ... Ich bin der 1. Doehla, der diesen schönen Orden erhält, denn er gehört mir ja seit 25. August! – Hoffentlich kriegt ihn Heinz auch! ... Wenn ich heute die Post erwische, schicke ich Dir gleich diesen Brief, damit Du u. Ihr alle meine große Freude mit mir teilen könnt. Jetzt pfeife ich auf alle andern Orden.*“ Im selben Brief gesteht er um 5 Uhr Nachmittag: „*Ich schaue heute den ganzen Tag mein eisernes Kreuz an. Mit 43 Jahren so kindisch, was?*“

Donnerstag, 1. Oktober 1914: „*Deine Briefe hebe ich wie einen Talisman auf solange es geht, später kommen sie in den Koffer, aber lang gehts nimmer, schon bauscht sich mein Busen unheimlich u. daneben hängt das eiserne Kreuz. – Mausl, nicht ärgern wegen des eisernen Kreuzes, Du kannst mit Fug u. Recht überall sagen: ‚Mein Mann hats seit 25. Au-*

gust!‘ Und da haben’s noch nicht viele gehabt, weil ja wir zuerst zum Gefecht kamen.“

Sonntag, 4. Oktober 1914: „Hetzel hat das eiserne Kreuz I. Kl gekriegt für das tapfere Verhalten seiner Division. Er war bescheiden genug u. hat mitteilen lassen, er habe dem kommandierenden General gemeldet, daß er diesen Orden nur für jeden einzelnen Offiz. u. Mann der Div. trage!“

Dienstag, 6. Oktober 1914: „Genau am 28.9. an dem Du schreibst, daß Heinz sein eisernes Kreuz telegraphisch anzeigte, habe ichs auch bekommen. Ich hätte Euch ja mit dem besten Willen nicht telegraphieren können, wir da vorne treiben es nicht so nobel – übrigens hätte ich auch nicht telegraphiert, weil ich Euch in so ernster Zeit wegen eines Ordens nicht in Angst u Schrecken versetzen möchte. Inzwischen habt Ihr ja hoffentlich die Mitteilung. Also Ilse kann sich trösten. Wie

gesagt, ich hatte es ja schon lange!“ – 2 Uhr nachts: „Nachdem alle eisernen Kreuze immer in der Zeitung stehen, könnte man das Gebrüderpaar auch nennen, mir ists nur wegen Euch u. der anderen Leute. Mir liegt nichts daran – ich habs, das ist die Hauptsache.“

Freitag, 29. Januar 1915: „Der Schneider soll an meine Feldröcke die Bänder vom eisernen Kreuz und M.V.O [Militärverdienstorden] ins Knopfloch machen.“

Zu Pfingsten 1915 stieg Doehlas Freude ins Unermeßliche, als er mit Datum vom 23. Mai 1915 das Eisernen Kreuz I. Kl. erhielt „für hervorragend umsichtige und mutige Führung seines Bataillons beim Sturm auf den Zamezyzko am 2.5.1915“, wie er seiner Familie stolz mitteilte.

Neben dem Eisernen Kreuz taucht das sog. „Kreuz von Saarburg“ auf zahlreichen Post-



Abb. 4: Am 20. August 1914 tobte am südlichen Ortsrand von Saarburg (heute Sarrebourg) an der Straße nach Bühl (Buhl) eine der legendären Grenzschlachten um Elsaß-Lothringen zwischen Deutschen und Franzosen. Die erhaltene gebliebene Christusfigur eines ansonsten schwer beschädigten Feldkreuzes aus dem Jahr 1875 wurde als Zeichen der Hoffnung gedeutet und entwickelte sich zum Ausflugs- und Pilgerziel deutscher Soldaten und ihrer Angehörigen. Diese Gruppe wird von ihrem Feldgeistlichen (erste Reihe, zweiter von rechts) begleitet, erkennbar an der Feldmütze mit Kreuz.

Postkarte aus der Privatsammlung Gabrielle Geoffroy, Sarrebourg.

karten des Ersten Weltkrieges auf.<sup>17</sup> Es zeugt bis heute von einem Gefecht, das am 20. August 1914 in Lothringen zwischen Franzosen und Deutschen mit hohen Verlusten auf beiden Seiten ausgetragen wurde. Unter Führung von Kronprinz Rupprecht von Bayern (1869–1955), Oberbefehlshaber der deutschen 6. Armee, konnten die Deutschen am 20. August 1914 in der Schlacht bei Saarbürg den französischen Angriff zunächst parieren, schafften es jedoch nicht, die französischen Linien bei Nancy/Epinal endgültig zu durchbrechen. Während dieser Schlacht wurde ein 1875 errichtetes Feldkreuz durch Granatsplitter derart beschädigt, daß der Gekreuzigte ohne Kreuz unversehrt auf dem Sockel stehen blieb. Dieses Bild wurde von den Kämpfenden wie von Angehörigen der Gefallenen als Zeichen der Hoffnung gewertet, durch Postkarten popularisiert und zum Ziel von Ausflugs- und Pilgerfahrten erkoren. Da die 4. Infanterie-Division von Würzburg Teil der 6. Armee war, haben sich bis heute auch in fränkischen Familien Feldpostkarten mit dem Kreuz von Saarbürg erhalten. Der 24jährige Würzburger Infanterist Otto Seidel, später Hausmeister und Präparator an der Universitäts-Augenklinik am Röntgenring, erlebte just bei dieser Schlacht seine „Feuertaufe“.<sup>18</sup>

### *Schutzengel bei den Feldgrauen*

Der Glaube an geflügelte Helfer ist im Islam, im Judentum und unter Christen gleichermaßen anzutreffen. Als Vorbilder für die industrielle Massenbildproduktion im christlichen Europa dienten die Engel der Nazarener; durch ihre Bilder entstand in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein regelrechter Engeltum. Schutzengel waren zur Zeit des Ersten Weltkrieges in katholischen wie protestantischen Haushalten quer durch alle gesellschaftlichen Schichten als Porzellanfiguren und als Wandschmuck, auf Andachts- und Fleißbildchen vertreten. Auf den Feldpostkarten fungieren Engel als Retter in höchster Gefahr: sie stehen wie eine unsichtbare Wand zwischen dem Feind mit dem Finger am Abzug und dem ahnungslosen Opfer, sie tragen Gefallene vom Schlachtfeld, bringen Friedenspalmen oder schweben mit dem Sie-

geskranz dem unerschrockenen Helden entgegen. Sie wachen daheim über dem Bett der Kinder, die ihre fernen Väter in ihr Gebet einschließen, oder sitzen anstelle des Vaters und Ehemannes bei Tisch.

### *Heilige Helfer*

Die verschiedenen Truppengattungen beriefen sich auf bestimmte Heilige, die ihnen als Schutzpatrone zur Seite standen. Der heilige Georg wachte über die Kavallerie. Seine Stärke im Kampf gegen den Drachen und seine Furchtlosigkeit galten als vorbildhaft für die Soldaten zu Pferd. Die Infanterie hatte den heiligen Moritz (Mauritius) an ihrer Seite, Jäger und Schützen die Heiligen Hubertus und Sebastian, Pioniere den heiligen Joseph und Fahrer den heiligen Christophorus. Mit der heiligen Barbara gab es auch eine weibliche Schutzpatronin. Der Legende nach in einem Turm gefangen, wurde ihr eine besondere Beziehung zu jeder Art von Befestigung zugeschrieben. So stand sie den Artilleristen beim Erstürmen von Festungen bei.

### *Christus im Feld*

Die Christus-Darstellungen auf den Bildpostkarten des Ersten Weltkrieges sind so vielfältig, daß sie beinahe jedes Anliegen sowohl der Männer an der Front als auch der Angehörigen in der Heimat bildhaft machen. Jesus geht den Soldaten voran als Führer, begleitend und beschützend, er bringt den Kämpfenden im Schützengraben Hilfe und Kraft und den Verwundeten Hoffnung und Zuversicht. Er verläßt den Soldaten nie, selbst nachts auf dem Schlachtfeld ist er bei jedem einzelnen. Das Kreuz, das er getragen hat, wird in Beziehung gesetzt zu der Last, die den von Not und Sorgen, Verwundungen und Verstümmelungen gezeichneten Soldaten aufgebürdet ist. Das Wissen um die Passion Christi wird so zum aktiven Mitleiden. Militärische Gefolgschaft entspricht der Treue in der Nachfolge Christi. Die Postkartenmotive suggerieren, daß auf den bis zuletzt treu glaubenden Soldaten im Jenseits der Auferstandene wartet. Er nimmt dem Sterbenden die Todesangst, verheißt Erlösung und ewiges

Leben. Doch auch die Weisheit eines barmherzigen Gottes wird deutlich: Jesus Christus erkennt auf dem Schlachtfeld den Irrwitz des Krieges, er trauert über alle Toten, gleich welcher Nation, er bittet bei Gottvater um Vergebung für die Menschheit. Die unterschiedlichen Christus-Darstellungen spiegeln verschiedene Stadien der Haltung der Menschen zum Ersten Weltkrieg wider: von anfänglicher Begeisterung über zunehmendes Entsetzen angesichts der grausamen Wirklichkeit des Krieges bis zur Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung.

### *Gebete und geistliche Lieder*

Gebete und religiöse Lieder sind Kommunikation zwischen Mensch und Gott. Im Krieg fungieren sie als Texte „gegen die Angst“.<sup>19</sup> Sie geben Halt und wecken Zuversicht.

Die Kirchen verteilten im Ersten Weltkrieg Gebet- und Gesangbüchlein im handlichen Format kostenlos an die Soldaten, nicht nur für die Feldgottesdienste, sondern auch als ständige Begleiter im Tornister. Feldpostkarten mit illustrierten Gebeten oder Liedern geben Einblicke in diese religiöse Praxis und belegen den Glauben an die göttliche Allmacht. Demnach baten die Soldaten Gott um Führung, Schutz und Genesung. Die Sehnsucht nach dem Sieg verbanden sie mit der Hoffnung auf Heimkehr und ein Wiedersehen mit den Angehörigen. Die Stoßgebete, die Kinder, Ehefrauen, Mütter und Geliebte gen Himmel schickten, klangen ganz ähnlich. Glaubte man den Postkarten, dann beteten die Daheimgebliebenen in ihrer Zwiesprache mit Gott nie für sich selbst, sondern immer für die Männer an der Front. Typische Motive sind Frauen mit gefalteten Händen vor Wegkreuzen, Kinder beim Abendgebet oder die vater-

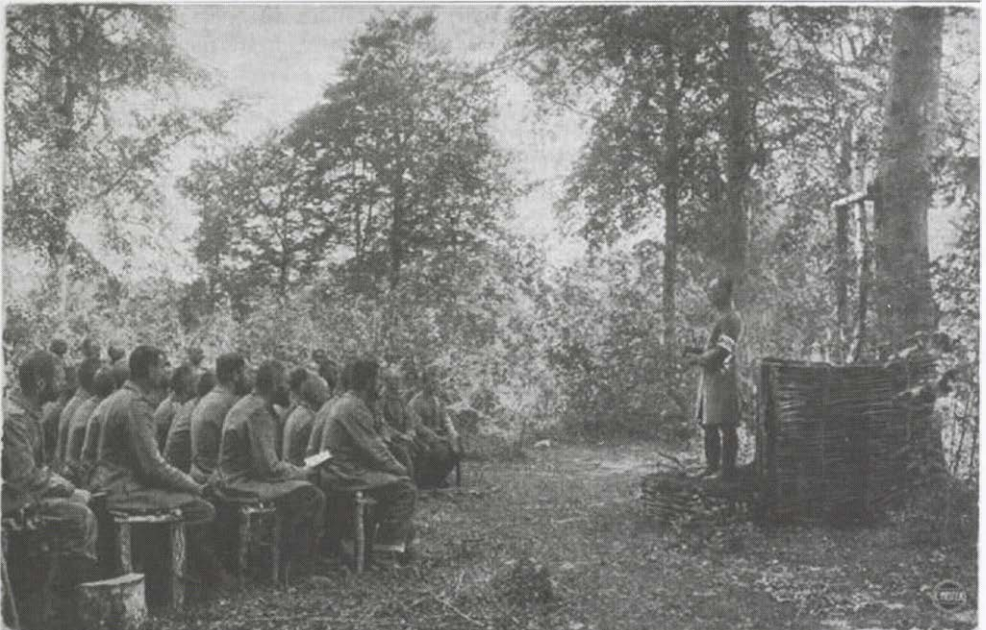


Abb. 5: Feldgottesdienste fanden nur selten auf freiem Feld statt. Wegen möglicher Fliegerangriffe wurden sie in den Kirchen der besetzten Gebiete gefeiert, oder wenigstens – wie diese Postkarte zeigt – im Wald oder unter Bäumen. Altar, Kanzel und Sitzgelegenheiten waren behelfsmäßig hergestellt. Protestanten und Katholiken feierten ihre Gottesdienste im Kriegsalltag konfessionell getrennt, nutzten aber dieselben temporär errichteten Gottesdiensträume. Diese Karte schickte Andreas Beckstein an seine Eltern in Alfershausen bei Thalmässing/Mfr. am 12. August 1915 und erläuterte, daß es sich hier „um unseren Feldgottesdienstplatz ... in Saargemünd“ handelt

(Postkarte aus der Slg. Walter Mehl, Roth).

lose Familie beim Tischgebet. Bekannte Gebete wurden verändert und um kriegsrelevante Themen erweitert. Gebet-Parodien gibt es vor allem auf der Grundlage des Vaterunser. Das sogenannte „Fluchvaterunser“ verunglimpfte je nach Ausführung Rußland, England oder Serbien. Diffamierungen des Feindes dienten der Rechtfertigung des Krieges. Solche Parodien wurden von kirchlicher Seite nicht unterstützt. Auf den Feldpostkarten finden sich ganze Liedtexte oder einzelne Strophen. Zu den beliebtesten Liedern auf Kriegspostkarten zählen religiöse wie Theodor Körners (1791–1813) „Gebet während der Schlacht“ und das niederländische Dankgebet „Wir treten zum Beten“, das Lieblingslied Kaiser Wilhelms II.

### Fazit

Bildpostkarten 1914 bis 1918 vermitteln ein verharmlosendes, sentimentales, kitschiges Bild des Krieges. Dazu trugen auch die religiösen Motive bei, die fest in der christlich geprägten Bildtradition Europas verankert sind. Sie spendeten Angehörigen verschiedener Konfessionen und Religionen Trost. Geistliche schwärmten vom „heiligen deutschen Krieg“, in dem deutsche Soldaten „heiligstes Blut“ vergossen. Dieser „große, heilige Krieg“ sollte – so predigten sie – dem Guten zum Sieg gegen das Böse verhelfen. Postkarten spiegeln diese Haltung wider und stellen eine ergiebige Quelle für die Erforschung von Mentalitäten und kollektiven Deutungen dar. Sie waren jedoch nicht die Wurzel für, sondern die kommerzielle Antwort auf gesellschaftliche Bedürfnisse.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Brief Luthers an den sächsischen Feldoberst Assa Ritter von Kram im Zuge des Bauernkrieges, erschienen in Wittenberg 1526: Luther, Martin: Ob Kriegsleute in seligem Stande sein können. Dessau 1934.
- <sup>2</sup> Kölnische Volkszeitung, Morgenausgabe, Nr. 817, 18.9.1914.–1914 erschien das Blatt dreimal täglich mit einer Auflage von 30.000 Exemplaren.
- <sup>3</sup> Leicht, Johann (Hrsg.): Das Kriegs-Vaterunser. Predigten über das „Vater unser“ zur Kriegszeit

1914, gehalten auf der Domkanzel in Bamberg. Bamberg 1914.

- <sup>4</sup> Ders. (Hrsg.): Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit zu Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge. Würzburg 1917.
- <sup>5</sup> Archiv des Erzbistums Bamberg, Rep. 4/3 Nr. 169,4.
- <sup>6</sup> Archiv des Erzbistums Bamberg, Akten des Erzbischöfl. Generalvikariats Bamberg: „Militärseelsorge in Bayreuth“, Nr. 2710.
- <sup>7</sup> Vgl. ebd., Nr. 2758.
- <sup>8</sup> Willoughby, Martin: Die Geschichte der Postkarte. Ein illustrierter Bericht von der Jahrhundertwende bis in die Gegenwart. Erlangen 1993.
- <sup>9</sup> Walter, Karin: Postkarte und Fotografie. Studien zur Massenbild-Produktion (= Veröff. z. Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 56). Würzburg 1995.
- <sup>10</sup> Vgl. Dinkler, Erich/Dinkler-Schubert, Erika: Kreuz, in: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. II. Rom u.a. 1994, Sp. 562-590, hier bes. Sp. 574f. – Os, H. W. van/Jázai, Géza: Kreuzlegende, in: ebd., S. 642-648.
- <sup>11</sup> Zu Kainzinger vgl. Pese, Claus: Jugendstil aus Nürnberg. Handwerk zwischen Kunst und Industriekultur. Stuttgart 2007, S. 80-93.
- <sup>12</sup> Winkle, Ralph: Zur Dingbedeutsamkeit des Eisernen Kreuzes. Eine volkskundliche Symbolanalyse, in: Korff, Gottfried (Hrsg.): Kriegs-Volks-Kunde. Erfahrungsbindung durch Symbolbildung in Kriegen des 20. Jahrhunderts. Tübingen 2005, S. 33. – Vgl. auch Ders.: Der Dank des Vaterlandes. Eine Symbolgeschichte des Eisernen Kreuzes 1914 bis 1936 (= zugl. Diss.). Essen 2007.
- <sup>13</sup> Hütte, Werner Otto: Die Geschichte des Eisernen Kreuzes und seine Bedeutung für das preußische und deutsche Auszeichnungswesen von 1813 bis zur Gegenwart. Bonn 1968, S. 51.
- <sup>14</sup> Ebd., S. 59.
- <sup>15</sup> Geißler, Harald: Das Eiserner Kreuz 1813 bis heute. Norderstedt 1995, S. 11. – Vgl. auch Hütte 1968 (wie Anm. 13), S. 75f.
- <sup>16</sup> Major Eduard Doehla, Sohn des Regierungsrats Philipp Doehla, katholisch, trat am 15. August 1891 als Dreijährig-Freiwilliger in die bayerische Armee ein. 1914 bis 1916 führte er das II./3. Infanterie-Regiment Prinz Karl von Bayern im 1. Armeekorps, 2. Division, 3. Infanterie-Brigade und war ab 15. Juli 1916 dessen

Kommandeur, ab 9. Februar 1915 Bataillonskommandeur. – Die Briefe wurden der Verfasserin vom Enkel des Majors, Volker Freiherr von Roman, Schernau, freundlicherweise für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt.

<sup>17</sup> Vgl. Lang, Eva-Katharina: Das Kreuz von Saarburg – ein Wunder inmitten des Krieges, in: Glaubenssache Krieg. Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkrieges. Hrsg. v. Heidrun Alzheimer, unter Mitarbeit von Stephanie Böß und Fred G. Rausch. Bad Windsheim 2009, S. 199-213.

<sup>18</sup> Flade, Roland: Mit Gottes Hilfe in die Schlacht. Ausstellung und Buch über Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg über die Ausstellung „Glaubenssache Krieg“, in: Main-Post, 17.4.2009, online-Ausgabe: [http://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/Mit-Gottes-Hilfe-in-die-Schlacht;art735\\_5076078](http://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/Mit-Gottes-Hilfe-in-die-Schlacht;art735_5076078) (Aufruf 18.1.2010).

<sup>19</sup> Vgl. Wittenberg, Andreas F.: Die deutschen Gesang- und Gebetbücher für Soldaten und ihre Lieder (= Mainzer Hymnologische Studien, Bd. 23; zugl. phil. Diss. Bamberg 2009). Tübingen 2009, S. 359.

## Nach der ‚Urkatastrophe‘ des 20. Jahrhunderts – Politische Kultur in Franken zwischen Erstem Weltkrieg und Krisenjahr 1923

von  
Werner K. Blessing

### *1. Aufbruch in einen ‚heiligen Krieg‘*

Am Nachmittag des 1. August 1914 wurde, wie überall im Deutschen Reich, in Bayreuth die Mobilmachung verkündet, auch von der Bühne des Festspielhauses, vor dem 3. Akt des ‚Parzival‘. Carl Muck dirigierte die Oper dennoch zu Ende – vor gelichteten Reihen und mit Lücken im Orchester, da junge Männer sogleich in ihre Garnisonen aufbrachen –, in einer Atmosphäre ungewöhnlicher Ergriffenheit. Die Erlösungsmystik dieser Oper wurde unmittelbar auf das eigene Volk bezogen: Der Gral erschien als ein Symbol deutschen Heils. Am nächsten Tag schrieb das ‚Bamberger Tagblatt‘: *„Klar zum Gefecht ... der Sturm bricht los. Schande über die, die in verbrecherischer Weise den Frieden brachen. Wenn es eine Vergeltung in der Weltgeschichte gibt, dann muß unsere Sache siegen.“* In den Bürgervierteln der fränkischen Städte strömten Freiwillige zu den Meldestellen, eine Welle der Hilfsbereitschaft erfaßte die Frauen. In der Fabrikstadt Hof hatte allerdings, wie in vielen Städten Europas, wenige Tage vorher eine große Friedensdemonstration der Sozialdemokratie die kriegsbereiten bürgerlichen Stimmen übertönt.

Als der Krieg doch ausbrach und die Truppen in der Augustsonne umjubelt auszogen, lag denn auch hier und andernorts über den Arbeitervierteln bedrückte Stille. Auch auf dem Land herrschte eine düstere Stimmung vor. Die Bauern waren mitten in der Ernte, für die sie alle Männer, alle Pferde brauchten, und sie fürchteten überhaupt seit je Kriege als oft verheerenden Einbruch.

Dennoch trugen zunächst alle Schichten diesen Krieg mit, auch die von Kaiser Wilhelm II. einst als „vaterlandslose Gesellen“ beschimpften Arbeiter, da er Notwehr schien. Man glaubte durchweg an eine Verteidigung gegen Feinde, die Deutschland seit langem seinen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg neideten, ja ihm nun sein Existenzrecht bestritten. Überdies glaubte man an die Überlegenheit der deutschen Kultur über westliche Zivilisation und russische Barbarei. Die Deutschen hielten sich für moralisch wie militärisch besser, sie zogen in einen „heiligen Krieg“, überzeugt von ihrer gerechten Sache und eines raschen Erfolges gewiß. Ein Erlanger Professor, auch er Kriegsfreiwilliger, schrieb später im Rückblick auf 1914: *„Man konnte sich den*

*Krieg nicht anders als siegreich vorstellen.*“ Aufgewühlt drängten viele in die Kriegsgottesdienste wie in Nürnberg-Heiliggeist, wo – an einem Werktag-Abend – zweimal gepredigt werden mußte *„und jedesmal standen die Menschen in allen Gängen – annähernd viertausend Menschen ... die Abendmahlsfeier danach war die weitaus größte meiner Nürnberger Zeit ... Es waren Stunden urmächtigen Erlebens.“*

Bald wurden die ersten Siege gefeiert, und man erhielt markige Feldpostgrüße wie die eines Bamberger Magistratsrats, der jetzt als Hauptmann in Lothringen stand: *„Unter starkem Kanonendonner sende ich allen Herrn des Magistratscollegiums die besten Grüße.“* Oder es kamen beruhigende Karten wie die eines Landsturm-Unteroffiziers aus Belgien: *„Wir hätten es hier nicht besser treffen können. Täglich fährt ein Mann nach Lüttich, um Zigarren, Wurst und Wein zu kaufen. Ihr braucht uns also vorerst nichts zu schicken außer Zeitungen.“* In der Heimat – man sprach allgemein vom ‚Feld‘ und von der ‚Heimat‘ – einte der ‚Burgfrieden‘, den Wilhelm II. beschworen hatte, die weltanschaulichen Lager und politischen Parteien zur Notgemeinschaft. So verzichtete man etwa vor kommunalen Ersatzwahlen selbstverständlich auf jeden Wahlkampf. Die herrschende Haltung war heroisch, opferbereit und sittlich. Der Pfarrer von Unterrodach, dem Flößerdorf hinter Kronach, schrieb an seine Münchner Verwandten: *„Gott stellt unser Volk, in dem Zucht und Glauben schwinden, in die Bewährung. Wir gehen in eine eiserne Zeit.“*

## 2. Verstörende Kriegsnot

Doch das hehre Kriegsbild bekam Risse. Die zunächst beeindruckende Präzision und Schlagkraft moderner Armeen führte in einen technisierten Vernichtungskampf. Auf sein Grauen waren die Soldaten nach vier Friedensjahrzehnten weder durch den Kasernen-drill vorbereitet noch durch das Bild vom *„frischen, fröhlichen Krieg“* in Schulbüchern und Festreden zum Sedanstag. Nun brachte die Feldpost aus den Schützengräben andere Briefe: *„in unbeschreiblicher Sehnsucht nach der Heimat“*, *„im Feuersturm der Flammenwerfer“*, *„ich bete täglich um den Frieden“*.

Oder: *„Meine Lieben, teile euch mit, daß ich soeben das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten habe. Laßt es ins Tagblatt setzen. Geschrieben mit linker Hand, den rechten Arm hat das Eiserne Kreuz gekostet.“* Auch die Gefallenenlisten in den Zeitungen wuchsen rasch.

Zur Sorge um die Angehörigen im Feld kam die um den eigenen Lebensunterhalt. Da Deutschland 1914 zwar hochgerüstet, aber wirtschaftlich auf keinen jahrelangen Abnutzungskrieg vorbereitet war, weil die Fachleute aller Mächte mit einem kurzen Entscheidungskampf gerechnet hatten, beherrschte bald der Mangel den Alltag. Die Ernährung verschlechterte sich trotz strenger Rationierung – seit 1915 gab es erstmals Lebensmittelmarken – dramatisch. Denn eine britische Seeblockade brachte die Einfuhr von Lebensmitteln, Futtermitteln, Kunstdünger fast zum Erliegen, und die eigene Produktion ließ durch Erschöpfung der Böden, Übernutzung der Geräte und Gebäude und den Ausfall vieler Männer mit ihrer Kraft und ihrem Arbeitswissen stark nach. Der Bürgermeister von Untersteinach im Frankwald etwa klagte: *„Jetzt stehen die Frauen vielfach allein. Sie kennen nicht die Fruchtfolgen und es muß geackert werden. Das können in unserem Dorf keine drei Frauen.“* Die Arbeitslast stieg allenthalben, oft bis zur Erschöpfung der schlecht ernährten Menschen. Denn das Massenheer – insgesamt wurden bis 1918 elf Millionen eingezogen – riß große Lücken und mußte zugleich mit Gütern und Diensten versorgt werden. Auch verschob der Krieg Einkommensverhältnisse, ja das Sozialgefüge. In der auf Rüstungsgüter umgestellten Metallindustrie, etwa in Schweinfurt und Nürnberg, auch in der Elektrobranche stiegen Unternehmergewinne und Arbeiterlöhne rasch – manch' junger Facharbeiter warf provozierend mit Geld um sich –, während in der Textilindustrie Oberfrankens Kurzarbeit und Betriebseinstellungen die Arbeiter schwer bedrängten. Auch in Handwerk und Heimgewerbe öffnete sich eine Schere zwischen Nutznießern des Krieges wie der Korbflechterei um Lichtenfels, die massenhaft Geschößkörbe herstellte, und Geschädigten wie dem Baugewerbe, das weitgehend stillstand, oder Handwerksbetrieben, die nach dem Soldatentod des Inhabers eingingen. Beamte hatten zwar si-

chere Stellen. Aber sie waren durch die Kriegs-  
bürokratie oft überlastet, und die Gehälter blie-  
ben hinter der Geldentwertung immer mehr  
zurück.

Wie auch jeweils die Lage war, alle verban-  
den drei Erfahrungen. Das eine waren die Er-  
schütterung vertrauter Lebensumstände und  
ganz ungewohnte Zwänge, besonders durch  
einen beispiellosen Wirtschaftsdirigismus, mit  
dem der Staat, um alle Ressourcen für die Ent-  
scheidung im Feld und das Überleben in der  
Heimat zu mobilisieren, seit 1916 Rohstoffe  
und Arbeitskräfte, Produktion und Konsum  
lenkte. Zweitens untergruben soziale Konflikte  
den ‚Burgfrieden‘, vor allem die Verbitte-  
rung zwischen Bauern und Konsumenten in der  
Stadt. Jene erfüllten häufig ihre Abgabepflicht  
nicht, diese bedrängten als Hamsterer die Dör-  
fer wie Nürnberger, die an Sonntagen aus über-  
füllten Zügen auf die Felder bis Forchheim  
und Bamberg ausschwärmten. Drittens verfielen  
herkömmliche Werte wie Redlichkeit und  
Rücksicht, was besonders der unter dem ge-  
lenkten Mangel blühende Schwarzmarkt  
zeigte.

Aus dem siegesfrohen Aufbruch 1914 wurde  
bestenfalls zähes Durchhalten. Schon Anfang  
1916 berichtete der Regierungspräsident von  
Oberfranken nach München, daß „*die erste  
Kriegsbegeisterung längst verschwunden ist  
und bei jedermann ein sehndes Verlangen  
nach Frieden besteht*“; der ‚vaterländische‘  
Appell, Kriegsanleihen zu zeichnen, fand im-  
mer weniger Echo. Obwohl die Bevölkerung  
größte Opfer brachte und die Wirtschaft 1917  
noch einmal erstaunlich gesteigert werden  
konnte, gelang an der entscheidenden West-  
front kein Durchbruch zum erhofften Sieg. Als  
zur Überlastung die Enttäuschung kam, wich  
die Kriegsbereitschaft trotz massiver Durch-  
haltepropaganda steigender Kriegsmüdigkeit.  
Sie verschärfte sich vor allem in den unteren  
Schichten bis zur Kriegsverweigerung, die of-  
fenen Protest auslösen konnte. Hungerkrawalle  
mehrten sich wie in Hof: Vor dem Rathaus  
verlangten an die 1.000 Menschen, vorwie-  
gend Frauen, die in erster Linie die Nahrungs-  
sorgen trugen, höhere Brot- und Fettkationen,  
aber riefen auch „*Macht Schluß mit dem Krieg,  
der Schwindel soll aufhören, gebt uns unsere  
Männer heraus.*“ Im Fichtelgebirge wurden

Kriegsgewinnler, die üppig kurten, von Frauen  
mit Schirmen attackiert. Vor allem nahmen  
Streiks zu, obwohl sie im Krieg verboten wa-  
ren; der größte im Januar 1918, dem Nürnber-  
ger Metallarbeiter zahlreich folgten, sollte  
reichsweit die Regierung zu Friedensverhand-  
lungen drängen. Beamte und Geistliche ver-  
breiteten von Amts wegen Siegeshoffnung wie  
der Pfarrer von Mögeldorf, der noch im August  
1918 seinen Kirchenvorstand aufrief, „*christ-  
liche Zuversicht auf Gottes Durchhilfe*“ zu  
verbreiten. Doch immer mehr ersehnten Frie-  
den um jeden Preis – zumal im Herbst eine  
schwere Grippeepidemie wütete, die binnen  
weniger Wochen in Nürnberg über 1.000, aber  
etwa auch im kleinen Selb 120 Menschen hin-  
wegraffte. Unter solchen Bedrängnissen verfiel  
die Autorität der Obrigkeit rapide.

### 3. Die abgebrochene Revolution

Friedenssehnsucht und Autoritätsverfall er-  
möglichten im November 1918 ein grundstür-  
zendes Ereignis. In München putschte am 7.  
November unter der Führung von Kurt Eisner,  
dem Vorsitzenden der Unabhängigen Sozial-  
demokratischen Partei (USPD) in Bayern, die  
sich 1917 über der Haltung zum Krieg von  
der SPD links abgespalten hatte, eine kleine  
Schar von Intellektuellen, Arbeitern und Sol-  
daten. Mit einem nicht eben großen Anhang  
aus der Arbeiterschaft der Hauptstadt konnte  
sie die Monarchie stürzen: „*Die Bayerische  
Republik wird hierdurch proklamiert ... Die  
Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt*“, als erste  
im Reich – und nach über 700 Jahren Herr-  
schaft im Land.

Diese Herrschaft war so, wie man sie vor ei-  
nem Jahrhundert, 1818, verfaßt hatte, durch die  
gesellschaftliche Entwicklung im Industrie-  
zeitalter zweifellos überholt. Wie die meisten  
Fürsten im Reich hatte sich König Ludwig III.  
selbst angesichts der vollen Loyalität von So-  
zialdemokratie und Gewerkschaften im Krieg  
nicht zu der Reform durchringen können, wel-  
che die Arbeiterschaft und ein Großteil des  
Bürgertums endlich erwarteten: die Umwand-  
lung der konstitutionellen Monarchie mit ih-  
rem nur vom König abhängigen Kabinett in  
eine parlamentarische, wo der Landtag die Re-  
gierung bildet und kontrolliert – so wie in Eng-

land und den skandinavischen Ländern bis heute. Erst Anfang November 1918 erfolgte dieser Schritt unter dem Druck anschwellender Proteste überstürzt doch. Nun war es zu spät. Aber die Monarchie an sich, als Staatsform, bejahte die Mehrheit im Land nach wie vor. Ihr Sturz war nicht von einer breiten Bewegung gewollt, gar vorbereitet. Er war durch den Überdruß am Krieg möglich geworden, weil niemand in der allgemeinen Erschöpfung und der Erregung über den erwarteten Waffenstillstand wirksam Widerstand leistete. Die Stützen des Thrones, wie es konventionell hieß, Adel und Offizierkorps, hohe Beamtenschaft und Männer der konservativen Gesellschaft, sie versagten alle. Die Verwaltung fügte sich im ganzen Land sogleich der neuen, rasch in lokalen Arbeiter- und Soldatenräten formierten Macht. „*Die eingetretene Umwälzung*“, so meldete der Regierungspräsident von Oberfranken nach München, „*hat sich in der Hauptsache ruhig vollzogen. Die Behörden haben sich überall auf den Boden der Tatsachen gestellt und ohne Unterbrechung im Interesse der Allgemeinheit weitergearbeitet.*“

Zukunftsentscheidend war, daß vom politischen Umsturz in Deutschland keine gesellschaftliche Umwälzung ausging wie 1789 beim Modell der modernen Revolution, der Französischen, und eben erst radikal in der Russischen der Bolschewiki. Die ausschlaggebende Kraft, die Mehrheit der Sozialdemokratie, der die Macht in den Schoß gefallen war, wollte Reformen in der bestehenden Gesellschaft. So suchte sie die Revolution zu zähmen. Gegen die von der entschiedenen Linken angestrebte Räterepublik mit einer Klassenherrschaft des Proletariats setzte sie die parlamentarische Demokratie durch, eine pluralistische Ordnung westlicher Art. Die neue bayerische Verfassung, die sogenannte Bamberger Verfassung, war denn auch ein Kompromiß zwischen ihr und bürgerlichen Parteien, so wie die Weimarer Reichsverfassung, an die sie sich anlehnte. Sie entstand in der fränkischen Bischofsstadt, der vorübergehenden Hauptstadt, weil Regierung und Landtag dorthin auswichen, als sich in München für ein paar Wochen eine Räteherrschaft durchsetzte. Gegen sie wurden von Bamberg aus Freikorps geworben, auch von den Kanzeln des Landes: „*In*

*München rast der russische Terror, entfesselt von landfremden Elementen. Diese Schmach Bayerns darf keinen Tag ... weiter bestehen. Hierzu müssen alle Bayern helfen, ohne Unterschied der Partei.*“ Bei der Eroberung der Hauptstadt folgte freilich dem roten Terror, der das Bürgertum verstört hatte, ein weißer, der die Arbeiter schockierte. Sie hatte bereits vorher die Ermordung Eisners aus der rechtsradikalen Szene empört. All' dies riß tiefe Gräben auf und wirkte traumatisch nach.

Auch Bayerns veränderte Stellung in Deutschland barg Konflikte. Zwar behielt es wie alle Länder seine Staatlichkeit mit eigener Verfassung, aber verlor durch die unitarische Weimarer Verfassung erhebliche Kompetenzen an das Reich. Man sah dies am Verlust gewichtiger Sonderrechte – eigene Armee, eigene Bahn, eigene Post – und spürte es bei den Finanzen: Das Kaiserreich war, wie man sagte, ‚Kostgänger der Länder‘ gewesen, die über die ertragreichen Steuern verfügt hatten, nun wurden diese Länder zu ‚Kostgängern des Reiches‘, das die großen Steuern an sich zog, wurden abhängig von seinen Zuschüssen. Eine Wiedererweiterung des politischen und finanziellen Spielraums wurde ein Hauptziel der bayerischen Regierung, das bis in die späte Weimarer Republik immer wieder Spannungen mit Berlin schuf. Allerdings grollte man in Franken weniger über die stärkere ‚Verreichung‘ als in Altbayern mit seinem oft schroffen Föderalismus. Denn hier herrschte ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein vor. Es gründete in dem regen Reichspatriotismus des 17. und 18. Jahrhunderts, der die vielherrige Territorienwelt des Fränkischen Kreises überwölbt hatte. Besonders die lutherischen Gebiete verband der Nationalprotestantismus kulturell mit Mittel- und Norddeutschland.

Eine Hochburg nationaler Gesinnung kam 1920 mit dem Coburger Land zu Bayern. In dem ehemaligen Herzogtum, das für eine selbständige Zukunft zu klein war, hatte 1919 die große Mehrheit nicht für den Anschluß an das Land Thüringen gestimmt, in dem die anderen ehemaligen Fürstentümer der ernestinischen Wettiner aufgingen, sondern für Bayern. Man stand Franken in Sprache und Volkskultur nahe, war ihm wirtschaftlich verbunden – und Bayern bot in der Nachkriegsnot die bessere

Nahrungsversorgung. Zudem blieben die bedeutenden Kultureinrichtungen der ehemaligen Residenzstadt als ‚Coburger Landesstiftung‘ erhalten. Es war für das Anfang des 19. Jahrhunderts, im napoleonischen Umbruch Europas, entstandene Staatsbayern die einzige Gebietserweiterung von Belang. Daß dieser Anschluß den Coburgern 25 Jahre später die Besetzung durch die Rote Armee und dann 40 Jahre DDR ersparen sollte, ahnte damals niemand.

Die Politische Kultur im Nachkriegsbayern erscheint, anders als vor dem Krieg, tief zerklüftet. Denn die Revolution war ohne breite Basis gewesen, aber sie schuf auch, da nach dem politischen Umsturz abgebrochen, keine neue Gesellschaft. So konnte sie keinen Konsens stiften; sie spaltete das Land in Gewinner und Verlierer. Außerdem entzweite der schwere Druck der Kriegsniederlage, ein mentaler wie materieller, durch gegenseitige Schuldzuweisungen der politischen Lager die Bevölkerung. Besonders die blutig niedergeschlagene Räterepublik in der Landeshauptstadt hinterließ, wie gesagt, Verstörung und Haß. Daher war die in den Wirren von Revolution und Gegenrevolution entstandene Weimarer Demokratie in Bayern von Anfang an mit scharfen Gegensätzen belastet. Konträre Erfahrungen bedingten höchst unterschiedliche Erwartungen und Befürchtungen, Mißtrauen vergiftete die öffentliche Sphäre. Die neue Ordnung blieb zwischen Gegnern von rechts und links schwach.

Auf der einen Seite hingen der Adel, der in Franken noch weitreichende Meinungsmacht besaß, ein Großteil der Bauern und viele im Bürgertum weiter an der Monarchie. Die neue Ordnung wurde, da sie auf einem Bruch historischen Rechts beruhte, bestenfalls geduldet, aber nicht akzeptiert. Andererseits waren viele Arbeiter von der abgebrochenen Revolution enttäuscht. Zwar hatte sie die Republik gebracht und ein auf allen Ebenen allgemeines gleiches Wahlrecht für Männer und Frauen. Die ‚November-Errungenschaften‘ boten seit langem geforderte soziale Verbesserungen – vor allem den Acht-Stunden-Arbeitstag und ein generelles Koalitions- und Streikrecht, das die Gewerkschaften voll ins Recht setzte, – sowie mehr Einkommen und Fürsorgeleistungen. Aber eine Sozialisierung von Banken und

Fabriken kam nicht, und die Eliten des Kaiserreichs – Adel, Offizierskaste, Schwerindustrie, hohe Beamte – blieben nicht nur in ihrer gesellschaftlichen Stellung ungebrochen, sondern behielten auch politischen Einfluß.

#### 4. Bürgerkrieg: Der Kapp-Putsch

Der im Umbruch 1918/19 verschärfte Gegensatz der Orientierungen und Interessen, durch den der Bürgerkrieg auch nach der Niederschlagung der Räterepublik latent blieb, entlud sich schon 1920 erneut. Der reaktionäre Kapp-Putsch, der mit dem Sturz der parlamentarischen Regierung in Berlin die demokratische Verfassung des Reiches wieder beseitigen sollte, fand auch in Franken unter Offizieren und in Bürgerkreisen Zustimmung – dort, wo man die militärische Niederlage 1918 dem ‚Dolchstoß‘ der sozialistischen Revolution in den Rücken des unbesiegten Heeres zuschrieb. Er brach allerdings durch einen reichsweiten Generalstreik und durch den Boykott der Beamten rasch zusammen. Doch wie in mehreren Industriegebieten des Reiches hatte er auch in Teilen Frankens ein Nachspiel, vor allem im Hofer Raum, wo die Sozialdemokraten bei der Spaltung der Partei 1917 in engem Kontakt mit Sachsen größtenteils nach links, zur USPD, gegangen waren wie sonst nirgends in Bayern. Hier kehrten viele Arbeiter nicht in die Fabriken zurück. Sie wollten, einmal mobilisiert, den Umsturz von 1918 doch noch zu einer Revolution, zur gesellschaftlichen Umwälzung weitertreiben. Jetzt entscheide sich, so ein Flugblatt aus Hof, *„ob das Proletariat sein Geschick selbst lenken wird oder ob wir wie bisher Frondienste leisten und uns der reaktionären Bevormundung unterordnen sollen.“* Ein Provisorischer Vollzugsausschuß der USPD und der KPD, in dem sich die Bewegung organisierte, appellierte an das *„revolutionäre Proletariat von Hof und Umgebung ... Steht in Massen auf, die Reaktion ein für allemal aus Deutschland zu verjagen! Alle Räder stehen still! Rüstet Euch zum Widerstand!“* und forderte: *„Rücktritt der Regierungen in Reich und Staat; Bildung rein sozialistischer Regierungen; sofortige Auflösung der Reichswehr und Bildung einer Volkswehr; ... Entfernung aller reaktionären Beamten, Bestrafung aller reaktionären Offiziere;*

*sofortige Sozialisierung der Bergwerke und sonst geeigneter Industrien; Planwirtschaft auf dem Gebiete der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung; sofortige Aufnahme der Beziehungen zu Sowjetrußland; vollständige Gleichberechtigung der Betriebsräte mit den Unternehmern in der Leitung der Betriebe.*“ In Hof und mehreren Orten zwischen Naila und Marktredwitz entwaffneten Arbeiter die von Bürgern und Bauern gegen die Revolution gebildeten Einwohnerwehren, Arbeiterräte bemächtigten sich wieder der öffentlichen Gewalt. Doch an Militär und Chiemgauer Einwohnerwehren scheiterte auch dieser Aufruhr gegen die politische Entscheidung von 1918/19. Aber die beiden so gegensätzlichen Versuche, sie zu revidieren, zeigten drastisch, wie labil die neue Ordnung in einer zerrissenen Gesellschaft war.

Aus den Wirren des Frühjahrs 1920, über denen der sozialdemokratische Ministerpräsident Johannes Hoffmann stürzte, der Bayern von der abgebrochenen Revolution zum parlamentarischen Alltag geführt hatte, ging die konservative Regierung des Ritters von Kahr hervor. Er beherrschte die Staatspolitik bis Ende 1923. Diese Wende entsprach gewiß der bürgerlich-bürgerlichen Mehrheitsgesinnung im Land. Aber Kahr agierte reaktionär und stützte sich auf die ‚vaterländischen‘ Verbände, auf ein militant antidemokratisches Milieu mit nationalistischen und völkischen Grundsätzen. Zudem brachte er Bayern in einen Dauerkonflikt mit dem Reich. Beides ließ die vorwiegend sozialdemokratisch ausgerichtete Arbeiterschaft nun auch in der Staatsführung einen Gegner sehen; sie fühlte sich von den politisch und gesellschaftlich Herrschenden eingekreist. Indem durch Kahr die Auseinandersetzung zwischen Föderalismus und Unitarismus mit offenkundigem Widerwillen gegen die Weimarer Demokratie verbunden wurde und dies auch nach 1923 in der bayerischen Politik nachwirkte, schienen diesen Arbeitern föderale Interessen und Klasseninteressen fatal verquickt. Besonders in Franken, wo ihr Schwerpunkt lag, schadete das dem Bild Münchens und verlor Bayern an Akzeptanz. Der Kapp-Putsch und das, was er auslöste, verschärfte in mehrfacher Weise den Gegensatz

zwischen ‚bürgerlichem Lager‘ und sozialdemokratischem Milieu.

## 5. Die Formierung der politischen Lager

Sichtbar wurde die Polarisierung im Flaggenstreit. Er führte überall im Reich ständig vor, wie umstritten die Weimarer Republik war. Zu den offiziellen Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold bekannten sich nur die Parteien der ‚Weimarer Koalition‘, aus deren Kompromiß die neue Ordnung entstanden war: Sozialdemokratie, Linksliberale und das Zentrum, der Politische Katholizismus außerhalb Bayerns. Seine konservativere Schwester, die Bayerische Volkspartei, zog sich lieber auf die weiß-blauen Rauten zurück, die ihren Bavarismus demonstrierten. Die bürgerliche Rechte hielt meist am Schwarz-Weiß-Rot des Kaiserreichs fest. Dazu herrschte ganz links Rot, bei den völkischen Rechtsradikalen drang das Hakenkreuz vor. An den Farben, die bei öffentlichen Feiern und politischen Kundebungen überwogen, erkannte man die vorherrschende Gesinnung. In Würzburg und Bamberg dominierten die bayerischen Fahnen, in Coburg, Ansbach, Erlangen, Bayreuth die alten Reichsfarben – wo Schwarz-Rot-Gold hing, konnte man schon einmal hören: *„Runter mit dem Schmachfetzen; hier wohnen wohl Juden!“* –, in Nürnberg hingegen, in Schweinfurt und Hof sah man daneben viele Weimarer Fahnen, aber auch immer wieder rote, unter denen mancher junge Arbeiter provokant den Sowjetstern trug. Zur dissonanten Bekenntniskulisse gehörten paramilitärische Bünde, die zuerst, gegen die Revolution und die neue Macht der Sozialisten, von den ‚vaterländischen‘ deutschnationalen und völkischen Kreisen organisiert wurden und dann auch von den anderen Lagern. Sie trugen die Politik auf die Straße. Zahllose Aufmärsche in geschlossener Formation, möglichst uniformiert, mit Marschmusik und heroischem Ritual, demonstrierten grell die Fronten quer durch die junge Republik.

Ideologiefixiert waren auch die Parteien – mehr, als es ein parlamentarisches Regierungssystem mit seinem Zwang zum Kompromiß vertrug. Uneingeschränkt zum neuen Staat bekannte sich nur die linksliberale Deut-

sche Demokratische Partei, die mit dem Nürnberger Oberbürgermeister Luppe einen bedeutenden Vertreter demokratischer Politik im Weimarer Sinn besaß. Doch nach einem anfangs breiten Erfolg vorwiegend im protestantischen Bürgertum verlor sie bereits ab 1920 stark an Gewicht. Die Deutschnationale Volkspartei, eine hauptsächlich von Bauern und Bürgern im protestantischen Mittelfranken und Ostoberfranken gewählte rechtskonservative Sammlung, lehnte die Republik als Frucht der Revolution grundsätzlich ab. Doch sie beteiligte sich seit 1922 an der bayerischen Regierung, die dadurch nach rechts gezogen wurde. Die Bayerische Volkspartei, die Mehrheitspartei im katholischen Unterfranken und Westoberfranken, die diese Regierung von 1920 bis 1933 führte, nahm den Weimarer Staat zwar hin, aber wollte gleichfalls – wie das Bamberger Volksblatt 1924 schrieb – in die „schöne Zeit“ zurück, „als König und Volk Bayerns in Liebe und Treue vereint, die Zeiten durchlebten, die ihnen Gott bescherte.“ Denn für einen König sei Politik eine „ideale Aufgabe zur Wohlfahrt des Volkes“, nicht nur „Geschäft und Spekulation“ der Parteien. Aber auch viele Sozialdemokraten, die in den Industriestädten Nürnberg, Fürth, Schweinfurt, Hof und im gesamten Nordosten Oberfrankens dominierten, befriedigte der Weimarer Kompromiß mit der bürgerlichen Gesellschaft nicht: „Republik, das ist nicht viel, Sozialismus ist das Ziel.“ Die USPD lehnte ihn weitgehend ab. Da in dieser Konstellation die weitaus stärkste Kraft in Bayern, die BVP, sich dauerhaft nach rechts band, fanden sie und die – nach der Wiedervereinigung mit der USPD 1922 – halb so große SPD, die beiden zumindest pragmatisch demokratiegemäßen Parteien, bis 1933 zu keiner Zusammenarbeit, wie sie Sozialdemokratie und Zentrum in Preußen fast die gesamte Weimarer gelang. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Bayerns politische Kultur weniger polarisiert als dort. Nun war sie besonders spannungsreich.

## 6. Das Krisenjahr 1923

Die Konflikte kulminierten 1923, aber wurden dann auch in ihrer Spitze gebrochen und für ein Jahrfünft gedämpft. Denn in diesem Jahr steigerten sich dramatische politische

Konflikte und rapider ökonomischer Verfall wechselseitig. Bereits 1922 war, obwohl es keine Wahlen gab, die politische Auseinandersetzung mit Versammlungen und Straßenauftritten verstärkt in die Bevölkerung getragen worden. Die aggressive Demonstration wurde mehr denn je mit scharfen Reden und Zeitungsartikeln zum gängigen Mittel der Propaganda, mitunter auch mit Fäusten oder Waffen. Das ließ die Öffentlichkeit zu einer Kampfarena hauptsächlich zwischen den Parteien der Rechten und den Sozialdemokraten werden.

Zur politischen Erregung kamen wirtschaftliche Nöte und Ängste: Die seit dem Krieg wirkende Geldentwertung steigerte sich zu einer verheerenden Hyperinflation. Arbeitern drohte Hunger, da die Preise den Löhnen davonliefen, an Beständigkeit gewohnte Beamte sahen, als die Ersparnisse zusammenschmolzen, ihre Lebensplanung und die Zukunft der Kinder – das Studium der Söhne, die Aussteuer der Töchter – wanken, im gewerblichen Mittelstand fürchteten viele, deren Absatz tief einbrach, um die Existenz. Geldvermögen jeder Art, auch die wohltätiger Stiftungen, wurden vernichtet, dagegen Sachwertbesitzer – Unternehmer, Mietshauseigentümer, die mit Hypotheken oft überlasteten Landwirte – entschuldet. Außerdem strichen manche Spekulanten enorme Gewinne ein. Allenthalben verloren so gewohnte materielle Umstände bestürzend an Geltung. Das entwertete auch herkömmliche Regeln, lockerte Moral und Verhalten. Die Sicherheit verfiel, „raffinierte Einbrüche, Bandendiebstähle, Überfälle“ häuften sich. Auch der Antisemitismus schwoll an, da vor allem für den Mittelstand, der sich von Warenhäusern, Großhandel, Fabriken in jüdischer Hand bedroht fühlte, Juden zum Sündenbock wurden. Der Bezirksamtmann von Wunsiedel klagte im November 1922 über den Verfall seit 1914: „Damals ein begeistertes, zu allen Opfern bereits und vor allem einigtes Volk, jetzt eine in allen Kreisen zerrissene, zum Teil gleichgültige, im Bürger- Bauern- und Gewerbestände verderbte, nur den Profitmöglichkeiten des Tages ergebene Bevölkerung ..., der eine sehr hohe Zahl von in jahrelanger verderblicher ... Arbeit verhetzter Volksgenossen gegenüber steht, die ihr Heil nur in der

*kommunistisch-bolschewistischen Weltordnung sieht.“*

In dieser labilen, konfliktschwangeren Situation blühten Gerüchte, die Monarchie solle gewaltsam wiedererrichtet werden. In Hof wurden die Arbeiter zur Verteidigung der Republik aufgerufen, und ein Putsch des Kronprinzen Rupprecht schien auch außerhalb Bayerns so naheliegend, daß sich Hamburger Kaufleute bei Hofer Geschäftsfreunden bereits telephonisch nach dem Verlauf erkundigten. Tatsächlich aber gipfelte das Jahr im Putsch Hitlers. Dieser hatte im Oktober 1922 beim 3. ‚Deutschen Tag‘ der nationalen Rechten aus Deutschland, Österreich und dem Sudetenland in Coburg mit rund 800 Anhängern seinen ersten großen Auftritt außerhalb Oberbayerns gehabt. Die „*Feuertaufe*“ der SA in einer Straßenschlacht mit Arbeitern, die reichsweit Aufsehen erregte, wurde zum Durchbruchsmythos seiner Bewegung. Rasch entstanden in den folgenden Monaten Ortsgruppen von Nürnberg bis in Kleinstädte wie Kronach. Zahlreiche antisemitische Versammlungen zogen vor allem Junge so an, daß Säle gesperrt werden mußten, wobei es häufig zu Schlägereien mit Sozialdemokraten und Kommunisten kam. Darüber hinaus erschienen eigene Zeitungen. Die Nationalsozialisten nutzten am geschicktesten die empörte Volksstimmung nach der Besetzung des Ruhrgebiets Anfang 1923 durch Frankreich und Belgien, gegen die in den Städten Tausende mit Trauerkundgebungen protestierten und die von der Presse monatelang wach gehalten wurde. Überhaupt drängten die Hitler-Leute vielerorts ins Zentrum ‚vaterländischer‘ Kundgebungen, übertrafen, von keiner Bürgermoral gehemmt, andere völkische Gruppen mit der Schärfe ihres Nationalismus und Rassismus und gewannen im Krisenerleben dieses Jahres den stärksten Zulauf. Bald waren sie in ganz Franken präsent.

Das reizte Sozialdemokraten und Kommunisten zu verstärkter Abwehr. Stimuliert, teilweise auch direkt angeleitet durch die Mobilisierung der Linken in Sachsen und Thüringen, wo Massennot und politischer Kampf mächtig erregten, bildeten sich vom Coburger Land aus und weit nach Süden Arbeiterwehren. Wenn der Regierungspräsident von Oberfranken meinte, das geschehe „*angeblich zur Fe-*

*stigung der Republik ... In Wirklichkeit ... zur Abwehr der nat. soz. Sturmtrupps*“, zeigte das, daß er den Zusammenhang beider Motive nicht sah, aber natürlich die Gefahren dieser ‚Aufrüstung‘ von links. Rasch waren mehrere tausend aufgestellt, durch Uniformen oder zumindest schwarz-rot-goldene Bänder oder Totenkopf-Abzeichen formiert. Sie zogen gegen die „*Hitleristen*“ auf, attackierten deren Versammlungen und konnten sie zum Teil auch sprengen. Meist mit Umzügen, Liedern, Symbolen eingeleitet und durch Hetzreden und Alkohol befeuert, entstanden viele kleinere Zusammenstöße und manche „*schwere Keile-reien*“ wie im September 1923 auf den Bahnhof von Pegnitz. Dort trafen Teilnehmer eines ‚Deutschen Tages‘ in Nürnberg auf Kommunisten. Beim Einfahren, so der Polizeibericht, „*ertönen aus dem Zug Heilrufe, die ... auf dem Bahnsteig mit Pfuirufen, ‚Heil Moskau‘ und Schimpfnamen ... erwidert wurden. Daraufhin verließ ein großer Teil der ... Nationalsozialisten den Zug ... [So] konnten wir nicht verhindern, daß ein großer Teil ... über die Sperre sprang und mit Stöcken und Gummiknüppeln die Kommunisten vertrieb und auf sie einschlug.*“

Im Herbst 1923, als die politische Polarisierung im Reich durch einen verschärften Rechtskurs in Bayern und durch die Aufnahme kommunistischer Minister in die SPD-Regierungen Sachsens und Thüringens ihren Höhepunkt erreichte, wurde der Nordsaum Frankens zum Heerlager. Hier konzentrierten sich schwer bewaffnete ‚vaterländische‘ Verbände, über der Grenze in Thüringen ‚Proletarische Hundertschaften‘. Wilde Umsturzerüchte auf beiden Seiten, Schießereien zwischen Vorposten, die Ausplünderung von Juden und emporschnellende Kriminalität heizten eine veritable Bürgerkriegsstimmung an. Sie fiel erst zusammen, nachdem der Münchner Hitler-Putsch, der den Verbänden in Franken das Signal zum Losschlagen geben sollte, gescheitert war und eine Reichsexekution die ‚Volksfront‘-Regierungen in Sachsen und Thüringen beseitigt hatte.

Am Ende des Jahres war der politische Radikalismus rechts wie links durch sein Scheitern diskreditiert, war die bedrohte Einheit des Reiches gerettet und die Hyperinflation durch

eine Währungsreform gebrochen, die der Wirtschaft neues Vertrauen gab. Das öffentliche Leben in Franken normalisierte, die ökonomischen Vorgänge entspannten sich. Für einen Großteil der Bevölkerung begannen die guten Jahre der Weimarer Republik, in denen sich politische Ordnung und Wirtschaftsleben, befreit vom Druck der Extreme, auf einem Mittelweg zu festigen schienen. Es gab zwar noch ein Nachbeben. Der kläglich gescheiterte Putschist Hitler wurde nicht nur in völkischen Bürgerkreisen – etwa im Bayreuther Wagner-Zirkel um das Haus Wahnfried oder bei den Teeabenden „*treudeutscher Frauen*“ in Bamberg – zum sentimental verehrten Märtyrerkönig. Die Wahlen zum Landtag und zum Reichstag im März und Mai 1924 zeigten mit

dem spektakulären Erfolg des Völkischen Blocks, der für die verbotene NSDAP antrat, sein breites Echo. Erst bei der erneuten Reichstagswahl im Dezember dieses Jahres sanken die Rechtsradikalen fast zur Splitterpartei ab, die radikale Linke wurde es. Doch hinter der Szenerie einer nun durch gemäßigte Kräfte bestimmten, von der konservativen BVP dominierten politischen Kultur behielt der Kommunismus in Arbeiterkreisen ein nicht geringes, die Hitler-Bewegung vor allem im protestantischen Franken ein großes, sozial übergreifendes Potential. Beide sollten, als ab 1929 enorme wirtschaftliche Bedrängung die politische Enttäuschung über die Weimarer Demokratie aufreizte, überraschend virulent werden.

## Bedrohte Republik: Politische Kultur in Franken von 1924 bis 1933

von  
Rainer Hambrecht

Früher<sup>1</sup> als anderswo setzte Franken einen verhängnisvollen politischen Trend. Einen Trend, der in den Untergang der Weimarer Republik führen sollte. Denn hier bestimmte die NSDAP bereits zwischen 1924 und 1933 über weite Strecken maßgeblich das politische Geschehen. Wenn der Althistoriker Christian Meier in seinem lesens- und bedenkenswerten Buch „Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit“<sup>2</sup> einen breiten Konsens in der Notwendigkeit des Erinnerns an die beispiellosen Schrecken des Dritten Reichs sieht, dann muß Gleiches fraglos auch für deren Wurzeln in der Weimarer Republik gelten.

### *Anmerkungen zum Raumbegriff „Franken“*

Allerdings bildete Franken vor 1945 keineswegs eine gleichförmige politische Landschaft. Zwar ergaben Ober-, Mittel- und Un-

terfranken zusammen den Reichswahlkreis 26, doch im Grunde war Franken strukturell zweigeteilt: auf der einen Seite Ober- und Mittelfranken, auf der anderen Unterfranken. Statistische Mittelwerte für ganz Franken verbargen die großen Unterschiede. Schon bei den Beschäftigten in Industrie und Handwerk bzw. Land- und Forstwirtschaft traten sie deutlich zutage. Im ersten Fall beliefen sich 1925 die Erwerbstätigen in Industrie und Handwerk – mit industriellen Zentren im Großraum Nürnberg-Fürth-Erlangen sowie im nordöstlichen Oberfranken – auf knapp 43 Prozent, in Unterfranken dagegen nur auf 26 Prozent. Komplementär setzte sich letzteres mit 54 Prozent der in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten merklich vom übrigen Franken ab: Oberfranken: 42 Prozent; Mittelfranken: (trotz seiner nahezu rein agrarischen Westhälfte) 33 Prozent. Noch stärker differierten die beiden Regionen in der konfessionellen Ausrichtung; die Protestanten stellten 1933 in Ober- und Mittelfranken 65 Prozent der Bevölkerung, in Un-

terfranken aber nur 18 Prozent; entsprechend die Katholiken im ersten Fall 33 Prozent, im zweiten 80 Prozent. D.h., ein mehr industriell geprägtes, in weiten Teilen protestantisches Sozialmilieu in Ober- und Mittelfranken hob sich von einem zumeist ländlich-katholischen in Unterfranken ab. Daraus resultierten jeweils parteipolitische Präferenzen.

### *Voraussetzungen für die Erfolge der NSDAP in Franken*

Woher aber rührt die frühzeitige Dominanz der ober- und mittelfränkischen Nationalsozialisten? Zunächst ist auf eine latente Neigung für völkisch-antisemitisches Gedankengut zu verweisen, die bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg entsandten die beiden Bezirke u.a. zwei deutschkonservative Abgeordnete in den Reichstag, Indiz für einen verbreiteten latenten Antisemitismus. Zu einer Hochburg des völkischen Gedankens machten Richard Wagner und dessen Schwiegersohn, der antisemitische Kulturphilosoph Houston Stuart Chamberlain, Bayreuth. Nicht zufällig daher die zahlreichen Besuche Hitlers in der Festspielstadt: Als glühender Verehrer von Wagners Opern pflegte er zudem frühzeitig freundschaftlichen Kontakt zum Hause ‚Wahnfried‘. So traf die NS-Ideologie in Franken auf einen seit langem bereiteten Boden.

Schon in den Anfangsjahren der Weimarer Republik kursierte das böse Wort von ‚der Republik ohne Republikaner‘. Nach kurzer Zeit verkehrte die folgende Wahlentwicklung die ursprünglich überwältigende Zustimmung zur republikanischen Staatsform ins Gegenteil. Ein fränkisches Bezirksamt berichtete schon 1930 lapidar: *„Die große Mehrheit des Volkes hat den Parlamentarismus in seiner jetzigen Form gründlich satt.“*<sup>3</sup> Bekannten sich bei der Wahl zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919 – der ersten nach mehr als vier Weltkriegsjahren und dem traumatischen Schock der militärischen Niederlage und der sogenannten Novemberrevolution, zugleich der ersten mit Frauenstimmrecht – reichsweit 76 Prozent der Wähler zur Republik bzw. zu den Parteien der sogenannten Weimarer Koalition (also zu SPD, DDP und Zentrum bzw. in Bayern zur

BVP), so sank dieser Wert bei der letzten freien Wahl am 5. März 1933 auf 33 Prozent.

Im Vergleich dazu der Niedergang der Republik im Reichswahlkreis 26. Hier wurde die Wählerschaft der staatstragenden Parteien von 1919 bis 1933 genau halbiert – von 84 auf 42 Prozent, während das Lager der Republikgegner (zu dem die NSDAP 82 Prozent beitrug) gleichzeitig von 16 auf 56 Prozent anwuchs. Daneben, und das mag überraschen, lag die Zahl der Befürworter der Republik mit 42 Prozent über dem Reichsdurchschnitt. Zurückzuführen war dies auf eine relativ stabile SPD-Wählerschaft sowie auf mäßigende regionale BVP-Mehrheiten, vor allem in Unterfranken.

Die Ergebnisse in Ober- und Mittelfranken fielen noch extremer aus: Schon 1919 vereinte das rechts- und linksextreme Lager (DNVP, USPD und KPD) hier ein Fünftel aller Wähler hinter sich; ein Wert der sich für NSDAP, DNVP und KPD bis 1933 verdreifachte (62 Prozent, zu denen die KPD nur 4,5 Prozent beisteuerte, die politische Rechte aus NSDAP und DNVP zusammen also 57 Prozent und die NSDAP allein knapp über 50 Prozent). Das bedeutete für den antidemokratischen Rechtsblock innerhalb von 14 Jahren ein Plus von nicht weniger als 44 Prozent der Gesamtwählerschaft.

### *Der Ausgangspunkt (1924)*

Wie konnte es aber zu diesem politischen Erosionsprozeß in Franken zwischen 1919 bzw. 1924 und 1933 kommen? Zweifellos trugen dazu die Nachwirkungen der erheblichen politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen des Jahres 1923 bei, also in Stichworten: Ruhrkampf, Hyperinflation, Frontstellung der sogenannten ‚Ordnungszelle Bayern‘ gegen die Reichsregierung und der daraus resultierende Putschversuch der NSDAP mit dem ‚Marsch auf die Feldherrnhalle‘ sowie seit 1928/29 die Weltwirtschaftskrise.

Das politische Umfeld war geprägt durch SPD, BVP, DNVP und KPD. Für alle Parteien galt, daß sie die Splitterpartei NSDAP bis 1928/29 kaum ernst nahmen, während diese im Verborgenen rastlos an den Grundlagen für ihren späteren unerhörten Aufstieg unter günstigeren Rahmenbedingungen arbeitete.

Die NSDAP war zwar 1924 verboten, Hitler selbst zu ehrenvoller Festungshaft in Landsberg a. Lech verurteilt, aber in Franken gelang es den Nationalsozialisten, sich unter dem Deckmantel kaum verschleierte Tarnorganisationen relativ geschlossen in die Illegalität zurückzuziehen und weiter zu agitieren. Geduldet und begünstigt wurde dies durch führende Beamte, in erster Linie durch den Vorstand der Polizeidirektion Nürnberg-Fürth, Heinrich Gareis. Seine Ernennung hatte er 1923 den Rechtsverbänden verdankt. Wenn 1927 und 1929 die Wahl auf Nürnberg als Veranstaltungsort für den dritten und vierten NS-Reichsparteitag fiel, war das kein Zufall. Den Ausschlag gab neben aller Reichsstadtsymbolik und der zentralen Lage vor allem die betont nachsichtige Handhabung der Polizei gegenüber der NSDAP. Aber nicht nur Beschwerden gegen die Polizei zogen sich in der Folge als roter Faden durch das politische Geschehen, sondern ebenso berechtigt solche gegen nahezu alle anderen Staatsbehörden. Nationalistische Parolen galten den meist deutschnational eingestellten Amtsvorständen als Ausdruck staatsbejahender und darum förderungswürdiger Gesinnung. In der Endphase der Republik erweckten sie den Eindruck, als wollten sie sich das Wohlverhalten der NSDAP durch Nachsicht erkaufen oder als meinten sie noch immer, die Nationalsozialisten ‚als nützliche Idioten‘ für eigene Zwecke einzuspannen zu können.

Franken blieb 1924 – trotz NSDAP-Verbots – vom NS-Gedankengut weiterhin fasziniert; hier bestanden zudem weitgehend intakte Parteikader. Noch im Januar trat in Bamberg der ‚Völkische Block‘ ins Leben – eine antiparlamentarische Wahlplattform für alle Gruppen und Grüppchen völkischer und nationalsozialistischer Tendenz: z.B. die Deutsche Arbeiterpartei (in Franken die stärkste Kraft), die (ursprünglich südbayerische) Großdeutsche Volksgemeinschaft, der Jungdeutsche Orden, der Völkische Bund Bayreuth usw. Aber ohne Integrationsfigur zerfiel die frühere Massenbewegung in sich heftig befehlende Lager; deren einzig gemeinsamer Nenner war die oft beschworene ‚Hitlertreue‘. Trotzdem konnte der ‚Völkische Block‘ bei den Wahlen des Jahres 1924 beachtliche Erfolge erzielen. Im April

wurde er bei der Landtagswahl in Ober- und Mittelfranken mit knapp 26 Prozent der Stimmen stärkste politische Kraft, mit Spitzenwerten von 53 Prozent in der Stadt Coburg und 41 Prozent im Amtsbezirk Naila. Doch die beginnende Stabilisierung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sowie das Chaos im völkischen Lager sorgten zum Jahresende für ein gewandeltes Bild. Bei der Reichstagswahl im Dezember erzielte der Völkische Block im gleichen Gebiet nur etwa 9 Prozent, immerhin noch das Dreifache des Reichsdurchschnitts. Zeitgleich stellten die Nationalsozialisten 1,5 Prozent der fränkischen Stadt- und Gemeinderäte: 6 in Nürnberg und Kulmbach; 4 in Coburg, Eichstätt und Röthenbach a.d. Pegnitz; 3 in Hof, Neustadt b. Coburg, Erlangen und Gunzenhausen usw. Mochte die Quote noch so gering erscheinen, mit ihr rettete die Hitler-Bewegung etwas von den Erfolgen der Jahre 1923/24 hinüber in die schwierige Zeit des Neuanfangs.

### *Der Neuanfang (1925-1928/29)*

Denn der Beginn der wiederbegründeten NSDAP war keineswegs so brillant, wie dies eine spätere Propaganda glauben machen wollte. Mehrere völkisch-nationalsozialistische Gruppierungen bestanden fort, deren zerstrittene Führer Befehlsgewalt und ideologische Ausrichtung der Gesamtbewegung für sich reklamierten. Allein in Ober- und Mittelfranken unterstellte sich die von Streicher geführte Großdeutsche Volksgemeinschaft vorbehaltlos Hitler. Nur hier existierten städtische Ortsgruppen mit mehreren Hundert Parteigenossen, während sie selbst in Metropolen oft bloß wenige Dutzend zählten; nur hier verfügte Hitler über intakte Organisationsstrukturen und eine auf ihn eingeschworene Anhängerschaft. Mit einem Wort: Franken war in den Anfangsjahren für Hitler und die NSDAP das unbestrittene Zentrum, weit vor München und Oberbayern. Dort aufgebrachte Mitgliedsbeiträge und Eintrittsgelder zu den Partei-Versammlungen boten den nötigen finanziellen Rückhalt. Dennoch galt selbst für Franken: Nach anfänglichem Strohfeuer glomm unter viel Asche eine kaum noch sichtbare NS-Glut. Die Polizeidirektion Nürnberg-Fürth be-

obachtete im Herbst 1925 ein „Herabsinken zur Bedeutungslosigkeit“.<sup>4</sup>

Davon ließ sich die Protestpartei neuen Typs nicht entmutigen. Der Nichtbeachtung und den Rückschlägen setzte die politische Splittergruppe eine pausenlose, skrupellose Propaganda entgegen, kombiniert mit zunehmendem Terror. Sie wußte: Besser negative Schlagzeilen, als totgeschwiegen zu werden! Die 1924 gewonnenen Mandate boten ihr in den Volksvertretungen, speziell in den städtischen, geeignete Foren, um öffentliches Aufsehen zu erregen. So überzogen die wenigen NS-Stadträte die fränkischen Kommunalparlamente mit einer beispiellosen Radau- und Obstruktionspolitik – mit unablässiger Diffamierung von Juden und Sozialisten bis hin zu blutigen Schlägereien, mit ständigen Reden zur Geschäftsordnung, mit Mißtrauensanträgen und unsinnigen Agitationsanträgen. Darunter hatte vor allem Nürnberg zu leiden, das der NSDAP bzw. Streicher bis 1927 geradezu als kommunalpolitisches Experimentierfeld diente, ehe es diese Funktion an München und Coburg

verlor. Streicher bekannte offen: „Würde der Erfolg zeigen, daß wir durch Radau machen die Macht ergreifen könnten, so würden wir ... so lange Radau machen, bis der Sieg unser ist.“<sup>5</sup> Jedoch nicht nur in den Parlamenten setzte die NSDAP bzw. ihr Wehrverband SA Radau und bald Terror als Propagandainstrument ein.

Der Volksschullehrer Julius Streicher, 1924 aus dem Schuldienst entfernt, seit 1925 NS-Gauleiter von ganz Franken (d.h., für Ober-, Mittel- und Unterfranken), sorgte für Aufsehen mit einem Antisemitismus neuer Prägung; dieser war nicht mehr religiös oder wirtschaftlich bestimmt, sondern ausschließlich rasseorientiert. Auf die ‚jüdische Gefahr‘ oder – scheinbar objektivierend – auf die ‚Judenfrage‘ liefen alle Reden Streichers und seiner Anhänger hinaus, unabhängig vom Vortragsthema. Der Jude war die Personifikation des Bösen und Minderwertigen schlechthin. Ihn zu bekämpfen, war daher jedes Mittel recht, keine Verleumdung, kein durch pornographische Details angereichertes, jüdischen Mitbürgern wahllos an-



Abb. 1: Einbruch der NS-Propaganda in den ländlichen Raum 1927. Erster Ausmarsch des SA-Sturms 8 (Bayreuth) mit Musikkapelle, angeführt von einer vorauswatschelnden Gans, begleitet von nebenherlaufenden Dorfbuben  
(© Museen der Stadt Nürnberg).

gelastetes Sexualdelikt infam oder perfid genug. Dazu diente Streicher sein antisemitisches Hetzblatt ‚Der Stürmer‘ mit der stereotypen Fußleiste „Die Juden sind unser Unglück“; noch in kleinen Dörfern war er reichsweit in sogen. ‚Stürmer-Kästen‘ öffentlich zu lesen. Das brachte Streicher, dem (in eigener Sicht) ‚Antisemit Nr. 1‘, zwar große Popularität, andererseits hatte er wegen seines primitiven wie brutalen Antisemitismus‘, seines rüden Auftretens und des zweifelhaften Umgangs mit Parteigeldern stets mit einer namhaften innerparteilichen Opposition zu kämpfen. In Folge eines solchen Konflikts stufte Hitler den sogenannten ‚Frankenfürher‘ 1928 zum Gauleiter von Nürnberg-Fürth herab, ehe er ihn, 1929 mit der Gauleitung von Mittelfranken betraute. Insgesamt konnte sich dieser nur dank des Rückhalts bei Hitler auf Dauer in seiner Führungsposition behaupten.

Mit Hans Schemm trat 1926/27 in Oberfranken ein weiterer Volksschullehrer auf den Plan, der dem berühmt-berüchtigten, höchst umstrittenen Streicher durch rastlose Agitation und Schaffung einer eigenen Hausmacht bald ernsthafte Konkurrenz machte und ihn schließlich sogar überflügelte. Er stellte der antisemitischen Hetze nach Streichers Vorbild bald eine neue Propagandavariante zur Seite, nämlich die gegen den Bolschewismus und die Gottlosenbewegung. Laut polizeilichem Urteil sprach er nicht selten wie ein Pastor; d.h., Schemm versuchte, die NSDAP in Oberfranken als christlich-protestantische Weltanschauungspartei zu etablieren, als Gegengewicht zur BVP. Hitler honorierte Schemms Einsatz 1928 mit der Gauleitung für Oberfranken, dann 1933 mit der für die aus Oberfranken, der Oberpfalz und Niederbayern neu gebildete Bayerische Ostmark. Nach der Machtergreifung erhielt Schemm zusätzlich das Amt des bayerischen Kultusministers. Dazu hatte er sich 1929 durch die Gründung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes qualifiziert.

Vervollständigt wurde die Zahl der fränkischen Gauleiter 1928 durch Dr. Otto Hellmuth, Zahnarzt in Marktbreit, 1920 Mitbegründer des völkischen Wehrverbands Bund Frankensland. 1926 begann er seine NS-Karriere mit der Organisation der Würzburger NSDAP-Orts-

gruppe. Vorrangige Themen der NS-Propaganda waren in Unterfranken der Antisemitismus und die wirtschaftliche Not der Landwirtschaft. Aber außer in wenigen mehrheitlich protestantischen Gebieten Unterfrankens blieb Hellmuth völlig im Schatten der anderen fränkischen Gauleiter, deren Erfolge für ihn unerreichbar blieben.

In der Zeit, als die neu erstandene NSDAP zwischen 1925 und 1928/29 im öffentlichen Leben kaum Beachtung fand, schuf Hitler wichtige Voraussetzungen für deren künftige Entwicklung. Dazu mußte er freilich, um sich als der ‚Führer‘ zu beweisen, zunächst den Zündstoff beseitigen, der sich aus der Kontroverse zwischen seinem Parteiflügel ergab, zu dem u.a. Streicher zählte, und den nordwestdeutschen Gauleitern um Gregor Straßer, der sogenannten Arbeitsgemeinschaft Nordwest. Im Fokus stand die ideologische Ausrichtung der NSDAP. Die Gruppe um Straßer vertrat einen antikapitalistischen Kurs, den Hitler vehement ablehnte. Deshalb berief dieser im Februar 1926 eine Führertagung nach Bamberg. Hier auf keineswegs neutralem Boden, vielmehr in einer durch Streicher auf ihn eingeschworenen NS-Hochburg, konnte er seine Macht eindrucksvoll demonstrieren. In mehrstündiger Rede überspielte er Straßer; dessen Mitarbeiter Goebbels wechselte kurz darauf die Fronten. Straßer war gescheitert; unbestritten hatte Hitler hinfort das alleinige Sagen in der NSDAP. Damit nicht genug meldete er wenig später indirekt seinen Anspruch auf die Führung der gesamten politischen Rechten an. In einem oft schmerzhaften Prozeß kappte er nämlich rigoros alle Verbindungen zu den vaterländischen und völkischen Verbänden: u.a. zu den Schwarz-weiß-roten Arbeitsgemeinschaften, zur Reichsflagge, zum Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund, zum Jungdeutschen Orden, zum Bund Oberland oder zu Ludendorffs Tannenbergbund. Bisher übliche Doppelmitgliedschaften wurden den Parteigenossen strikt untersagt. Wohl sah Hitler den hohen Preis, damit einen Teil seiner Parteigänger zu verlieren. Er wog ihn aber gegen die Chance auf, gegen die einstigen Verbündeten offen Front machen zu können und diese dann nach und nach mit seiner kompromißlo-

seren Radikalität für die NSDAP zu gewinnen. Eine Rechnung, die aufgehen sollte.

Den durch die Zeitläufte tief verunsicherten, Halt suchenden Menschen bot die NSDAP einen Gegenentwurf zur verachteten Republik, einen ‚Staat im Staate‘ mit eigener Subkultur. Zur Erläuterung: Die NS-Reichsleitung gerierte sich als eine Art Nebenregierung, die SA als eigenes ‚Heer‘ und die SS als eigene ‚Polizei‘. NS-Fachberater konkurrierten mit entsprechenden staatlichen Stellen. SA-Konzerte, Theateraufführungen oder Großdeutsche Weihnachtsfeiern boten Parteigenossen und Sympathisanten eine Alternative zum angeblich bolschewistisch verseuchten Kulturbetrieb. Die Glaubenswelt besetzte die NSDAP mit Hitler als gottgesandtem Retter, mit einem pseudoreligiös-blutmystischen Kult um die ‚Blutfahne‘ des 9. November 1923 und die ‚Martyrer der Bewegung‘. Den öffentlichen Raum okkupierten die Nationalsozialisten mit eigenen Symbol- und Identifikationsorten: Burg Hoheneck (bei Bad Windsheim), seit 1921 Kristallisationspunkt der Rechten und dann früher NS-Treffpunkt sowie Führer- und SA-Schulungszentrum; Nürnberg als Stadt der Reichsparteitage 1927 und 1929; mit dem Hesselberg, seit 1928 Ort der ‚Frankentage‘ Streichers, oder dem Döbraberg im Frankenwald, Stätte des sogen. ‚Döbra-Schwurs‘<sup>6</sup> 1929.

Besonderen Nachdruck legten die Nationalsozialisten auf den systematischen organisatorischen Auf- und Ausbau der Partei, unabhängig von Größe und Bedeutung der jeweiligen Gliederung; er sollte ein Auseinanderlaufen der einmal Gewonnenen verhindern. Schemm entwickelte Oberfranken damit zum NS-Mustergau. Nur mit Hilfe der bestehenden Parteikader ließ sich ab 1929/30 der rapide Zustrom zur NSDAP bewältigen. Das Rückgrat bildete hierbei zumeist deren Wehrverband, die SA. Offiziell hatte sie Parteiversammlungen zu schützen und Propagandamärsche durchzuführen, möglichst mit eigenen Musikkapellen. Doch allen Legalitätsbeteuerungen zum Trotz sollte sie zugleich die ‚Straße erobern‘, den politischen Gegner mundtot machen, seine Aktionsmöglichkeiten rücksichtslos unterbinden. Die Folge: Eine zunehmende Gewaltbereitschaft, eine Brutalisierung der Auseinandersetzungen mit Andersgesinnten. Überfälle auf

politische Gegner, Versammlungssprengungen und Saalschlachten waren an der Tagesordnung, eine besonders heftige in Schney 1929. Anschaulich schilderte der Bezirksamtsbericht, wie „*sich die SA (Coburg) als eine im Saalkampf ausgebildete Truppe gezeigt habe. Sie ging Mann an Mann vor, indem sie mit der einen Hand zum eigenen Schutze Stühle und Tische vorhielt und mit der anderen Hand kämpfte.*“<sup>7</sup>

Als Parteisoldaten, als potentielle Bürgerkriegsarmee, entwickelte die SA, in der anti-kapitalistische Tendenzen der Anfangszeit lebendig geblieben waren, ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Das stieß sich nicht selten am Führungsanspruch der PO, der Politischen Organisation der NSDAP. Besonders in Streichers Gau führte dieser Dualismus regelmäßig zu schweren parteiinternen Krisen. Schemm dagegen verstand es in Oberfranken, die strukturell angelegte Rivalität zwischen den beiden Parteiorganisationen diplomatisch auszugleichen.

### *Der Durchbruch (1929/30)*

Früher als im übrigen Reichsgebiet erschloß sich die NSDAP in Franken schon vor 1928/29 neue Wählerschichten jenseits der kleinbürgerlichen Sphäre, jenseits der Händler, Handwerker und der – überproportional vertreten – mittleren und gehobenen Beamten, vor allem der Volksschullehrer. Denn spätestens seit 1927 trug die fränkische NSDAP ihre Propaganda von den Städten erfolgreich hinaus aufs Land, bis in die kleinsten Dörfer. Dort kam ihr die permanente Agrarkrise zugute, von der zuvor Landbund und DNVP profitiert hatten.

Die NSDAP blieb nicht länger auf die Städte beschränkt. Doch selbst dort gewann sie neue Anhänger. Dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund an der Universität Erlangen gelang es nämlich 1928 (erstmal im Reich!), die Mehrheit der Studenten hinter sich zu scharen. Die Signalwirkung der hinfort NS-dominierten Universität auf Akademiker in führender Position, also auf Ärzte, Pfarrer, Gymnasiallehrer, Richter und höhere Verwaltungsbeamte, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Fazit: Die NSDAP begann in Franken, gesellschaftsfähig zu werden.



Abb. 2: Coburger Rathaus mit Hakenkreuz-Flagge am 18. Januar 1931 (© Stadtarchiv Coburg).

Dafür lieferte die Reichstagswahl von 1928 einen ersten Hinweis. Mit 8,1 Prozent an NS-Stimmen lag der Wahlkreis 26 weit über dem Reichsdurchschnitt von 2,6 Prozent einsam an der Spitze. In Mittel- und Oberfranken allein hatte sich jeder zehnte Wähler (genau: 9,8 Prozent) für die NSDAP entschieden, in einzelnen Dörfern im heutigen Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim mehr als 50 Prozent. Unter den Parteien rückte die NSDAP hinter SPD (31 Prozent), DNVP (23 Prozent) und BVP (17 Prozent) auf den vierten Platz, unter den kreisfreien Städten Oberfrankens nach der SPD sogar auf den zweiten. Im ländlichen Raum zeichneten sich mit Wahlergebnissen zwischen 12 und 16 Prozent im nordwestlichen Mittelfranken sowie im nördlichen Oberfranken spätere Schwerpunkte ab. Mit dieser Wahl begann eine Entwicklung, die 1932 damit endete, daß die NSDAP die bürgerlichen, nicht weltanschaulich gebundenen Parteien nahezu restlos aufgesogen hatte.

Zu den frühen kreisfreien NS-Zentren zählte neben Nürnberg, Ansbach und Dinkelsbühl sowie Kulmbach, Neustadt b. Coburg, Marktredwitz, Forchheim, Hof und Bayreuth vor al-

lem Coburg. Die Stadt, Residenz des einstigen Herzogtums und erst seit 1920 bayerisch, stand bereits 1922 im Brennpunkt: Hitler expandierte mit dem sogen. ‚Marsch auf Coburg‘ erstmals weit über München hinaus nach Norden. Einen Deutschen Tag für alle Rechtsgruppierungen hatte er in der öffentlichen Wahrnehmung zu einer reinen NS-Veranstaltung gemacht. Bei der Reichstagswahl 1928 votierte ein Viertel aller Wähler für die NSDAP; gewiß nicht unbeeinflusst von einem ihrer frühen Förderer, von Herzog Carl Eduard. Auf dieser Basis erstritten sich die Coburger Nationalsozialisten unter Franz Schwede 1929 über ein Volksbegehren und einen Volksentscheid die Mehrheit im Stadtrat. Coburg war im Deutschen Reich, so ein Buchtitel, „The first Nazi-Town“.<sup>8</sup> Ein absolutes NS-Regiment verhinderten zunächst, d.h., bis 1930, nur die stimmberechtigten bisherigen Bürgermeister. Nach deren Verdrängung mit Hilfe der DNVP schaltete die NSDAP noch vor der Machtergreifung im Reich das öffentliche Leben in Coburg schrittweise gleich. Zuerst brachte Schwede Polizei und Schulwesen, damit die Jugend, in seine Gewalt. Das entsprach strate-

gischen Vorgaben Hitlers, die dieser für Thüringen entwickelt hatte. Nicht zu Unrecht sahen führende Nationalsozialisten in dem Vorgang ein Modell für die Machtergreifung im Großen; pikanterweise agierte auch in Coburg die DNVP als Steigbügelhalter. Einige Kostproben vom schon vor 1933 angebrochenen Dritten Reich: uniformiertes Auftreten im Stadtrat; Umsetzung früherer Agitationsanträge zugunsten des Besitzbürgertums; 1931 Beflagung des Rathauses mit dem Hakenkreuz oder wenig später erstmals im Reich Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Hitler; 1932 Ausschluß jüdischer Mitbürger von den öffentlichen Bädern. Der konservative Bezirksamtmann urteilte: „Die Nationalsozialisten fühlen sich hier vollkommen als die Herren und Gebieter der Lage und verlangen, daß alles übrige, wenn sie es wünschen, mundtot gemacht wird.“<sup>49</sup> Unpopuläre Entscheidungen in Steuer- und Haushaltsfragen überließ man der Aufsichtsbehörde; während der gesamten NS-Herrschaft vor 1933 stand die Stadt stets unter der Zwangsverwaltung der Kreisregierung. Trotzdem bestritt die NSDAP mit ihrem angeblich mustergültigen Coburger Regiment ganze Wahlkämpfe im übrigen Reich.

Die seit 1928 sich stetig verschärfende Weltwirtschaftskrise trug neben dem fortwirkenden Trauma der Weltkriegsniederlage und der ‚Schmach von Versailles‘ ihren Teil zum beispiellosen Aufstieg der NSDAP bei: ein Heer von Arbeitslosen, große politische Instabilität. Jedoch gilt es zu differenzieren: Nicht so sehr die erwerbslosen Arbeiter – wie oft unterstellt –, sondern der verschreckte Mittelstand stürzte sich bereitwillig in die weit geöffneten Arme der NSDAP. Diese verstand sich wie keine andere Partei darauf, zunächst tiefstehende Existenzängste zu schüren, um dann für sämtliche Probleme – seien sie politischer, wirtschaftlicher, sozialer oder kultureller Natur – dagegen Patentlösungen anzubieten. Ihre Agitatoren stellten jeder denkbaren Interessengruppe in Aussicht, was sie hören wollte. Kaum einer registrierte die Widersprüche, die Unvereinbarkeit der verschiedenen Versprechen miteinander. Spätestens seit 1929 sah sich die Bevölkerung durch die NSDAP einem pausenlosen propagandistischen Trommelfeuer ausgesetzt. Die Zahl der NS-Kundgebungen übertraf meist

die aller übrigen Parteien zusammen. 1931 entwickelte die NSDAP dazu die Methode der sogenannten ‚Versammlungswellen‘. D.h., sämtliche Parteiredner einer Region traten für ein Wochenende massiert in einem kleinen Gebiet auf, um so ihre Botschaft noch in den letzten Winkel zu tragen. Der einkalkulierte Nebeneffekt: Die zur Überwachung eingesetzte Gendarmerie wurde bis zur Erschöpfung beansprucht, physisch und psychisch zermürbt. Auch deshalb blieben verbale Entgleisungen und Ordnungswidrigkeiten oft ungeahndet.

### *Vor der Machtergreifung (1931/32)*

1928 begann ein Wahlmarathon im Reich und in den Ländern, der bis zum 5. März 1933 andauerte, bis zur nachträglichen Bestätigung der nationalsozialistischen Machtübernahme durch den Wähler. In dieser Zeit wuchs die Hitlerbewegung explosionsartig. Bereits die Reichstagswahl vom 14. September 1930, die sogenannte ‚Katastrophenwahl‘, machte sie in Ober- und Mittelfranken knapp hinter der SPD zur zweitstärksten politischen Kraft, mit 20 bis 30 Prozent der Stimmen in vielen Amtsbezirken (den späteren Landkreisen); allein Eichstätt blieb knapp unter 10 Prozent. Unter den kreisfreien Städten hielt Coburg mit 47 Prozent die Spitze, gefolgt von Neustadt bei Coburg, Bayreuth und Kulmbach. Seinen absoluten Zenit innerhalb freier Wahlen erreichte Hitler beim zweiten Reichspräsidentenwahlgang vom 10. April 1932; im westlichen Mittelfranken votierten über 80 Prozent der Wähler für ihn.

Vor der Reichstagswahl am 31. Juli 1932 rechneten die NSDAP und ihre millionenfachen Sympathisanten – euphorisch aufgeheizt – fest mit der baldigen Machtergreifung. Als diese erneut ausblieb, war der Nimbus der unaufhaltsam wachsenden Partei gebrochen. In Anbetracht der gedrückten Stimmung fielen die Verluste von 3-5 Prozent bei der Reichstagswahl am 6. November vergleichsweise moderat aus. Zu ihnen dürfte das zeitweise Taktieren mit dem Zentrum und mancherorts mit der KPD beigetragen haben. Am linken Rand des politischen Spektrums steigerte sich die KPD auf ihr absolutes Maximum von etwa 9 Prozent. Nach der Berufung Hitlers zum Reichskanzler legte die NSDAP bei den letzten halbwegs freien Wahlen am 5. März 1933

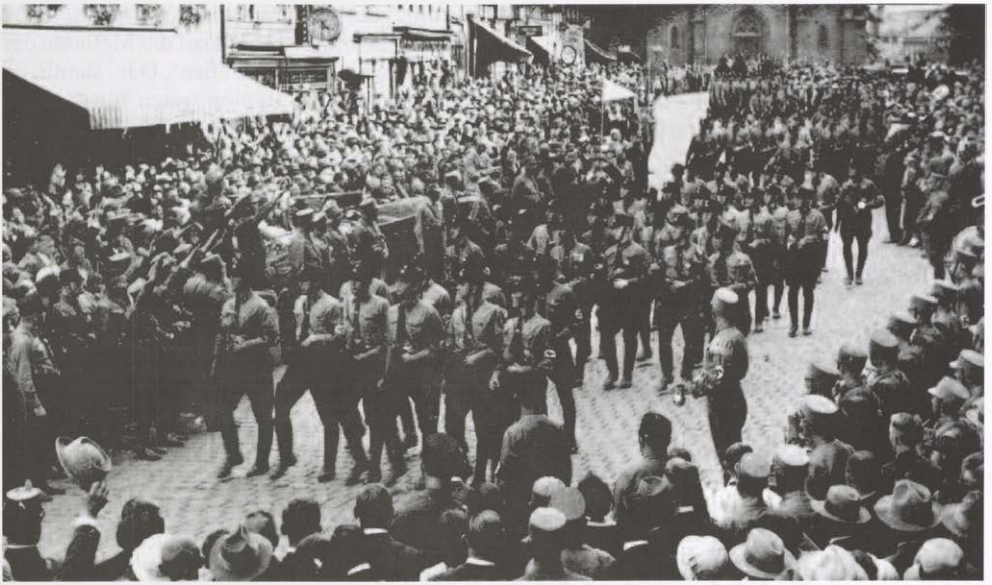


Abb. 3: Große NS-Grenzlandkundgebung mit SA-Aufmarsch in Hof am 17. Juli 1932  
 (© Museen der Stadt Nürnberg).

in Ober- und Mittelfranken wieder 7 bis knapp 10 Prozent zu und errang insgesamt über 50 Prozent der Stimmen. Eine Wahlanalyse ergibt die folgenden drei Bedingungen, bei deren Zusammentreffen die (mittel- und oberfränkische) NSDAP mit kaum gläublichen Wahlerfolgen von bis zu knapp 90 Prozent rechnen durfte:

1. Die durch die Weltwirtschaftskrise ausgelöste politische Destabilisierung,
2. eine dominierende mittelständische Sozialschicht wie idealtypisch im mittel- und kleinbäuerlichen Westmittelfranken vorhanden und
3. eine homogene evangelische Bevölkerung mit ihren nationalprotestantischen und kulturkämpferischen Traditionen.

Wo konnte man angesichts des von der NSDAP in Ober- und Mittelfranken bereits vor 1933 weitgehend bestimmten öffentlichen Lebens überhaupt noch Kräfte zur Abwehr der heraufziehenden Gefahr finden? Nur wenige hatten diese zudem erkannt und unter ihnen kaum jemand deren Ausmaß. Einen Damm gegen die ‚braune Flut‘ bildeten allein gesellschaftliche Gruppen, die der NS-Vision vom

Dritten Reich eine fundierte eigene Weltanschauung entgegensetzen konnten. Das galt zuvörderst für die katholische Kirche, die vor der NSDAP warnte und für ihre Gläubigen eine Mitgliedschaft in der neuheidnischen Bewegung kategorisch ausschloß. In der evangelischen Kirche dagegen sympathisierten nicht wenige bald offen mit dieser Protestpartei. Die ursprünglich meist deutschnational gesinnten Pfarrer versprachen sich von der NSDAP nicht nur für das Deutsche Reich, sondern auch für die eigene Kirche einen Neuaufbruch; warnende Stimmen blieben hier die Ausnahme.

Die Parteien wandten sich vor 1929/30 kaum gegen die NSDAP; danach war es vielfach zu spät; ihre Wähler waren längst zu Hitler abgewandert. So spielte beispielsweise die DDP, eine der drei Verfassungsparteien, schon seit Beginn der Zwanziger Jahre kaum mehr eine Rolle; erwähnenswert bleibt sie nur, weil sich der Demokrat Dr. Hermann Luppe als Nürnberger Oberbürgermeister entschieden gegen die NSDAP exponierte.

Die Partei des politischen Katholizismus in Bayern, die BVP, agitierte lange – der eigenen konfessionell gebundenen Wählerschaft in den

Territorien der einstigen Hochstifte Bamberg, Eichstätt und Würzburg sicher – ausschließlich gegen SPD und DNVP. Erst seit etwa 1930 sah sie den Hauptgegner in der Partei Hitlers. Zuvor war auch sie mancherorts zusammen mit anderen bürgerlichen Parteien Listenverbindungen mit der NSDAP eingegangen. Ihre spätere vehemente Gegenpropaganda stabilisierte zwar die eigene Stammwählerschaft, erreichte aber kaum die für die NS-Ideologie aufgeschlossenen Bevölkerungsschichten. Von vielen Protestanten war die bayerische Regierungspartei oft als ultramontan-klerikal, d.h., als potentiell reichsfeindlich, wahrgenommen worden. Trotz aller Rechtstendenzen hielt die BVP, letztlich doch eine demokratische Integrationspartei, der braunen Flut stand und verlor wenige Wähler – um die 3 Prozent zwischen 1928 und 1933 – an die totalitäre Massenpartei.

Selbst die SPD, die insgesamt am nachdrücklichsten und konsequentesten von allen Parteien für die Republik eintrat, agitierte noch vor der Reichstagswahl 1928 vornehmlich gegen DNVP und BVP. Ihre Schwerpunkte besaß

sie vor allem in den Industriezonen Frankens, also im Raum Nürnberg-Fürth und im nordöstlichen Oberfranken. Erst nach massiven, bis zu Saalschlachten eskalierenden Versammlungsstörungen durch die Nationalsozialisten gab sie sich keinen Illusionen mehr hin. Sie hatte die Gefahr ganz rechts außen erkannt. Doch zusammen mit ihrem Wehrverband, dem Reichsbanner, sah sie sich bald in der Defensive. Besonders im ländlichen Raum, hier ohnedies schwach vertreten, erlaubte ihr der zunehmende NS-Terror kaum noch, sich in der Öffentlichkeit propagandistisch zu betätigen. Aber selbst in den Städten mußte sie es 1931/32 bereits als Erfolg verbuchen, wenn sie unter einem riesigen Polizeiaufgebot ihre Kundgebungen überhaupt abhalten konnte. Die SPD, im Kern vergleichsweise stabil, mußte als die Verfassungspartei zwischen 1928 und 1933 Wählereinbußen von knapp 10 Prozent hinnehmen.

Die KPD mit dem Rotfrontkämpferbund verfügte nur in wenigen Städten wie Selb, Neustadt b. Coburg oder Nürnberg über eine nennenswerte Anhängerschaft. Im Gegensatz zum



Abb. 4: SA-Aufmarsch nach dem Uniformverbot mit weißen Hemden in Kitzingen, daneben trotz Polizeiüberwachung auch uniformierte SA-Leute (© Museen der Stadt Nürnberg).

Bild, das sie von sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwarf, trug sie wenig zur Bekämpfung der NSDAP bei. Wegen ihrer prinzipiellen Ablehnung der Republik machte sie in der Kommunalpolitik nicht selten mit der Hitlerbewegung sogar gemeinsame Sache, während auf den Straßen Kämpfe zwischen ihr und der SA tobten. Doch trotz ihres bescheidenen Umfangs – in der Regel deutlich unter 10 Prozent der Stimmen – bot sie der NS-Propaganda den willkommenen Vorwand, bei den Wählern eine bolschewistische Gefahr heraufzubeschwören; denn diese waren durch die im kollektiven Bewußtsein fortwirkenden revolutionären Unruhen von 1919/20 und durch die Weltwirtschaftskrise nachhaltig verunsichert. KPD und NSDAP schaukelten sich gegenseitig hoch, profitierten letztlich voneinander.

Waren SPD, KPD und BVP Weltanschauungsparteien, so changierte die DNVP, ihrem Typ nach eine bürgerliche Repräsentationspartei, in Franken zwischen diesen Polen.

Nicht selten agierte sie im ländlichen Raum als Partei des Protestantismus, analog zur katholischen BVP; entsprechend war ihr Rückhalt unter den evangelischen Pfarrern. Ohne klare politische Linie gegenüber der aufstrebenden NSDAP förderte sie vielfach die quasi Schwesterpartei, um sie für eigene Ziele zu instrumentalisieren. Nach einem innerparteilichen Richtungskampf, als der Bayerische Landbund sich von der DNVP trennte, verlor sie 1930 ihren vorherigen Einfluß im politischen Kräftefeld Frankens.

Wenig Unterstützung und Schutz fanden die Verteidiger der Republik bei der staatlichen Ordnungsmacht. Große Teile der Verwaltung und Polizei sympathisierten frühzeitig offen mit einer Partei, die lauthals oder verblümt mit Staatsstreich und Bürgerkrieg drohte. Nach 1930 galt mancher Bezirksamtmann als „*geheimer Bewunderer der NSDAP*“.<sup>10</sup> Mehr noch: Die Exekutive war in hohem Maße nationalsozialistisch unterwandert. Schon



Abb. 5: Paramilitärische Geländeübung der SA bei Burg Hoheneck, Anfang der 30er Jahre  
(© Museen der Stadt Nürnberg).

1931/32 hatten Berichten des SA-Nachrichtendienstes zufolge Parteigenossen oder NS-Sympathisanten einflußreiche Positionen in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft inne. Persönlichkeiten an den Schalthebeln der Macht riet die NSDAP sogar vom Parteieintritt ab, da sie als Nicht-Parteigenossen der Bewegung weit nützlicher sein könnten. Ein konsequentes Vorgehen gegen die Gesinnungsgenossen war von all diesen daher nicht zu erwarten.

Doch selbst guten Willen vorausgesetzt, wäre man spätestens seit 1931 kräftemäßig nicht mehr in der Lage gewesen, einer Bewegung – so das nationalsozialistische Selbstverständnis – Einhalt zu gebieten, die wie ein Krebsgeschwür große Bevölkerungsteile befallen hatte, die sich offen gegen die Staatsautorität auflehnte und sie bewußt herausforderte. Oft griffen deshalb disziplinierende Maßnahmen des Reichs- oder des bayerischen Innenministers nicht mehr. Versammlungs- oder Redeverbote, Zeitungsverbote oder das allgemeine Uniformverbot für die SA (Juni 1930, später ausgeweitet auf sogen. ‚weiße Verbotshemden‘!) bis hin zum reichsweiten zeitweiligen SA-Verbot 1932 (13. April bis 14. Juni) blieben nutzlos. Ständig wurden Übertretungen gemeldet, trotz Verbots offen paramilitärische SA-Übungen abgehalten.

Verwarnungen und Strafanzeigen zeigten kaum Wirkung, nicht zuletzt weil die Justiz auf dem rechten Auge blind war: Den Nationalsozialisten sah sie ihr illegales Treiben allzu gerne und allzu oft nach. Für nationalsozialistische Aggressoren fanden die Richter Entschuldigungsgründe, für die sozialistischen Opfer dagegen drakonische Strafen.

Daß weite Teile Frankens nicht schon lange vor dem Ende der Weimarer Republik dem NS-Terror völlig ausgeliefert waren, ist allein das Verdienst von Innenminister Karl Stüzel (BVP). Unablässig drängten er und sein Ministerium die Regierungen, Bezirksämter und Polizeistellen zu korrektem Gesetzesvollzug. In einem öffentlichen Klima von Gewalt befaßte sich sein Ministerium selbst mit scheinbar unbedeutenden Einzelfällen, indem es je nachdem polizeiliches Verhalten mißbilligte oder lobte. Doch insgesamt zeigten die Zustände in Ober- und Mittelfranken, wie sich die



Abb. 6: Ehem. SA-Leute, nunmehr als ‚Freikorps Franken‘ auf einem Lkw  
(© Museen der Stadt Nürnberg).

Exekutive von innen heraus zersetzen und demontieren ließ, wie folglich Eingriffe auf dem Verwaltungswege wirkungslos bleiben mußten.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie der Geschichte, daß ausgerechnet Mittelfranken, von wo die NSDAP 1925 ihren Siegeslauf begonnen hatte, kurz vor der Machtergreifung Ausgangspunkt für deren allgemeinen Zerfall hätte werden können. Heftig wie nie zuvor brach hier der Dualismus zwischen PO (Politischer Organisation) und SA am Jahresende 1932 erneut auf, zwischen denen die Machtverhältnisse – bis zum sogenannten ‚Röhm-Putsch‘ 1934 – nie eindeutig geklärt worden waren. In der SA waren zudem antikapitalistische Tendenzen aus den Anfängen der NSDAP lebendig geblieben, die dem aktuellen Parteikurs zuwider liefen. Das Beispiel drohte andernorts Schule zu machen, so in Nordrhein-Westfalen, Baden und Sachsen-Anhalt, bemerkenswerterweise jedoch nicht im Nachbargau Oberfranken. Reihenweise Parteiaustritte im Raum zwischen Nürnberg und Ansbach kennzeich-

neten das Ausmaß des Konflikts. Mit einem Wort: Die mittelfränkische NSDAP befand sich in voller Auflösung. Nur vordergründig betrachtet, handelte es sich um einen persönlichen Machtkampf zwischen Gauleiter Julius Streicher und SA-Gruppenführer Wilhelm Stegmann (mit seiner Machtbasis im westlichen Mittelfranken), ausgelöst durch die permanente Unterfinanzierung der SA. Stegmann und seine SA-Leute organisierten sich im Januar 1933 außerhalb der NSDAP im gleichwohl ‚hitlertreuen‘ Freikorps Franken.

### *Die Situation zum Zeitpunkt der Machtergreifung (1933)*

Mit der Machtergreifung war die ernste Krise in Mittelfranken sofort überwunden. Denn nichts überzeugt oder korrumpiert so sehr wie der Erfolg. Ohne erkennbaren Widerstand besetzte die NSDAP bis Ende März 1933 in Franken alle entscheidenden Machtpositionen. Das fiel nicht schwer, da auf Grund der ideologischen und organisatorischen Vorarbeit sowie des Rückhalts in weiten Bevölkerungskreisen längst vor dem 30. Januar 1933 – man muß dies leider so sagen – das Dritte Reich in Teilen Frankens traurige Realität war.

Dennoch: Die auffällige Vorreiterrolle Frankens bei der Reichstagswahl 1928 verlor sich, je mehr die NSDAP im übrigen Reich Fuß faßte. Bis 1933 fiel sie unter den Wahlkreisen auf den 8. Platz zurück. Wenn Franken und hier vor allem Ober- und Mittelfranken fraglos noch immer zur Spitze zählten, so ist doch von einer gewissen Phasenverschiebung auszugehen. Denn Streicher, Schemm und Konsorten hatten einen für die NS-Saat fruchtbaren Boden besonders intensiv früher als im übrigen Reich beackert.

#### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> Geringfügig erweiterte Fassung des am 7. November 2010 gehaltenen Referats in Schloß Schney (Franken-Akademie) vor dem Seminar „An den Wurzeln des FRANKENBUNDES – Franken nach dem Ersten Weltkrieg“. – Die Ausführungen basieren im wesentlichen (weshalb

mit Ausnahme wörtlicher Zitate auf Einzelnachweise verzichtet wird) auf: Hambrecht, Rainer: Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken (1925-1933) (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte. Bd. 17). Nürnberg 1976, und daneben u.a. auf: Spitznagel, Peter: Wähler und Wahlen in Unterfranken 1919-1969 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg. Bd. XXXII). Würzburg 1979. – Schott, Herbert: Die Jahre der Weimarer Republik und des Dritten Reichs, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 5/1. Würzburg 2002, S. 327–465 (bes. 327/344, 357–364). – Kittel, Manfred: Provinz zwischen Reich und Republik. Politische Mentalitäten in Deutschland und Frankreich 1818-1933/1936. München 2000. – Greif, Thomas: Frankens braune Wallfahrt. Der Hesselberg im Dritten Reich (=Mittelfränkische Studien. Bd. 18). Ansbach 2007.

<sup>2</sup> Meier, Christian: Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit. München 2010.

<sup>3</sup> Halbmonatsbericht des Bezirksamts Schwabach vom 16.8.1930, Staatsarchiv Nürnberg, LRA Schwabach (Abgabe 1956) 8444.

<sup>4</sup> Lagebericht der Polizeidirektion Nürnberg-Fürth vom 23.10.1925, Staatsarchiv Nürnberg, Polizeidirektion Nürnberg-Fürth 342.

<sup>5</sup> Stürmer, Nr. 6, 1927.

<sup>6</sup> Auf dem Döbraberg, einer von ihm behaupteten altgermanischen Kultstätte, forderte Gauleiter Schemm die rund 10.000 Teilnehmer einer NS-Kundgebung zu folgendem Schwur auf: „*Wir geloben unter den heiligen Tannen des Frankenswaldes, nicht zu rasten, bis Heimat und Vaterland wieder frei geworden sind.*“

<sup>7</sup> Lagebericht des Bezirksamts Lichtenfels vom 1.10.1929, Staatsarchiv Bamberg, K 3 (1967), 4861 und Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. II, MInn 81582.

<sup>8</sup> Hayward, Nicolas F./Morris, Dave S.: The first Nazi Town. Aveybury 1988.

<sup>9</sup> Halbmonatsbericht des Bezirksamts Coburg vom 16.2.1931, Staatsarchiv Bamberg, K 3 Präsidialregistratur, 1884.

<sup>10</sup> SA-Bericht für den Bezirk Dinkelsbühl vom 5.2.1931, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. II, MInn 81606

# Die Anfänge des Colloquium Historicum Wirsbergense

von  
Günter Dippold

*„Fünf Jahre sind's, daß Männer in Heimatliebe, Wissensdrang und Forschergeist sich zusammenfanden, um Geschichte zu treiben. Zunächst suchten sie nach Quellen, die Geschichte des Ortes und derer von Wirsberg [...] zu ergänzen und zu vervollständigen. Die Zusammenkünfte fanden in Wirsberg statt. So ergab sich der Name ‚Colloquium historicum Wirsbergense‘. [...] Pfarrer beider Konfessionen und Vereinsfreunde unter Führung des Arztes von der Goldenen Adlerhütte hoben aus vergilbten Urkunden und versteckten Quellen wertvolle Funde aus der Vorzeit in winterlichen Versammlungen; in sommerlichen Wanderungen nahmen sie Augenschein von geschichtlichen Punkten des Landes.“<sup>1</sup>*

So berichtet 1929 ein Flugblatt von den Anfängen des Colloquium Historicum Wirsbergense, kurz CHW. Heute wirkt dieser Verein in ganz Oberfranken, organisiert in 16 Gruppen. Mit rund 1.700 Mitgliedern gehört er zu den größten Geschichtsvereinen Frankens, ja ganz Bayerns. Im folgenden soll versucht werden, die Entstehung und die Frühzeit des CHW<sup>2</sup> in einen größeren Rahmen zu stellen.

Die Gründung am 29. Juli 1924 ging offenbar ohne Aufsehen vonstatten. Nicht in Wirsberg, sondern im nahen Eisenbahnknoten Neuenmarkt versammelten sich zehn Männer zu einem historischen Gesprächskreis, eben einem Colloquium Historicum. Der Ort hatte sich vielleicht schon deshalb empfohlen, weil wenigstens zwei der Gründer von weiter her und daher mit der Bahn anreisten: der Pfarrer von Breitengüßbach bei Bamberg und der Pfarrer von Neunkirchen am Sand.

Geistliche beider Konfessionen prägten die Gründungsversammlung – von der uns übrigens kein Protokoll vorliegt; wir erfahren davon erst im Abstand von wenigen Jahren. Fünf evangelische und drei katholische Pfarrer saßen zusammen, ferner ein Studienrat und ein Arzt. Letzterer hatte zum Treffen eingeladen: Dr. Eduard Margerie (1879–1965), Inhaber

des Sanatoriums Goldene Adlerhütte in Wirsberg. 30 Jahre war der jüngste Anwesende alt, 45 Jahre Margerie, 60 Jahre der älteste Teilnehmer – durch die Bank also Männer, die im Berufsleben standen.

Wirsberg bildete, wie eingangs erwähnt, das primäre Arbeitsfeld. Ein örtlicher Lehrer, Ferdinand Zettner (1845–1908)<sup>3</sup>, hatte 1895 eine erste Ortsgeschichte veröffentlicht: „Wirsberg und Umgebung“. Sie sollte ergänzt und verbessert werden. „Mit der Zeit“, heißt es 1929, „vergrößerte sich der Kreis der Forscher, und erweiterte sich das Gebiet der Forschung. Es erstreckt sich nun auf die ehemals Markgräflisch-Bayreuthischen und Bischöflich-Bambergischen Lande.“ Das spiegelt sich im Signet des CHW, spätestens 1929 entworfen von dem Kulmbacher Grafiker Lorenz Reinhard Spitzenpfeil (1874–1945),<sup>4</sup> einem Korbmacher-sohn aus Michelau, wider: Es verbindet das fürstbischöflich-bambergische und das markgräflisch-bayreuthische Wappen durch eine Steinmauer, darüber ein rotes W – eine Anspielung auf die Herren von Wirsberg, die eine Mauer auf rotem Schild als Wappen führten.

Der neue Verein fügte sich ein in ein reges Bemühen um „heimatliche“ Geschichte und ihre Zeugnisse. Die Heimatschutzbewegung hatte sich anfangs bemüht, dingliche Kennzeichen der Heimat zu bewahren oder zu retten: Man sorgte sich um prägnante Geländedenkmäler, verhinderte etwa den Bau eines mächtigen Scheffeldenkmals auf dem Staffel-



Abb. 1: Signet des CHW, entworfen spätestens 1929 durch Lorenz Reinhard Spitzenpfeil.

berg.<sup>5</sup> Man sorgte sich um Baudenkmäler und legte eifrig überputztes Fachwerk frei. Man beklagte die Veränderung der Ortsbilder und mühte sich um heimatgemäßes Bauen. Man trug Zeugnisse der örtlichen Geschichte zusammen, Zunfaltertümer vor allem anderen, verwahrte und präsentierte sie in Heimatmuseen; einige hatten sogar einen überörtlichen Charakter wie das Fichtelgebirgsmuseum Wunsiedel oder das aufwendig geplante, aber nicht zustandegekommene Frankenwaldmuseum Naila.<sup>6</sup> All diese Bestrebungen setzten in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ein – die Gründung des Vereins für Volkskunst und Volkskunde (heute: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege) im Jahr 1902 markiert das Erwachen jener Strömung.

Längst bestanden die Historischen Vereine in den einstigen Residenzstädten, gegründet unter König Ludwig I. Bayreuth war dabei bayernweit Vorreiter; der dortige Historische Verein trat 1828 ins Leben. Bamberg folgte 1830. Gerade der Bamberger Verein bemühte sich vor dem Ersten Weltkrieg, unter seinem umtriebigen Vorsitzenden Anton Dürrwächter (1862–1917), Zweigvereine zu etablieren, sogenannte Obmannschaften; langlebig waren sie freilich nicht.<sup>7</sup> Beide Vereine, der Bayreuther wie der Bamberger, gaben renommierte Jahresberichte mit wissenschaftlichen Beiträgen heraus.

Doch diese Bände schienen unter dem Einfluß der Heimatschutzbewegung nicht mehr zu genügen, und sie schienen zu wenig in die Breite zu wirken. Volksbildung lag im Trend der Zeit. So traten neue Publikationsformen auf den Plan. Der Verlag H. O. Schulze in Lichtenfels<sup>8</sup> brachte seinen Jahreskalender „Der Mainbote von Oberfranken“ ab dem Jahr 1911 in neuer Gestalt heraus. Er enthielt nicht mehr, wie früher, recht beliebige Beiträge schöngestigen Inhalts, Erzählungen, Humoresken, ein paar Witze. Unter dem Einfluß des Lichtenfelder Bezirksamtsassessors Georg Leffer<sup>9</sup> – der 1903 auch das erste Heimatmuseum Oberfrankens initiierte – präsentierte der Verlag den Mainboten nun als „*Heimatkalender*“. Den Einband und die Vignetten mit oberfränkischen Städtebildern gestaltete Lorenz Reinhard Spitzenpfeil, der zusammen mit einem Bayreuther Hauptlehrer den Kalender auch re-

digierte. Hier erschienen Artikel über Themen der oberfränkischen Geschichte und Landeskunde, dazu nacherzählte Sagen, heitere Geschichten mit heimatlichem Kolorit, Gedichte über oberfränkische Plätze oder Themen, immer öfter auch Texte in Mundart. Volksschullehrer bildeten das Rückgrat der Autorenschaft.

Zeitungen brachten Heimatbeilagen heraus: die Fränkische Presse in Kronach ab 1905 „Heimatklänge vom Frankenwald“, die Bayerische Rundschau in Kulmbach ab 1912 „Heimat- und Volkskunde“, das Lichtenfelder Tagblatt ab 1914 „Heimat-Blätter vom Maintal und Jura“, das Bayreuther Tagblatt ab 1923 „Heimatkunde“, das Forchheimer Tagblatt ebenfalls ab 1923 „Der fränkische Schatzgräber“ – um nur einige Beispiele zu nennen.

Im damals wie heute renommierten R. Oldenbourg Verlag erschien ab 1913 auf hochwertigem Papier die Vierteljahresschrift „Heimatbilder aus Oberfranken“, herausgegeben von Oberst a. D. Franz Karl Freiherr von Guttenberg zu Steinenhausen (1855–1927)<sup>10</sup> – dem Vater des berühmten Erlanger Historikers Prof. Dr. Erich von Guttenberg (1888–1952) –, von dem katholischen Pfarrer Friedrich Wachter (1866–1935)<sup>11</sup> in Hallstadt bei Bamberg und dem evangelischen Volksschullehrer Fritz Kolb (1880–1951)<sup>12</sup> in Edlendorf bei Helmbrechts.

Heimatliche Geschichte zum Volk hinzutragen, das entsprach dem Zeitgeist seit dem beginnenden 20. Jahrhundert, vor dem Krieg und über 1918 hinaus. Nur die Papiernot der zweiten Kriegshälfte und die materiellen Bedrängnisse der unmittelbaren Nachkriegszeit verhinderten die Fortführung, so daß manche der genannten Publikationen über Jahre pausieren mußten oder ihr Erscheinen für immer einstellten, so Ende 1922 die „Heimatbilder aus Oberfranken“. Der Mainbote erschien für 1917 und dann erst wieder für 1923, nun betreut von Spitzenpfeil und dem Bayreuther Studienrat Georg Regler (1890–1967). Er war 1924 der jüngste Mitbegründer des Colloquium Historicum Wirsbergense.

Volksschullehrer spielten zwar eine bedeutende Rolle für die Erforschung heimatlicher Geschichte und Verbreitung historischer Erkenntnisse, doch bei der Gründung des Colloquium Historicum Wirsbergense waren sie

nicht vertreten. Auch in den ersten Jahren der Vereinsgeschichte blieben sie zahlenmäßig ohne Bedeutung. Eine Mitgliederliste aus dem Jahr 1931 nennt 44 Namen – durchweg Männer. Von ihnen waren 31 Geistliche, vier Verwaltungsbeamte, drei Ärzte, zwei Lehrer an höheren Schulen. Nur ein Hauptlehrer – Fritz Kolb in Münchberg, einst Herausgeber der „Heimatbilder“ – war unter den Mitgliedern, dazu ein Oberlehrer und der schon mehrmals erwähnte Grafiker Lorenz Reinhard Spitzenpfeil, der ebenfalls ein Lehrerseminar absolviert, den Beruf aus gesundheitlichen Gründen jedoch nur kurz ausgeübt hatte.

Die offenbar nur in spärlichen Resten erhaltene Korrespondenz der späten 1920er und frühen 1930er Jahre läßt erkennen, daß der Vereinsgründer und -vorsitzende Männer, die er als Mitglieder ins Auge gefaßt hatte, oft direkt anging. Das Fehlen von Lehrern rührte also wohl weniger von deren Desinteresse am Verein her, sondern mehr vom Desinteresse des Vereins an ihnen – oder, besser gesagt, des Vorsitzenden Dr. Eduard Margerie.

Ihn gilt es vorzustellen. Eduard Margerie entstammte einer Hugenottenfamilie, mit deren Geschichte er sich seit seiner Studienzeit intensiv beschäftigte.<sup>13</sup> Der Urahn war 1684 von Frankreich nach Genf ausgewandert, sein Sohn nach Erlangen gezogen, dessen Sohn nach Krefeld, dessen Enkel nach Elberfeld. Dort kam Eduard Margerie 1879 zur Welt. Im folgenden Jahr kauften sein Vater und sein Onkel die Goldene Adlerhütte bei Wirsberg, ein stillgelegtes Vitriolwerk mit zugehörigem Bergwerk, und richteten hier eine Rotgarnfärberei ein.<sup>14</sup>

Eduard Margerie besuchte das Gymnasium Bayreuth und das Realgymnasium Würzburg und diente beim 6. Chevaulegersregiment Bayreuth. Auf väterliches Geheiß erlernte er ohne rechte Neigung den Kaufmannsberuf. Erst nach dem frühen Tod des Vaters im Jahr 1904 nahm er ein Medizinstudium auf. 1910 legte er in Erlangen das Staatsexamen ab und erwarb den medizinischen Doktorgrad.<sup>15</sup> Er wandte sich – angeblich, weil er kein Blut sehen konnte – der Neurologie zu, arbeitete als Arzt in Erlangen, Kulmbach und München. Seine Mutter hatte die Goldene Adlerhütte 1905 ver-

kauft und nach einem Konkurs der neuen Eigentümer 1910 zurückerworben. Hier richtete Margerie sich 1912 ein Privatsanatorium ein: „Kuranstalt Adlerhütte für Erholungsbedürftige und Nervenranke“.

Den Kundenkreis, den er ansprechen wollte, bezeichnete Margerie in einer Broschüre so: Es „finden vor allem Erholungsbedürftige und Rekonvaleszenten jeder Art Aufnahme, ferner Nervöse, Neurastheniker, überhaupt Nervenranke, ferner Bleichsüchtige und Blutarme. Es ist Gelegenheit geboten für Mast- wie Entfettungskuren, sowie für die Behandlung der Gicht. Die Anstalt ist auch noch im hohen Grade geeignet als Daueraufenthalt für ältere alleinstehende oder überhaupt leidende Personen, denen es aus dem einen oder anderen Grunde in ihrer Häuslichkeit an der passenden Pflege fehlt. Keine Aufnahme finden Geistesranke und an ansteckenden Krankheiten Leidende, im besonderen Epileptische und Lungenranke, überhaupt Kranke, die störend wirken. Gesunde Personen können natürlich jederzeit Aufnahme finden.“

Margerie bewies in seinem Werbeprospekt den Blick für die landschaftliche Schönheit des Frankenwalds, und dies war mehr als bloße Werberhetorik. Der Aufenthalt im Freien, den er selbst schätzte, war für ihn ein wichtiges Therapeutikum. „Die geringe Anzahl der aufzunehmenden Patienten (es sind deren nur 8–10) ermöglicht es dem Arzt [...] sich jedem Einzelnen in ausgiebiger Weise zu widmen und eine individuelle Behandlung durchzuführen. Der Arzt überwacht die reichliche, stets abwechselnde und schmackhaft zubereitete Kost, ferner obliegt es ihm, die Lebensweise der Patienten zu beobachten, die angehalten werden, sich so lange wie möglich in der frischen Gebirgsluft aufzuhalten.“

In den späten 1920er Jahren richtete Margerie, der den Ersten Weltkrieg, zuletzt im Rang eines Oberstabsarztes, mitgemacht hatte, sein Sanatorium neu aus. Er erweiterte die Adlerhütte zu einer „Kuranstalt für jugendlich Nervöse“. Das Jugendsanatorium setzte, wie ein erhaltenes Werbeblatt darlegt, nun noch mehr auf Sport als Heilmittel, auf den Aufenthalt im Freien, auch auf Heimatkunde. „Unter mir steht ein Sportpädagoge, der nachts bei den

*Jungen schläft und tagsüber, abgesehen von der ärztlichen Behandlung, sich noch mehr mit ihnen beschäftigt wie ich selbst. Dazu gehört die Beaufsichtigung und dessen Anwesenheit bei allen Mahlzeiten, eine systematisch aufgebaute, tägliche Turnstunde, kleinere und größere, geschichtliche, geographische und naturwissenschaftliche [...] Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung (Fichtelgebirge, Frankenwald, Bayreuth, Kulmbach usw.) unter Führung dieses Sportpädagogen oder meiner eigenen.“*

Zeitgeschichtlich bemerkenswert sind die Formulierungen, welcher Personenkreis aufgenommen werden sollte: „vor allem seelisch erschöpfte, junge Leute beiderlei Geschlechts [...], die durch widrige persönliche Schicksale oder unter den Lasten und Erschütterungen ihres Lebens, ihres Berufes, des Krieges und der Nachkriegszeit in innere Schwierigkeiten geraten sind und deren Kraft und Mut daher erschüttert ist. Diese sollen hier wieder mit Lebensfrische und tatkräftigem Arbeitsgeist erfüllt werden, damit sie mit neuer Kraft in dem schweren Ringen um ihr eigenes Sein und später unseres Volkes Zukunft ihren Mann stellen können.“

*Ich suche also die Jugend, die nicht nur durch die jahrelange Unterernährung im Kriege, sondern auch durch die führerlose und führerschwache Nachkriegszeit stark gelitten hat, seelisch und körperlich wieder aufzubauen.“<sup>16</sup>*

Unmißverständlich zeigte Margerie hier seine Unzufriedenheit mit der jungen Demokratie, sein Verlangen nach starker Führung. Diese politische Sicht, die eine Monarchie für die richtige Staatsform hielt, bestimmte ihn, sich seit 1922 im Stahlhelm zu engagieren,<sup>17</sup> einem Zusammenschluß von Frontkämpfern des Ersten Weltkriegs, der klar gegen die Republik Stellung bezog. Überhaupt ist von Margerie überliefert, er habe sich, bei aller Bodenständigkeit und Volkstümlichkeit, nicht selten elitär gebärdet. Daher rührt gewiß der lateinische Name seines „Colloquium“, und folglich waren vor allem Akademiker als Mitglieder gefragt.

Im Stahlhelm hatte Margerie eine herausgehobene Position. Als Ende 1930 eine Füh-



Abb. 2: Dr. Eduard Margerie (rechts im Bild) mit Geistlichem Rat Johann Schlund, 1936.

rungsriege des oberfränkischen Stahlhelms in Lichtenfels tagte, war Margerie darunter. „Im Falle einer Krise soll die Macht vom Stahlhelm übernommen werden, jedoch nur mit legalen Mitteln,“ war der Tenor der Tagung. Auf die Gründung einer Lichtenfelder Ortsgruppe verzichtete man „mit Rücksicht auf die [...] Nationalsozialisten.“<sup>18</sup>

Im Herbst 1934 stieg Margerie sogar zum Kreisführer des Stahlhelms auf, d. h., zum obersten Repräsentanten der Organisation in Oberfranken. Dieses Amt bekleidete er freilich kein Jahr, denn 1935 wurde der Stahlhelm in die SA überführt, und mit diesem Zeitpunkt legte Margerie seine Funktion nieder.

Der Arzt von der Adlerhütte gehörte zur politischen Rechten, ohne aber besondere Nähe zu den Nationalsozialisten zu zeigen. Ein Beitritt zur NSDAP vertrug sich wohl nicht mit seiner elitären Pose und mit seinem Wunsch nach einer Monarchie, den er im Jahr 1934 in Wirsberger Wirtschaftshäusern lauthals aussprach. Oder er kommentierte, gleichfalls in einer öffentlichen Gaststube: „mit dem Hitler’schen 1000jährigen Reich ginge es genau so, wie

mit dem Bierschaum auf meinem Bierglas.“ Margerie war der Kreisleitung in Kulmbach suspekt, zumal er bis 1930 einer Freimaurerloge angehört hatte und einen Heilpraktiker in einem Nachbardorf heftig angriff, der alter Parteigenosse war.<sup>19</sup>

In seiner Kleidung zeigte sich der gebürtige Elberfelder als fränkisch-heimatverbunden; Photos zeigen ihn mit einer stilisierten fränkischen Tracht, mit roter Weste, schwarzer Bundhose, weißen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen. Er regte 1929 die Gründung einer Wirsberger Ortsgruppe des Frankenwald-Vereins an und focht gegen jeden, der Wirsberg etwa zum Fichtelgebirge rechnen wollte – wie er es in seiner Werbebroschüre von 1912 selbst noch getan hatte.

Diese Heimatverbundenheit, die sich am engeren Lebensumfeld festmachte, ließ Margerie wohl sein Colloquium Historicum gründen. Er selbst wollte die Geschichte der Herren von Wirsberg erforschen. Doch Margerie scheint seine Grenzen bald erkannt zu haben; noch 1960 schrieb er im Vorwort zum zweiten Band seiner Regesten: „Die Erforschung der v. Wirsberg war vielleicht doch ein zu kühnes Unterfangen, ich bin ja Dr. med. und Amateur und hatte mir die Sache doch wesentlich einfacher und leichter vorgestellt. Meine Heimatliebe zu Wirsberg [...] war die Triebfeder zu diesem ganzen Wagnis.“<sup>20</sup> Immerhin wollte er schriftliche Quellen zusammentragen, und er versuchte sich 1933/34 als Archäologe, indem er die Reste der Leonhardskirche bei Wirsberg ergrub. Sein eigener Forscherdrang trat aber zurück. Er ließ andere, Fachleute und vermeintliche Fachleute, referieren.

Das Colloquium – das übrigens erst viele Jahrzehnte später, 1959, eine Satzung erhielt und ins Vereinsregister eingetragen wurde – begann mit seiner Gründung im Juli 1924 keineswegs umgehend zu florieren. Vielmehr waren die Anfänge holprig. Beim fünfjährigen Jubiläum 1929 berichtete dazu Pfarrer Georg Teicher aus Bischofsgrün: „Eigenartig, auf das eifrige, begeisterte Beginnen bei der generatio des Colloquiums folgte, ich weiss nicht warum, [...] eine degeneratio.“ Durch ein Rundschreiben vom 17. Oktober 1925 fragte Margerie nach, „ob das Colloquium weiter be-

stehen und aufs neue wieder die Arbeit aufnehmen solle. Von allen Seiten liefen zustimmende Antworten ein, und am 24. Nov. 1925 erfolgte die Regeneratio in der Altdeutschen Bierstube [in Kulmbach] mit kampfreichen Auftakte in der Aussprache über die viel umstrittene Frage der Slavenkirchen. Führer auf beiden Fronten waren Herr Geistlicher Rat Schlund und der leider allzu früh verstorbene Baron Guttenberg.“ Gemeint waren der katholische Pfarrer Johann Schlund<sup>21</sup> aus Breitungüßbach, nachmals erstes Ehrenmitglied des CHW, und Oberst a. D. Franz Karl von Guttenberg. Weiter führte Teicher aus: „Die beweiskräftigen Ausführungen des erst genannten Herrn, belegt mit archivalischen Quellen, machten unseren sehr verehrten Geschichtsforscher Schlund so ganz von selbst zum geistigen Führer der Vereinigung. Arbeitsstoff fand sich nun in Hülle und Fülle für die monatlichen Zusammenkünfte.“ Diese begannen nun, ab Ende 1925, „regelmässig zu werden, auch wurden sie meist gut besucht.“

Das Colloquium zählte 1929 35 Mitglieder, 1939 waren es 55, und als man im Juli 1944 auf der Plassenburg das 20jährige Bestehen feierte, gehörten dem Verein 100 Personen an. In der kälteren Jahreszeit veranstaltete das Colloquium Vortragsabende, am häufigsten in Kulmbach; 215 waren es in den ersten 20 Jahren. Übrigens setzte diese Aktivität bereits im Dezember 1945 wieder ein. Im Sommer unternahm das Colloquium bis 1939 Ausflüge mit Bahn und Bus und längeren Fußmärschen zu unterschiedlichsten Orten Oberfrankens, von Forchheim bis Berneck, ja sogar bis zu den Gleichbergen in Thüringen und bis nach Eger.

Selbstbewußt trat der junge Verein nach fünf Jahren ans Licht der Öffentlichkeit, nämlich durch eine „Heimatfeier“ in Wirsberg im Juli 1929. Das Festprogramm erstreckte sich über zwei Tage: Referate wurden gehalten, ein Kranz am Grab des „geistigen Urhebers“, des Kantors Zettner, niedergelegt, der Kantor-Zettner-Felsen beleuchtet. Exkursionen zu den historischen Stätten in der Gemarkung Wirsberg wurden unternommen, regionale Dichter lasen aus ihren Werken, und festliche Musik erklang.

Im Nachgang zu dieser Feier erschien im St.-Otto-Verlag Bamberg die erste Publikation des Colloquium, ein Heft über Wirsberg, zu dem der katholische Pfarrer Johann Schlund und der örtliche evangelische Pfarrer Senior Wilhelm Beyer (1864–1957), beide Gründungsmitglieder von 1924, die Beiträge beisteuerten.<sup>22</sup> Sie hatten sie als Vorträge bei der Heimatfeier gehalten.

Zumal Johann Schlund (1874–1942) war der unbestrittene fachliche Anführer des neuen Vereins; „*unser erster Lehrer*“ nannte ihn Margerie bei einem Rückblick, den er als 85jähriger niederschrieb.<sup>23</sup> Schlund war von 1916 bis Anfang 1924 Pfarrer in Ludwigschorgast gewesen, als solcher auch für die Katholiken in Wirsberg zuständig.

Schlund war als Eisenbahnerkind in Ebelsbach geboren und in Weidnitz bei Burgkunstadt aufgewachsen. Seine erste Pfarrstelle erhielt er 1909 mit Wallenfels im Frankenwald. Im Mainboten von 1913 veröffentlichte er einen ersten Aufsatz, nämlich über die Herren von Waldenfels, deren namensgebende Stammburg ja bei Wallenfels gestanden hatte.<sup>24</sup> Der acht Jahre ältere Hallstadter Pfarrer Friedrich Wachter – bis heute jedem Landeshistoriker bekannt durch seinen „*General-Personal-Schematismus*“, ein biographisches Lexikon des Bamberger Klerus von der Bistumsgründung 1007 bis 1907 – hatte ihn zur Geschichtsforschung geführt.<sup>25</sup> Der Weihbischof und Generalvikar Dr. Adam Senger (1860–1935)<sup>26</sup>, den Schlund als väterlichen Freund betrachtete,<sup>27</sup> hatte diese Neigung des Wallenfelsers Pfarrers unterstützt. Schlund verfaßte mehrere umfangreiche ortskundliche Studien, die ungedruckt blieben – so über Lichtenfels und Kulmbach. Er erledigte umfangreiche Ordnungsarbeiten im Archiv, namentlich verzeichnete er die Altbestände des Ordinariatsarchivs – wer heute das Archiv des Erzbistums Bamberg benutzt, kennt das handgeschriebene „*Schlund-Repertorium*“ für die Archivalien vor 1803. Daneben hat Schlund mehrere kleinere Schriften veröffentlicht.

Sein bekanntestes Buch ist „*Besiedelung und Christianisierung Oberfrankens*“, erschienen 1931. Die Slawenfrage trieb seit dem späten 18. Jahrhundert viele Menschen in Ober-

franken um,<sup>28</sup> und sie war nach dem Ersten Weltkrieg auch politisch brisant. Hatte es slawische Besiedlung auf breiter Fläche gegeben oder eher punktuell? Hatten die Slawen kultivatorische Leistungen vollbracht, sprich: gerodet? Schlund mühte sich um eine ausgewogene Antwort: „*Die Bevölkerung von Oberfranken setzt sich zusammen aus eingessenenen Thüringern, erobernden Franken und eingewanderten oder kriegsgefangenen Slaven und kriegsgefangenen Sachsen.*“<sup>29</sup>

Zwar versuchten ihn braune Ideologen anfangs zu vereinnahmen. Doch mit der Zeit wuchs, als dies mißlang, die Kritik. Als der Frankenwald-Verein 1942 postum seine Aufsatzreihe über die Geschichte des Frankenwalds veröffentlichte, setzte ein Hofer Gymnasiallehrer ein Nachwort hinzu, überschrieben „*Einige sachliche Berichtigungen*“. Slawen hätten nicht gerodet, wie Schlund behauptete, und einige von Schlund als slawisch gedeutete Ortsnamen seien in Wahrheit „*von deutschen Siedlern gegeben*“.<sup>30</sup>

Wie Schlund sympathisierte auch der katholische Gymnasiallehrer Georg Regler,<sup>31</sup> der als Fachmann an der Wiege des CHW stand, vor 1933 mit der Bayerischen Volkspartei.<sup>32</sup> Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten begrüßte er jedoch ausdrücklich.<sup>33</sup> Von 1917 bis 1938 unterrichtete der gebürtige Oberpfälzer an der Oberrealschule Bayreuth (heute Graf-Münster-Gymnasium); er leitete ab 1923 die Kanzleibibliothek Bayreuth,<sup>34</sup> veröffentlichte historische und volkscundliche Studien zu oberfränkischen Themen und redigierte mehrere heimatkundliche Periodika. Dann ließ er sich nach Regensburg versetzen, wo er bis 1955 im Schuldienst blieb.

Trotz der Distanz des katholischen Pfarrers Schlund, des Studienrats Regler und des erzkonservativen Margerie zum Nationalsozialismus fand im jungen Verein auch das völkische Gedankengut Eingang. Verwiesen sei etwa auf die rege Referententätigkeit des Lorenz Reinhard Spitzenpfeil, der auch Dozent an der Ingenieurschmiede des Fritz Todt auf der Plasenburg<sup>35</sup> war; er hatte sich zumindest sehr schnell mit dem Regime arrangiert. Der Mitbegründer Friedrich Klein (1894–1946), ab 1922 Pfarrer von Grafengehaig, rief 1922 einen

Wehrverband ins Leben, den er 1923 in die NSDAP überführte. Seit 1927 trat er als Parteiredner auf, und von 1931 an stand er auf Reichs- wie auf bayerischer Ebene dem Nationalsozialistischen Evangelischen Pfarrerbund vor.<sup>36</sup>

In seiner Themenwahl zeigte sich das Colloquium in den ersten beiden Jahrzehnten seines Bestehens den landesgeschichtlichen Traditionen verhaftet. Siedlungsgeschichte, mittelalterliche Geschichte überhaupt, Kirchen-, Rechts- und Verfassungsgeschichte beherrschten das Programm. Es war schon eine Ausnahme, wenn der Kutzenberger Krankenhausarzt Dr. Jakob Faas über die Klostersäkularisationen von 1803 sprach. Jüngere Themen fanden keinen Platz im Programm, und auch sozialhistorische Fragen blieben weitgehend ungestellt. Insofern scheint die Frage berechtigt, ob die Gründung tatsächlich ein Aufbruch war – oder eher ein Rückzug in die Beschaulichkeit des Alten und längst Untergegangenen.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Programm der Heimatfeier vom 28./29.7.1929. Exemplare im Archiv des Colloquium Historicum Wirsbergense e. V. (Depositum im Stadtarchiv Weismain). – Schriftstücke aus den ersten Jahrzehnten der Vereinsgeschichte, die in diesem Archiv erhalten sind, wurden für den vorliegenden Aufsatz ohne Einzelnachweise herangezogen.

<sup>2</sup> Zur Vereinsgeschichte vgl. Margerie, Eduard: 40 Jahre Colloquium Historicum Wirsbergense, in: Geschichte am Obermain 2 (1964/65), S. 11–17; Pietsch, Franz: 50 Jahre Colloquium Historicum Wirsbergense, in: Geschichte am Obermain 9 (1974/75), S. 18–22; Lehmann, Jakob: 60 Jahre Colloquium Historicum Wirsbergense 1924–1984. Kleine CHW-Chronik. Lichtenfels 1984.

<sup>3</sup> Über ihn Hahn, Karl: Schulgeschichte von Wirsberg und Neuenmarkt 1564–2004. O. O. 2005, S. 100, 111.

<sup>4</sup> Mühlhäußer, Kurt: Lorenz Reinhard Spitzenpfel. Ein Lebensbild des oberfränkischen Künstlers und Forschers, in: Geschichte am Obermain 17 (1989/90), S. 179–194.

<sup>5</sup> Kutz, Rüdiger: Der Staffelberg als „Scheffelberg“. Naturschutz gegen Denkmal, in: Dippold, Günter (Hrsg.): Der Staffelberg. Bd. 2. Lichtenfels 1994, S. 101–120, hier S. 113f.

<sup>6</sup> Dippold, Günter: Museen in Oberfranken. Teil 2: Von Wachstum und Niedergang, Historismus und

Heimatheuphorie (Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg). Bayreuth 2002 (Heimatbeilage zum Oberfränkischen Schulanzeiger 292), S. 47–85.

<sup>7</sup> Zum Historischen Verein Bamberg im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vgl. Krings, Wilfried: Zwischen Kulturgeschichte und Heimatschutz. Der Historische Verein Bamberg vor 100 Jahren, in: 144. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (2008), S. 273–324. Über Dürrwächter vgl. Braun, Lothar: Dr. Anton Dürrwächter (1862–1917). Hochschulprofessor und 1. Vorsitzender des Historischen Vereins, in: 141. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (2005), S. 168–172.

<sup>8</sup> Über ihn vgl. 50 Jahre Buchhändler in Lichtenfels. Hermann Oskar Schulze zum 80. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden. O. O. [Lichtenfels] 1946; Hundert Jahre Buchhandel. Achtzig Jahre Buchdruck in Lichtenfels. Lichtenfels 1965.

<sup>9</sup> Über ihn vgl. seine Personalakten: Staatsarchiv Bamberg, K 3 F I, Nr. 1124 und 1526.

<sup>10</sup> Über ihn vgl. Bischoff, Johannes: Genealogie der Ministerialen von Blassenberg und Freiherren von (und zu) Guttenberg (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX, 27). Würzburg 1971, S. 130f., 275.

<sup>11</sup> Über ihn und sein Hauptwerk, den General-Personal-Schematismus, vgl. Urban, Josef: Der „Wächter“. Ein biographisches Nachschlagewerk des Bistums und Erzbistums Bamberg, in: Chrobak, Werner/Hausberger, Karl (Hrsg.): Kulturarbeit und Kirche. Festschrift Msgr. Dr. Paul Mai zum 70. Geburtstag. Regensburg 2005 (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 39), S. 221–232.

<sup>12</sup> Über ihn vgl. seinen Personalakt: Staatsarchiv Bamberg, K 3–1987, Nr. 1089.

<sup>13</sup> Margerie, Eduard: Geschichte der Familie Margerie. O. O. 1954.

<sup>14</sup> Zur Geschichte der Goldenen Adlerhütte vgl. Hahn, Karl: Chronik des Marktes Wirsberg. Wirsberg 1984, S. 231–264; ders.: Markt Wirsberg. Häuser- und Familienchronik. Bd. 2. Wirsberg 1989, S. 269–277.

<sup>15</sup> Margerie, Eduard: Ein Beitrag zur Kasuistik der Veronalvergiftung. Erlangen 1910.

<sup>16</sup> Staatsarchiv Bamberg, K 13, Nr. 5488.

<sup>17</sup> Staatsarchiv Coburg, Spruchkammer Kulmbach, M 13.

<sup>18</sup> Staatsarchiv Bamberg, K 3 Präs.reg., Nr. 1883, Wochenbericht Lichtenfels vom 15.12.1930.

<sup>19</sup> Staatsarchiv Coburg, Spruchkammer Kulmbach, M 13. Zur Auseinandersetzung mit dem Heil-

- praktiker auch Staatsarchiv Bamberg, K 13, Nr. 5467.
- <sup>20</sup> Margerie, Eduard: Die Herren von Wirsberg. Urkundenauszüge. Bd. 2. O. O. 1960.
- <sup>21</sup> Über ihn Schrott, Konrad: Breitengüßbach. Seine Gemeindeteile und ihre Menschen im Laufe der Jahrhunderte. Breitengüßbach, Hohengüßbach, Leimershof, Unterberndorf, Zückshut. Breitengüßbach 1989, S. 574.
- <sup>22</sup> Schlund, Johann/Beyer, Wilhelm: Wirsberg. Bamberg 1929 (Bamberger Hefte für fränkische Kunst und Geschichte 8/9). Über Beyer vgl. Hahn: Chronik (wie Anm. 14), S. 199f.
- <sup>23</sup> Margerie (wie Anm. 2), S. 11.
- <sup>24</sup> Schlund, Johann: Wallenfels und das freiherrliche Geschlecht von Waldenfels, in: Der Mainbote von Oberfranken 1913, S. 93–95.
- <sup>25</sup> In seinem Werk „Besiedelung und Christianisierung Oberfrankens“ dankte er Wachter, der ihn „vor vielen Jahren in die praktische Geschichtsforschung eingeführt und jederzeit mit Rat und Tat unterstützt [...] hat“.
- <sup>26</sup> Rathgeber, Franz: Senger, Adam. Weihbischof von Bamberg, 1860–1935, in: Lebensläufe aus Franken. Bd. 6. Würzburg 1960, S. 501–507; Neundorfer, Bruno: Senger, Adam (1860–1935), in: Gatz, Erwin (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Berlin 1983, S. 702f.
- <sup>27</sup> Sein Buch „Besiedelung und Christianisierung Oberfrankens“ trägt die Widmung: „In Ehrfurcht seinem väterlichen Gönner Sr. Exzellenz Hochw. Herrn Weihbischof Dr. Senger in Bamberg gewidmet“.
- <sup>28</sup> Dippold, Günter: Die Forschungsgeschichte und ihre Rezeption, in: Bergmann, Rolf/Dippold, Günter/Haberstroh, Jochen/Lange, Christian/Weiß, Wolfgang (Hrsg.): Missionierung und Christianisierung im Regnitz- und Obermaingebiet. Bamberg 2007 (Historischer Verein Bamberg, Schriftenreihe. Bd. 41), S. 13–21.
- <sup>29</sup> Schlund, Johann: Besiedelung und Christianisierung Oberfrankens. Bamberg 1931, S. 38.
- <sup>30</sup> Schlund, Johann: Zur Geschichte des Frankenwaldes. Helmbrechts 1943, S. 113–116.
- <sup>31</sup> Über ihn vgl. seinen Personalakt: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, MK 47156; Kiel, Rainer-Maria: Geschichte der Kanzeibibliothek Bayreuth 1735–1985. Bayreuth 1985, S. 79; Lebensdaten in: Genealogisches Handbuch der freiherrlichen Häuser. Freiherrliche Häuser A Band XI (Genealogisches Handbuch des Adels 69). Limburg a. d. Lahn 1979, S. 402.
- <sup>32</sup> Ihm beschied 1947 die Spruchkammer: „Er war als Schwarzer in seiner Umgebung bekannt.“ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, MK 47156.
- <sup>33</sup> Regler, Georg: Zum Aufbruch der Nation, in: Oberfränkische Heimat 10 (1933), S. 49–51.
- <sup>34</sup> Kiel (wie Anm. 31), S. 79–81.
- <sup>35</sup> Schoberth, Wolfgang: Zwischen Frankenwarte und Ingenieurs-Schmiede. Zur reichsweiten Bedeutung der Plassenburg in der NS-Zeit, in: Dippold, Günter/Zeitler, Peter (Hrsg.): Die Plassenburg. Zur Geschichte eines Wahrzeichens (CHW-Monographien 8). Lichtenfels 2008, S. 177–204.
- <sup>36</sup> Mensing, Björn: Pfarrer und Nationalsozialismus. Geschichte einer Verstrickung am Beispiel der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. 2. Aufl. Bayreuth 1999, S. 94, 119, 265 u. ö.

Sie suchen neue und ältere Literatur  
zu  
**Geschichte, Kunst und Kultur in Franken**  
(mit Schwerpunkt: Haßberge / Steigerwald)  
zu kaufen?

Dann setzen Sie sich bitte mit mir in Kontakt  
unter 09521 - 1299!

# Die Anfänge des Würzburger Frankenbundes in den 1920er Jahren

von

Peter A. Süß

## *Allgemeine Vorbemerkung zur Quellenlage*

Die Beschäftigung mit der historischen Entwicklung der Frankenbund-Gruppe Würzburg stellt den Forscher wegen der mehr als schwierigen Quellenlage vor große Probleme. Denn nach meiner Kenntnis haben sich aus der Anfangszeit der Würzburger Gruppe weder im Archiv der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes noch bei der Gruppe selbst irgendwelche Unterlagen aus den frühen Jahren unserer Vereinigung erhalten. Über viele Jahre hinweg waren die Dokumente des Gesamtbundes und auch der Würzburger Gruppe in der Wohnung des ersten Bundesvorsitzenden Dr. Peter Schneider, der in den ersten Jahren in Personalunion zugleich auch der Vorstand der Frankenbund-Gruppe Würzburg war, aufbewahrt worden. Dort gingen sie – zusammen mit anderen Schriften und Manuskripten Peter Schneiders – während des britischen Bombenangriffs vom 16. März 1945 zugrunde.

Damit ist der Historiker, der sich mit diesem frühen Zeitabschnitt der Frankenbund-Gruppe Würzburger auseinandersetzen möchte, gezwungen, auf die nicht sehr zahlreichen gedruckten Äußerungen zur Geschichte unseres Bundes und dieser Teilgliederung desselben zurückzugreifen. An erster Stelle muß deswegen hier die grundlegende Arbeit von Hans Paschke: „Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation“<sup>1</sup> erwähnt werden, die sich zwar im Hauptsächlichen dem Gesamtbund widmet, aber, da die Gründungsgeschichte der Dachorganisation und der lokalen Untereinheit quasi identisch sind, für unser Thema die grundlegende Information bieten kann. Zum anderen hilft in gewissem Umfang auch ein Blick in die Studie von Richard Wagner: „1882–1982. Peter Schneider. Ein Leben für Franken“<sup>2</sup> weiter, wo einige, wenige Hinweise zur Geschichte der Würzburger Gruppe zu finden sind.

Schließlich seien noch zwei Beiträge genannt, die 1995 in der Festschrift der Frankenbundgruppe Würzburg zu deren 75jährigem Jubiläum erschienen sind. Aus der Perspektive des Augenzeugen und Miterlebenden berichtete darin Lorenz M. Schneider, der Sohn des Gründers, über die Anfänge der Gruppe.<sup>3</sup> Seine Äußerungen sind daher zwar eine interessante Quelle eines Zeitzeugen und entbehren selbstverständlich auch nicht der Nähe zu den Geschehnissen, müssen aber gerade ob ihres persönlichen Ansatzes quellenkritisch betrachtet werden. Aber auch ein weiterer Teil der Festschrift kann für unseren Zweck zum Erkenntnisgewinn beitragen, da ein Verein in seiner Ausrichtung und Zielsetzung von den Persönlichkeiten geprägt wird, die in ihm mitwirken. Daher können die ebenfalls in dem genannten Büchlein zu findenden knappen biographischen Skizzen zu bedeutenden verstorbenen Mitgliedern der Würzburger Frankenbundgruppe verdeutlichen helfen,<sup>4</sup> wer sich für die Ideale der jungen Vereinigung begeisterte, welcher Stellenwert dem Bund beigemessen werden kann und wo sich in der damaligen Zeit Bundesfreunde im gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen und politischen Leben engagierten.

Das im folgenden Darzustellende ist also auf dieser schmalen Basis aufgebaut und wird in der Konsequenz dessen viele Fragen offen und erhebliche Wünsche unbefriedigt lassen müssen. Aber solange keine neuen Unterlagen, weiteren Schriftstücke oder anderen Berichte zur Verfügung stehen und keine zusätzlichen Forschungen durchgeführt worden sind, wird sich zunächst leider kein besseres, klareres Bild der frühen Entwicklung der Würzburger Frankenbundgruppe zeichnen lassen. Vor dem Hintergrund dieser Einschränkungen sei das Unterfangen dennoch gewagt.

## Die Gründung des Frankenbundes am 11. Oktober 1920

Im Jahre 1920 – also vor 90 Jahren – wurde in Würzburg der Frankenbund und seine Würzburger Gruppe ins Leben gerufen. Wenn man sich dieses Jahr ins Gedächtnis ruft, wird man sich an das Ende eines langen mörderischen Krieges erinnern – eine Zeit, die Deutschland moralisch und wirtschaftlich am Boden sah. Das Land war politisch zerrissen. Die Menschen kämpften gegen Hunger und Geldentwertung. Man wird Lorenz Schneider beipflichten, der 1995 meinte, es sei recht eigentlich keine Zeit gewesen, die zur Neugründung eines Vereins angetan gewesen wäre. Nach seiner Ansicht hätte auch kein dringendes Bedürfnis bestanden, einen Verein „zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Landes und Volkes“ ins Leben zu rufen, denn die Menschen hätten andere, vordringlichere Sorgen gehabt. So habe ein „Frankenbund“ sicher nicht „in der Luft“ gelegen.<sup>5</sup>

In Betonung der Wirkmächtigkeit auch von Einzelpersonlichkeiten und deren Leistungen in der Geschichte unterstrich Lorenz Schneider meines Erachtens zu recht die Tatsache der Notwendigkeit, daß also „*einer die Idee zu einer solchen Gründung haben [mußte] und so von dieser Idee besessen sein [mußte], daß er sie ohne Rücksicht auf die Zeitläufte in die Tat umsetzte.*“ Dieser eine war schließlich Lorenz Schneiders Vater Dr. Peter Schneider. Über ihn, seinen familiären und bildungsmäßigen Hintergrund hat sich Prof. Blessing in einem maßgeblichen Beitrag in der Februarausgabe 2009 unserer Zeitschrift „Frankenland“ ausführlich geäußert, worauf hier ausdrücklich verwiesen sei.<sup>6</sup>

Hier nur nochmals soviel: Dieser damals 37jährige Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider ließ sich im April des Jahres 1920 aus der bayerischen Rheinpfalz, näherhin aus Speyer, als Studienprofessor an das Neue Gymnasium in Würzburg versetzen. Schon seit einiger Zeit hatte Schneider überlegt, wie seine nebenamtliche Arbeit als Redakteur der seit 1913 bestehenden Zeitschrift „Frankenland“ und sein über längere Jahre hinweg währendes Bemühen um die fränkische Einheit, wie überhaupt die Pflege der fränkischen Kultur und des frän-

kischen Volkstums, wie sie mit der Herausgabe der Zeitschrift „Frankenland“ verfolgt wurde, intensiviert werden könnte.<sup>7</sup> Seine Gedanken kreisten um die Frage; wie er einer möglichst breiten Bevölkerungsschicht seine Überlegungen und seine Absichten bekannt machen könnte. Denn er wollte in dieser schweren Zeit nach dem Ersten Weltkrieg möglichst viele Menschen davon überzeugen, wie wichtig in dieser Umbruchzeit Heimatbewußtsein und die Pflege der heimatlichen Kultur sei.

Mit der Beseitigung der Monarchie war ja dem Volk nicht nur eine neue Regierungsform beschert worden, nein es waren auch vertraute Identifikationsfiguren und Strukturen verschwunden, für die es einen Ersatz anzubieten galt. Statt eines zu verehrenden monarchischen Landesvaters, der die Stämme des Königreiches einte, könnte eine selbstbewußte Betonung der fränkischen Kultur und Geschichte den Franken eine identitätsstiftende Stütze im neuen demokratischen Freistaat sein, meinte Peter Schneider.

Sein Ziel der Förderung von Heimatbewußtsein und Heimatkultur nahm ihn voll und ganz ein. So keimte bei ihm ganz allmählich die Idee, die von ihm vertretenen und verfolgten Absichten und Ziele, die er bisher nur bei einigen Veranstaltungen Historischer Vereine und dann vor allem in der Zeitschrift „Frankenland“ geäußert hatte, „*in und mit einem neu zu gründenden Bund, der möglichst ganz Franken umfassen sollte, viel wirksamer und stärker, als dies bisher möglich war, bekannt zu machen und zu verfolgen.*“<sup>8</sup>

Nach Peter Schneiders eigenen Worten muß er in einer Art Schlüsselerlebnis zur Initialzündung des Vereins am Pfingstmontag des Jahres 1920 inspiriert worden sein, als während der Hl. Messe in der Hofkirche der Würzburger Residenz der Funke zur Neugründung gewissermaßen übersprang. Er schrieb später: „*Als ich [...] dem Gottesdienst [...] anwohnte, stand plötzlich der Begriff ‚Frankenbund‘ ganz klar und deutlich vor meiner Seele. Die Gründung erschien mir als eine selbstverständliche Notwendigkeit.*...“<sup>9</sup> Von nun an war er ganz von dieser Idee eines umfassenden Frankenbundes eingenommen und sprach, wohin er

auch immer kam, über diesen Gedanken und seine zukünftige Verwirklichung.

Dementsprechend bereitete Schneider dann für den Herbst des Jahres eine Gründungsverammlung vor, zu der er für den 11. Oktober 1920 in das Nebenzimmer des Würzburger Gasthofes „Franziskaner“<sup>10</sup> am gleichnamigen Franziskanerplatz einlud. Dieser Einladung Dr. Peter Schneiders folgten zahlreiche Persönlichkeiten aus Würzburg und Umgebung, darunter Vertreter der Stadt und vieler Behörden, der Kirche, der Schulen und der Universität sowie Vertreter des Würzburger Geschäftslebens und viele an der Sache interessierte Bürger.<sup>11</sup> Vor dieser so zahlreich erschienenen Zuhörerschaft hielt Schneider eine begeisternde Rede, in der er die Aufgabe des zu gründenden Frankenbundes grundlegend erläuterte: Nach seiner Vorstellung sollte der Frankenbund alle fränkische Kultur, das heißt Natur, Mundart, Literatur, Dichtung, Kunst, Musik, Geschichte, Sitte und Brauchtum aus Vergangenheit und Gegenwart allen Franken bekannt und zugänglich machen. Dazu sollte der Bund dieses fränkische Volkstum pflegen und vor verfremdenden Einflüssen bewahren; ja er sollte durch die gemeinschaftliche Pflege des fränkischen Volkstums helfen, die bestehende kulturelle und bewußtseinsmäßige Zersplitterung zu überwinden und so zu einer umfassenden fränkischen Einheit und Einigkeit führen. Diese Einheit und Einigkeit wiederum müßte seinen Gedanken zufolge zur Stärkung einer lebendigen und klaren fränkischen Identität – Schneider sagte in der Sprache seiner Zeit „*Stammesbewußtsein*“ dazu – und zu einer Stärkung des fränkischen Selbstbewußtseins in einer heimatlichen, fränkischen Geborgenheit führen – Schneider wollte in seiner Neugründung, wie er formulierte, den fränkischen Beitrag zum Aufbau einer echten deutschen Volksgemeinschaft erblicken.<sup>12</sup>



Abb. 1: Der Gründer des Frankenbundes Dr. Peter Schneider.

Nach seinen Vorstellungen müßten diese Aufgaben von örtlichen Gruppen geleistet werden, die in ganz Franken gegründet werden sollen. Daneben solle, wie bisher, die Zeitschrift „Frankenland“ diesem Zwecke dienen. Sie solle zum Verbandsorgan werden, das dann jedes Mitglied des Frankenbundes erhalten müßte. Außerdem betonte Dr. Peter Schneider ganz besonders, daß er mit dieser ihm so sehr am Herzen liegenden Gründung des Frankenbundes, der das fränkische Volkstum pflegen solle, keine Konkurrenz zu anderen bestehenden Vereinen aufbauen wolle, daß er keineswegs auch nur die geringsten politischen Absichten verfolge, daß er nicht aus einer fränkischen Überheblichkeit heraus einen fränkischen Sonderstaat oder gar eine Abtrennung Frankens vom Freistaat Bayern beabsichtige. Auch unterstrich er, daß es ihm es nur um die Pflege der bisher selbständigen, von Altbayern

und Schwaben unabhängig verlaufenen Kultur Frankens gehe.<sup>13</sup>

Reichlicher Beifall von seiten der Anwesenden war der Lohn dieser klaren und vor allem auch überzeugend dargestellten Aussagen Dr. Peter Schneiders. In der sich an den Vortrag anschließenden Aussprache, an der sich unter anderem die Universitätsprofessoren Dr. Theodor Henner (1851–1928) und Dr. Fritz Knapp (1870–1938), Oberstudiendirektor Dr. Burkhard Weissenberger,<sup>14</sup> Universitätsbibliothekar Dr. Otto Handwerker (1877–1947), Staatsarchivar Dr. Josef Friedrich Abert (1879–1959) und der Kunstmaler Otto Rückert (1888–1959) beteiligten, fanden die dargelegten Vorstellungen und Aufgaben des zu gründenden Frankenbundes – von wenigen Bedenken tragenden Ausnahmen abgesehen – enthusiastische Zustimmung.<sup>15</sup> So beschloß die Versammlung an jenem denkwürdigen Abend des 11. Oktober 1920 auf der Grundlage der von Peter Schneider formulierten Überlegungen und Ziele die Gründung des „Frankenbundes“, der damit in Form seiner Würzburger Gruppe ins Leben trat. Dr. Peter Schneider wurde zum ersten Bundesvorsitzenden des „Frankenbundes“ bestimmt.

Über dieses und das ihm unmittelbar in den nächsten Wochen folgende Geschehen hat sich der Gründer dieses neuen Bundes, Dr. Peter Schneider, selbst im Januar-Heft 1921 der Zeitschrift „Frankenland“ folgendermaßen geäußert: „Der Frankenbund ist gegründet. Volkstümlich gesinnte Männer und Frauen sind am 11. Oktober 1920 in Würzburg zusammengetreten und haben einmütig die Gründung beschlossen. Der Ortsgruppe Würzburg sind noch im alten Jahre am 25.10. Rimpf, am 4.11. Bergheim mit den Nachbarorten Burggrumbach, Opferbaum, Oberpleichfeld, Hilpertshausen, am 7.11. Holzkirchen bei Marktweidenfeld, am 6.12. Gunzenhausen an der Altmühl, am 27.12. Bamberg, am 29.12. Kulmbach als weitere Gruppen beigetreten und die Bewegung dehnt sich beständig weiter über unser Frankenland hin aus. Wir dürfen der Hoffnung Ausdruck geben, daß es einst keinen Gau des Landes geben wird, in dem der Frankenbund nicht blüht. Damit ist zunächst die Zeitschrift Frankenland in eine neue Stufe ihrer Entwicklung getreten. Sie ist Bundeszeit-

*schrift des Frankenbundes geworden und hat damit eine neue Aufgabe zu erfüllen, die ihr bisher nicht in gleichem Maße oblag. Gestehen wir es, daß bisher ihr Leserkreis sich in der Hauptsache auf eine begrenzte Zahl von Kunst- und Altertumsfreunden, von Historikern und anderen Vertretern der Wissenschaften beschränkte. Das ist nunmehr ganz anders geworden. Unser Frankenbund umfaßt tatsächlich Angehörige aller Berufe. Unser ‚Frankenland‘ nehmen von jetzt an Kopf- und Handarbeiter in gleicher Weise zur Hand. Damit ist ein starker Ruck zum Volkstümlichen von selbst gegeben. Man wolle zu dem Herausgeber das Vertrauen haben, daß er die Zeitschrift deswegen nicht auf eine niedrigere Linie herabsinken läßt. Die schlichtesten Leute in unserem Frankenvolke sind zu stolz, als daß ihnen das Tummeln im Platten und Alltäglichen auf die Dauer gefallen könnte. Schon manches Unternehmen in unserem Lande hat ein solches Herabsinken mit seinem Verkrachen bezahlt. –*

*Eines läßt mich noch besonders hervorheben. In unserem Bunde gibt es keinen Unterschied der Bekenntnisse und des Standes. Es gibt bei uns nur Leute, die unser Frankenvolk kennen, und solche, die es kennen lernen wollen. Die Liebe zu unserem Volke eint uns alle. Mannigfache Anschauungen werden in unserer Zeitschrift zu Wort kommen, aber aus jeder Zeile soll es immer und immer klingen: Das ist unsere Anschauung, wir können nicht anders, sucht uns zu verstehen, ihr Brüder, wie wir euch zu verstehen suchen. Und so stehen wir innerhalb unseres Bundes jenseits allen Hasses, aber diesseits aller Liebe. Führt in diesen unseren heiligen Garten immer neue Stammesbrüder und Freunde unseres Stammes herein! Wir müssen noch eine gewaltige Heerschar werden [...] Nichts anderes kann uns mehr helfen, als der Stolz auf die Leistungen und Tugenden unseres Stammes. Willkommen ihr alle, in denen noch eine Spur dieses Stolzes glüht, im Frankenbunde. Willkommen.“<sup>16</sup>*

Pathetisch und voll Begeisterung klingen dem Heutigen diese Worte von vor 90 Jahren im Ohr. Aber alle Schilderungen über Dr. Peter Schneider charakterisieren ihn, als von dieser Begeisterung vollkommen durchdrungen und auf diese Weise auch andere zur Begei-



## er Frankenbund

ist gegründet. Volkstümlich gesinnte Männer und Frauen sind am 11. Oktober 1920 in Würzburg zusammengetreten und haben einmütig die Gründung beschlossen.

Der Ortsgruppe Würzburg sind noch im alten Jahr am 25. Oktober Kimpf, am 4. November Bergtheim mit den Nachbarorten Burggrumbach, Opferbaum, Oberpleichfeld, Hilpertshausen, am 7. November Holzkirchen bei Markttheidenfeld, am 6. Dezember Gunzenhausen a. d. Altmühl, am 27. Dezember Bamberg, am 29. Kulmbach als weitere Gruppen beigetreten und die Bewegung dehnt sich beständig weiter über unser Frankenland hin aus. Wir dürfen der Hoffnung Ausdruck geben, daß es einst keinen Gau des Landes geben wird, in dem nicht der Frankenbund blüht.

Damit ist zunächst die Zeitschrift *Frankenland* in eine neue Stufe ihrer Entwicklung getreten. Sie ist Bundeszeitschrift des Frankenbundes geworden und hat damit eine Aufgabe zu erfüllen, die ihr bisher nicht in gleichem Maße oblag. Gestehten wir es, daß bisher ihr Leserkreis in der Hauptsache sich auf eine begrenzte Zahl von Kunst- und Altertumsfreunden, von Historikern und anderen Vertretern der Wissenschaften beschränkte. Das ist nunmehr ganz anders geworden. Unser Frankenbund umfaßt tatsächlich Angehörige aller Berufe, unser „Frankenland“ nehmen von jetzt an Kopf- wie Handarbeiter in gleicher Weise zur Hand. Damit ist ein starker Ruck zum Volkstümlichen von selbst gegeben. Man wolle zum Herausgeber das Vertrauen haben, daß er die Zeitschrift deswegen nicht auf eine niedrige Linie herabsinken läßt. Die schlichtesten Leute in unserem Frankenvolk sind zu stolz als

Abb. 2: Der Gründungsbericht Peter Schneiders in der Zeitschrift *Frankenland* 1921.

sterung auffordernd und eine solche Begeisterung bei vielen weckend. Dabei war er doch in vielen Dingen zu Beginn ein Einzelkämpfer, denn der Frankenbund war seine Idee, war sein Werk und wurde daher lange Zeit auch allein von seiner Person getragen. Der aus seiner Feder stammende, gerade zitierte Gründungsbericht macht es zwischen den Zeilen klar, wie unermüdlich er jetzt nachdem der Bund ins Leben gerufen und seine Idee endlich in die Tat umgesetzt worden war, oft genug Abend für Abend hintereinander, landauf, landab, unterwegs war, um für seinen Gedanken, seine Schöpfung, sein Werk zu werben, zu arbeiten und zu wirken. Wo er auch sprach, wo er die Fülle seiner Gedanken vortrug, wo er quasi als Prophet und Missionar der fränkischen Sache auftrat, wo er mit glühenden Worten seine mehr oder weniger zahlreichen Zuhörer zu begeistern verstand, da wuchsen die Gruppen des Bundes aus dem Boden.<sup>17</sup>

Aber all das leistete und schuf Dr. Peter Schneider neben seiner voll ausfüllenden Berufsarbeit, neben der Schriftleitung des Frankenlandes, neben wissenschaftlichen Arbeiten und neben zahllosen anderen Verpflichtungen und Aufgaben – eine wirklich erstaunliche Leistung! Und das alles in jener Zeit, wo die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Deutschland nicht gerade rosig waren. Seine Zeitschrift sollte die ökonomischen Probleme sehr bald zu spüren bekommen und mußte zu Ende des Jahres 1922 ihr Erscheinen einstellen. Hatte der Bezugspreis der Zeitschrift 1920 noch 10 Mark jährlich betragen, so sollte sich der Preis für das Nachfolgeblättchen, die sog. „Mitteilungen des Frankenbundes“ bis 1923 auf 250,— Mark erhöhen, um am 14. Juli 1923 auf 8.000,— Mark festgesetzt zu werden. Dies war ein Betrag, der dann bereits wenige Tage später kaum genügte, um auch nur die jährlichen Kosten des Versandportos decken zu können und schließlich im September des Jahres dem Wert eines Glases Bier entsprach. Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf die damalige Situation der Hyperinflation in Deutschland.<sup>18</sup>

Auch in der Gruppenarbeit wirkten sich die politischen Schwierigkeiten der jungen Republik und die schwere ökonomische Krise oft genug unheilvoll aus. Mancherorts mußte

mehrfach wieder von vorn begonnen werden, wenn sich die Begeisterung der „Gründungsmitglieder“ als Strohfeuer erwies oder der Elan schnell nachzulassen begann. Immerhin gelang es, in den ersten 18 Monaten nach der Gründung des Bundes in Alzenau, Bamberg, Bergtheim, Burgkunstadt, Eltmann, Eßleben, Gunzenhausen an der Altmühl, Hallstadt, Haßfurt, Heilbronn am Neckar, Holzkirchen bei Würzburg, Ingolstadt an der Donau, Karlstadt, Kitzingen, Kulmbach, Münnerstadt, Nürnberg, Obernburg, Ochsenfurt, Rimpf, Römheld im Grabfeld, Schöllkrippen, Stadtlauringen, Weißenburg, Werneck und eben Würzburg Bundesgruppen zu bilden und am Leben zu erhalten. In Würzburg schloß sich auch die „Vereinigung der Freunde der Frankengruppe“, eine Fördergruppe für fränkische Künstler, dem Bund an. Von diesem anfänglichen Schwung erlahmte manches später wieder, konnte sich nicht recht entwickeln und hatte keinen dauerhaften Bestand. Dennoch blieben einige der damals ins Leben gerufenen Gruppen bis heute aktiv, darunter nicht zuletzt unsere Würzburger Frankenbundgruppe, die heute zu den größten und aktivsten unter unseren rund 7.500 Mitgliedern des Gesamtbundes zählt.<sup>19</sup>

### *Die frühe Entwicklung der Würzburger Gruppe des Frankenbundes*

Die Zustimmung zur Gründung des Frankenbundes war 1920 offensichtlich groß, was man vor allem auch an den vielen einflußreichen Mitgliedern der neu gegründeten Gruppe ablesen konnte. Dr. Peter Schneider konnte sich in Würzburg von Anfang an auf engagierte Mitstreiter verlassen.<sup>20</sup> Erwähnt seien hier nur Studienrat Dr. Anton Fries, der 1923 stellvertretender Gruppenvorsitzender und 1927 stellvertretender Bundesvorsitzender wurde, der Bankbeamte Luitpold Maier, der als Bundesschatzmeister fungierte, und die Hauptlehrerin Lisl Schultes, die ab 1922 als Bundesgeschäftsführerin wirkte. Der Würzburger Buchhändler Bruno Frank, in dessen Geschäftsräumen sich auch längere Zeit die Postablage des Vereins befand, löste sie 1925 in dieser Funktion ab. Auch Schulrat Wilhelm Pfeiffer, der 1928 zum stellvertretenden Grup-

penvorsitzenden gewählt wurde, war seit den frühen 1920er Jahren im Verein aktiv.

Quer durch die Würzburger Welt rekrutierten sich die Mitglieder. Hochschulprofessoren, Lehrer aller Ebenen, aber auch bildende Künstler und Literaten waren unter den Frankenbündlern zu finden. Die oben aufgezählten Namen der bei der Gründungsversammlung Anwesenden können hierfür beispielhaft stehen. Neben den Ordinarien für Geschichte und Kunstgeschichte, dem Leiter der Universitätsbibliothek, Schuldirektoren, Archivaren und Künstlern waren auch zahlreiche Männer der Wirtschaft dem Verein beigetreten. Nur einige wenige Persönlichkeiten, die auch über Würzburg hinaus Bekanntheit besitzen, sollen an dieser Stelle stellvertretend für viele andere, die mehr lokale Größen im Würzburger Geschehen waren, erwähnt werden.<sup>21</sup>

Da wäre Dr. Hans Bolza (1889–1986), der Direktor der weltbekannten Druckmaschinenfirma Koenig & Bauer, genauso zu nennen wie sein Mitarbeiter Dr. Friedrich Fick (1862–1955), der Architekt Prof. Albert Bosslet (1880–1957) oder die Dichterin Elisabeth Dauthendey (1854–1943). Der spätere Gründer der Würzburger Städtischen Galerie und Maler Heiner Dikreiter (1893–1966) gehörte ebenso zum Frankenbund wie Diözesanbischof Dr. Matthias Ehrenfried (1871–1948) oder der Schulrat Josef August Eichelsbacher (1884–1968) und der Sonderpädagoge Johannes Foersch (1878–1952). Der Maler und Graphiker Willi Greiner (1898–1986) war Bundesfreund wie auch der bekannte Photograph Leo Gundermann (1885–1965) oder der Professor für Vor- und Frühgeschichte Dr. Georg Hock (1875–1936). Einer der Gründer der Max-Dauthendey-Gesellschaft und „Dichter an der Hobelbank“ Adalbert Jakob (1892–1970) gehörte zum Frankenbund wie die „Grande Dame“ der Musik in Würzburg Lotte Kliebert (1887–1991), der Oberbürgermeister Hans Löffler (1872–1955), der spätere Domkapitular Kilian Josef Meisenzahl (1876–1952) oder der bekannte Aufklärungsforscher und Kirchenhistoriker Prof. Dr. Sebastian Merkle (1862–1945). Außer dem bekannten Bildhauer Heinz Schiestl (1867–1940) müssen hier der Rhönklub-Vorstand Karl Straub (1873–1949) und der Pädagoge Dr. Heinrich Zeuner (1885–

1946) als Mitglieder in Erinnerung gerufen werden. Wie oben gesagt, soll dies keine umfassende Aufzählung aller wichtigen Mitglieder sein, sondern stellt nur eine gewisse Auswahl aus dem großen Fundus der Bundesfreunde jener Jahre dar.

Von Anfang an stand Würzburg als der Gründungsort im Mittelpunkt des Wirkens des Frankenbundes. So fanden zahlreiche Bundestage, zu denen sich der Frankenbund jährlich traf, in der mainfränkischen Metropole statt. Bereits der 1. Bundestag am 7. April 1921 wurde hier abgehalten. Damals war es noch eine reine Vertreterversammlung, die von den Delegierten der frisch gegründeten Gruppen zahlreich besucht wurde. Dabei beschloß man die Urfassung der Bundessatzung und wählte den Vorstand neu. Als erster Bundesvorsitzender wurde Dr. Peter Schneider in seinem Amt bestätigt, stud. phil. Bruno Müller sollte Schriftführer sein und der schon genannte Bankbeamte Luitpold Maier als Schatzmeister die Kasse führen.<sup>22</sup>

Der vom Frankenbund zusammen mit der Stadt Würzburg vom 7. bis zum 9. Juli 1923 veranstaltete „Fränkische Schriftstellertag“ war wohl mit die wichtigste Gelegenheit jener frühen Jahre, bei der der Frankenbund sein Engagement einer breiten Öffentlichkeit publik machen konnte. Unter der Leitung von Bundesfreund Oberbürgermeister Dr. Hans Löffler trat dieser Schriftstellertag damals unter der Beteiligung zahlreicher weiterer Bundesfreunde zusammen. Deswegen ist es durchaus angemessen, dieser Veranstaltung hier als einziger der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts etwas ausführlicher zu gedenken.<sup>23</sup>

Am ersten Tag des Treffens eröffnete OB Löffler die Versammlung im Festsaal des Würzburger Rathauses, worauf Dr. Peter Schneider „*Fränkische Dichter der Vergangenheit und Gegenwart*“ Revue passieren ließ. Im Stadttheater fand am selben Abend eine Vorstellung des von Bundesfreund Dr. Oskar Kloeffel,<sup>24</sup> einem späteren Mitglied des Würzburger literarischen „Kreises der Jüngeren“, verfaßten Heimatschauspiels „*Um Würzburgs Freiheit im Jahre 1400*“. Am folgenden 8. Juli 1923, einem Sonntag fand sodann ein Festakt

im Wenzelsaal des Rathauses statt, währenddessen Dr. Löffler die Erneuerung des Heimatgedankens beschwor und Dr. Leo Weismantel die Bedeutung der Dichter und ihrer Kunst für das Volk herausarbeitete. Schließlich stattete der Vorsitzende des Gaus Unterfranken im Reichsbund für Volksbühnenspiele Gustav Pinkenburg im Namen aller Beteiligten den Dank für die Organisation und Durchführung des Schriftstellertages ab. Den Höhepunkt des Veranstaltungsreigens bildete am selben Nachmittag eine musikalisch umrahmte Dichterlesung in den Würzburger Hutten-Sälen, bei der die Bundesfreunde Alfred Buchner, Elisabeth Döllein aus Heidingsfeld, Nikolaus Fey und Dr. Wilhelm Widder aus ihren Werken vortrugen. Parallel dazu hatte der schon erwähnte Würzburger Buchhändler und Bundesfreund Bruno Frank eine Ausstellung zum Thema „500 Jahre Würzburg und Franken in Buch und Bild“ ausgerichtet, bei deren Eröffnung neben Buchhändler Emil Mönlich auch Bundesfreund Geheimrat Prof. Dr. Robert Piloty sprach. Ersterer erläuterte den Leitgedanken der Ausstellung, während letzterer sich in seiner Rede den „Bildungsbestrebungen in Würzburg in den letzten Jahrhunderten“ widmete. Weitere in den folgenden Tagen von den Bundesfreunden Dr. Friedrich Josef Abert, Dr. Wilhelm Widder und Dr. Peter Schneider in der Ausstellung gehaltene Ansprachen beleuchteten jeweils wichtige Teilbereiche der umfangreichen Schau.

### *Ein Augenzeuge erinnert sich*

Abschließend soll Lorenz Schneider nochmals zu Wort kommen, der als „Zeitzeuge fränkischer Geschichte“ sich folgendermaßen der Anfänge des Würzburger Frankenbundes entsann:<sup>25</sup> „1914 in Speyer geboren, war ich 1920 nach Würzburg gekommen. Als der Frankenbund gegründet wurde, war ich sechs Jahre alt und hatte gerade die Seminar-Übungsschule am Lehrerseminar bezogen; von der Waltherstraße<sup>26</sup> aus hatten wir einen herrlichen Schulweg quer durch wogende Getreidefelder zum Wittelsbacher Platz.<sup>27</sup> Nachdem in der Familie alles Wichtige – vorzugsweise beim Mittagessen – besprochen wurde, hörte ich von der Gründung und vor allem von der darauffolgenden großen Veranstaltung im

*Platz'schen Garten,<sup>28</sup> wo der Vater vor großem Publikum die Ziele des Frankenbundes dargelegt und begeisterten Beifall bekommen hatte. Von nun an war vom Frankenbund laufend die Rede, zumal die Mutter ständige neue Ideen entwickelte, was alles gemacht werden müßte! Sie hat sich ja auch Zeit ihres Lebens als treue Mitdenkerin und Mitstreiterin erwiesen.*

*Mit 14 Jahren, also etwa 1928 begannen mein – um ein Jahr älterer – Bruder Hans<sup>29</sup> und ich an den Veranstaltungen der Gruppe Würzburg teilzunehmen, vor allem an Führungen, Wanderungen, Ausflügen, wo es ja allerhand zu sehen und zu erleben gab. Seither fühlte ich mich dazugehörig; und wenn es um die Zeit der ‚Dazugehörigkeit‘ geht bin ich heute [Anm. d. Verf.: d.h., damals 1995] wohl das älteste Mitglied des Frankenbundes, zusammen allerdings mit meinem Jugendfreund, Dr. Walter M. Brod,<sup>30</sup> Jahrgang 1912, Mitschüler am Neuen Gymnasium, der mit mir in den Frankenbund gekommen war und sich später große Verdienste um Kunst und Geschichte Würzburgs und der fränkischen Heimat erwerben sollte.*

*Das Veranstaltungsprogramm der 20er Jahre glich – von den Themen her – unserem heutigen wie ein Ei dem anderen. Allerdings traf man sich wohl nur einmal im Monat, was bei einer Mitgliederstärke von damals 150 ja mehr als genug war. Man traf sich vorzugsweise im ‚Franziskaner‘ (Englert), im ‚Lämmle‘ (Hochrhein) oder im ‚Sandhof‘ (Rüthlein), wo man mit den genannten Gastwirten freundschaftlich verbunden war. Zu jedem Vortrag gehörten Lesungen in fränkischer Mundart, wozu mit dem unvergessenen Nikolaus Fey, mit Alfred Buchner (Kitzingen), Carl Dotter, Kaspar Bader genügend Autoren und Interpreten zur Verfügung standen. Es wurde auch Musik gemacht und gesungen. Typisch der freundschaftliche, familiäre Ton, der alle diese Abende beherrschte. Das galt in gleicher Weise bei den Führungen in der Stadt, den Spaziergängen in der näheren und weiteren Umgebung, bei den Wanderungen und den Ausflügen. Als markante Teilnehmer erinnere ich mich vor allem an Dr. Anton Fries, an Johannes Foersch, an Wilhelm Pfeiffer, an Dr. Friedrich Fick (Generaldirektor bei Koenig & Bauer), an Apotheker Nußbaum (Pfauenapotheke im Mainviertel), an Josef August Ei-*

*chelsbacher. Wo man auch hinkam: Peter Schneider wußte das Nötige und Passende zu sagen und die Zusammenhänge herzustellen. So und nicht anders konnte man seine Heimat wirklich kennen lernen. Und dies war ja das Ziel, das alle Teilnehmer beseelte und einte. Es war eine schöne Zeit!“*

Soweit Lorenz Michael Schneider in seinen Erinnerungen, die trefflich belegen, wie schnell und erfolgreich sich der Frankenbund in Würzburg entwickelte. Besonders erfreulich erscheint es dem heutigen Betrachter, daß sich – jedenfalls aus dem Blick der Würzburger Gruppe – kaum etwas verändert hat, was Programmgestaltung, Anspruch, Teilnehmerkreis und Atmosphäre anbetrifft. Der einzige wirkliche Unterschied ist eigentlich nur die mittlerweile auf die aus damaliger Perspektive sicher fast ungläubliche Zahl von 1.300 Mitgliedern angewachsene Größe der Gruppe mit all ihren Vor- und Nachteilen.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Hans Paschke: Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation. 2 Bde. Würzburg 1963 bzw. 1971.
- <sup>2</sup> Richard Wagner: 1882–1982. Peter Schneider. Ein Leben für Franken. Würzburg 1982.
- <sup>3</sup> Lorenz M. Schneider: Die Geschichte der Frankenbund-Gruppe Würzburg. Die Jahre 1920–1970, in: Peter A. Süß (Hrsg.): 75 Jahre Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum 11.10.1920–11.10.1995. Würzburg 1995, S. 20–31.
- <sup>4</sup> Peter A. Süß: Biographische Notizen zu bedeutenden Mitgliedern der Frankenbundgruppe Würzburg, in: ders. (Hrsg.): 75 Jahre Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum 11.10.1920–11.10.1995. Würzburg 1995, S. 41–60.
- <sup>5</sup> Schneider: 1920–1970 (wie Anm. 3), S. 20; dort auch das folgende Zitat.
- <sup>6</sup> Werner K. Blessing: Patriot in schwerer Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider, in: Frankenland. 61. Jg. Heft 1. Februar 2009, S. 41–62.
- <sup>7</sup> Wagner: Schneider (wie Anm. 2), S. 18; dort auch zum Folgenden.
- <sup>8</sup> Ebd.
- <sup>9</sup> Ebd.
- <sup>10</sup> Der am Franziskanerplatz 2 gelegene Gasthof firmierte bis vor kurzem als „Klosterschenke“;

mittlerweile nennt er sich „Tamarillo“ und gehört zum rechts daneben gelegenen Hotel, das noch immer den alten eingeführten Namen „Franziskaner“ trägt.

- <sup>11</sup> Paschke: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 9; Wagner: Schneider (wie Anm. 2), S. 18; auch zum Folgenden.
- <sup>12</sup> Wagner: Schneider (wie Anm. 2), S. 19.
- <sup>13</sup> Ebd.
- <sup>14</sup> Weissenberger war von 1920 bis 1929 der Schulleiter des „Neuen Gymnasiums“, an dem Dr. Schneider damals lehrte.
- <sup>15</sup> Paschke: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 9f.
- <sup>16</sup> Zeitschrift „Frankenland“, Heft Januar 1921, o.S.; nachzulesen unter: [http://frankenland.franconica.uni-wuerzburg.de/login/data/1921\\_31.pdf#view=FitBV](http://frankenland.franconica.uni-wuerzburg.de/login/data/1921_31.pdf#view=FitBV) (Zugriff am 2.11.2010).
- <sup>17</sup> Paschke: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 12; dort auch zum Folgenden.
- <sup>18</sup> Ebd., S. 13.
- <sup>19</sup> Ebd.
- <sup>20</sup> Schneider: 1920–1970 (wie Anm. 3), S. 22; auch zum Folgenden.
- <sup>21</sup> Kurze biographische Hinweise zu den im folgenden genannten Persönlichkeiten findet man bei Süß: Biographische Notizen (wie Anm. 4), S. 41–60 unter dem jeweiligen Personeneintrag.
- <sup>22</sup> Paschke, Frankenbund (wie Anm. 1), S. 17; Schneider: 1920–1970 (wie Anm. 3), S. 23.
- <sup>23</sup> Paschke, Frankenbund (wie Anm. 1), S. 18; Schneider: 1920–1970 (wie Anm. 3), S. 23.
- <sup>24</sup> Vgl. nur Oskar Klemmert: Oskar Kloeffel. Erinnerungen an einen fränkischen Dichter und Kunstkritiker zu seinem 115. Geburtstag und 55. Todestag, in: Frankenland. 60. Jg. Heft 5. Oktober 2008, S. 373–378.
- <sup>25</sup> Schneider: 1920–1970 (wie Anm. 3), S. 22f.
- <sup>26</sup> Die Familie Schneider wohnte damals im Hause Nr. 1 der Waltherstraße.
- <sup>27</sup> Dort befand sich die Lehrerbildungsanstalt, die heutige Philosophische Fakultät II der Würzburger Universität.
- <sup>28</sup> Dieses Gartenlokal mit geräumigem Saal befand sich bis zum Luftangriff des 16. März 1945 in dem Bereich zwischen der Rottendorfer Straße und der St. Benedikt-Straße in Würzburg.
- <sup>29</sup> Hans Schneider (1913–1989), späterer Würzburger Verkehrsdirektor; vgl. zu ihm nur Süß: Biographische Notizen (wie Anm. 4), S. 57.
- <sup>30</sup> Zu Dr. Walter Brod vgl. nur Peter A. Süß: Dr. Walter M. Brod 97jährig verstorben, in: Frankenland. 62. Jg. Heft 2. April 2010, S. 138.

# Kräftiger Beginn: Die Gruppe Bamberg

von  
Heribert Haas

Dr. Peter Schneider, geboren im Juni 1882 in Bamberg, blieb seiner Heimatstadt zeitlebens eng verbunden, auch wenn ihn sein beruflicher Werdegang zeitweilig in andere Städte führte. Hier verbrachte er seine Kindheit und Jugend, besuchte die Schulen und beendete mit dem Abitur seine Gymnasialzeit. Das Studium der Altphilologie und Geschichte führte ihn dann an die Universität in München.

Schon als Student machte sich Peter Schneider in Bamberg einen Namen als Erforscher und Kenner der Heimatgeschichte. Durch seine Aufsätze im „Bamberger Tagblatt“, aus denen seine Begeisterung für die Bamberger Kunst und Geschichte und seine Liebe zur Heimat zu spüren sind, wurde er weiten Kreisen der Bamberger Gesellschaft bekannt. Daß die Themen seiner Beiträge auf ein reges Interesse der Leser stießen, zeigte sich zum Beispiel daran, daß auf Grund seines Berichtes über die „Hölzernen Männer“ dieses Wahrzeichen Bauernachs vor der Vernichtung bewahrt blieb. Auch als Referent wurde der Student nachgefragt und gerne eingeladen. Beim Historischen Verein Bamberg hielt er Vorträge über die Geschichte der Stadt Bamberg, die ihm hohe Anerkennung einbrachten. Als 23jährigem Student wurde ihm deshalb die Ehre zu Teil, bei der Feier der Stadt Bamberg aus Anlaß des 100. Geburtstages von Friedrich Schiller die Festrede zu halten.

Nach Abschluß des Studiums konnte Peter Schneider am Bamberger Gymnasium zunächst seine Zeit als Assessor leisten und wurde im Anschluß hier als Gymnasiallehrer übernommen. In dieser Zeit gründete er beim Historischen Verein Bamberg eine volkswissenschaftliche Abteilung, deren erster Leiter er wurde. In dieser Aufgabe widmete er sich im besonderen der Erforschung der Bamberger Flur- und Familiennamen. Auch Mundart und Bamberger Dialekt sind Gegenstand seiner Studien.

Ab 1911 an das Gymnasium in Speyer versetzt, hielt Schneider auch an seinem neuen

Wohnort enge Verbindung zu seiner Heimatstadt und vertiefte sich weiter in seine volkswissenschaftlichen Forschungen. So entstanden in seiner Speyerer Zeit zum Beispiel ein neuer Stadtführer für Bamberg mit dem Titel „Bamberg – die fränkische Kaiser- und Bischofsstadt“ und sein Buch „Heimatkunde von Bamberg“, ein Lehrbuch, das im Heimatkundeunterricht der Mittelschulen eingesetzt werden sollte. Dieses Lehrbuch zeichnete sich in erster Linie durch seine verständliche und anschauliche Aufbereitung der heimatischen Geschichte aus, was einerseits dem Interesse der Schüler entsprach, andererseits auch dazu beitragen sollte, die Wertschätzung und das Engagement der jüngeren Generation für ihre Heimat und deren Geschichte zu wecken, einer Jugend, die – wie Schneider schrieb – „*das Erbe unserer Ahnen erhalten und ausbauend vollenden soll...*“

Von Anfang an zeigte Peter Schneider großes Interesse an der 1913 erstmals herausgegebenen Zeitschrift „Franken“, die ab 1914 als Zweimonatsschrift „Frankenland“ fortgeführt wurde. Er verfaßte für diese Zeitschrift viele interessante Beiträge und wandte sich insbesondere in der von ihm verfaßten Folge „Fränkische Briefe“ an die „*lieben Landsleute*“, denen er in seinen Abhandlungen und Aufrufen profundes Wissen über Franken vermitteln wollte. Ausgestattet mit diesem Wissen sollte ihr fränkisches Selbstbewußtsein gestärkt und sie letztlich zur intensiveren Pflege des fränkischen Kulturgutes angeregt werden. Ab 1916 übernahm Peter Schneider die Schriftleitung und Herausgabe der Zeitschrift Frankenland. Auch in den schwierigen Kriegsjahren und in der Zeit nach dem Frieden von Versailles, trotz finanzieller und materieller Engpässe, schaffte er es immer wieder neue Ausgaben fertig zu stellen und herauszugeben. Konsequenterweise verfolgte er dabei seinen Weg der Pflege fränkischen Volkstums und forderte seine Leser in diesen Zeiten der Auflösung und des Neubeginns immer wieder auf: „*Wir Franken müssen*

*uns, den Landes- und Verwaltungsgrenzen zum Trotz, wieder als eine Familie fühlen lernen!*“

Anfang 1920 wurde Peter Schneider auf seinen Wunsch an das Gymnasium zu Würzburg versetzt und er zog im Lauf des Jahres mit seiner Familie dorthin um. Zurück in Franken suchte er nach neuen Wegen, wie er für seine Ziele und Anliegen, die er bisher ausschließlich in seinen Schriften dargelegt bzw. durch Vorträge in Historischen Vereinen einem interessierten aber überschaubaren Publikum mitgeteilt hatte, mehr Interessenten und Mitstreiter aus allen Bevölkerungsschichten erreichen könnte. Der Gedanke, einen Verein zu gründen, einen Bund aller Franken, in dem die Ziele der Heimatpflege und der Erhaltung und Weiterentwicklung der fränkischen Kultur gemeinsam erarbeitet und intensiver verfolgt werden können, stand ihm klar vor Augen, und dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Nach vielen Gesprächen und Überlegungen bereitete er für den 20. Oktober 1920 eine Versammlung vor, in der der neue „Frankenbund“ gegründet werden sollte. Seiner Einladung folgten zahlreiche Vertreter der Würzburger Geschäftswelt, der Ämter und Schulen, des kirchlichen und des wissenschaftlichen Lebens.

Ziel des neuen Bundes sollte es sein, so erklärte er der Versammlung in seiner Ansprache, alle Kultur aus Vergangenheit und Gegenwart in Natur, Mundart, Literatur, Dichtung, Kunst, Musik, Geschichte, Sitte und Brauchtum zu pflegen. Nicht beabsichtigt war die Konkurrenz zu bestehenden Vereinen, mit denen vielmehr die Zusammenarbeit gepflegt werden sollte. Laut Schneider verfolge der Bund keine politischen Ziele, es werde kein fränkischer Sonderstaat gefordert und keine Abtrennung vom Freistaat Bayern. Vielmehr wolle man durch die gemeinsame Pflege des fränkischen Volkstums die bestehende kulturelle und bewußtseinsmäßige Zersplitterung überwinden, hin zu einer umfassenden fränkischen Einheit und Einigkeit. Die eigentliche Vereinsarbeit solle in neu zu gründenden Ortsgruppen geleistet werden in enger Zusammenarbeit mit den örtlichen Geschichts- und Altertumsvereinen. Dabei sollten vor allem die Künstler, Dichter und Musiker der jeweiligen Region eng eingebunden werden.

Die begeisterten und eindringlichen Worte Peter Schneiders führten dazu, daß trotz einiger vorgebrachter Bedenken und Zweifel die Versammlung mit deutlicher Mehrheit die Gründung des Frankenbundes beschloß, der zunächst nur aus der Gruppe Würzburg bestand. Beflügelt von diesem ersten Erfolg seiner Idee bereiste Peter Schneider im Anschluß an diese Gründungsversammlung weitere fränkische Städte und Gemeinden und berichtete bei Vorträgen oder örtlichen Veranstaltungen über die Ziele und die Gründung des Frankenbundes.

Durch seinen überzeugenden persönlichen Einsatz gewann er überall neue Freunde und konnte noch in den letzten Wochen des Jahres 1920 die Gründung weiterer Ortsgruppen initiieren: So treten im Oktober die Gruppe Rimpf, im November die Gruppe Bergtheim mit den Ortsteilen Burggrumbach, Opferbaum, Oberpleichfeld und Hilpertshausen sowie die Gruppe Holzkirchen bei Marktheidenfeld und im Dezember die Gruppen Gunzenhausen an der Altmühl und Kulmbach der Gruppe Würzburg bei.

Seine Heimatstadt Bamberg besuchte Peter Schneider am 27. Dezember 1920. Der „Verein katholischer bayerischer Lehrerinnen, Ortsgruppe Bamberg“ hatte ihn zu einem fränkischen Abend eingeladen. In seinem Vortrag zum Thema „Wir Franken und die neue Zeit“ warb er so erfolgreich für seinen Frankenbund, daß sich noch am selben Abend 27 Teilnehmer als neue Mitglieder in die ausliegenden Listen eintrugen. Tage später kamen noch einige weitere gleichgesinnte Bamberger Heimatfreunde hinzu. Damit war ohne besondere Gründungsversammlung der Beitritt der Gruppe Bamberg zum Frankenbund vollzogen. Die Gründungsmitglieder sind –wie bei den Teilnehmern dieser Versammlung nicht anders zu erwarten – überwiegend Lehrerinnen und Lehrer, aber auch Studenten und Geschäftsleute sind unter ihnen zu finden. Anwesend war auch Stadtpfarrer Georg Göpfert, der nach seinem Beitritt gleich zum 1. Vorsitzenden der Bamberger Gruppe gewählt wurde.

Die erste Mitgliederversammlung der neuen Gruppe fand am 8. März 1921 im Schützenhaus am Schönleinsplatz statt und sie brachte

gleich eine Neuwahl des Vorsitzenden. Stadtpfarrer Göpfert stellte sein Amt zur Verfügung und Oberstudienrat Dr. Josef Zillig trat die Führung an. Bereits einen Monat später – im Mai 1921 – mußte jedoch schon wieder ein neuer Vorsitzender gefunden werden. Der Justizrat Rechtsanwalt Alois Heinlein, ebenso wie seine Amtsvorgänger ein Gründungsmitglied, übernahm die Aufgabe. Doch auch er stand der Gruppe nur kurze Zeit zur Verfügung. Nachdem er die Weichen für die Ausrichtung der zweiten Vertreterversammlung des Frankenbundes in Bamberg gestellt hatte, legte er im Februar 1922 sein Amt nieder. So übernahm schließlich sein Amtsnachfolger Oberstudiendirektor Ludwig Helldorfer die Organisation und Betreuung der Vertreterversammlung, die dann am 29. und 30. Juli 1922 in der Gaststätte Tambosi an der Bamberger Promenade stattfand.

Diese Vertreterversammlung, die zweite nach der Würzburger Versammlung im Vorjahr 1921, war „in Anbetracht der mißlichen Zeitverhältnisse“ relativ gut besucht. Der Bundesvorsitzende Dr. Schneider konnte Vertreter aus den Gruppen Obernburg, Römhild, Kulmbach, Nürnberg und natürlich aus Würzburg und Bamberg begrüßen. Insgesamt nahmen wohl rund 25 Vertreter teil. Auf der Tagesordnung standen wichtige Beratungen bzw. Beschlüsse, die – wie der Chronist berichtet – alle einstimmig gefaßt wurden, „ein Zeichen für den Einklang der Stimmung und der Gedankenwelt, die die Anwesenden beherrschte“. Die Bundessatzung wurde dahingehend geändert, daß die Bezeichnung „Vertreterversammlung“ durch „Bundestag“ ersetzt wurde. Die Bundeszeitschrift „Frankenland“ sollte auf Grund der prekären Finanzlage eingestellt und durch die preisgünstigeren „Mitteilungen des Frankenbundes“ als neues Bundesorgan ersetzt werden. Neben den vielen Anregungen die der Bundestag gab, ist besonders die geforderte Gründung von Jugendabteilungen im Frankenbund erwähnenswert. Die Gruppe Würzburg sollte einen Anfang machen und dann ihre Erfahrungen den anderen Gruppen mitteilen. Leider steht diese Aufgabe, die Jugend besser in die Anliegen des Frankenbundes einzubinden und durch entsprechende Angebote ihr Interesse an der Mitarbeit zu wecken,

auch heute nach 90 Jahren immer noch ganz oben auf der Aufgabenliste des Frankenbundes.

Breiten Raum nahm auch die Beratung, wie die Versammlungen der Gruppen zu gestalten seien, in Anspruch. Man war sich schließlich darüber einig, daß diese mindestens einmal pro Monat stattfinden sollten. Die Zusammenkünfte sollten in bescheidenem Rahmen zum gegenseitigen Gedankenaustausch in zwangloser Unterhaltung durchgeführt werden. Pflege fränkischer Kultur bedeutete dabei „Vortrag fränkischer Gedichte, Lesung aus fränkischen Büchern, Gesang fränkischer Lieder und Vorzeigen fränkischer Kunstgegenstände“. Eine Liste geeigneten fränkischen Schrifttums wurde erarbeitet und gleichzeitig angeregt, jeweils eigene Gruppenbüchereien anzulegen.

Zum Abschluß des Bundestages trafen sich die Delegierten, verstärkt durch eine Vielzahl Bamberger Gruppenmitglieder, am Sonntagmorgen zu einer Führung durch Dom und Schatzkammer. Während des Rundganges schlossen sich weitere zufällige Besucher und Bamberger Bürger der Führung an, von denen einige, angeregt und angesprochen durch die Worte Dr. Schneiders, ihren Beitritt zur Bamberger Gruppe erklärten.

Unter der Leitung ihres Vorsitzenden Ludwig Helldorfer setzte die Gruppe Bamberg in den folgenden Jahren die Anregungen des Bamberger Bundestages um. Wanderungen am Lichtmeßtag sowie Sommer-, Herbst- und Winterwanderungen wurden angeboten, in Heimat- und Vortragsabenden wurden Themen der Bamberger und der fränkischen Geschichte behandelt, und bei Fahrten in die nähere und fernere Umgebung verbunden mit heimat- und naturkundlichen Führungen konnten immer viele Teilnehmer gezählt werden. Festzustellen ist auch, daß an den Bundestagen immer eine größere Anzahl von Delegierten aus Bamberg teilnahm. Obwohl zwischenzeitlich viele örtliche Gruppen gegründet waren und immer noch neue hinzukamen, ist deren Präsenz bei den Bundesveranstaltungen weniger zahlreich dokumentiert. Großes Interesse fanden bei den Bamberger Mitgliedern des Frankenbundes auch die Bundesstudienfahrten, die ab 1950 als Bundessternfahrten



Abb. 1: Bundesfreund Hans Reiser, der der Bamberger Gruppe 23 Jahre lang vorstand (Photo: Archiv der Gruppe Bamberg des Frankenbundes, Martina Schramm).

bzw. als Bundessternwanderungen fortgeführt wurden. Bei diesen Zusammenkünften, die insbesondere den gesellschaftlichen Zusammenhalt und das Kennenlernen über die örtliche Gruppe hinaus ermöglichen und stärken sollten, konnten die Veranstalter immer mit einer größeren Teilnehmergruppe aus Bamberg rechnen.

Nach vier Jahren erfolgreicher Tätigkeit als Vorsitzender der Bamberger Gruppe des Frankenbundes legte Ludwig Helldorfer im Mai 1926 sein Amt nieder. Zu seinem Nachfolger wurde Justizoberinspektor Hans Reiser bestellt, der als Präsidialsekretär beim Landgericht Bamberg beschäftigt war. Reiser ist der Vorsitzende der Bamberger Gruppe, der dieses Amt am längsten ausfüllte. Nach seiner ersten Amtszeit von 1926 bis 1946 wurde er – nach einem kurzen Intermezzo durch den Vorsitzenden Stefan Reuß – im Juni 1947 für weitere zwei Jahre in das Amt gewählt. Von 1949 bis

1950 übernahm Dr. Peter Schneider, der zwischenzeitlich seit 1948 als Schulleiter des Bamberger Alten Gymnasiums in seine Heimatstadt zurückgekommen war, neben seinen Verpflichtungen als 1. Bundesvorsitzender des Frankenbundes für ein Jahr auch die Leitung der Bamberger Gruppe. Im darauf folgenden Jahr wurde Hans Reiser nochmals als Gruppenvorsitzender wiedergewählt. Insgesamt hat Hans Reiser die Bamberger Gruppe also 23 Jahre lang als Vorsitzender geleitet und sie erfolgreich von den Gründungsjahren durch die Kriegszeit bis in die neuere Zeit geführt. Die Rubrik „Berichte und Mitteilungen“ in der Bundeszeitschrift stammen zum größten Teil aus seiner Feder.

Am Abend des 14. November 1930, kurz vor dem 10jährigen Gründungsjubiläum, konnte die Bamberger Gruppe zu einem eindrucksvollen literarischen Abend einladen. Mehr als 400 Zuhörer kamen in den dichtbesetzten „Großen Harmoniesaal“ um den Vortrag „Fränkische Heimat in meinem literarischen Schaffen“ des Dichters und Schriftstellers Dr. Ernst Weber zu hören. Dr. Weber, Mitglied der Gruppe Bamberg des Frankenbundes, war seit 1919 Leiter der Bamberger Lehrerbildungsanstalt, des heutigen E.T.A. Hoffmann-Gymnasiums. In der Regel fanden die Vortrags- und Gesprächsabende der Gruppe aber im Café Wittelsbach an der Promenade statt. Hier veranstaltete die Ortsgruppe am 15. Dezember 1930 eine eindrucksvolle Erinnerungsfeier, die gut besucht war. Umrahmt von musikalischen Beiträgen gab der Vorsitzende Hans Reiser einen umfassenden Rückblick über die 10jährige Geschichte der Gruppe. Deren erster Vorsitzender, Pfarrer Göpfert, ergänzte den Vortrag durch die humorvolle Erzählung verschiedener Episoden aus der Gründungsgeschichte. Seinen Bericht über diese Veranstaltung schloß der Chronist mit den Zeilen: „Heute steht der Frankenbund (Ortsgruppe Bamberg) gefestigt da und ist zu einem nicht zu unterschätzenden Kulturfaktor für Bamberg und Umgebung geworden.“ Zum Zeitpunkt des Jubiläums zählte die Gruppe bereits 135 Mitglieder.

Beispielhaft für das Schaffen der Bamberger Frankenbundgruppe in diesen frühen Jahren ihres Bestehens möchte ich hier noch einen Auszug aus dem Veranstaltungsprogramm des



Abb. 2: Die Ruine des Café Wittelsbach an der Bamberger Promenade nach dem Zweiten Weltkrieg (Photo: Archiv der Gruppe Bamberg des Frankenbundes, Martina Schramm).

Jahres 1932 geben: Am 17. April 1932 unternahm die Gruppe mit 48 Teilnehmern eine Wanderung in das „Juragebirg bei Scheßlitz“. Ein fränkischer Abend im „Frankfurter Hof“ in Stübzig beschloß die Wanderung. Am Sonntag, den 22. Mai 1932, trafen sich zahlreiche Mitglieder zu einer Morgenwanderung von der Villa Concordia durch die Wolfsschlucht zum Bootshaus des Rudervereins, wo eine Maifeier mit Liedern und einem Festvortrag über „Viktor von Scheffel und seine Beziehungen zum Frankenland“ stattfand. Eine Woche später, am Sonntag, den 29. Mai, führte eine Wanderung mit fast hundert Teilnehmern nach Seußling und zum Kreuzberg bei Hallerndorf. Zu einem fränkischen Abend lud die Gruppe am 15. Juni in das Vereinslokal Café Wittelsbach ein. Während des geselligen Abends wurden Lieder, Gedichte und Geschichten zum Vortrag gebracht. Am Sonntag, den 3. Juli, unternahm die Gruppe eine Schifffahrt mit 150 Passagieren von Bamberg nach Eltmann. Hier schloß sich

eine geführte Wanderung durch die Fluren nach Limbach und wieder zurück nach Eltmann an. Nach einer kurzen Stadtführung und der Besichtigung der Wallburg brachte das Schiff die Frankenbündler wieder nach Hause. Am 17. Juli besuchten in einer Nachmittagswanderung mehr als hundert Teilnehmer die Altenburg in Bamberg. Ein Lichtbildervortrag zum Thema „Kreuz und quer im Land der Romantik, ein Streifzug durch die Fränkische Schweiz“ führte Freunde und Gäste am 26. November in den wohlgefüllten Heinrichssaal. Am Barbaratag, dem 4. Dezember 1932, begeisterte Kreisobmann Michael Walter mit seinem Vortrag „Der Weihnachtskreis im Volksglauben“ eine große Anzahl von Zuhörern im Café Wittelsbach.

Diese unvollständige Aufzählung zeigt die Dichte des gebotenen Programms und die große Vielfalt von Veranstaltungen, die die Bamberger Gruppe des Frankenbundes alljährlich ihren Mitgliedern, Freunden und Gä-

sten bot. Vorsitzender Hans Reiser und seine Mitstreiter erhielten denn auch immer wieder großes Lob für ihr Engagement. Ein wichtiges Ergebnis und ein Lohn der Mühen war aber sicherlich, daß sich die Gruppe Bamberg in diesen frühen Jahren des Frankenbundes prächtig entwickelte und nicht nur im Bestand erhalten blieb, sondern kontinuierlich neue Mitglieder begrüßen konnte. So überdauerte die Gruppe auch die dunklen Zeiten des „Dritten Reiches“ und des Zweiten Weltkrieges. Die Reihe der Barbarafeiern, die 1932 begonnen wurde, mußte nach 1939 zunächst ausgesetzt werden. Aber bereits 1950 konnte im „Großen Harmoniesaal“ die Tradition wieder fortgeführt wer-

den. Seither fanden sie jedes Jahr ohne Unterbrechung statt, und jedes Mal konnten namhafte Referenten gefunden werden, die mit ihren interessanten Ausführungen der Gruppe immer wieder neue Mitglieder gewannen.

Heute zählt die Gruppe Bamberg des Frankenbundes rund 550 Mitglieder und immer noch wird ein umfangreiches und vielfältiges Programm angeboten. Auch nach 90 Jahren ist die Gruppe also noch aktiv und attraktiv, und sie wird mit ihrem Schwung und ihrer engagierten Vorstandschaft auch die nächsten Kapitel zu ihrer dann 100jährigen Geschichte gut füllen können.

---

Intern

## Vorankündigung

Vor 50 Jahren wurde die FRANKENBUND-Gruppe Bad Neustadt an der Saale wiedergegründet. Aus diesem Anlaß lädt sie uns

### am 07. Mai 2011 zum 82. Bundestag nach Bad Neustadt

ein. In der Festveranstaltung im alten Amtshaus wird Frau Dr. Annette Faber vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege/Oberfranken einen Vortrag über die katholische Pfarrkirche St. Kilian in Alsleben, einem kleinen Ort in der Nähe von Bad Königshofen im Grabfeld, halten. Musikalisch umrahmt wird der Festakt von der aus Bad Neustadt stammenden Pianistin Anne Riegler.

Beginn der Veranstaltung im alten Amtshaus: **10.00 Uhr**

Ab 9.30 Uhr gibt es das mittlerweile zur Tradition gewordene Begrüßungsfrühstück im Erdgeschoß des alten Amtshauses. Zur nachmittäglichen Delegiertenversammlung treffen wir uns im Bildhäuser Hof.

Für die Nichtdelegierten werden drei Führungen angeboten:

- Stadtführung mit Besuch der Karmeliterkirche;
- Besuch des Ortsteils Brendlorenzen mit Besichtigung der St. Johanniskirche
- Besichtigung der Burg Salzburg

Weitere Informationen sowie die offizielle Einladung an die Delegierten mit der Tagesordnung finden Sie im nächsten FRANKENLAND-Heft.

Auf Ihr Kommen freut sich die Bundesleitung!

## Keramik im Spessart im 20. Jahrhundert

von

Leonhard Tomczyk

Viele der traditionsreichen Familientöpfereien im Spessart, z.B. in Schöllkrippen,<sup>1</sup> Mönchberg<sup>2</sup> oder Gemünden, sind leider im Laufe des 20. Jahrhunderts eingegangen. Die Hauptgründe dafür waren vor allem die mangelnde Bereitschaft der Nachkommen, diesen Beruf von den Vätern zu übernehmen und das schwindende Interesse für die „veraltete“ sog. Bauern-Keramik im Zuge der „modernen Zeit“ der 1950er Jahre. Hinzu kamen noch die alternativen Rohstoffe, wie z.B. Kunststoffe, die bereits ab den 1920er Jahren immer stärker den Ton verdrängt haben. Die neu errichteten Keramikfabriken überfluteten wiederum den Markt mit Unmengen von diversen Vasen, Schalen, Geschirren und anderen nützlichen und Zierartikeln, mit deren vielfältiger Ausführung und Preisgestaltung die in den kleinen Familientöpfereien hergestellte Hafnerware sicherlich nicht konkurrieren konnte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden im Spessart einige neue Keramikwerkstätten gegründet, hauptsächlich von Flüchtlingen aus den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, und später von in keramischen Fachschulen oder Kunsthochschulen ausgebildeten Neueinsteigern und Spessarter Neuankömmlingen. Sie brachten nicht nur frischen Wind in diesen Bereich, sondern gaben ihm auch phantasievolle Vielfalt in Farben, Formen und Dekoren.<sup>3</sup>

### Aschaffenburg

Bürgeraufnahmelisten weisen bereits im 16. Jahrhundert mehrere Namen von Häfnern in Aschaffenburg auf, wie z. B. Heinrich Schnuck (1546), Wolf Hoepf (1549) und Hans Hase (1569).<sup>4</sup> Die wohl älteste schriftliche Erwähnung der dortigen Häfnerzunft stammt aus dem Jahr 1593. Es handelt sich dabei um die vom Erzbischof Wolfgang von Dalberg (1582–1601) errichtete Privilegierte Häfnerzunft zu Aschaffenburg, zu der alle Meister der Zenten

und Orte von Aschaffenburg, Klingenberg, Wörth, Röllfeld, Dieburg und Oberrodten gehören sollten.<sup>5</sup>

1827 wurden in Aschaffenburg von der Regierung zwei Konzessionen zum Betrieb einer Steingutfabrik erteilt: am 14. Mai an den Naturwissenschaftler Prof. Anselm Franz Strauß (1780–?) in der Oberen Schnepfenmühle<sup>6</sup> und an Anna Maria Müller (1772–1853), die Witwe des ehem. kurmainzischen Hofkontrolleurs Arnold Müller (? – um 1820), außerhalb des Stadtkerns in Damm. Während die Steingutfabrik von Strauß, die Geschirr herstellte, bereits 1833 wieder geschlossen wurde, erlangte jene in Damm in den folgenden Jahrzehnten deutschlandweit einen guten Ruf auf dem Gebiet der Steingutproduktion. 1828 übergab Anna Müller die Geschäftsführung an ihren zweitältesten Sohn Daniel Ernst Müller (1797–1868). 1832 trat dessen Schwager Jakob Heinrich von Hefner (1811–1903) in die Fabrik ein, der die Leitung der „Kunstabteilung“ übernahm. Es gelang ihm das gesamte Inventar der einstigen Porzellanmanufaktur Höchst zu erwerben und mit Modellen und Formen, etwa von Johann Peter Melchior (1772–1825) und Carl Reis (1749–1792), Steingutfiguren als neue Produktionssparte aufzunehmen. Zu den Dammer Hauptprodukten gehörten auch Geschirre mit braunem und kobaltblauem Dekor sowie mit diversen Ansichten im sog. Umdruck-Verfahren. 1885 wurde der Dammer Betrieb geschlossen.<sup>7</sup>

Im 17. Jahrhundert erscheint unter den Aschaffener Häfnern auch der Name Hettinger, der die dortige Keramikszene bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhundert beherrschen sollte. Den größten Ruhm unter ihnen erlangten die Gebrüder Bernhard (1850–1919) und Josef Hettinger (1852–1937).<sup>8</sup> Obwohl sie bereits in der Werkstatt ihres Vaters eine solide Grundausbildung im Töpferhandwerk bekom-

men hatten, standen sie neuen Entwicklungen in diesem Bereich stets offen gegenüber, nicht zuletzt durch zahlreiche Bildungs- und Erkundungsreisen und ihre Leidenschaft, ältere und neue Keramik zu sammeln und diese auch als Vorbild für ihre eigenen Entwürfe zu nutzen. Teilweise weisen ihre Arbeiten gestalterischen Anschluß an Formen und Dekore des Jugendstils auf. Die Hettingers arbeiteten mit dem Münchner Bildhauer und Maler Ludwig Eberle (1883–1956) und mit Kathi Hock (1896–1979), Bildhauerin und Tochter des Aschaffenburgers Malers Adalbert Hock (1866–1949), zusammen. Zu ihren Kunden gehörte u.a. der bekannte Aschaffenburgische Industrielle, Künstler, Kunstliebhaber und Sammler Anton Gentil (1867–1951), der seine drei Villen mit deren Tellern, Fliesen und Kacheln nach Eberles Entwürfen ausgestattet hat.<sup>9</sup>

Nach 1945 war der in Aschaffenburg geborene Cornel Stürmer (1898–1974) lange Zeit der einzige Keramiker, der versucht hat, nicht nur die Tradition dieses Handwerks fortzuführen, sondern auch zwischen der traditionellen Bauernkeramik und der modernen Kunstkeramik einen Bogen zu spannen. Seine Erzeugnisse aus Steinzeug, die er unter Vermeidung jeder Exzentriz schuf,<sup>10</sup> zeichnen sich durch schlichte und ästhetisch interessante Glasuren aus. Über seine Herkunft sagte Stürmer 1941 folgendes: „*Spessartbauern waren meine Väter und Aschaffenburgische Bürger- und Handwerkerfrauen meine Mütter. Meine Wiege stand in Aschaffenburg.*“<sup>11</sup> Seine Jugend verbrachte Stürmer in Worms, dort besuchte er auch das Gymnasium. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ er sich an der Staatlichen Keramischen Fachschule in Höhr bei Eduard Berdel und später an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart bei Prof. Alfred Lörcher (1875–1962) zum Keramiker ausbilden. 1923 bis 1925 wurde er von der Gräfinlichen Rentkammer in Erbach mit der Aufgabe betraut, „*die Odenwälder Töpferei einer Wiederbelebung zuzuführen.*“<sup>12</sup> In den 1930er Jahren lebte er mit seiner Familie in Schweden. Dort wurde 1933 auch sein Sohn Walther geboren, ebenfalls ein bekannter Keramiker. Neben Fliesen und Ofenkacheln stellte er im Auftrag des Schwedischen Staates und der Vereinigung der schwedischen Hausfließ-Verbände (Svenska

Slöjfförening) Kunstkeramiken her, die u.a. auf der Weltausstellung in Chicago 1933 mit dem Golddiplom ausgezeichnet wurden.

Seit 1980 betreibt in Aschaffenburg die Keramikerin Andrea Müller (\*1955) mit dem Bildhauer und ebenfalls Keramiker Helmut Massenkeil (\*1949) eine gemeinsame Werkstatt. 1971 bis 1976 studierten sie an der Fachhochschule für Gestaltung in Wiesbaden. Beide, insbesondere Andrea Müller, machten durch die Herstellung von Keramiken nach dem Verfahren des Rakubrandes und des Schmauchbrandes auf sich aufmerksam. Der Begriff „Raku“ bedeutet Glückseligkeit, Freude und Wohlgefühl. Diese drei Zustände waren der Inhalt des gleichnamigen japanischen Schriftzeichens, das in ein goldenes Siegel eingraviert und einem in Japan während der Azuchi-Momoyama-Periode (1573–1600) lebenden Töpfer und Sohn koreanischer Einwanderer namens Chojiro für seine handgeformten Teeschalen verliehen wurde. Er entwarf sie zusammen mit dem berühmten Teezeremonie-Meister Sen Rikyu (1522–1591). Chojiros Sohn Jokei erhielt später den Titel „Raku“, der dann auf die folgenden Nachkommen der Töpferfamilie weiter gegeben wurde. Auf dem europäischen Kontinent ist die Raku-Keramik noch ziemlich jung. 1940 veröffentlichte der in Hongkong geborene britische Töpfer Bernard Leach (1887–1979) sein „Töpferbuch“, in dem er die Kenntnisse dieser Technik zum ersten Mal beschrieb. Die Tonmasse, die dafür verarbeitet wird, ist ziemlich grob und enthält meistens einen hohen Anteil an Bims, Sand oder Schamotte. Die Oberfläche der geschrühten (vorgebrannten) Keramik wird mit Glasur überzogen und im Ofen bei einer Temperatur von ca. 950°C bis 1000°C gebrannt. Anschließend wird die Keramik aus dem Ofen herausgeholt, im noch glühenden Zustand für mehrere Stunden in ein größeres Behältnis gestellt und mit Holz- und Sägespänen überschüttet, die sofort in Flammen aufgehen und Rauch entwickeln. Durch den Temperaturschock entstehen auf der Oberfläche Risse (Craquelé), in die der Rauch eindringt. Dabei werden die unglasierten Flächen durch den Entzug von Sauerstoff geschwärzt. Gleichzeitig beeinflusst dieser Prozeß auch die Farbänderungen der Glasuren, die man in drei un-



Abb. 1: Andrea Müller und Helmut Massenkeil beim Raku-Brand.

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

terschiedliche Typen aufteilen kann: Aka-Raku ergibt eine rosa bis ziegelrote Oberfläche, Kuro-Raku ergibt mattes Schwarz und Shiro-Raku führt zu weißen Oberflächen. Beim Schmauchbrand werden die geschlühten Objekte vier bis fünf Tage im offenen Feuer unter maximalem Entzug des Sauerstoffes gebrannt. Dadurch entwickelt sich Rauch, der in das Material eindringt. Vor dem Brennen werden die Objekte teilweise poliert und einige auch mit Eisenoxyd bemalt. Das Ergebnis ist eine horn- und lavaähnliche Oberfläche mit an Kalligraphie erinnernden Zeichen mit spannungsreichen Proportionsspielen.

Helga Denzler (\*1927) wurde an der Europäischen Akademie für Bildende Kunst in Trier (1983–1984), bei Hans Gassmann in New York, Pierre Weber in Paris und Ingrid Schmitt-Faßbinder in Trier ausgebildet. Außerdem besuchte sie Mal- und Modellierkurse bei Sina Hofmann, Erwin Rager, Rudolf Schwarzer und Geo Zang in Aschaffenburg.

Beate Schreck (\*1959) hat eine eigene Keramikwerkstatt in Aschaffenburg, ebenso wie Margarete Zenker (\*1946), die an der Volkshochschule Aschaffenburg bei Helga Joachimi ausgebildet wurde.

### *Biebergemünd-Roßbach*

Evelyn Mueller-Prieß (\*1949) besuchte die Werkkunstschule und die Fachhochschule in Wiesbaden. 1998 bis 2003 hatte sie einen Lehrauftrag an der Fachhochschule Fulda und später auch an der Fachschule für Heilerziehung in Gelnhausen. Sie stellt vor allem Keramik in der Rakubrand-Technik her. Für ihre Leistungen wurde sie mehrmals ausgezeichnet, u.a. 1993 mit dem Danner-Ehrenpreis, 2001 mit dem ersten Preis des Keramik-Wettbewerbs Creußen und 2006 mit dem Aschaffener Kulturpreis.

## Collenberg-Reistenhausen

In diesem, am Main gelegenen kleinen Ort, lebte von 1952 bis 1974 das Künstlerehepaar Hanns und Sela Bail und widmete sich der Keramik. Der in Bamberg geborene Bildhauer, Glasfensterentwerfer und Keramiker Hanns Bail (1921–1995) absolvierte seine erste Ausbildung als Maler im elterlichen Betrieb. 1938 bis 1941 besuchte er die Malermeisterschule in München. Nach erfolgreich abgelegter Meisterprüfung und anschließender einjähriger Wehrpflicht studierte er 1942 bis 1945 an Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg und Ellingen, wohin die Akademie aufgrund von Kriegsschäden 1944 verlegt wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg unternahm er mehrere Studienreisen, u.a. nach Nord-, Ost- und Westafrika. Seine Ehefrau Sela (1921–2001), studierte 1940 bis 1944 an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Bernhard Blecker (1881–1968) und Franz Klemmer (1879–1964) sowie 1944 bis 1945 an der Nürnberger Kunstakademie in Ellingen bei Otto Schmitt (1904–?). Hanns und Sela Bail wurden vor allem für ihre abstrakten und stark expressiven Plastiken und Glasfensterentwürfe bekannt. Als Rohstoff für ihre Keramikarbeiten benutzten sie den hellen Ton aus dem benachbarten Klingenberg. Ihre überwiegend glasurlosen Gefäße sind Einzelstücke. Sie wurden nicht auf der Töpferscheibe gedreht, sondern asymmetrisch mit der Hand gestaltet und stellen, zumindest bezogen auf Sela Bail, ein „*Bindeglied zur Bildhauerkunst und anschaulichen Beweis für die bedeutende künstlerische Spannweite des modernen Irden-Werks*“ dar.<sup>13</sup>

## Frammersbach

Die Ärztin Gundula Eckmann (\*1941) beschäftigt sich seit mehreren Jahren nebenberuflich auch mit Keramik. Im Mittelpunkt ihrer Arbeiten steht der menschliche Körper im Zueinander und in Bewegung.

## Gelnhausen

Die JKL-Werke von Josef Karl Liehm war eine Fabrik für Keramik und Papiermaché-Waren und beschäftigte ca. 40 Arbeiter und

Angestellte. Sie produzierten Kunst- und Gebrauchskeramik sowie Spielwaren aus Steinzeug, Terrakotta, Fayence und Majolika, die sie u.a. auf Messen in Frankfurt ausstellten.<sup>14</sup>

1985 eröffnete Barbara Lutz-Bravo in Gelnhausen eine Töpferei, die sie 2000 nach Hailer verlegt hat. Sie stellt Gebrauchskeramik aus Steinzeug her.

Ebenfalls in dem Gelnhauser Ortsteil Hailer wurden 1946 von Fritz Glück und Bernhard Wollschlägel die K.T.W. Hailer (Keramik-Tonwaren Hailer) gegründet. Sie stellten diverse verzierte Gebrauchsgegenstände her. Die ca. zehnköpfige Mannschaft bestand hauptsächlich aus Heimatvertriebenen, darunter Former, Gießer und Porzellanmaler, und einem Keramikingenieur aus dem Vogelsberg.<sup>15</sup> 1951 mußte die Produktion aus Konkurrenzgründen eingestellt werden.<sup>16</sup>

## Gemünden

Über die Keramikproduktion in Gemünden ist relativ wenig bekannt.<sup>17</sup> Der einzige, der hier auf diesem Gebiet auf sich aufmerksam machte, war der aus dem elsässischen Hagenau stammende Josef Walter (1892–1979). Die hohe Qualität seines Nachlasses zeugt von seinem außergewöhnlichen künstlerischen Können und macht ihn somit zu einem der begabtesten Keramiker des 20. Jahrhunderts im Spessart. Bei der Gestaltung seiner Werke legte er nicht nur immer großen Wert auf eine gute technische Ausführung, sondern auch auf die äußeren Inhalte. Diese Betrachtungs- und Arbeitsweise ermöglichte ihm Gebrauchsgegenstände von hohem künstlerischen Wert zu schaffen, die gleichzeitig als ästhetisch reizvoll erscheinende Raumzierobjekte dienen können. Die Grundkenntnisse des Keramikgewerbes lernte Walter während seiner Ausbildung an der Kunstgewerbeschule in Straßburg 1905 kennen. 1910 bis 1911 hielt er sich in München auf, anschließend arbeitete er bis 1914 in Karlsruhe in der dortigen Großherzoglichen Majolikamanufaktur. 1914 bis 1916 setzte er seine unterbrochene Ausbildung an der Straßburger Kunstgewerbeschule fort. 1919 bis 1928 war er in der Staatlichen Manufaktur und als Dekorationsmaler für Henri Patou in Sèvres, und 1928 bis 1934 bei Leon Elchinger



Abb. 2: Elektrischer Brennofen mit Keramik nach dem Brennen.

Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

in Soufflenheim tätig. 1934 bis 1939 lebte er in Paris, wo er nach seiner Meinung, die größten Erfolge feierte.<sup>18</sup> 1945 ließ sich Walter mit seiner Familie in Gemünden nieder. Es war si-

cherlich nicht leicht für einen 57jährigen, in Sèvres und Paris gefeierten Keramiker, Designer und Dekorateur, in der zerstörten unterfränkischen Provinz nach dem Zweiten Weltkrieg einen Neuanfang zu wagen. 1949 eröffnete er schließlich in einem selbstgebauten Haus in der Nähe der ehem. Glashütte eine eigene Werkstatt mit holzbefeuertem Brennofen, die er bis 1971 betrieb. Als Arbeitsmaterial verwendete er den einheimischen Ton aus dem benachbarten Wernfeld. Zu seinem Produktionsprogramm gehörten handwerklich solide ausgeführte diverse Gegenstände für den täglichen Gebrauch, wie z.B. Kannen, Schalen, Vasen, Teller und Tassen. Auch ihre dekorative Seite wurde von Walter keineswegs vernachlässigt. Die Motive, die durch eine schier unendliche Vielfalt überraschen, schöpfte er hauptsächlich aus dem Bereich der modernen, der traditionellen, aber auch der sog. bäuerlichen Keramik, insbesondere aus seiner ehemaligen elsässischen Heimat. Geometrische, antikisierende und pflanzliche Verzierungen gehörten ebenso dazu, wie Szenen mit Menschen, Tieren oder Gemündener Landschaftsmotiven. Er führte teilweise auch die noch in den 1920er Jahren erlernte Kunst des sog. Art Déco fort, stand aber auch neuen Strömungen in der Keramik der 1960er Jahre offen gegenüber. Die aufgetragenen Dekore haben überwiegend einen leichten Reliefcharakter, was mit der konkaven und konvexen Gestaltung der Oberfläche bzw. der Dekormotive und anschließender Bemalung mittels eines Malhörchens zusammenhängt. Besonders lag ihm die Andersartigkeit jedes Objektes am Herzen. Massenproduktion und die Fließbandarbeit lehnte er stets ab. Die Maschine betrachtete er als den größten Feind. Gelegentlich stellte Walter seine Arbeiten aus, u.a. in Würzburg auf der Ausstellung „Unterfränkisches Kunsthandwerk“ und in München 1970 auf der „Internationalen Handwerksmesse“. Mehrere Arbeiten von ihm sind im Keramik-Museum in Sèvres zu sehen.

Zu Gemüden gehört heute auch der nur wenige Kilometer entfernte ehemalige Töpferort Wernfeld. Der erste Hinweis auf einen Töpfer namens Lukās Longott taucht 1606 in den dortigen Taufmatrikeln auf.<sup>19</sup> Später folgen u.a. die Familien Ammersbach (1690), Huter

(1786) und Hemmerich, die noch im frühen 20. Jahrhundert Töpfereien betrieben haben.<sup>20</sup> Nach 1945 waren in Wernfeld Toni Huter und Albert Vogelsang sowie Christine Thoms (\*1945) aktiv, die diesem Handwerk neue Impulse gegeben hat. Ihre Töpferlehre mit anschließender Gesellenprüfung machte sie in der Töpferei ihrer Eltern Friedl und Hans-Joachim Thoms in Brunsbüttel. 1969 bis 1971 studierte sie an der Fachhochschule für Keramik in Höhr-Grenzhausen und war Meister-schülerin bei Hubert Griemert. Nach der Meisterprüfung 1971 siedelte sie nach Gemüden-Wernfeld über und eröffnete eine eigene Werkstatt. Thoms arbeitete auch als Designerin bei der Fa. Übelacker in Ransbach-Baumbach. 2008 übernahm sie die Werkstatt ihrer Eltern in Brunsbüttel. Für ihre Leistungen auf dem Gebiet der Keramik wurde sie mit dem Richard-Bampi-Preis und mit der Goldmedaille der Handwerkskammer Würzburg ausgezeichnet.

### *Hafenlohr*

Einer der bekanntesten Vertreter der seit dem 16. Jahrhundert in Hafenlohr ansässigen Hettiger-Töpfereien war David Hettiger (1876–1957). Den Umgang mit Ton lernte er bei seinem Vater Adam Friedrich Hettiger (1839–1920) kennen, besuchte aber in der Jugendzeit auch die Zeichenschule für Steinmetzen in Rothenfels. Ab den 1920er Jahren beteiligte er sich mit seinen Arbeiten immer öfter an diversen Messen und Ausstellungen. 1934 führte er anlässlich der Rhön-Spessart-Ausstellung im Europahaus und auf offener Straße in Berlin Töpferscheibenarbeiten vor. Er wurde zum bekannten und gefragten „Volkskünstler“. Die von ihm zum Gebrauch bestimmten Erzeugnisse, verziert mit schlichten Blumen-, Tier- und Menschenmotiven in zum Teil grellen Braun-, Gelb- und Blautönen, erfreuten sich im Laufe der Zeit immer größerer Popularität. Dementsprechend wuchs kontinuierlich der Kreis der Abnehmer, auch aus dem Ausland. Aus manchem Auftrag entwickelte sich Freundschaft, wie z.B. mit Oskar Bauer (1891–1964), dem damaligen Leiter des Spessartmuseums in Lohr am Main. In den 1940er und 1950er Jahren erwarb Bauer von ihm mehrere Vasen, Schalen, Blumentöpfe, Spruch-teller, Spielzeuge, Bildstocktafeln, Geschirre und

andere Zier- und Gebrauchsgegenstände, die in die Keramiksammlungen des Spessartmuseums aufgenommen wurden. Sie dienen seitdem nicht nur als Zeugnis einheimischer Töpferkunst, sondern auch als Anschauungs- und Lehrmaterial für Schulklassen der Lohrer Gewerbeschule (heute Berufsschule) und andere Kunst- und Kunsthandwerkinteressierte.<sup>21</sup> Bei der Zubereitung der Tonmasse, der Farben und Glasuren arbeitete David Hettiger nach einem Rezeptbuch aus dem Jahre 1601, teilweise aber auch nach eigenen „Erfindungen“.

David Hettigers Werkstatt wurde von seinem Sohn Karl (1904–1968) und später von dessen Sohn Lothar (\*1931) übernommen. Lothars Tochter Monika Hettiger-Lang gab im Jahr 2000 die Töpferei auf. Die Inneneinrichtung der Werkstatt, zusammen mit Keramik, Farbstoffen und Geräten, wurde zum großen Teil vom Spessartmuseum in Lohr a.M. 2001 übernommen und in der Keramik-Abteilung dem Publikum zugänglich gemacht. Der Ofen wurde ein Jahr später ins Freilandmuseum Bad Windsheim transferiert. Die Produkte der Hettiger-Töpferei erfreuten sich bis in die 1970er Jahre großer Popularität, nicht nur in Hafenlohr und Umgebung. Die Aufträge kamen aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland. Dazu trugen nicht zuletzt die zahlreichen Artikel in verschiedenen Zeitschriften über seine Werkstatt bei. Im Nachlaß von David und Karl Hettiger befindet sich Korrespondenz von Interessenten aus Südafrika und den Philippinen mit entsprechenden Anfragen und Kaufwünschen.<sup>22</sup> Die Töpfertradition in Hafenlohr wird heute von Waltraud Hettiger-Imhoff weitergepflegt, die einer zweiten Hettiger-Linie entstammt und deren Wurzeln in Hafenlohr bis ins 17. Jahrhundert reichen. Sie ist die Tochter von Erwin Hettiger (1914–1974) und Enkelin von Josef Otto Hettiger (1875–1953). Ihren Beruf lernte sie bei der „Spessart-Keramik“ in Marktheidenfeld. Erwin Hettiger hat bei seinen Arbeiten mit Vorliebe dunkelblauen, hellgelben und braunen Farbton sowie Dekore in Form von Wellenlinien, Punkten, Strichen und Spiralen angewendet.<sup>23</sup> Großer Beliebtheit erfreuten sich seine Wandteller mit Ansichten von Hafenlohr und Umgebung.

## Haibach

Ingrid Habel (\*1956) ist Malerin, Zeichnerin und Keramikerin. Sie besuchte diverse Kurse, u.a. an der Sommerakademie der Kunsthochschule in Altfer. Seit 1994 betreibt sie zusammen mit ihrem Mann, dem Schriftkünstler, Maler und Zeichner Hubert Habel, ein gemeinsames Atelier.

## Klingenberg

Klingenberg dient seit Jahrhunderten als einer der wichtigsten Rohstofflieferanten für zahlreiche Töpfereien, Keramikfabriken und Ofenbauer. Der dort vorkommende Ton hat einen hohen Aluminiumoxidgehalt, eine weiße Brennfarbe, ist äußerst fein im Aufbau und roh von fast schwarzer Farbe. Er wird nicht nur für Steinzeug und Steingut, sondern auch für Bleistiftminen, Graphittiegel, Elektroporzellan, Schleifscheiben, und Isolatoren verwendet.<sup>24</sup> Das größte und wohl älteste Keramikwerk vor Ort ist die im Stadtteil Trennfurt gelegene Fliesenfabrik Dekoramik. Sie wurde am 31. Oktober 1899 von dem aus Amorbach stammenden Wiesbadener Kommerzienrat Heinrich Albert (1835–1908) unter dem Firmennamen Thonindustrie AG Klingenberg gegründet. Albert war Besitzer der Chemischen Werke Albert (heute Hoechst) in Wiesbaden und noch an mehreren anderen Betrieben beteiligt, u.a. an der Buntpapierfabrik Aschaffenburg und an der Zellstofffabrik Stockstadt. 1905 überschrieb er die Firma, die von nun an Albertwerke GmbH hieß, seinem Sohn Ernst Albert (1877–1911). 1916 bis 1918 wurde die Fliesenproduktion unterbrochen und eine Pulver- und Granatenproduktion aufgenommen. Nach der Übernahme der Geschäftsleitung 1928 durch Vital Daelen (1900–1963) erlebte das Unternehmen einen rasanten Aufschwung und Zuwachs an Popularität seiner Produkte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Produktion 1946 wieder aufgenommen, kam aber erst 1949 richtig in Schwung. 1960 erfolgte eine erneute Änderung des Firmennamens in „Albertwerke Klingenberg Keramische Fliesen und Mosaik GmbH“. 1966 sind die Albertwerke eine Kooperation mit der Norddeutschen Steingut in Bremen-Grohn eingegangen und stellten die Produktion von Wandfliesen

auf glasierte Bodenfliesen um. 1981 wurde die Firma an Pegulan verkauft, diese 1986 von dem schwedischen Konzern Tarkett/Stora übernommen und in Dekoramik umbenannt. Schließlich wurde sie 1995 Teil des italienischen Konzerns Ricchetti. Heute stellt die Klingenberg-Dekoramik unglasierte Feinsteinzeugfliesen für Handel, Industrie und privaten Wohnbereich her. Die Dekoramik arbeitete immer wieder eng mit verschiedenen Künstlern zusammen, vor allem mit dem Maler und Industrie-Designer Friedrich Ernst von Garnier (\*1935), mit dem Oberrburger Maler und Buchillustrator Leo Hefner (\*1928) und mit dem Bildhauer, Maler, Glasfenstergestalter und Keramiker Hans König (1913–2005). König besuchte in seiner Geburtsstadt Bad Warmbrunn die für ihren guten Ruf bekannte Holzschnitzschule, danach studierte er an der Kunstgewerbeschule in Berlin und an der Kunstakademie in Dresden. Nach 1945 kam er nach Klingenberg, baute im Ortsteil Röhlfeld ein Haus für sich und seine Familie und richtete sich in den Trennfurter Albertwerken ein Atelier ein. In den Albertwerken wurde auch sein Interesse für deren Produkte, Fliesen und Mosaiken geweckt. Zuerst waren es aus dem Klingengerber Ton gestaltete Figuren und später Mosaikentwürfe aus gebrochenen keramischen Plättchen. Bald darauf folgten auch die ersten Aufträge, die ihn im Untermaingebiet und auch jenseits seiner Grenzen bekannt machten. Dazu gehört u.a. ein Auftrag für ein großdimensionales Wandmosaik in Teheran. Ab 1952 war er an der Städtischen Fachschule (Meisterschule) für Steinmetzen und Steinbildhauer in Aschaffenburg als Lehrer für Bildhauerei tätig. Er schuf auch bildhauerische und andere dreidimensionale Arbeiten, wie z.B. Ehrenmale in Ebenheid und Elsenfeld sowie Kruzifix, Tabernakel und Relief aus Aluminiumguß und Glas in der St. Josef-Kirche in Marktheidenfeld. Von den Mosaikarbeiten sind vor allem zu erwähnen: Brentano-Schule und Grünwaldschule in Aschaffenburg (Wandmosaiken), St. Kilian-Kirche in Aschaffenburg-Nilkheim (Altarmosaik „Der gute Hirte“, Wandmosaik „St. Kilian mit seinen Gefährten“, 1953), St. Konrad-Kirche in Aschaffenburg-Strietwald (Altarmosaik, 1956), Rudolf-Schule in Erlenbach (Wandmosaik), Sparkasse

in der Hasengasse in Frankfurt am Main (Wandmosaik, 1956), St. Maria Magdalena-Kirche in Klingenberg-Trennfurt (Fußbodenmosaik, 1951 sowie Kreuzwegstationen, 1959), St. Martinskirche in Ludwigshafen-Opau (Mosaik, 1953/54), Johannes-Butzbach-Gymnasium in Miltenberg (Wandmosaik).

### *Lohr am Main*

Informationen über die Entwicklung der Töpferkunst in Lohr am Main liefern die Quellen eigentlich erst ab dem 19. Jahrhundert.<sup>25</sup> Zu den damals bekanntesten Töpfern gehörten jene mit dem Namen Hettiger. Sie alle kamen aus Hafenlohr nach Lohr am Main und waren mit den dortigen Namensvettern teilweise verwandt. Einige von ihnen heirateten in die in Lohr an verschiedenen Stellen ansässigen Töpferfamilien, wie Dietz und Schwind, ein. Die größte Konkurrenz der Hettigers vor Ort war, wie es scheint, die Töpferfamilie Heilmann, die neben Gebrauchskeramik ab dem späten 19. Jahrhundert auch Häfen für die Glasproduktion herstellte. Die letzte Lohrer Töpferwerkstatt war die von Franz Hettiger. 1926 stellte er die Produktion ein und betrieb ab diesem Zeitpunkt nur noch einen Tonwarenladen.<sup>26</sup> Zu einer Wiederaufnahme der Keramikproduktion in Lohr kam es 1947 mit der Gründung der Keramischen Werkstätten Lohr (KWL) durch Reinhard Gleisberg und Ernst Reckzeh.<sup>27</sup> Der aus Bunzlau stammenden Reinhardt Gleisberg (1913–1998) begann seine Ausbildung zum Keramiker in der seit 1866 bestehenden elterlichen Töpferei. 1932 bis 1934 besuchte er in Bunzlau die Keramische Fachschule und legte 1937 vor der Handwerkskammer in Liegnitz die Meisterprüfung ab. Nach dem Verlassen seiner niederschlesischen Heimat 1946, kam er zuerst nach Assmannshausen am Rhein. Nach wenigen Monaten siedelte er sich in Lohr am Main an.<sup>28</sup> Der kleine, in einem ehem. Hühnerstall und im angrenzenden Gebäude untergebrachte Betrieb in Lohr war mit drei elektrischen Brennöfen ausgestattet und stellte, trotz der ziemlich primitiven Bedingungen, qualitativvolles Gebrauchsgeschirr und Vasen her. Die Erteilung der Genehmigung zur Betriebsgründung war jedoch an bestimmte Auflagen gebunden: „Die Produktion muss zu 40% aus Nachtgeschirr bestehen (für die Dauer

von 3 Monaten). Von sämtlichen Erzeugnissen sind nach Anlauf des Betriebes Musterstücke beim Regierungswirtschaftsamt in Würzburg vorzulegen, welchem ausserdem die Gesamtproduktion monatlich zu melden ist.“<sup>29</sup> Die immer größer werdenden Aufträge erforderten dementsprechend auch eine Vergrößerung der Produktions- und Lagerräume. Gleisberg und Reckzeh beantragten deshalb bei der Stadt Lohr 1947 die Anmietung der Villa Gillardon im Brunnenwiesenweg und 1948 die Zuweisung von 4000 qm Bodengelände an der Sackenbacher Straße. Beides jedoch leider ohne Erfolg. 1949 verlegten Gleisberg und Reckzeh den Lohrer betrieb nach Marktheidenfeld (s. Elton-Werke).

Einen Meilenstein auf dem Gebiet der modernen Keramikproduktion im Spessart setzte der Mitinhaber der Rexroth-Gießerei, Ingenieur, Künstler, Kunstmäzen und Anthroposoph Alfred Rexroth (1899–1978). 1951 lud er zusammen mit seiner Frau Friederike (1902–

1975), ebenfalls eine Künstlerin und Anthroposophin, drei Künstler und Keramiker aus dem schweizerischen Dornach in sein Haus nach Lohr am Main ein und legte somit den Grundstein für die Künstlerkolonie „Runa“: Fritz Rackwitz (1903–1991), seine zweite Frau Gunhild Theberath (\*1923) und seine Tochter Johanna (\*1931). Kurze Zeit danach stieß aus Dornach noch Horst Altfeld (\*1930) zu ihnen, der 1955 Johanna heiratete. In ihrem neuen Domizil, dem sog. Rexroth-Schlösschen, wurden Werkstätten eingerichtet, in denen sie Keramiken, Erzeugnisse aus Bronze, Bilder, Schmuck herstellten und Möbel entwarfen.<sup>30</sup> Der geistige Hintergrund der Gestaltungsart von Runa-Produkten hat seine Wurzeln in der Rudolf Steiner'schen Anthroposophie, die sich wiederum stark an Kunstansichten von Johann Wolfgang von Goethe orientiert. Die Runa-Künstler haben ihr Schaffen folgendermaßen erklärt: „Jeder plastische Gegenstand steht im Raum und dadurch in Beziehung zu seiner Um-

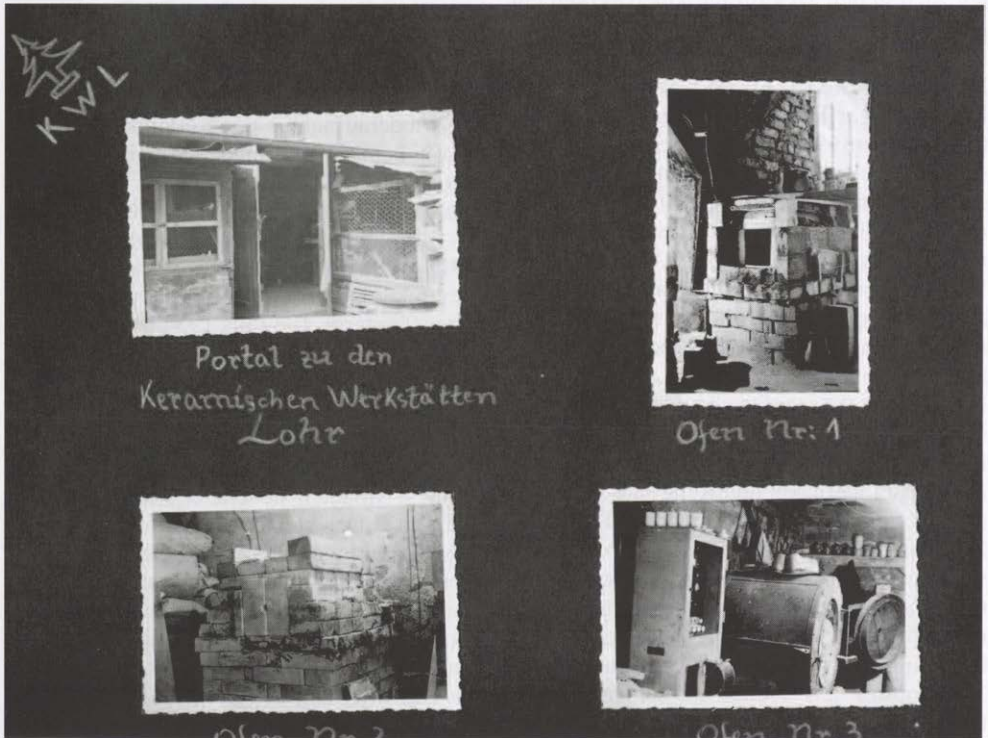


Abb. 3: Brennöfen im Produktionsraum der Keramischen Werkstätten Lohr, um 1948.

Photo: Privatbesitz, Marktheidenfeld.

welt. Eine harmonische Beziehung der Gegenstände im Raum untereinander herzustellen ist das Bestreben der „Runa“-Formen. Ein Vorbild in diesem Bestreben kann uns die lebendige Natur sein. Sie schafft in ihrem ewigen Werden und Vergehen ein Reich der harmonischen Bezogenheiten. Ohne die Natur nachzubilden versuchen wir, die schaffenden Kräfte der Natur (Lebenskräfte) zu ergreifen, und mit den gleichen Prinzipien der Ausdehnung und Zusammenballung, des Ballens und Spreizens, des Streckens und Stauchens, also mit all den Polaritäten der Natur, die ja ihr überwältigendstes Bild in Licht und Finsternis finden, die Gebrauchsgegenstände, aber auch die Gegenstände zur Ausschmückung unserer Räume, schlechthin alle plastische Gestaltung zu bilden. Ein Zweites, was hinzukommt, ist der Vorwurf oder das Motiv. Wir nehmen bei der Gestaltung unserer keramischen Formen, auch bei dem Entwurf unserer Plastiken, kein Vorbild aus der Natur zu Hilfe. Hier ist der Ausgangspunkt die Gebärde, die Bewegung. – So ist bei einer Schale die Gebärde eine haltende, denn der Inhalt der Schale soll gehalten werden. Aus dieser Bewegung ergibt sich die Form. Bei einer Vase ist die Gebärde eine doppelte. Ein Gefäß muß da sein, um das Wasser aufzunehmen und außerdem sollen die Blumen dargeboten werden. Eine doppelte Gebärde also, die wiederum in ihrer Bewegung zur Form führt, und in undenkbar vielen Einzelgestaltungen abwandelbar ist. So ist jedes Stück eine zur Ruhe gekommene Bewegung, das aber durch die Flächengestaltung, welche im Prinzip der Natur abgelauscht ist, immer in seiner Beziehung zur Umwelt die volle Lebendigkeit behält. Formen also, und das haben schon viele erfahren, die jeden Raum in dem sie aufgestellt werden beleben.“<sup>31</sup> Unter den Runa-Formen findet man keine geometrischen Figuren, wie Kugel, Würfel oder Kreis, weil sie diese Gestaltungsprinzipien und Vorgehensweisen und auch die im Material (Ton) verborgenen Kräfte nicht widerspiegeln. Zwischen der Form und dem Menschen soll eine Kommunikation entstehen: der Mensch soll ein Gefäß nach bestimmten Prinzipien gestalten, damit es den Menschen bzw. sein inneres Wesen, auch ansprechen kann. Es soll ihn dazu bewegen bzw. einladen, es zu benutzen und,

wenn man so will, ihm von sich eine kurze Geschichte über seine Gestalt und Verwendung erzählen. Obwohl viele Entwürfe der Runa-Künstler sehr pflanzlich anmuten, haben sie jedoch keine konkreten Formbeispiele aus der Natur als Vorbild, sondern ausschließlich deren Kräfte. Denn, nicht die Pflanze, sondern die Kräfte, die bei ihrer Bildung gewirkt haben bzw. wirken, werden bei der Gestaltung von Vasen, Schalen und anderen Formen gesucht, nachempfunden und unter Berücksichtigung künstlerischer Freiheit zum Ausdruck gebracht. Diese Gestaltungsart leitet sich von bestimmten Grundgedanken der Eurythmie ab.

Die von Runa hergestellten Produkte waren keine Massenware im Sinne von großdimensionaler Stückzahl. Sie waren für den täglichen Bedarf und für jede Käuferschicht gedacht, wobei großer Wert auf die Qualität gelegt wurde. Der Verkauf der Produkte erfolgte über Vertreter und Kunstgewerbe- und Blumenläden. Von 1953 bis 1964 stellte „Runa“ zweimal jährlich auf der Frankfurter Handwerksmesse aus.

Die keramischen Werke der „Runa“ wurden von den Künstlern zuerst mit den Händen modelliert und dann im Gießverfahren hergestellt. Sie lehnten die Töpferscheibe bewußt ab, weil sie nur eine Form mechanischen Charakters zu erzeugen erlaubt. „Alles Mechanische repräsentiert ein technisch-wissenschaftliches Prinzip und steht daher außerhalb der Bereiche der Kunst. Die Töpferscheibe zwingt die Tonmasse in einen Kreis. Der Kreis ist eine geometrische Form, die in sich selber eingeschlossen ruht. Ein Gefäß auf der Basis dieser einfachen geometrischen Form nimmt keine Beziehung zu seiner räumlichen Welt auf. Die bewegten Formen der Runa-Keramik durchbrechen diese Umschließung. Die Geste der Formen verbindet außen und innen, die plastischen Formen stellen sich lebensvoll in die Umgebung hinein und suchen diese Beziehung.“<sup>32</sup> Die Verzierungs-komponente fand ihren Ausdruck hauptsächlich in der Form, die, plastisch gestaltet und in lebensvoller Bewegung, der Farbenverzierer keinen Raum bietet. Dem Charakter der Form wurden auch die jeweiligen Tönungen der Glasuren angepaßt. „Die Runa-Keramik knüpft an die Tradition eines naturhaften gesunden Materialgefühls an, um auf

*dieser Basis im Bereiche der Kunst neue Wege zu beschreiten. Ein Gegenstand der aus lebensvoller Bewegung gestaltet ist, drückt die Verwendung, für die er bestimmt ist, schon durch seine Formgebung aus.*<sup>33</sup> Die Produktpalette der „Runa“-Keramik war sehr breit angelegt. Dazu gehörten u.a. Blumenvasen, -schalen und -körbe, Wandvasen, Kerzenleuchter, Dosen, Kannen, Krüge, Ascher, Services für Tee Mokka und Kaffee, Schalen, Eierbecher, Wandreliefs und Tierfiguren. Die Gartenplastik umfaßte freistehende Skulpturen, Brunnen, Pflanzenschalen und Bodenvasen.

1980 eröffnete Elisabeth Reusch-Heidenfelder (\*1956) ihre eigene Werkstatt und Galerie in der Alten Schule in Lohr-Sackenbach. Sie wurde 1973 bis 1976 bei Christine Kuhn-Thoms in Gemünden-Wernfeld zur Keramikerin ausgebildet. 1976 bis 1979 besuchte sie die Staatliche Fachschule für Keramikgestaltung in Höhr-Grenzhausen, die sie mit der Prüfung zur Keramikdesignerin erfolgreich abschloß. Bereits in den Anfangsjahren wurde sie im Leistungswettbewerb der Handwerksjugend Kammersiegerin und 2. Bayerische Landesiegerin. Ihre Arbeiten fanden Anerkennung und Beachtung u.a. auf den Ausstellungen „Westerwaldpreis 79“ (1979), „Keramik heute in Bayern“ (1980) und „Salzglasieretes Steinzeug in Höhr-Grenzhausen“ (1980). Ihre Sackenbacher Werkstatt entwickelte sich bald zu einer Bühne für befreundete Künstler (nicht nur Keramiker), eine Tradition, die auch nach ihrem Umzug 1994 nach Lohr erfolgreich bis heute weiterverfolgt wird.<sup>34</sup> Reusch-Heidenfelders Keramik zeichnet sich vor allem durch solide Ausführung, farbig abwechslungsreiche Glasuren und ausgezeichnete Handhabe aus. Neben klassischen, auf der Töpferscheibe gedrehten Gebrauchsformen, wie Deckeldosen, Becher, Kannen, Schalen, Vasen und Teeservices stellt sie auch Zierkeramik her. Viele von diesen Stücken können durchaus als Vasen für Blumen und Sträucher, Schalen für Obst oder Nüsse benutzt werden. Das Hauptmaterial, mit dem sie arbeitet, ist Steinzeugmasse aus dem Westerwald, vermischt mit Schamottmehl, um der frisch gedrehten Form mehr Stabilität zu verleihen. In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre schuf sie gelegentlich auch Zierobjekte

aus Porzellan. Bei der Gestaltung von Gefäßen bedient sie sich kleiner Werkzeuge, wie Schwamm und Brettchen um die Wandung zu glätten. Sie verzichtet jedoch bewußt darauf, diese zu perfektionieren, sondern erhält die beim Drehen entstehenden Spuren, wie z.B. unterschiedlich breite Finger-Rillen, als dezentes Zeichen einer handwerklichen Arbeit. Nach dem mehrtägigen Trocknen werden sie im Ofen geschrüht, dann glasiert und erneut bei einer Temperatur von ca. 1.300°C 12 bis 15 Stunden gebrannt und anschließend langsam auf eine Temperatur von ca. 200°C abgekühlt. Charakteristisch für ihre Arbeiten ist die auffallende Betonung der Glasuren. Aus der Grautönigkeit der im Wasser aufgeschlämmten Rohstoffe (Quarzmehl, Feldspat, Kaolin, Kreide, Metalloxide) entstehen beim Brand, durch die Zerstörung ihrer Kristallstrukturen, effekt- und prachtvolle Glasuren von hohem ästhetischen Wert und voller nicht zu wiederholender farbiger Überraschungseffekte. Diese „hinterlistige“ Technik erfordert nicht nur Beherrschung bestimmter technisch-chemischer Kenntnisse, sondern auch Fingerspitzengefühl und ästhetische Phantasie. Während die farbige Bildung der Glasur immer stark von der chemischen Zusammensetzung, von der Stärke der Wandung und nicht zuletzt auch von Zufall abhängig ist, setzt Reusch-Heidenfelder im Bereich der Formgestaltung ihr Ideenpotential zielbewußt ein. Bei den Zierobjekten reicht die Palette von dezenten Formbewegungen über kantige Vasen, die *„ein wenig aussehen, als seien sie aus mehreren Brettern zusammengesetzt, dekoriert mit bizarren Ornamenten, die wie Textilfetzen wirken*;<sup>35</sup> bis hin zu organisch wirkenden Gebilden. In den 1990er Jahren stellte Reusch-Heidenfelder eckige Bodenvasen her, die in der Presse und bei vielen Kunstinteressierten großes Interesse fanden. Deren Entstehungsprozeß beschrieb sie selbst folgendermaßen: *„Jedes Objekt ist aus zwei bis vier unterschiedlich oder gleichgroßen Tonplatten zusammengesetzt. Die Platten werden vor oder auch nach dem Montieren bearbeitet. Durch das Herausbrechen von Teilen entstehen eher zufällige Strukturen, die im Gegensatz zu gezielt montierten oder herausgeschnittenen geometrischen Formen stehen. Durch Aufbrüche und Abrisse ergeben sich optische Effekte.*

*Schon Während der Arbeit entsteht eine anregende Spannung zwischen Zufall und Geschaffenem, welche sich durch das anschließende Auftragen von verschiedenen Glasuren erhöht (den Zufall steuern, zulassen). Die Glasuren bestehen aus unterschiedlichen Rohstoffen und werden auf die Wandung in mehreren Schichten (nach jeweiligem Antrocknen) durch Überschütten, mit dem Pinsel oder mit dem Schwamm aufgetragen. Durch das Spiel zwischen Glasur und Oberflächengestaltung überwiegt die Schwere eines scheinbaren Metalls.“<sup>36</sup> In den letzten Jahren schuf sie mehrere bizarr wirkende Objekte, bei denen sie sich von Mikroorganismen, wie Flechten und Pilzen inspirieren ließ, denn, wie sie selbst sagt, „Natur ist der größte Künstler.“<sup>37</sup>*

## Marjoß

Der Ortsteil von Steinau Marjoß wurde urkundlich bereits im 14. Jahrhundert als Töpferort erwähnt. Nähere Informationen über die dortigen Töpfereien findet man aber erst in den Archivalien aus dem 18. Jahrhundert.<sup>38</sup> Im 19. Jahrhundert wurde in Marjoß, laut Adolf Spamer, „in fast jedem Haus getöpft“, 1933 gab es nur noch fünf Meister.<sup>39</sup> Die im 20. Jahrhundert bekanntesten Töpfereien im gesamten Kinziggebiet (Salmünster, Schlüchtern, Steinau und Marjoß)<sup>40</sup> waren die des Johannes Geier (1878–1916), der nach dem Besuch der Fachschule für Keramik in Landshut 1896 eine eigene Werkstatt eröffnete und „noch-nie-dagewesenes“ herstellte,<sup>41</sup> und die des Konrad Ruppert (1896–?). Heute ist in Marjoß nur noch sein Sohn Georg Ruppert aktiv, dem seine Töchter Gertrud und Ursula zur Seite stehen. Er ist der letzte Töpfer in Deutschland, der noch die sog. Schraubtöpfe (besondere Krüge mit zwei Henkeln und einem Schraubgewinde) herstellt. Die Marjoßer glasierte Keramik zeichnet sich durch eine Vorliebe für gelbe und braune Farbtöne mit meistens grünen, weißen und gelben Dekoren aus.

## Marktheidenfeld

Die ältesten Töpfereien in Marktheidenfeld sind in der „Schatzungsrenovatur“ von 1594 erwähnt. 1836 wurde hier der Gewerbeverein der Hafner gegründet, dem damals 15

Meister angehörten. Aus den Versteigerungsprotokollen der Gemeinde Marktheidenfeld vom 14. Oktober 1861 bis 5. Januar 1865 geht hervor, daß in Marktheidenfeld neben gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen, wie Koch- und Eßgeschirr, auch Reliefbilder mit biblischen Darstellungen und Kachelöfen hergestellt wurden. Mit dem Tod von Kaspar Liebler 1935 schien die Hafnertradition in Marktheidenfeld zunächst erloschen zu sein.<sup>42</sup> Zu einer erfolgreichen Neubelebung der Keramikproduktion in Marktheidenfeld kam es 1949. Nach einem erfolgreichen Gespräch von Reinhardt Gleisberg und Ernst Reckzeh mit dem Marktheidenfelder Bürgermeister lösten sie ihre Keramischen Werkstätten von Lohr am Main auf und gründeten in Marktheidenfeld, zusammen mit einem anderen Schlesier namens Carl Friedrich Pfeifer, die „Elton-Werke“.<sup>43</sup> Die neue Produktionsstätte befand sich zuerst in einem von der Stadt zur Verfügung gestellten ehem. Schweinemaststall, der innerhalb eines Jahres zu einer Fabrik mit Verwaltungsgebäude, Produktionshalle mit einem 34 Meter langen Tunnelofen und einem Lager ausgebaut wurde. 1950 begann in den Elton-Werken die Herstellung von sanitärer Keramik, elektrischen Speicheröfen, Bunzlauer Gebrauchskeramik und Kunstkeramik. Ein Jahr später setzte die Massenproduktion von gegossenem Gebrauchsgeschirr ein.<sup>44</sup> Die Zahl der Beschäftigten wuchs kontinuierlich. Von anfangs ca. 30 Leuten, die mehrheitlich Flüchtlinge aus den ehem. deutschen Ostgebieten waren und angelehrt werden mußten, wurden im Laufe der Zeit ca. 80 Facharbeiter und Angestellte mit einem Frauenanteil von ca. 65 Prozent. Die Elton-Werke stellten hauptsächlich allerlei kochfestes Geschirr (der Boden war versehen mit charakteristischem Spinnennetz-Relief), Gedecke, Vasen, Töpfe und diverse Gebrauchsformen her, versehen mit zeitgemäßen und sog. alten Bunzlauer Dekormotiven, wie Pfauenaugen, Spritzdekor, Streublumen und Bunzlauer-Braun-Glasur. Jedes Jahr verließen Hunderttausende davon das Marktheidenfelder Werk. Die Hauptabnehmer der mittlerweile deutschlandweit bekannten Keramikfabrik waren Kaufhäuser im Ruhrgebiet und in Berlin, aber auch in Belgien, Holland und Südamerika. 1960 siedelten sich in Markt-

heidenfeld mehrere neue Betriebe der Elektro- und Bauindustrie an, was zu starkem Personalwechsel, zur Unrentabilität und schließlich zur Schließung der Elton-Werke führte. Nur wenige Wochen nach der Einstellung der Produktion wurde diese von der Firma „Spessart-Keramik“<sup>45</sup> mit neun Mitarbeitern in einigen angemieteten Räumen der Fabrik wieder aufgenommen. Die künstlerische Leitung übernahm Reinhardt Gleisberg und die Geschäftsführung Franz Liebig. Nach der Kündigung des Mietvertrages entschloß sich Gleisberg 1966 an einem anderen Platz eine eigene Werkstatt zu bauen, mit Wolfgang Wegener als Geschäftsführer. Die „Spessart-Keramik“ führte die Tradition der beiden Vorgänger unter Beibehaltung des Namens „Spessart-Keramik“ fort. Zum Standortprogramm gehörte vor allem die „Bunzlauer Keramik“ aus hellem Klingenbergert Ton mit brauner Lehmglaser, mit brauner oder blauer Glaser und weißem Streublumendekor, helle Ware mit blauem „Pfaunaugen“-Dekor, bei dem der Farbkörper mittels eines zurechtgeschnittenen Naturschwammes auf das glasierte Gefäß aufgestempelt wird, sowie Ofenkacheln und neue Entwürfe. Die Produktpalette der drei zusammenhängenden bzw. nacheinander folgenden Firmen war sehr vielfältig in Form und Dekor, wodurch sich auf den ersten Blick kaum stilbedingte Unterschiede feststellen lassen. Interessanterweise produzierten die Elton-Werke in den 1950er Jahren auch Geschirr mit sog. Spritz- bzw. Schablonendekor, das nach der allgemein verbreiteten Meinung typisch für die 1920er und frühen 1930er Jahre war und angeblich nur in dieser Zeit verwendet worden sei. Gleisberg arbeitete gerne auch mit Künstlern, wie z.B. Hanns Bail (1921–1995), Sela Bail (1921–2001), Erich Gillmann (\*1925), Curd Lessig (\*1924) und Olaf Taeuberhahn (\*1935), zusammen, für die oder mit ihnen er interessante Wandkeramiken, Vasen und Raumschmuck herstellte. Erwähnenswert sind hier u.a. die Keramik-Wand im Eingangsbereich der Realschule, in der Kassenhalle der Sparkasse und eine Relief-Wand an der Volksschule in Marktheidenfeld sowie die Keramik-Figuren „Hl. Petrus“ und „Hl. Paulus“ an der Fassade der Herz-Jesu-Kirche in Aschaffenburg nach einem Entwurf des Bildhauers Willibald Blum

(\*1927) von 1984. Gleisberg gab auch u.a. in Marktheidenfeld, Würzburg und Lohr a.M. Töpferkurse. Die von den Teilnehmern aus Ton geformten Stücke wurden dann in der Ofenanlage der Spessart-Keramik in Marktheidenfeld gebrannt. Seine Unterweisungen beschränkten sich jedoch nicht nur auf Töpfern, sondern er zeigte auch die Techniken der Farbgebung, des Glasierens und der Handhabung der Töpferscheibe.<sup>46</sup> Unterstützung und Anregungen bei seinen diversen Vorhaben fand er bei Bezirksheimatpfleger Andreas Pampuch. 1983 wurde der Firmenname in „Spessart-Keramik Gleisberg GmbH“ umgewandelt, deren Leitung sein Sohn und ebenfalls Keramiker Michael Gleisberg (\*1956) übernahm.<sup>47</sup>

In Marktheidenfeld ist auch die Keramikerin Marianne Goldstein (\*1950) tätig.

### *Miltenberg*

Doris Bank (\*1964) besuchte 1983 bis 1983 die Staatliche Berufsfachschule für Keramik in Landshut. Anschließend arbeitete sie ein Jahr lang als Keramikmodelleurin in der Keramikindustrie. 1990 bis 1993 setzte sie ihre Ausbildung an der Staatlichen Fachschule für Keramikgestaltung in Höhr-Grenzhausen fort. 1994 war sie Mitarbeiterin im Architekturkeramik-Atelier Motz-Schönhaber in Bad Soden, 1995 bis 2000 Keramikdesignerin bei der Fa. Scheurich in Kleinheubach. Seit 2000 betreibt sie eine eigene Keramikwerkstatt in Miltenberg, in der sie Raku-Keramik und Porzellan herstellt. Sie sind schlicht in Form, Farbe und Dekor, teilweise mit handgedruckten Pflanzenmotiven verziert sowie mit Gold und Metalloxyden überzogen.

Gabriele Löffler-Keller (\*1950) lebt und wirkt als Keramikerin in Miltenberg. Sie besuchte Keramik-Seminare bei der Miltenberger Volkshochschule und ist mittlerweile seit einigen Jahren dort als Dozentin für Keramik tätig.

### *Niedernberg*

Edeltraud Klement (\*1951) besuchte die Fachschule für Keramikgestaltung in Höhr-Grenzhausen und nahm auch an Kursen an der Europäischen Akademie in Trier und an der Freien Kunstschule in Wiesbaden teil. In ihrem

Schaffensrepertoire findet man kaum klassische Gebrauchsformen, sondern vor allem unterschiedliche Objekte von mannigfacher Form, Struktur und Verwendung. Die keramischen Plastiken und Installationen können sowohl den Innenraum eines Gebäudes, wie z.B. Wohnung oder Büro, als auch einen Garten zieren bzw. ästhetisch bereichern. Klement ist auch fasziniert vom menschlichen Körper, den sie aus unterschiedlichen Perspektiven und in unterschiedlichen Zusammenhängen darzustellen versucht. Dabei werden seine physiognomischen Normen außer Kraft gesetzt und teilweise ins Abstrakte überführt. Ihre Faszination gilt den vier „Elementen“: „*Erde, Körper, Wasser und Salz gehören zusammen. Der Körper ist wie ein Gefäß und wie das Tonmaterial bereit, etwas aufzunehmen oder abzugeben.*“<sup>48</sup> Die Oberflächenstruktur gestaltet sie bewußt mechanisch als auch „zufällig“ mit

Hilfe von Engobe und Brandeffekten im Raku- und Schmauchbrandverfahren.

### Sailauf

Sabine Stoltz-Neumann(\*1957) lebt und arbeitet seit 1987 in Sailauf-Weyberhöfe. Sie studierte 1975 bis 1980 an der Fachhochschule für angewandte Kunst in Heiligendamm, anschließend eröffnete sie eine eigene Keramikwerkstatt in Jena. Sie arbeitet mit reinem Westerwälder Ton, d. h., ohne Zusätze, wie z. B. Schamottmehl. Die Glasuren haben eine grauweiße oder grün-blaue Farbe. Während die weißen Gefäße nicht selten von Stoltz-Neumann mit diversen, dezenten Motiven bemalt werden, nehmen die Farbglasuren beim Brennen überraschende Tonvariationen an, die vom Grüntürkis bis ins Violette reichen können. Das Endergebnis dieser Mischung sind feine, glatte und dünnwandige Gebrauchsformen, die nicht zuletzt durch eine gewisse Eleganz und



Abb. 4: Spessarter Keramik im Spessartmuseum in Lohr a. Main: Vase und Likörservice von Christine Thoms (oben), zwei Vasen und Schale von Josef Walter und zwei Schalen von Elisabeth Reusch-Heidenfelder (mitte), zwei Fliesen der Albertwerke GmbH und diverse Gebrauchskeramik der Elton-Werke (unten).  
Photo: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Klarheit des Wandungsverlaufes Assoziationen an Porzellan hervorrufen.

### *Schlüchtern*

Angelika Imhof-Lanz (\*1953) besuchte die Blocher-Schule in München, studierte dann Innenarchitektur bei Günther Beltzig und Freie Malerei bei L. M. Beck, und machte eine Keramiklehre an der Staatlichen Fachschule für Keramik in Landshut. Seit 1984 betreibt sie in Schlüchtern eine eigene Werkstatt.

### *Schöllkrippen*

Marianne Holst (\*1956) ist seit 1979 als Keramikerin aktiv. Sie schafft hauptsächlich Zierkeramik, Wandbilder und Schmuck in der Rakubrand-Technik.

### *Sulzbach*

Anja Jungkuntz (\*1971) machte 1992 bis 1995 eine Lehre als Keramikerin. Nach einem einjährigen Arbeitsaufenthalt in Neuseeland setzte sie 1996 und 1997 ihre Ausbildung bei Margarete Lutz in Würzburg fort. 1997 eröffnete sie ein eigenes Studio in Sulzbach a. Main, das sie 2002 nach Heimbuchental verlegte. Seit 2006 lebt sie in Kulmbach.

### *Weibersbrunn*

Die Bildhauerin und Keramikerin Eva Müllbauer (\*1949) und der Graphiker und Keramiker Franz Ruppert (\*1952) betreiben seit 1985 eine gemeinsam Keramikwerkstatt in Weibersbrunn. Müllbauer studierte von 1968 bis 1971 an der St. Martin's School of Art in London. Anschließend arbeitete sie in der Keramikbranche. 1980 kam sie nach Berlin und eröffnete hier eine Keramikwerkstatt. Drei Jahre später zog sie nach Aschaffenburg und 1985 ließ sie sich endgültig in Weibersbrunn nieder. Ruppert machte 1966 bis 1969 eine Lehre als Schauerbegestalter und 1969 bis 1970 als graphischer Zeichner. 1985 trat er in die Werkstatt von Müllbauer ein und arbeitet seitdem ebenfalls als Keramiker.

Müllbauer und Ruppert verwenden bei ihrer Arbeit hauptsächlich einen aus Frankreich importierten anthrazitfarbenen Steinzeugton.

Seine hervorragenden Eigenschaften erlauben seine Verarbeitung ohne Zusatzmittel, wie z.B. Schamottemehl. Der Ton wird beim Trocknen grau- und im Schrübrand rosafarbig. Während Müllbauer hauptsächlich an der Töpferscheibe Hohlformen gestaltet, ist bei Ruppert die flache Ebene das Hauptinteressensgebiet, aus der er diverse Wandbilder, aber auch Hohlformen schafft, durch entsprechende horizontale und senkrechte Verbindungen und Biegungen von Wandungs- und Bodenflächen, wie z.B. Teller, Tablett, Vasen und Deckeldosen. Dazu gehören auch zweidimensionale Kaffee- und Teekannen, die durch ihr reliefhaftes Erscheinungsbild einen besonderen Raumschmuckcharakter haben. Die Dekorationen, die Müllbauer und Ruppert verwenden, sind im wesentlichen farbige Glasuren und in die Wandung eingeprägte Reliefs. Sie benutzen alte und neue, selbst hergestellte Musterstempel sowie diverse natürliche und künstliche reliefartige Muster, wie z.B. Holzmaserungen oder Textilstoffe mit Stickdekorationen, die in den feuchten Ton eingedrückt werden. Diese werden mit Engobe bemalt und mit Glasuren überzogen. Bestimmte Motive werden fenstereckenartig durch Abwischen der primären Glasur freigelegt und mit einer anderen Glasur überzogen. Bei der Herstellung von Glasuren verzichten Müllbauer und Ruppert auf Metalloxide und verwenden hauptsächlich Feldspat, Soda und Holzaschen. Die Entwicklung von Ascheglasuren steht auch im Vordergrund ihrer Produktion: *„Auf französischen Steinzeugmassen werden bei 1.320°C in Reduktionsbrand verschiedene Glasuren verwendet: über oxidhaltige Bemalungen werden eine kupferrote Ascheglasur, eine Shino-Glasur oder Slip und eine Apfelholzascheglasur benutzt, die je nach Dicke des Auftrags matte bis glasige Oberflächen zeigen und ein breites Farbenspiel ermöglichen.“*<sup>49</sup> Die Holzasche spielt eine wichtige Rolle nicht nur in der Zubereitung der flüssigen Glasuren, sondern auch beim Brand im Holzofen, die je nach der Holzart, durch Niederschlagung auf den im Ofen befindlichen Objekten die Färbung der Glasur stellenweise beeinflussen kann. Der Prozeß des Brandes im Holzofen erfordert viel Aufmerksamkeit und Geduld. Von der Vorbereitung, Bereitstellung entsprechender Holzmengen und

Holzarten, über das Befüllen des Ofens mit Ware, Erreichung und Haltung einer Temperatur von ca. 1.350 °C bis zum kompletten Abkühlen des Ofens, können unter Umständen drei Monate vergehen. Um bestimmte Glasurfarbtöne zu erzielen, wird manchmal in den Ofen auch eine Salzlauge eingesprüht. Neben den eingedrückten schafft Müllbauer auch craqueléartige Wandverzierungen. Auf die auf der Töpferscheibe gedrehte und leicht angetrocknete zylindrische Hohlform wird flüssige Porzellanengobe mit einem Pinsel aufgetragen. Nachdem auch diese leicht getrocknet ist, wird die Töpferscheibe erneut in Bewegung gesetzt und die ursprüngliche Form von innen ausgebaucht. Die Engobe bekommt Risse und bildet somit ein Craquelé. Beim Brand werden ihre scharfkantigen Umrisse in dezente leicht tropfende Verläufe umgewandelt und verleihen somit dem Objekt einen eigenartigen Dekorationscharakter.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Ohnhaus, Gustav: Die Landhäfnererei in Schöllkrippen im unterfränkischen Vorpessart. München 1979, S. 9–12. Töpferfamilie Ohnhaus (ca. 1720–1937). 1937 wurde die Töpferei von Adalbert Ohnhaus (1874–1951) geschlossen.
- <sup>2</sup> Töpferfamilien Neff (1691–1892), Buller (1814–1929), Schulz (1769–1918) und Breid (1771–1952), in: Sauerwein, Dieter: Das Heimatmuseum Mönchberg. Zulassungsarbeit für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg 1979, S. 50.
- <sup>3</sup> Besonderer Dank gilt hier der Unterfränkischen Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken, die die Forschungsarbeiten im Spessartmuseum in Lohr a. Main auf dem Gebiet der Keramik im Spessart im 20. Jahrhundert finanziell unterstützt hat.
- <sup>4</sup> Schohe, Erich: Kunst und Kultur um Aschaffenburg. Aschaffenburg 1938, S. 82–84. Die Liste enthält die Namen von 43 Häfnern, die in Aschaffenburg zwischen 1546 und 1895 tätig waren.
- <sup>5</sup> Weber, Hermann: Die Privilegierte Häfnerzunft zu Aschaffenburg vom Jahre 1593, in: Schneider, Ernst: Keramik am Untermain. Aschaffenburg 1964, S. 70.
- <sup>6</sup> A. F. Strauß schloß am 19.8.1827 einen Geschäftsvertrag mit dem Frankfurter Kaufmann Jakob Heinrich Metz und gründete somit die „Steingut-Fabrique A. F. Strauß und Comp.“, in: Stenger, Erich: Die Steingutfabrik Damm bei

- Aschaffenburg 1827–1884. Aschaffenburg 1949, S. 25.
- <sup>7</sup> Lit. u.a.: Stenger, Erich: Die Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg 1827–1884. Aschaffenburg 1949; Trenchel, Hans-Peter: Figuren der Steingutfabrik Damm in den Sammlungen des Mainfränkischen Museums Würzburg. Würzburg 2001. Die wohl größte Sammlung Dammer Keramik befindet sich im Schloßmuseum Johannisburg in Aschaffenburg.
  - <sup>8</sup> Schohe: Aschaffenburg (wie Anm.4), S. 83–84.
  - <sup>9</sup> Ermischer, Gerhard: Die Aschaffener Hettinger, in: Kerkhoff-Hader, Bärbel/Endres, Werner: Keramische Produktion zwischen Handwerk und Industrie. Hildburghausen 1999, S. 68.
  - <sup>10</sup> Schneider, Ernst: Alte Töpferkunst im Aschaffener Museum, in: ders.: Keramik (wie Anm. 5), S. 26.
  - <sup>11</sup> Cornel Stürmer. Ausstellung August 1941. Städtisches Heimatmuseum Aschaffenburg 1941, S. 4.
  - <sup>12</sup> Ebd.
  - <sup>13</sup> Schneider, Ernst: Modernes „Irdnen-Werk“, in: ders.: Keramik (wie Anm. 5), S. 124.
  - <sup>14</sup> Adreßbuch der Keramik-Industrie 1949. Coburg 1949, S. 49.
  - <sup>15</sup> Mohn, Heinrich: Keramik aus Hailer, in: Zwischen Vogelsberg und Spessart 2001, S. 94–96. Name des Keramikingenieurs unbekannt.
  - <sup>16</sup> Ebd.
  - <sup>17</sup> Im „Einwohnerbuch für die Bezirksamter Gemünden, Lohr a. M., Marktheidenfeld 1935/36“ ist auf S. 17 und 26 der Häfner Josef Fischer aufgelistet. Unklar ist, ob er in Gemünden seine eigene Töpferei hatte oder in einer Wernfelder Töpferei arbeitete.
  - <sup>18</sup> Freundliche Mitteilung von Herrn François Walter, Gemünden.
  - <sup>19</sup> Heußlein, Anton: Wernfeld – ein Töpferort, in: Spessart. H. 4, 2008, S. 15.
  - <sup>20</sup> Ebd., S. 15–16.
  - <sup>21</sup> Oskar Bauer beschaffte für die Keramik-Abteilung des Spessartmuseums auch diverse Keramiken aus Marjoß.
  - <sup>22</sup> Im Spessartmuseum in Lohr am Main.
  - <sup>23</sup> Mehr über Erwin Hettiger und die Familie Hettiger in: Bauer, Oskar: Spessarter Bauertöpferei, in: Schneider: Keramik (wie Anm. 5).
  - <sup>24</sup> Markens, Rainer: 100 Jahre Klingengerger Dekoramik. Amorbach 2000, S. 13. Besonderer Dank gilt Herrn Markens von der Klingengerger Dekoramik für wertvolle Informationen und eine Schenkung von historischen Fliesen an das Spessartmuseum.

- <sup>25</sup> Schohe: Aschaffenburg (wie Anm. 4), S. 83. Unter den Namen der Aschaffener Häfner-Liste findet man auch „Georg hartt von Lohr, haffner handwergks“. Er wurde 1587 Bürger von Aschaffenburg.
- <sup>26</sup> Haas, Dagmar: Lohr a. Main – ein Töpferort?, in: Endres, Werner/Loibl, Werner: Beiträge zur handwerklichen fränkischen Keramik. Lohr am Main 1988, S. 30–39. Im „Einwohnerbuch für die Bezirksämter Gemünden, Lohr a. M., Marktheidenfeld 1935/36“ ist auf S. 109 und 121, neben dem oben erwähnten Franz Hettiger, auch der Häfnermeister Sebastian Römlein aufgelistet.
- <sup>27</sup> Ernst Reckzeh war Sohn des Mitinhabers der Tonröhrenfabrik Küttner in Bunzlau. Die KWL hatte ihren Sitz in der Mittleren Schloßgasse 144. Das Firmenzeichen der „Keramischen Werkstätten Lohr“ und der Nachfolgefirma „Elton-Werke“ und teilweise auch der „Spessart-Keramik“ war ein im Boden eingepreßtes Tannenbäumchen.
- <sup>28</sup> Reinhard Gleisberg verließ Bunzlau zusammen mit seinen Eltern am 6.7.1946.
- <sup>29</sup> Stadtarchiv Lohr a. Main, VI. 101b. 49.
- <sup>30</sup> Tomczyk, Leonhard: Runa. Eine Künstlerkolonie der 50er Jahre. Lohr a. Main 2001.
- <sup>31</sup> Grundgedanken zu den Formen der „Runa-Keramik“, Kopie im Spessartmuseum, Lohr a. Main.
- <sup>32</sup> Runa-Keramik, Verkaufskatalog, nach 1955, S. 2.
- <sup>33</sup> Ebd., S. 3.
- <sup>34</sup> Die Werkstatt und Galerie in Lohr am Main im Seenweg betreibt Elisabeth Reusch-Heidenfelder seit 1994 zusammen mit dem Batikkünstler Klaus Braun-Heilmann.
- <sup>35</sup> Anderlohr, Karl: Bilder – Schmuck – Keramik. Ausstellung in der Keramik-Werkstatt Reusch-Heidenfelder, in: Lohrer Zeitung, 21.11.1983.
- <sup>36</sup> Schreibmaschinengeschriebenes Manuskript von Elisabeth Reusch-Heidenfelder.
- <sup>37</sup> Lohrer Künstler mit Kompos(t)itionen, in: Lohrer Echo, 18.10.2008.
- <sup>38</sup> Höck, Alfred: Kurze Geschichte der Töpferei in Marjoß, in: Grein, Gerd (Hrsg.): Keramik aus Marjoß im Spessart. Oetzberg 1981, S. 4–5.
- <sup>39</sup> Spamer, Adolf: Vorbemerkungen zu einer Darstellung der hessischen Töpfer- und Zieglerkunst, in: Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. 32 (1933).
- <sup>40</sup> Genauere Angaben über Töpfereien in diesem Gebiet in: Naumann, Joachim (Hrsg.): Hessische Töpfereien zwischen Spessart, Rhön und Vogelsberg. Kassel 1975, sowie Grein, Gerd (Hrsg.): Keramik aus Marjoß im Spessart. Oetzberg 1981. Laut einem Eintrag in: Adressbuch der Keramik-Industrie 1949. Coburg 1949, S. 68, gab es in Steinau im selben Jahr eine Töpferei von Kaspar Ries.
- <sup>41</sup> Höck, Alfred: Marjoß im Kreis Schlüchtern, in: Hessische Blätter zur Volkskunde. Bd. 61. Gießen 1970. Johann Geier arbeitete 1901–1903 bei der Patent- und Kunstofenfabrik Georg Wurm in Frankfurt. 1908 stellte er seine Arbeiten auf der Heimarbeitsausstellung in Frankfurt aus. Gefallen im Ersten Weltkrieg 1915.
- <sup>42</sup> Scherg, Leonhard: Die Hafner in Marktheidenfeld, in: Endres, Werner/Loibl, Werner: Beiträge zur handwerklichen fränkischen Keramik. Lohr a. Main 1988, S. 90, 91, 93, 95. Im „Einwohnerbuch für die Bezirksämter Gemünden, Lohr a. M., Marktheidenfeld 1935/36“ ist auf S. 202 und 210, neben dem oben erwähnten Kaspar Liebler, auch der Häfner Burkard Liebler aufgelistet.
- <sup>43</sup> Stadtarchiv Lohr a. Main, VI. 101 b. 34 und 49. Die Bezeichnung Elton ist eine Abkürzung von Elektro-Ton. d. h., Tongeschirr, das auf Elektroherden benutzt werden kann.
- <sup>44</sup> Scherg: Hafner (wie Anm. 42), S. 90.
- <sup>45</sup> Der richtige Name der Firma war „Spessart-Keramik Franz Liebig“, ab 1966 „Spessart-Keramik Wolfgang Wegener“.
- <sup>46</sup> Das Töpfern kann jedem Freude machen, in: Main-Post, 23.11.1968.
- <sup>47</sup> Besonderer Dank für wertvolle Informationen gilt hier Frau Ingeborg Gleisberg und ihrem Sohn Michael Gleisberg in Marktheidenfeld. Mehr über Michael Gleisberg u.a. in: Doll, Simone: Frei geformt an der Töpferscheibe, in: Main-Post, 4.5.1996.
- <sup>48</sup> Scheid, Vera: Fasziniert von Erde, Körper, Wasser und Salz, in: Lohrer Echo, 10.3.2010.
- <sup>49</sup> Aus dem Inhalt der Homepage von Eva Müllbauer und Franz Ruppert: [www.bayerischer-spessart.de/keramikwerkstatt](http://www.bayerischer-spessart.de/keramikwerkstatt).

## Weinkulturhaus in Bürgstadt

Nun gibt es das Bürgstädter Weinkulturhaus schon bald ein Jahr. Zwar hat der erste Ansturm, der an den drei Tagen der lange und mit großer Spannung erwarteten Eröffnung herrschte, als zahlreiche Besucher gefeiert, geschaut, gestaunt, probiert und genossen hatten, ein wenig nachgelassen hat, dennoch erfreut sich die Einrichtung eines guten Zuspruches bei Touristen genauso wie bei Einheimischen.

Das Weinkulturhaus konnte im Rahmen der vier Jahre andauernden Altortsanierung mit Unterstützung durch das ERFE-Strukturförderprogramm gebaut und einigermaßen geschickt in den Winzerort Bürgstadt eingefügt werden. Das Haus bietet mit seiner Bauweise aus Glas, Holz, und Sandstein einen weiten Blick in das Dorf und auf das historische Renaissancerathaus. Es beherbergt die Bürgstädter Vinothek, sowie Veranstaltungs- und

Ausstellungsräume, Bistro und Gäste-Information. Es kann als Meilenstein in der Regionalentwicklung am Untermain gelten und ist vor allem hervorzuheben, weil sich der Neubau vergleichsweise harmonisch in die historisch gewachsene Ortsmitte integriert.

Die rund zwanzig Winzer Bürgstadts sind aufgrund zahlreicher Prämierungen und Auszeichnungen berühmt für ihre hervorragenden Weine. Daher lag es nahe, eine Vinothek, in der man die gesamte Bandbreite der Bürgstädter Weine, Sekte, Destillate und andere Spezialitäten kosten und auch erwerben kann, ins Leben zu rufen. Im an den Weinverkauf angeschlossenen Bistro werden täglich kleine Köstlichkeiten, aber auch Kaffee- und Kuchenspezialitäten oder im Sommer erfrischende Eisbecher im Außenbereich angeboten. Veranstaltungen, Ausstellungen,



Abb.: Das neue Bürgstädter Weinkulturhaus.

monatliche (Freiluft-) Kino-Abende, Theater und Kleinkunst sollen das Haus in Zukunft beleben.

Das Bürgstädter Weinkulturhaus ist von November bis April täglich – außer montags – von 11 bis 18 Uhr geöffnet. Im der warmen Jahreszeit steht es den Besuchern und Einkäufern sogar von 10 bis 20 Uhr zur Verfügung. Weiter Informationen gibt es unter „weinkul-

turhaus.com“ oder man wendet sich an die Tourismusgemeinschaft Miltenberg-Bürgstadt-Kleinheubach, Engelplatz 69, 63897 Miltenberg, Tel. Nr. 09371-404 119, Fax.Nr. 09371-948 89 44, [info@miltenberg.info](mailto:info@miltenberg.info),

[www.miltenberg.info](http://www.miltenberg.info).

PAS

## Neues Buch zum Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof von Bundesfreund Hartmut Schötz

Der rege Mitarbeiter der mittelfränkischen Bezirksheimatpflege und stellvertretende Bezirksvorsitzende des Frankenbundes für Mittelfranken, Bundesfreund Hartmut Schötz, bringt demnächst ein interessantes Buch zum berühmten Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof heraus. Die Zeitschrift FRANKENLAND möchte das baldige Erscheinen des Bandes mit diesem Hinweis fördern und unsere interessierten Leser zur Subskription oder zum Erwerb dieses wichtigen Beitrags zur Sepulkralforschung einladen.

In seinem Werk wird sich Hartmut Schötz zunächst neben dem generellen Thema der Bestattungskultur in Europa auch besonders mit der lokalen Ausprägung dieses Phänomens beschäftigen. In einem zweiten Abschnitt präsentiert der Autor dann die Geschichte der Heilig-Kreuz-Kirche und der Friedhofsanlage darum herum. Die Architektur des Gotteshauses und die Inneneinrichtung des Bauwerks mit seinem Altar, der Kanzel, den Epitaphien bis hin zum Turm, dessen Bekrönung und Glocken werden genauso beschrieben wie die Ehrenhalle und die Leichenhalle.

Ausführlich geht Schötz dann auf die 166 Gräfte und zahlreiche Gräber auf diesem Kirchhof ein. Deren künstlerisch-stilistische Gestaltung durch die Jahrzehnte wird einerseits behandelt, während andererseits aber auch gärtnerische Fragestellungen nicht zu kurz kommen. Sogar bereits aufgelassene, wichtige Grabstätten werden Erwähnung finden wie auch die letzten Ruhestätten von Ehrenbürgern oder Bürgermeistern Ansbachs. Daß dabei auch die ausführenden Steinmetz-

betriebe behandelt werden, sei nur am Rande genannt.

Den Brunnen auf dem Friedhof wird selbstverständlich ebenfalls ein Kapitel gewidmet sein. Besonders die volkskundlich interessierten Leser dürften die Untersuchungen des Autors zum Friedhofsbrauchtum im Jahreslauf anziehen, wo unter anderem die dem Totengedenken geweihten Feiertage wie Johanni, Ewigkeitssonntag, Allerheiligen, Allerseelen, Reformationsfest und Totensonntag behandelt werden. Den Abschluß bilden dann Hinweise auf große Namen und bedeutende Persönlichkeiten, die mit dem Heilig-Kreuz-Friedhof in Verbindung stehen, so daß das neue Buch ein rundes Bild dieses landesweit ziemlich einmaligen Gottesackers zeichnen wird. Ein herausragendes Zeugnis des christlichen Umgangs mit unseren verstorbenen Angehörigen und Mitmenschen wird dadurch der Nachwelt besser dokumentiert und so für die Zukunft überliefert.

Wer von unserer Leserschaft sich für das neue Buch begeistert und es gerne käuflich erwerben möchte oder weitere Informationen zu dem großen Werk wünscht, sollte sich mit Bundesfreund Hartmut Schötz (Feuchtwangerstraße 9, 91522 Ansbach, Tel.Nr. 0981 - 6 11 70) in Verbindung setzen. Die Schriftleitung würde sich jedenfalls freuen, wenn es auf diesem Wege gelänge, viele interessierte Buchfreunde für das Werk zu begeistern und so zu dessen verdienter Verbreitung beizutragen.

PAS

**Aufsätze**

*Peter Ettel und Lukas Werther*

Archäologische Forschungen im frühmittelalterlichen Siedlungskomplex  
Salz an der Fränkischen Saale..... 79

*Michael Neubauer*

Der Staatsmann Egid von Borié und sein Schloß Neuhaus an der Saale..... 90

*Reinhold Albert*

„Du edler Saft der Beeren, bring' uns're Rhön zu Ehren!“ – Der Weinbau  
in der Rhön und dem Grabfeld war einst weit verbreitet..... 105

*Dr. Doris Pokorny*

UNESCO-Biosphärenreservat Rhön – neue Wege für eine alte Kulturlandschaft..... 113

*Thomas Büttner und Armin Röhrer*

Im Buch der Landschaft lesen. Von der Erfassung historischer Kulturlandschafts-  
elemente im Biosphärenreservat Rhön..... 125

**Frankenbund intern**

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Bad Neustadt/Saale zum 82. Bundestag  
des Frankenbundes am 7. Mai 2011..... 131

Einladung zum 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt..... 132

Neu im Programm: Eine Tagung auf dem Main am 16. Juli 2011..... 133

**Kunst und Kultur**

*Dr. Karen Schaelow-Weber*

Museen und Sammlungen im Landkreis Rhön-Grabfeld..... 135

*Astrid Hedrich-Scherpf*

Die Provinz lebt. Neue Wege der Kunst- und Kulturförderung im ländlich  
geprägten Raum am Beispiel der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld..... 139

*Werner Eberth*

„Aere perennius“ – Denkmäler für Julius Kardinal Döpfner (1913–1976)..... 143

**Aktuelles**

Frankenbund-Gruppe Würzburg spendet neue Sitzkissen..... 150

*Rotraut von Stromer-Baumbauer*

Hilferuf für die Sophienquelle ..... 150

*Gerhard Gollner*

14. Oberfränkische Malertage in Seßlach..... 152

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Reinhold Albert	Kreisheimatpfleger Schloßstraße 42, 97528 Sulzdorf a.d.L. – Sternberg
Dr.-Ing. Thomas Büttner	Büro für Heimatkunde und Kulturlandschaftspflege Eichkopfweg 26, 34326 Morschen
Werner Eberth	Regierungsdirektor a.D. Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen
Prof. Dr. Peter Ettel	Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena Löbdergraben 24a, 07743 Jena
Gerhard Gollner	Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth
Dr. Astrid Hedrich-Scherpf	Kulturagentur des Landratsamtes Rhön-Grabfeld Spörleinstraße 11, 97616 Bad Neustadt/Saale
F. Michael Neubauer	Redakteur Pfarrer-Will-Platz 4, 95473 Creußen
Dr. Doris Pokorny	Biosphärenreservat Rhön, Regierung von Unterfranken, Bayerische Verwaltungsstelle Oberwaldbehruinger Straße 4, 97656 Oberelsbach
Dr. Karen Schaelow-Weber	Vorsitzende der Frankenbundgruppe Bad Neustadt/Saale Rhönstraße 44, 97650 Fladungen
Rotraut von Stromer-Baumbauer	Donaustraße 16, 91052 Erlangen
Lukas Werther M.A.	Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg Wilhelmsplatz 3, 96047 Bamberg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

# Archäologische Forschungen im frühmittelalterlichen Siedlungskomplex Salz an der Fränkischen Saale

von

Peter Ettel und Lukas Werther

## 1. Einführung

Auf dem Weg von den Mainlanden nach Thüringen gelegen befindet sich an der Mündung der Bred in die Saale tief eingeschnitten in die Ablagerungen des Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper das Neustädter Becken. Seine verkehrsgeographische Lage, fruchtbare Lößinseln und nicht zuletzt Rohstoffvorkommen in Form solehaltiger Quellen – namengebend für den heutigen Ort Salz – begünstigten eine intensive Nutzung und dynamische Entwicklung des Siedlungskomplexes im frühen Mittelalter.<sup>1</sup> Die Bedeutung des Raumes, der bereits in der Merowingerzeit intensiv erschlossen und eng an die Kerngebiete der fränkischen Herrschaft angebunden war, manifestiert sich nicht zuletzt in aller Deutlichkeit in der Entstehung der königlichen Pfalz Salz, in der sich zwischen 790 und 948 über ein Dutzend Königsaufenthalte sowie hochrangige Gesandtschaften und politische Versammlungen in den historischen Quellen nachweisen lassen. Ab der Mitte des 10. Jahrhunderts werden Pfalz und zugehörige königliche Besitzungen schrittweise an das Bistum Würzburg und das Stift Aschaffenburg verschenkt, was mit einer Umstrukturierung der gesamten Siedlungslandschaft einhergeht.<sup>2</sup>

Die Quellen werfen dabei neben dem bislang nicht lokalisierten Pfalzkomplex auch ein Licht auf sein Siedlungsumfeld und wirtschaftliches Hinterland. Es stellt sich dadurch die Frage nach der Entwicklung des Kleinraumes mit all seinen Elementen und unterschiedlichen Akteuren: von den bäuerlichen Hofstellen, Ackerflächen und darauf wirtschaftenden Freien und Unfreien, den spezialisierten Wirtschaftseinrichtungen wie beispielsweise Mühlen, den Befestigungen und Verkehrswegen bis zu den kirchlichen und/oder weltlichen Zentren, die zugleich

auch Aktionsraum der sozialen Eliten sind. Eine grundlegende Bedeutung für das Verständnis dieses komplexen Gefüges spielen Veränderungen der Landschaft: die Dynamik des Raumes und die vielfältigen Mensch-Umwelt-Beziehungen wurden bis dato in der Siedlungsforschung vielfach nicht ausreichend berücksichtigt. Dies ist in doppelter Hinsicht bedeutsam, da sich diese Veränderungen nicht nur real auf den damals im Raum lebenden Menschen auswirkten, sondern in besonderem Maße auch auf die spätere Erhaltung und Überlieferung seiner materiellen Hinterlassenschaften, sprich unserer archäologischen Quellen.

Seit 2009 hat sich ein Forschungsprojekt der Friedrich-Schiller-Universität Jena und des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz in enger Abstimmung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege zum Ziel gesetzt, diesen Fragen nachzugehen. Hervorragende Ausgangsbedingungen bestehen dabei zum einen durch das Potential des Untersuchungsgebietes aufgrund seines Quellenreichtums.

Zum anderen erfolgen die Forschungen in enger Kooperation mit der Stadt Bad Neustadt sowie den Gemeinden Hohenroth und Salz, deren exzeptionelle Unterstützung, nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht, und deren herausragendes Interesse an der eigenen Geschichte die Untersuchungen in dieser Form erst möglich machen. Großer Dank gebührt darüber hinaus auch den ehrenamtlichen Bodendenkmalpflegern vor Ort, die insbesondere durch langjährige Begehungen einen breiten archäologischen Materialfundus zusammengetragen haben – eine Arbeit, die nicht genug zu würdigen, weil im Rahmen von Forschungsprojekten kaum zu leisten ist und eine grundlegende Basis aller siedlungsarchäologischen Studien schafft.

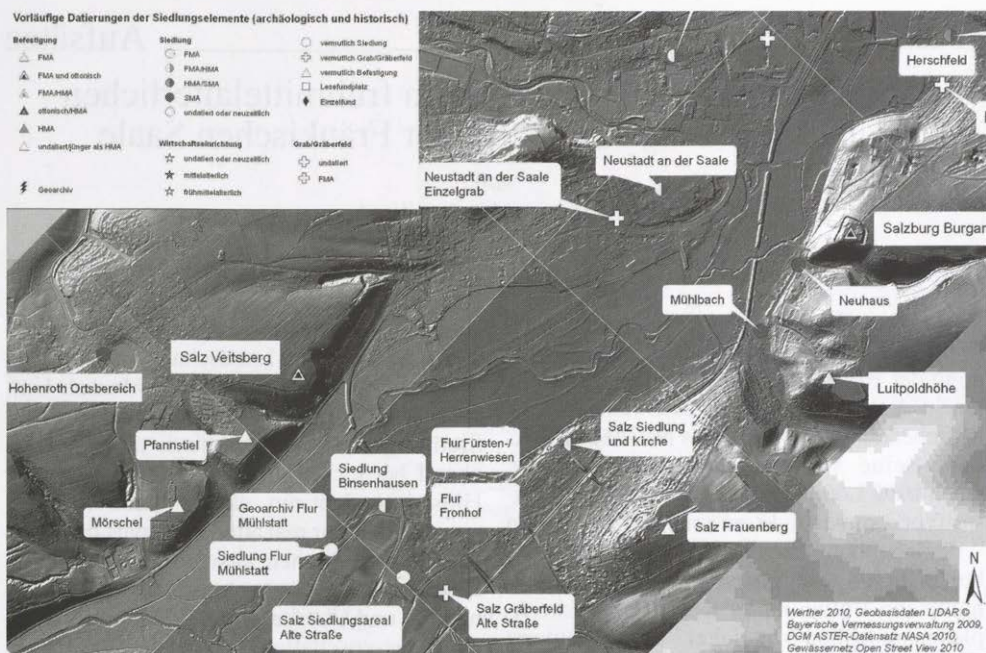


Abb. 1: Übersichtskarte der archäologischen Fundstellen und historisch überlieferten Orte im Neustädter Becken.

## 2. Methodische Überlegungen

Auf dem Weg zu einer Annäherung an die frühmittelalterliche Siedlungs- und Landschaftsentwicklung und damit auch an die Ursprünge zahlreicher Elemente und Strukturen unserer heutigen Kulturlandschaft sind zahlreiche methodische Schwierigkeiten zu meistern. Einige Aspekte, die auch dem landesgeschichtlich interessierten Leser nicht unbedingt präsent sind, sollen im folgenden exemplarisch vorgestellt werden, um das Bewußtsein für derartige Zusammenhänge zu schärfen.

Ein grundsätzliches und nicht zu unterschätzendes Problem stellt die Verortung historisch überlieferter Lokalitäten im Raum und ihre Verknüpfung mit archäologischen Fundplätzen dar. Dies trifft für das Neustädter Becken nicht nur für sein Zentrum, die Pfalz Salz, zu (wechselnd bezeichnet als *palatium*, *locus*, *villa regia*, *curia regia* und im 10. Jahrhundert auch *civitas*), sondern auch für den zugehörigen Wirtschaftshof und seine zugeordneten Siedlungselemente, die in den

Quellen wahlweise als *fiscus* (Erstnennung Mitte des 8. Jahrhunderts; bezeichnet den Königshof, aus dem sich die Pfalz entwickelt), *locus*, *castellum et curtis*, *villa* und *predium* bezeichnet werden.<sup>3</sup> Die Schenkungsgeschichte und Chronologie der Nennungen und Besitzübergänge legt nahe, daß die unterschiedlichen Begriffe nicht immer ein und dieselbe Lokalität bezeichnen, sondern einzelne Teile des Königsgutkomplexes Salz offenbar unterschiedliche Bezeichnungen tragen.<sup>4</sup> An einem anschaulichen Beispiel aus einem anderen Teil Ostfrankens soll die Komplexität dieses Problems weiter veranschaulicht werden:

Ein Güterverzeichnis nennt im 9. Jahrhundert die „*villa Ederheim*“ am Südrand des Nördlinger Ries als Besitz des Klosters Fulda.<sup>5</sup> Eine Gleichsetzung mit dem bestehenden Ort Ederheim und eine Lokalisierung im Bereich des heutigen Ortskernes scheinen auf den ersten Blick naheliegend. In der Quelle werden allerdings zugehörig zur *villa* neben zahlreichen Hofstellen, Wirtschaftsflächen und einer Kirche auch zehn (!) Wasser-

mühlen genannt, die zweifelsohne nicht alle an dem kleinen Bachlauf im heutigen Ort Platz fanden.<sup>6</sup> Damit stellt sich automatisch die Frage, ob die *villa Ederheim* nicht vielmehr als ein Siedlungsterritorium verstanden werden muß, dessen Lokalisierung sich nicht zwangsläufig auf den heutigen Ortskern bezieht. Durch die Nennung einer Kirche ist es zwar wahrscheinlich, das Zentrum dieses Siedlungsterritoriums um die auch heute bestehende Kirche zu suchen, da Sakralbauten in der Regel eine große Platzkonstanz aufweisen.<sup>7</sup> Doch weder ist auszuschließen, daß wesentliche Teile der Hofstellen außerhalb des heutigen Ortes lagen (auf diesen Punkt wird später im Zusammenhang mit der Siedlung „Mühlstatt“ bei Salz zurückzukommen sein), noch ist für andere Orte ohne besonders stabile Elemente wie einer frühen Pfarrkirche von einer derartigen räumlichen Gleichsetzung auszugehen.

Begegnet werden kann diesem Problem nur durch eine fachübergreifende Betrachtung der Siedlungslandschaft unter Einbeziehung historischer, archäologischer, sprachgeschichtlicher und in besonderem Maße auch geowissenschaftlicher Quellen. Erst die Zusammenschau der unterschiedlichen Überlieferungen und ihre wechselseitige quellenkritische Prüfung bildet ein tragfähiges Interpretationsgerüst. So kann beispielsweise, um das geschilderte Problem der Lokalisierung aufzugreifen, eine archäologische Gegenprobe im Gelände erfolgen, um zu zeigen, ob und wo außerhalb (und innerhalb) der bestehenden Orte wirklich frühmittelalterliche Siedlungs- und Wirtschaftsareale lagen, und wie vor diesem Hintergrund das Quellenbild der historischen Überlieferung zu beurteilen ist. Ergänzend können geowissenschaftliche Untersuchungen helfen, das Erscheinungsbild der frühmittelalterlichen Landschaft zu rekonstruieren und auf dieser Basis potentielle frühmittelalterliche Siedlungs- und Nutzungsareale zu identifizieren, in denen Wohnen und Wirtschaften überhaupt möglich war. Am Beispiel der Veränderungen des Talraumes der Saale soll dies an späterer Stelle dargestellt werden. Auch die Flurnamen- und Altkartenforschung gibt hierbei wertvolle Hinweise und kann wesentlich zur Identifizierung und

Lokalisierung historisch überlieferter Siedlungselemente beitragen.<sup>8</sup>

Unumgänglich ist über die fachübergreifende Perspektive hinaus eine Betrachtung des Untersuchungsgebietes in einer Langzeitperspektive. Auf diesem Wege soll gewährleistet werden, daß auch Prozesse der Siedlungsentwicklung, die in längeren Zeiträumen ablaufen, erkannt werden. Die bereits ausgeführte Frage der Verortung historischer Lokalitäten kann hierfür in erweiterter Form wiederum als Beispiel herangezogen werden: nach wie vor verbreitet ist in der Siedlungsforschung die Vorstellung einer weitgehenden Ortsfestigkeit bestehender Siedlungen im ländlichen Raum, die bis in die Merowingerzeit oder sogar noch weiter zurückreichen.<sup>9</sup> Wie für Südwestdeutschland herausgearbeitet werden konnte, vollzog sich dort aber erst im 12./13. Jahrhundert ein tiefgreifender Konzentrationsprozeß im Bereich der sogenannten „Altorte“ mit einer Aufgabe von Siedlungsarealen, die häufig in größerer Zahl und mit wechselnder Nutzungszeit im Umfeld der heutigen Orte liegen.<sup>10</sup> Die Brisanz dieser Ergebnisse vor dem Hintergrund der vielfach geübten Rückschreibung von spätmittelalterlich-neuzeitlichen Flur- und Siedlungsbildern auf frühgeschichtliche Strukturen ist augenfällig und für die Interpretation der Kulturlandschaftsentwicklung von zentraler Bedeutung.<sup>11</sup>

### 3. Das Neustädter Becken im Frühmittelalter

#### 3.1. Quellenstand

Um eine tragfähige Interpretationsgrundlage für derart komplexe Zusammenhänge zu erhalten, ist eine breite Quellenbasis notwendig. Während die historischen Quellen des Untersuchungszeitraumes im wesentlichen erschlossen und Neuentdeckungen (selbstverständlich im Gegensatz zu Neubewertungen und -interpretationen!) selten sind, ist das archäologische und geowissenschaftliche Quellenbild lückenhaft und jeder Spatenstich sowie jeder Gang über den Acker potentiell geeignet, eine dieser Lücken zu schließen.<sup>12</sup>

Der Kleinraum des Neustädter Beckens eignet sich in besonderem Maße für eine fachübergreifende siedlungsgeschichtliche Untersuchung, da bereits zu Beginn der Studie ein reichhaltiges archäologisches Quellenmaterial zur Verfügung stand, das in seiner Bandbreite auch im überregionalen Vergleich seinesgleichen sucht.<sup>13</sup>

### 3.2. Gräber und Kirchen

Zeugnisse der fränkischen Erschließung des Raumes im 6. und 7. Jahrhundert, die sich auch in den historischen Quellen insbesondere nach der Unterwerfung des Thüringerreiches durch die Franken 531 deutlich niederschlägt, sind ein großes und reich ausgestattetes Reihengräberfeld südwestlich des Ortes Salz sowie Grabfunde nördlich der Altstadt von Bad Neustadt.<sup>14</sup> Ab dem 8./9. Jahrhundert ist davon auszugehen, daß die Toten nicht mehr auf den Gräberfeldern, sondern im Bereich der Kirchhöfe bestattet und die Reihengräberfelder aufgegeben wurden.<sup>15</sup> Vorläuferbauten der heutigen Pfarrkirchen – beide vermutlich frühmittelalterlich – konnten archäologisch in Brendlorenzen (*uilla branda basilicam In honore Sti. Martin*, Teil der Grundausstattung des Bistums Würzburg durch Karlmann 741/43) und Salz (Identifizierung mit der 974 genannten *ecclesiae in loco Salze* umstritten) nachgewiesen werden.<sup>16</sup>

### 3.3. Siedlungen im Wechselspiel von Mensch und Umwelt

In Salz fanden sich unter dem ältesten erfaßten Kirchenbau außerdem Siedlungsbe- funde und -funde des 6. bis 9. Jahrhunderts, und auch im heutigen Ortsteil Brend liegen einzelne früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsreste vor.<sup>17</sup>

In unmittelbarer Nähe des Gräberfeldes südwestlich von Salz befindet sich im Bereich der Flur „Alte Straße“ ein frühmittelalterliches Siedlungsareal, das durch Lesefunde belegt ist. Das im Rahmen des Projektes bearbeitete Fundmaterial umfaßt neben einigen Fragmenten lokaler Gebrauchskeramik karolingisch-ottonischer Zeit auch eine Randscherbe eines (möglicherweise aus dem

Rhein-Main-Gebiet) importierten Henkelgefäßes der sogenannten Älteren Gelben Drehscheibenware spätmerowingisch-karolingischer Zeit. Den Großteil der Keramik bildet in diesem Bereich jedoch hoch- und spätmittelalterliches Material und die Frage nach Beginn und Ende der Siedlungstätigkeit ist bislang aufgrund der geringen Gesamtmenge der Funde schwer zu beantworten.<sup>18</sup> Das frühmittelalterliche Fundmaterial und die Lage legen aber nahe, daß es sich um einen Bestandteil des karolingisch-ottonischen Königsgutkomplexes Salz handelt, der der historischen Überlieferung zufolge das gesamte Neustädter Becken geschlossen einnahm.<sup>19</sup> Ob eine zeitliche Überschneidung mit dem benachbarten Gräberfeld besteht, läßt sich momentan nicht sicher feststellen, eindeutig merowingerzeitliches Material liegt bislang aus dem Siedlungsareal nicht vor.<sup>20</sup>

Die dank der Arbeiten von L. Bauer und der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Gräberfeld bestuntersuchte frühmittelalterliche Siedlung im Neustädter Becken befindet sich in der Flur Mühlstatt.<sup>21</sup> Sie setzt dem Fundspektrum zufolge bereits im 6./7. Jahrhundert ein und war bis mindestens in das 10./11. Jahrhundert in Nutzung. Damit deckt die Siedlung den gesamten Zeitraum von der frühen fränkischen Erschließung des Raumes über die Entstehung des Königshofes (*fiscus*) Salz und die Weiterentwicklung zur Pfalz (*palatium*) bis zur Umstrukturierung des Pfalzkomplexes in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts ab. Die Bewohner der Siedlung sind damit Zeugen königlicher Besuche von Karl dem Großen bis Otto I., von Gesandtschaften aus Byzanz, Neapel und den slawischen Fürstentümern – und haben ihrerseits aller Wahrscheinlichkeit nach zur gut gefüllten königlichen Tafel und der Versorgung des Hofes beigetragen.<sup>22</sup> Als gesichert darf gelten, daß es sich bei dieser Siedlung, die enge Bezüge zur *villa Karloburg* am Main aufweist, um einen Hauptbestandteil des karolingisch-ottonischen Königsgutkomplexes Salz handelt.<sup>23</sup> Die exakte Identifizierung der Siedlung in den historischen Quellen innerhalb des Gesamtkomplexes Salz ist nichtsdestotrotz problematisch, da neben den bereits mehrfach genannten unterschiedlichen Bezeichnungen

von Salz auch der 1336 erstmals erwähnte und vermutlich im 16. Jahrhundert wüst gefallene Siedlungsplatz *Bincenhusen/Bitzenhausen* in Betracht gezogen werden muß, der sprachgeschichtlich durchaus frühmittelalterlichen Ursprungs sein kann und damit als Bestandteil des Königsgutkomplexes anzusehen wäre.<sup>24</sup>

Ungeachtet der unklaren Namensgebung der Siedlung haben Grabungen in den Jahren 2002 bis 2005 detaillierte Ergebnisse zur frühmittelalterlichen Bebauung erbracht: in unmittelbarer Nähe zum heutigen Saalelauf gelang es, zwei in den Boden eingetiefe sogenannte Grubenhäuser karolingisch-ottonischer Zeit aufzudecken.<sup>25</sup> Das Fundmaterial dieser Ausgrabung und der langjährigen Begehungen umfaßt in großer Menge unverzierte und wellenverzierte Gefäßfragmente karolingisch-ottonischer Zeit, daneben aber auch einige Bruchstücke typisch merowingerzeitlicher Knickwandgefäße und in beträchtlichem Umfang auf der Drehscheibe gefertigte sogenannte rauhwandige Ware, die schwerpunktmäßig im 7./8. Jahrhundert genutzt wurde.<sup>26</sup>

Auch verschiedene wirtschaftliche Aktivitäten sind beispielsweise durch Metallschlacken, Spinnwirtel und Webgewichtfragmente belegt, weitere Informationen zu Viehhaltung und angebauten Kulturpflanzen sind von der Auswertung botanischer Reste und Tierknochen zu erwarten, die im Laufe des Jahres 2011 durchgeführt werden sollen. Zusätzlich zu den beiden ausgegrabenen Gebäuden zeigen sich in Luftbildern mindestens 20 weitere

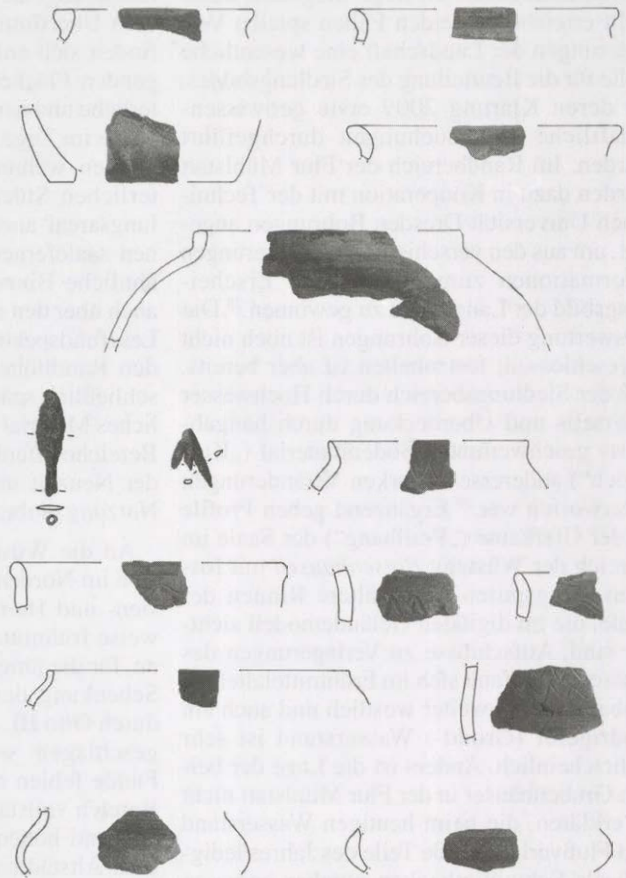


Abb. 2: Auswahl frühmittelalterlicher Funde der Siedlung Mühlstatt, ohne Maßstab. Oben rauhwandige Ware, unten merowingerzeitliche Gefäße, dazwischen wellenverzierte nachgedrehte Ware und Metallfunde. Zeichnungen L. Werther.

Grubenhäuser in einem breiten Streifen entlang der Flußniederung. Nach Norden hin geht die Bebauung direkt in das Siedlungsareal *Binsenhausen* über, das an späterer Stelle vorgestellt wird.<sup>27</sup> Nach Westen ist die Ausdehnung durch zahlreiche Lesefunde, die im Projekt aufgenommen wurden, gut belegt; hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß der westlich anschließende Hangbereich starker Erosion ausgesetzt war und frühmittelalterliche Siedlungsreste dadurch abgeschwemmt sein können. Auch nach Osten ist durch starke Veränderungen des Flußlaufes die Begrenzung der Siedlung, die heute im Über-

schwemmungsbereich liegt, möglicherweise nicht erreicht. In beiden Fällen spielen Veränderungen der Landschaft eine wesentliche Rolle für die Beurteilung des Siedlungsbildes, für deren Klärung 2009 erste geowissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt wurden. Im Randbereich der Flur Mühlstatt wurden dazu in Kooperation mit der Technischen Universität Dresden Bohrungen angelegt, um aus den verschiedenen Ablagerungen Informationen zum historischen Erscheinungsbild der Landschaft zu gewinnen.<sup>28</sup> Die Auswertung dieser Bohrungen ist noch nicht abgeschlossen; festzuhalten ist aber bereits, daß der Siedlungsbereich durch Hochwasser einerseits und Überdeckung durch hangabwärts geschwemmtes Bodenmaterial („Kolluvien“) andererseits starken Veränderungen unterworfen war.<sup>29</sup> Ergänzend geben Profile an der Uferkante („Prallhang“) der Saale im Bereich der Wüstung *Binsenhausen* mit fossilen Pflugspuren sowie ältere Rinnen der Saale, die im digitalen Geländemodell sichtbar sind, Aufschlüsse zu Verlagerungen des Flusses. Er befand sich im Frühmittelalter offenbar deutlich weiter westlich und auch ein niedrigerer (Grund-) Wasserstand ist sehr wahrscheinlich. Anders ist die Lage der beiden Grubenhäuser in der Flur Mühlstatt nicht zu erklären, die beim heutigen Wasserstand und Flußverlauf große Teile des Jahres lediglich als Schwimmbecken nutzbar gewesen wären.

Das durch historische Flurnamen lokalisierbare und bereits mehrfach erwähnte Wüstungsareal *Binsenhausen* schließt ohne erkennbare Grenze im Norden an die Grubenhäuser in der Flur Mühlstatt an. Die archäologische Materialbasis dieses Siedlungsareals konnte durch systematische Feldbegehungen 2009 deutlich erweitert werden, die in enger Verzahnung mit Bohrungen und der Auswertung digitaler Geländemodelle erfolgten. Neben vorgeschichtlichen Funden liegen einige frühmittelalterliche und sehr zahlreich hochmittelalterliche bis neuzeitliche Lesefunde vor; insgesamt erbrachte die Begehung über 2.500 Einzelfunde, die alle mit Hilfe eines GPS-Gerätes lagegenau eingemessen wurden. Die zeitlich gestaffelte Kartierung dieser Funde zeigt eine interessante innere Diffe-

renzierung, die in engem Zusammenhang mit dem Überflutungsgebiet der Saale steht: so finden sich auf den saalenahen und tief liegenden Flächen ausschließlich spätmittelalterliche und neuzeitliche Funde, die wohl teilweise im Zuge der Düngung auf das Feld gelangten, während die früh- und hochmittelalterlichen Stücke, die das ehemalige Siedlungsareal anzeigen, sich im höher gelegenen saalefernen Areal konzentrieren.<sup>30</sup> Eine ähnliche Binnendifferenzierung ergab sich auch über den engeren Talbereich hinaus: das Lesefundspektrum der Begehungsflächen auf den Randhöhen des Flußtales umfaßt ausschließlich spätmittelalterliches und neuzeitliches Material. Dies zeigt deutlich, daß diese Bereiche offenbar erst im Spätmittelalter und der Neuzeit intensiver in die ackerbauliche Nutzung einbezogen wurden.

An die Wüstung *Binsenhausen* schließen sich im Norden mit den Fluren Fronhof, Fürsten- und Herrenwiesen weitere möglicherweise frühmittelalterliche Nutzungsbereiche an, für die jüngst ein Zusammenhang mit der Schenkung des *curtis Saltce* im Jahr 1000 durch Otto III. an das Bistum Würzburg vorgeschlagen wurde.<sup>31</sup> Frühmittelalterliche Funde fehlen allerdings bislang aus diesem Bereich vollständig. Einzelne Funde des frühen und hohen Mittelalters liegen auch aus dem Altstadtbereich von Bad Neustadt vor, der Fundniederschlag setzt dort allerdings erst im 13. Jahrhundert und damit in der Zeit der historisch überlieferten Stadtgründung massiv ein.<sup>32</sup> Ohne archäologische Funde und lediglich durch Schriftquellen belegt sind ab dem 12./13. Jahrhundert die Orte Hohenroth, Mühlbach, Neuhaus und auch Herschfeld, die wohl ebenfalls zum Königsgutkomplex Salz gehört haben.<sup>33</sup>

### 3.4. Befestigungen und Zentralorte

Als letztes Element der Siedlungslandschaft sind die Befestigungen zu nennen. Mit dem Veitsberg, der Salzburg und der Luitpoldhöhe liegen drei Anlagen im Studiengebiet vor, die Funde und/oder Befunde des Frühmittelalters erbracht haben.<sup>34</sup> Wenig detaillierte Aussagen lassen sich zur Luitpoldhöhe, einer durch den Bau eines Sportplatzes stark zerstörten Ab-



Abb. 3: Besichtigungstermin auf der Ausgrabung 2010. Vertreter von Gemeinden und Presse, ehrenamtliche Helfer, Grundstückseigentümer, beteiligte Archäologen der Universität Jena und des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz.  
Photo P. Wolters.

schnittsbefestigung mit wenigen wohl frühmittelalterlichen Keramikfunden, treffen.<sup>35</sup> Von der Salzburg stammen einzelne merowingerezeitliche bis ottonische Scherben, eine möglicherweise frühmittelalterliche Ausbauphase eines vorgeschichtlichen Walles sowie ein bei einer Notgrabung dokumentiertes Mauerfragment im Bereich der Burgkapelle, das wohl in das 10. Jahrhundert datiert.<sup>36</sup> Obwohl die Burganlage historisch erst mit dem Auftreten von *Heinricus scultetus de Salzburg* im Jahr 1187 eindeutig nachweisbar bzw. für 1160 zu erschließen ist, wurde in der Vergangenheit vielfach die Pfalz Salz auf diesem Bergsporn lokalisiert.<sup>37</sup> Zwar ist eine frühmittelalterliche Nutzung des Spornes durch die Grabungsergebnisse belegt, doch eine Identifizierung mit der karolingisch-ottonischen Pfalz ist, wie von H. Wagner intensiv diskutiert wurde, sehr unwahrscheinlich.

Gegenüber diesen archäologisch bislang schwer faßbaren Anlagen ragt der erst 1284 in den Schriftquellen eindeutig greifbare Veitsberg heraus, der sich in exponierter Lage auf einem Sporn oberhalb des Saaletals befindet.<sup>38</sup> Erste Ausgrabungen durch das Landesamt für Denkmalpflege unter Leitung von Prof. Dr. L. Wamser in den Jahren 1983 bis 1985 widmeten sich der Befestigung, nach-

dem sie erst 1983 auf Luftbildern entdeckt worden war.<sup>39</sup> Zusammen mit einer weiteren Grabung 2006 durch die Archäologische Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld konnten zahlreiche Informationen zu Datierung, Befestigungselementen, Innenbebauung und wirtschaftlichen Nutzung der Anlage gewonnen werden. Die bis 2006 aufgedeckten Befunde zeigten eine mehrphasige Befestigung des 8./9. bis 10. Jahrhunderts. Innerhalb einer massiven Trockenmauer, die im 10. Jahrhundert durch einen Erdwall mit mächtigem vorgelagertem Graben überbaut wurde, waren Holzgebäude, Rechteckbauten in kombinierter Holz- und Steinbauweise sowie große Ofenanlagen nachweisbar. Neben der Herstellung von Fibeln aus Bronze ist durch die Ofenanlagen möglicherweise auch Salzsiederei nachgewiesen.<sup>40</sup> Aufgrund dieser Ergebnisse wurde bereits von unterschiedlicher Seite diskutiert, ob es sich bei der Anlage auf dem Veitsberg um die bislang nicht lokalisierte ottonische Pfalz handeln könne, die 940 als *ciuitas* in einer Urkunde König Ottos I. und möglicherweise auch im Jahr 1000 in einer Schenkungsurkunde Kaiser Ottos III. als *castellum* genannt wird.<sup>41</sup>

Vor dem Hintergrund dieser landesgeschichtlich bedeutsamen Frage gelang es 2009

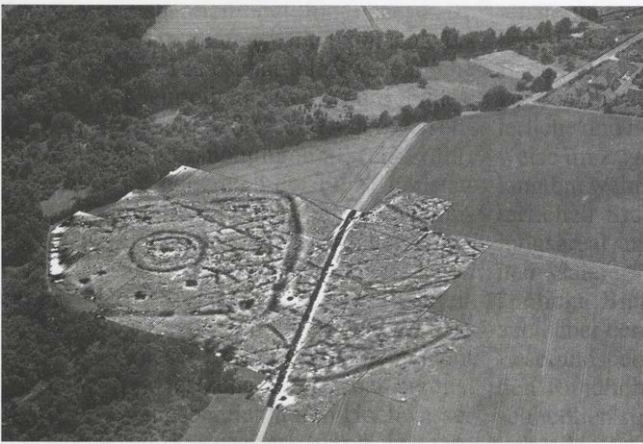


Abb. 4: Meßbild des Veitsberges mit Magnetik.  
Plangrundlage J. Fassbinder/BLfD.

durch die Unterstützung der anliegenden Gemeinden, die Forschungen an diesem herausragenden Fundplatz wieder aufzunehmen, dessen überregionale Bedeutung nicht zuletzt auch in seiner Einbindung in ein gut überliefertes Umfeld begründet liegt.

Den Anfang bildete eine flächige Prospektion des Platzes mit Hilfe von geophysikalischen Methoden in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Messungen mittels Bodenradar und Magnetik, die noch nicht vollständig ausgewertet sind, brachten zahlreiche Detailinformationen zu Befestigung und Innenbebauung sowie zur vermutlich hochmittelalterlichen Nachnutzung des Platzes durch einen befestigten Rundbau im Zentrum der Anlage zu Tage.<sup>42</sup>

Sie bildeten zusammen mit den erstmals zu einer Gesamtkarte zusammengeführten Grabungsflächen und Befunden der Altgrabungen auch die Grundlage für die Planung einer neuen Grabung im Südwesteck der Hauptburg im Sommer 2010, die als Lehr- und Forschungsgrabung der Universität Jena durchgeführt wurde.<sup>43</sup>

Die im Vorfeld an die Grabung gestellten Erwartungen wurden dabei weit übertroffen: In zwei Schnitten traten knapp unter der Oberfläche sehr gut erhaltene mehrphasige Baubefunde der frühmittelalterlichen Anlage zu Tage.

In beiden Schnitten wurde ein mächtiges Fundament einer Wehrmauer aufgedeckt, die im sichtbaren aufgehenden Teil in Kalkmörtel versetzt war. Diese Mauer verläuft parallel zu einem im Luftbild, in der Magnetik und auch in den Grabungsschnitten 1984 und 1985 erfaßten mächtigen Graben, der in der dokumentierten Form aller Wahrscheinlichkeit nach erst einer jüngeren Befestigungsphase wohl des 10. Jahrhundert angehört. Ebenfalls in dieser jüngeren Ausbauphase, in der offenbar die ältere

Steinmauer aufgegeben wurde, entstand ein mächtiger aufgeschütteter Erdwall, dessen Reste die ältere Mauer überdecken. Auch im digitalen Geländemodell ist dieser Wallrest deutlich erkennbar. Die Klärung der genauen zeitlichen Abfolge dieser Weherelemente ist eines der Ziele einer weiteren Grabungskampagne, die im Sommer 2011 stattfinden soll.

In Schnitt 1 schließt sich innerhalb der bereits erwähnten Wehrmauer, die hier mindestens drei Steinlagen hoch erhalten (und noch nicht vollständig in der Tiefe erfaßt) ist, ein apsidenartiger viertelrunder Mauerzug mit einer Breite von bis zu 2,6 m an. Dieser in ein mächtiges Kalkmörtelbett versetzte Befund mit einer sauber gesetzten Außenschale aus

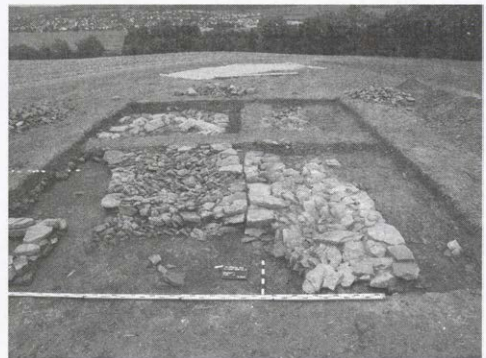


Abb. 5: Mauerreste der frühmittelalterlichen Befestigung in Schnitt 2. Photo P. Wolters.



Abb. 6: Grabungsteilnehmer der Universität Jena beim Freilegen der Befunde.  
Photo P. Wolters.

groben Quadern liegt auf zwei älteren Mauerbefunden im Osten und Westen der viertelrunden Mauer auf, deren Interpretation und genaue zeitliche Abfolge im Zuge der Grabung 2011 geklärt werden soll. Mit aller gebotenen Vorsicht wird man bei dem viertelrunden Baukörper allerdings bereits jetzt an einen Sakral- oder Repräsentativbau denken müssen. Hervorzuheben ist die hervorragende Erhaltung der Steinbauten, die gegenüber anderen Objekten dieser Zeit in Bayern und darüber hinaus herausragt. Zu den bereits beschriebenen Bauresten tritt außerdem eine große u-förmige Ofenanlage bislang unbekannter Funktion, wie sie in ähnlicher Form bereits bei den Grabungen der 1980er Jahre entdeckt wurde. Diese Ofenanlage, die in die Spätphase der Nutzung gehört, liegt in einem größeren Paket aus Kultur- und Planierschichten, die neben Keramik auch eine Silbermünze des späten 10. Jahrhunderts erbrachten.<sup>44</sup>

### 3.5. Strukturwandel am Ende des Frühmittelalters

Diese Münze markiert damit schlaglichtartig die Spätphase des Untersuchungszeitraumes und beleuchtet die Umstrukturierung des gesamten Siedlungskomplexes Salz im ausgehenden 10. Jahrhundert. Sie leitet damit

gleichzeitig zu den tiefgreifenden strukturellen Veränderungen über, die sich im ausgehenden Früh- und Hochmittelalter im Neustädter Becken vollziehen. Dieser Umbruch ist seinerseits vielschichtig und komplex und kann hier nur angerissen und modellhaft vorgestellt werden: auf der einen Seite steht ein massiver Einschnitt innerhalb der alten Siedlungsstrukturen. An der Basis der Siedlungslandschaft vollzieht sich in einem länger dauernden Prozeß parallel zu einer Aufgabe „alter“ Sied-

lungsareale wie in der Flur Mühlstatt ein Konzentrationsprozeß im Bereich der heutigen Dörfer um die Pfarrkirchen, wie er jüngst in ganz ähnlicher Form in Südwestdeutschland eindrucksvoll herausgearbeitet werden konnte.<sup>45</sup> Am oberen Ende der Siedlungshierarchie kommt es gleichzeitig zur Aufgabe des bis dahin dominanten überregional bedeutsamen herrschaftlichen Zentrums der Region, indem die Pfalz Salz schrittweise an kirchliche Institutionen verschenkt wird.<sup>46</sup> An Stelle des frühmittelalterlichen Zentralortes treten als neue Zentren auf regionaler Ebene die Stadt Neustadt auf der einen Seite und Adelsburgen wie die Salzburg, ein Ministerialensitz des Bischofs von Würzburg, auf der anderen Seite. Als wesentlicher Akteur tritt nun das Bistum Würzburg an die Stelle des Königshauses und prägt die weitere Entwicklung des Raumes im Hoch- und Spätmittelalter.<sup>47</sup>

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Die Nutzung der solehaltigen Quellen an der Fränkischen Saale ist bereits im frühen 9. Jahrhundert belegt. So ist in den Jahren 820–24 für Bad Kissingen, südlich von Salz an der Fränkischen Saale gelegen, eine Schenkung von Anteilen der dortigen Salinen an das Kloster Fulda überliefert. Dazu Steidle, Hans: Die Entstehung der frühmittelalterlichen Gesellschaft in Ostfranken. Ein Beitrag zur frühmittelalterlichen

- Gesellschaftsgeschichte und Feudalismusforschung. Würzburg 1989, S. 332.
- 2 Wagner, Heinrich: Zur Topographie von Königsgut und Pfalz Salz, in: Lutz Fenske (Hrsg.): Pfalzen – Reichsgut – Königshöfe. Göttingen 1996, S. 162-165.
  - 3 Zu den Nennungen und möglichen Lokalisierungen ebd., S. 158ff. u. bes. S. 163-165.
  - 4 Vgl. dazu insbesondere ebd., S. 164f.
  - 5 Fried, Pankraz/Lengle, Peter: Schwaben von den Anfängen bis 1268. Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern. München 1988, S. 145.
  - 6 Kudorfer, Dieter: Das Ries zur Karolingerzeit, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 33 (1970), S. 499; Steidle 1989 (wie Anm. 1), S. 297; Weidinger, Ulrich: Untersuchungen zur Wirtschaftsstruktur des Klosters Fulda in der Karolingerzeit. Stuttgart 1991, S. 214 u. S. 261.
  - 7 Vgl. Schreg, Rainer: Mobilität der Siedlungen – Mobilität der Kirchen, in: Sabine Felgenhauer-Schmiedt (Hrsg.): Die Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum. Archäologische Aspekte zu Standort, Architektur und Kirchenorganisation. Wien 2005, S. 91-105.
  - 8 Dazu insbesondere Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 165ff.; Gauly, Heinz: Fiscus Salz. Lokalisierungen und historische Entdeckungen. Beiträge zur Geschichte von Bad Neustadt 2. Bad Neustadt 2008.
  - 9 Dazu grundsätzlich Schreg, Rainer: Dorfgenese in Südwestdeutschland – Das Renninger Becken im Mittelalter. Stuttgart 2006, S. 13f. u. S. 33ff.
  - 10 Ebd., S. 318-323.
  - 11 Dabei sind starke regionale Unterschiede zu berücksichtigen. Vgl. Schreg, Rainer: Siedlungen in der Peripherie des Dorfes. Ein archäologischer Forschungsbericht zur Frage der Dorfgenese in Südbayern, in: Bericht der bayerischen Bodendenkmalpflege 2009, S. 306ff.
  - 12 Zum historischen Quellenmaterial zusammenfassend Wagner, Heinrich: Neustadt a.d. Saale. Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken, 27. München 1982; ders.: Mellrichstadt. Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken, 29. Kallmünz 1992; Wagner 1996 (wie Anm. 2); Gauly 2008 (wie Anm. 8).
  - 13 Zum Forschungsstand zu Beginn der Studie und weiterführender Literatur Ettl, Peter/Werther, Lukas: Ungarnburgen und Herrschaftszentren des 10. Jahrhunderts in Bayern, in: Burgen und Schlösser. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 3 (2010), S. 154ff.
  - 14 Gerlach, Stefan: Ein fränkisches Gräberfeld bei Salz, Landkreis Rhön-Grabfeld, in: Vorzeitung 18 (2000/2001), S. 30-48; ders.: Ein fränkisches Gräberfeld bei Salz, Lkr. Rhön-Grabfeld. Erste archäologische Quellen zu den Ursprüngen des karolingischen „fiscus salz“, in: Bericht der bayerischen Bodendenkmalpflege 41/42 (2000/2001), S. 195-202; Bauer, Lorenz: Kulturen der Vor- und Frühgeschichte im Umfeld der Salzburg, in: Heinrich Wagner/Joachim Zeune (Hrsg.): Das Salzburgbuch. Bad Neustadt/Saale 2008, S. 27f.; Scherbaum, Jochen: Grabungen an der Pfarrkirche „Mariä-Himmelfahrt“ in Salz, in: Vorzeitung. Mitteilungen der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld 18 (2000/2001), S. 51-54. Weitere beigabenlose und undatierte Körpergräber sind südlich der Altstadt von Bad Neustadt sowie südlich von Herschfeld bekannt. Zur historischen Überlieferung Wagner 1982 (wie Anm. 12), S. 13f.; Störmer, Wilhelm: Franken von der Völkerwanderungszeit bis 1268. München 1999; ders.: Franken bis zum Ende der Stauferzeit, in: Wolfgang Jahn/Jutta Schumann/Evamaria Brockhoff (Hrsg.): Edel und frei – Franken im Mittelalter. Katalog zur Landesausstellung in Forchheim. Darmstadt 2004, S. 18f.
  - 15 An der östlichen Peripherie des Frankenreiches kann es dabei regional zu deutlichen Verschiebungen kommen. Vgl. Rempel, Heinrich: Reihengräberfriedhöfe des 8. bis 11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Berlin 1966; Pöllath, Ralph: Karolingerzeitliche Gräberfelder in Nordostbayern. Eine archäologisch-historische Interpretation mit der Vorlage der Ausgrabungen von K. Schwarz in Weismain und Thurnau-Alladorf. München 2002; Haberstroh, Claudia: Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Wirbenz, Gde. Speichersdorf, Lkr. Bayreuth. Kataloge der Archäologischen Staatssammlung 30. München 2004, S. 87-92; Losert, Hans: Ansätze zur ethnischen Deutung archäologischer Sachkultur, in: Rolf Bergmann/Günter Dippold/Jochen Haberstroh/Christian Lange/Wolfgang Weiß (Hrsg.): Missionierung und Christianisierung im Regnitz- und Obermaingebiet. Bamberg 2007, S. 139-152.
  - 16 Wabra, Josef: Zur Baugeschichte der St.-Laurentiuskirche in Brendlörenzen, in: Rhönwacht. Zeitschrift des Rhönklubs 1972, S. 102-105; Scherbaum 2001 (wie Anm. 14), S. 12-24; Bauer 2008 (wie Anm. 14), S. 27f. Zur historischen Überlieferung zusammenfassend Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 153ff.
  - 17 Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 174f.; Berchem, I. Freiherr von: Mittelalter und Neuzeit, in: Wal-

- ter Jahn (Hg.): Vorzeit. Spuren in Rhön-Gräberfeld. Kleineibstadt 1998, S. 190; Scherbaum 2001 (wie Anm. 14), S. 51f.; Bauer 2008 (wie Anm. 14), S. 27f.; Gauly, Heinz: Salz. Geschichte der Pfarrei und der Kirche Mariae Himmelfahrt. Beiträge zur Geschichte von Bad Neustadt 4. Bad Neustadt 2009, S. 12-24.
- <sup>18</sup> Es ist auch nicht auszuschließen, daß es sich (teilweise) um verlagerte Funde handelt, die durch Baumaßnahmen oder Düngung möglicherweise aus dem Ortsbereich von Salz an die Fundstelle gelangten.
- <sup>19</sup> Steidle 1989 (wie Anm. 1), S. 310-343 u. S. 445-456; Wagner 1996 (wie Anm. 2), 158ff.; Wagner, Heinrich: Pfalz Salz und Salzburg – Symbole der Macht im frühen und hohen Mittelalter, in: Heinrich Wagner/Joachim Zeune (Hrsg.): Das Salzburgbuch. Bad Neustadt 2008, S. 74. Das Königsgut erscheint dabei überlieferungsbedingt quasi als Negativabdruck kirchlicher und adeliger Besitzungen, die es umfassen.
- <sup>20</sup> Radiokarbondatierungen der jüngsten beigabenlosen Bestattungen des Gräberfeldes, die durch das BLfD auf Initiative von Dr. J. Haberstroh durchgeführt wurden, werden zusammen mit der in Kürze vorliegenden Gesamtauswertung des Gräberfeldes durch J. Martin an der Universität Münster dazu weitere Klarheit bringen.
- <sup>21</sup> Historisch belegt als *Muhlstatt* 1593, vgl. Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 176; Gauly 2008 (wie Anm. 8), S. 35ff.
- <sup>22</sup> Zu den Aufenthalten Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 163f.
- <sup>23</sup> Zu Karlburg Ettel, Peter: Der früh- und hochmittelalterliche Zentralort Karlburg am Main, in: Uwe Groß/Aline Kottmann/Jonathan Scheschkewitz (Hrsg.): Frühe Pfalzen – frühe Städte. Neue Forschungen zu zentralen Orten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland und der Nordschweiz. Eßlingen am Neckar 2009, S. 154ff. mit Verweis auf ältere Literatur.
- <sup>24</sup> Zu Binsenhäuser Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 176 u. grundlegend Gauly 2008 (wie Anm. 8), S. 35ff. Zur Ortsnamensforschung Obst, Ralf: Landnahme und Aufsiedlung im frühmittelalterlichen Mainfranken, in: Georg Eggenstein/Norbert Börste/Helge Zöllner/Eva Zahn-Biermüller (Hrsg.): Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters. München 2008, S. 74; Andraschke, Joachim: Germanische Siedlungsnamen, in: Bergmann/Dipold/Haberstroh/Lange/Weiß 2007 (wie Anm. 15), S. 225-227.
- <sup>25</sup> Bauer 2008 (wie Anm. 14), S. 23f. Die Befunde und Funde werden aktuell von L. Werther ausgewertet.
- <sup>26</sup> Vgl. Ettel, Peter: „Scherben bringen Glück“ – kulturhistorische und soziale Erkenntnisse anhand der Keramik aus Karlburg, in: Eggenstein/Börste/Zöllner/Zahn-Biermüller 2008 (wie Anm. 24), S. 104; Schreg 2006 (wie Anm. 9), S. 116ff.; Gross, Uwe: Transitionen – Übergangsphänomene bei südwestdeutschen Keramikgruppen des frühen und hohen Mittelalters, in: Susanne Arnold/Folke Damminger/Uwe Groß/Claudia Mohn (Hrsg.): Stratigraphie und Gefüge. Stuttgart 2008, S. 142.
- <sup>27</sup> Dazu auch Gauly 2008 (wie Anm. 8), S. 35ff.
- <sup>28</sup> Diese Arbeiten wurden vor Ort mit Dipl.-Geogr. Christopher Roettig, TU Dresden durchgeführt und durch Prof. Dr. Christof Zielhofer, Universität Leipzig, unterstützt.
- <sup>29</sup> Eine Publikation der geoarchäologischen Untersuchungen zusammen mit Dipl.-Geogr. Chr. Roettig und Prof. Dr. Chr. Zielhofer ist in Vorbereitung.
- <sup>30</sup> Zum spätmittelalterlich-neuzeitlichen Fundauftrag durch landwirtschaftliche Nutzung Hayes, Peter P.: Models for the distribution of pottery around former agricultural settlements, in: A. J. Schofield (Hrsg.): Interpreting artefact scatters. Contributions to ploughzone archaeology. Oxford 1991, S. 81–92; Schreg 2006 (wie Anm. 9), S. 98. Daß mit Stallmistdüngung vereinzelt regional aber auch bereits in karolingischer Zeit zu rechnen ist, zeigen Prospektionsergebnisse aus dem Rheinland. Dazu Wessel, Iris/Wohlfarth, Christine: Systematische Prospektion als Basis für Prognosekarten, in: Jürgen Kunow/Johannes Müller (Hrsg.): Landschaftsarchäologie und geographische Informationssysteme. Prognosekarten, Besiedlungsdynamik und prähistorische Raumordnungen. Wünsdorf 2003, S. 208.
- <sup>31</sup> Gauly 2008 (wie Anm. 8), S. 45-51. Zum älteren Forschungsstand Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 175f.
- <sup>32</sup> Mittelstraß, Tilman: Neustadium, oppidum Franconiae parum munitum – Stadtkerngrabung in Bad Neustadt a.d. Saale, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1992, S. 155-158; ders.: Vorläufiger Grabungsbericht über die Kampagne 1992 (Ortsakten BLfD Seehof).
- <sup>33</sup> Zu den Erstnennungen Wagner 1982 (wie Anm. 12). Auch die Orte Niederlauer, Leutershausen und Lörlieth werden erst im 12./13. Jahrhundert genannt und weisen bislang keine aussagekräftigen archäologischen Quellen auf.

<sup>34</sup> Weitere Verdachtsflächen für Befestigungen sind unter anderem der Frauenberg bei Salz und die „Heunegsburg“ zwischen Luitpoldhöhe und Salzburg.

<sup>35</sup> Vgl. Abels, Björn-Uwe: Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler Unterfrankens. Kallmünz, Opf.–Lassleben 1979, S. 160; Ortsakten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Schloß Seehof.

<sup>36</sup> Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 171-173; Zeune, Joachim: Die Salzburg im Lichte neuer baugeschichtlicher Forschungen, in: Helmut Flachen-ecker (Hrsg.): Pfalz – Ganerbenburg – Stadt. Funktionswandlungen eines zentralen Ortes. Beiträge zur Geschichte von Bad Neustadt 1. Bad Neustadt 2007, S. 58-67; Bauer 2008 (wie Anm. 14), S. 33f.

<sup>37</sup> Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 171ff. mit ausführlichem Forschungsüberblick.

<sup>38</sup> Ebd., S. 177f.

<sup>39</sup> Wamser, Ludwig: Neue Befunde zur mittelalterlichen Topographie des fiscus Salz im alten Markungsgebiet von Bad Neustadt a.d. Saale, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 1984, S. 147-151.

<sup>40</sup> Vgl. die Grabungsberichte in den Ortsakten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Seehof sowie Wamser 1985 (wie Anm. 39);

Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 177-181; Gerlach, Stefan: Frühgeschichtliche Befestigungsanlagen auf dem „Veitsberg“ bei Bad Neustadt und Hohenroth, in: Vorzeitung. Mitteilungen der Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld 18 (2001), S. 49-50; Wagner 2008, S. 75-77 (wie Anm. 19).

<sup>41</sup> Wagner 2008 (wie Anm. 19), S. 71.

<sup>42</sup> Fassbinder, Jörg/Linck, Roland/Kühne, Lena/Berghausen, Karin/Deller, Thomas: Kombination von Magnetometer-, Radar- und Luftbildprospektion auf dem Veitsberg, Bad Neustadt a.d. Saale, Landkreis Rhön-Grabfeld, Unterfranken, in: Das Archäologische Jahr in Bayern 2009, S. 114-117.

<sup>43</sup> Die Grabungsleitung nahm P. Wolters wahr.

<sup>44</sup> Eine Publikation des hervorragend erhaltenen und vor allem aufgrund seines Befundkontextes seltenen Stückes in der Reihe „Archäologische Korrespondenzblätter“ ist derzeit in Arbeit.

<sup>45</sup> Schreg 2006 (wie Anm. 9), S. 318ff.

<sup>46</sup> Wagner 1982 (wie Anm. 12), S. 42; Wagner 1996 (wie Anm. 2), S. 162-165.

<sup>47</sup> Vgl. Wagner 1982 (wie Anm. 12), S. 66ff.; Benkert, Ludwig: Die Stadtgründung von Bad Neustadt und die Salzburg, in: Flachenecker 2007 (wie Anm. 36), S. 85-99.

## Der Staatsmann Egid von Borié und sein Schloß Neuhaus an der Saale

von

Michael Neubauer

„Seine Exzellenz Egid Valentin Felix Reichsfreiherr von Borié zu Neuhaus, Salzburg, Dürrnhof und Eichenhausen, ihrer kaiserlichen und königlichen Majestät wirklicher geheimer Reichsrat, Kommandeur des St. Stephansordens und Direktorialgesandter des Erzherzogtums Österreich sowie Komitalgesandter des Herzogtums Burgund und Vertreter der Bambergischen, Dietrichsteini-schen, Fuldischen, Thurn-und-Taxischen und auch Würzburgischen Stimme beim Immerwährenden Reichstag in Regensburg“, diese pompöse Titulatur gehört zu dem wohl ein-flußreichsten Staatsmann, der je in der Um-gebung von (Bad) Neustadt an der Fränki-schen Saale gelebt hat.



Abb. 1: Porträt des Egid von Borié in Schloß Neuhaus.  
(Photo: Michael Neubauer)

Im (heutigen) Bereich der Stadt erinnert das Kirchlein St. Ägidius in Dürrnhof, vor allem aber das als Sommersitz errichtete Schloß Neuhaus mit Kapelle auf dem jenseitigen Ufer der Saale an Egid von Borié. Die Lage der stattlichen Anlage, die im 19. Jahrhundert zum Zentrum des Kurbetriebs wurde und die jetzt als Hotel und Kurpark dient, hätte man einem Reisenden früher so beschrieben: zu Füßen der uralten Salzburg. Heute dominieren die viel höher aufragenden Betontürme des Rhönklinikums den Blick in dieser Richtung.

Von seinen Zeitgenossen wurde der katholische Aufklärer, Reichsjurist und Merkantilist Egid von Borié (1719–1793) für seine Verdienste um das Hochstift Würzburg, um Österreich und das Haus Habsburg sowie um das Heilige Römische Reich bejubelt.<sup>1</sup> Auch seine Rolle als ‚guter Hausvater‘ auf seinen unterfränkischen Gütern fand hohes Lob: *„Seinen Unterthanen in Neuhaus und Thürnhof war er ein wahrer Vater. Er erleichterte ihnen ihre Abgaben, unterstützte jeden Hilfsbedürftigen, lebte unter ihnen, wenn er auf seinen Gütern war, nicht als Herr, sondern als ihr Mitbürger, brachte die Landeskultur und das Schulwesen in seinen Dörfern zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, und baute seinen Unterthanen eine Kirche. Er unterstützte viele Künstler und Handwerker, und war auch, ausser seiner Gelehrsamkeit, ein nützlicher und vortrefflicher Mann.“*<sup>2</sup> Eine die älteren Stimmen zusammenfassende Würdigung gibt der Artikel der ‚Allgemeinen Deutschen Biographie‘.<sup>3</sup>

Mit Herkunft, Lebenslauf und Lebensleistung Boriés hätte man schnell zum Ziel kommen können, wenn man sich auf die zahlreichen zeitgenössischen und zeitnahen Stimmen verlassen wollte. Das war bisher üblich. Stöbert man aber im Zeitalter des Internets in den digital gut aufbereiteten Findmitteln des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, so stößt man auf eine – niederschmetternd – stattliche Zahl von Archivalien, die Borié betreffen. Arbeit für Monate und Jahre ...

Doch gelang überraschend ein wahrer Schatzfund. Dank der Suchmaschine „Google“ und ihrem umstrittenen babylonischen

Projekt der Digitalisierung der gesamten Weltliteratur taucht eine englischsprachige Biographie des Reichskanzlers Wenzel Anton von Kaunitz – Boriés langjähriger Vorgesetzter, wenn man so will – auf,<sup>4</sup> und dort in einer Fußnote der Hinweis auf eine ungedruckte Dissertation an der Universität Wien mit dem Titel: „Egid Valentin Felix Freiherr von Borié (1719–1793). Leben und Werk eines österreichischen Staatsmanns“. Abgegeben wurde die Doktorarbeit im Jahr 1972 von Peter Muzik. Beim Studium der freundlicherweise von der Universität Wien angelieferten Arbeit wurde schnell klar, daß sie wegen ihres auch auf Unterfranken und den Regensburger Reichstag bezogenen Materialreichtums unbedingt einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte. Autor Dr. Peter Muzik stimmte dem zu, die Stadt Bad Neustadt – die ihr tiefer reichendes historisches Interesse immer wieder unter Beweis stellt, und sich damit deutlich abhebt von anderen Kommunen – förderte das Vorhaben.<sup>5</sup>

Ohne die bei Muzik ausgebreiteten genealogischen Ergebnisse und Spekulationen bis hin zur Verwandtschaft mit dem normannisch-englischen Königshaus Wilhelms des Erobers hier im Detail erörtern zu wollen, ist für uns wichtig, daß sich die aus Savoyen stammende Familie Beaurieu im 17. Jahrhundert in Mainz ansiedelt. Tätig im Brauereigewerbe<sup>6</sup> zählt sie zu dieser Zeit zum Bürgertum – zum aufstrebenden. Vater Johann Franz Egid erhielt eine gute juristische Ausbildung und wurde 1722 in den kurpfälzischen Adelsstand erhoben als „Beaurieu von Schönbach“. Das ist eine Doppelung, denn Beaurieu heißt ja nichts anderes als Schönbach.

Verheiratet war der unter anderem als Landvogt der Landgrafschaft Nellenburg am Bodensee und als Geheimrat des Markgrafen von Baden-Durlach tätige Vater mit Marianne Jacobi von Ehrencron. Sie war die Tochter des kurmainizischen Vizekanzlers Hartmann Jacobi von Ehrencron. Nach den Brüdern Franz Edmund und Jakob Georg – die beide später hohe Verwaltungsstellen in Vorderösterreich und Pfalz-Neuburg erreichten – war Egid der dritte Sohn. Über Geburtsort und -datum sind die Biographen unterschiedlicher Meinung. Sicher ist, daß der kleine Egid Valentin Felix

am 18. November 1719 in der Hofkirche St. Alexander der Residenzstadt Rastatt in Baden getauft wurde.<sup>7</sup>

Werfen wir noch einen Blick auf das familiäre Umfeld. Bruder Franz Edmund – der 1747 kurz auch Kanzler des Grafen Friedrich Ludwig von Löwenstein-Wertheim war<sup>8</sup> – und Schwester Ursula heirateten in das Freiburger Geschlecht Mayer von Fahnenberg ein, Schwester Maria Anna in die Familie von Löhr. Diesen Familien ist gemeinsam, daß sie aufgrund ihrer Verdienste in der Verwaltung absolutistischer Staaten im 17./18. Jahrhundert geadelt worden sind. Hier handelt es sich durchweg um Angehörige einer ehrgeizigen Funktionselite, die, wie man heute sagen würde, untereinander eng vernetzt waren. Wichtigster Bezugspunkt war das höchste Gericht des Römischen Reichs Deutscher Nation, das Reichskammergericht, das zu dieser Zeit seinen Sitz in Wetzlar hatte. Die hier tätigen Beisitzer (Assessoren) wurden von den einzelnen Reichskreisen und Fürstentümern entsandt und stellten dank eines rigiden Aufnahmeexamens so etwas wie die deutsche Juristen-„Crème de la Crème“ dar – weit jenseits der satirisch-bissigen Bilder, die vor allem die preußische Geschichtsschreibung des 19.

Jahrhunderts von diesem höchsten Reichsgericht entwarf.<sup>9</sup>

Der kleine Egid erhielt hier in dem von den Jesuiten geführten katholischen Gymnasium seine Ausbildung, da sein Vater seit 1729 im Auftrag des Hochstifts Mainz in Wetzlar tätig war.<sup>10</sup> Vorher war er in der Familie erzogen worden.

Bereits im Alter von 13 Jahren wechselte der als hochbegabt beschriebene Egid an die Universität Würzburg und belegte einen juristischen Kurs. Zu seinen Lehrern gehörte der berühmte Jurist Johann Adam Ickstatt, der hier erstmals in Deutschland überhaupt Natur- und Völkerrecht lehrte. Was Borié nach den drei Jahren seiner Würzburger Studienzeit in den Jahren zwischen 1736 und 1739 unternommen hat, bleibt vorläufig im dunkeln. Weitere Studien an den Universitäten Marburg und Ingolstadt, wie sie der Borié-Neffe Egid Karl von Fahnenberg in der Lebensbeschreibung seines Onkels anführte,<sup>11</sup> können es jedenfalls nicht gewesen sein. In den Matrikeln beider Universitäten taucht er nämlich nicht auf, wie Peter Muzik nachgewiesen hat und folglich vorschlägt: „*Mit großer Wahrscheinlichkeit darf daher angenommen werden, daß Borié sofort nach seinen Würz-*



Abb. 2: Allianzwappen Borié von Schönbach/Jacobi von Ehrencron am Epitaph des Johann Franz Aegidius von Borié im Dom zu Wetzlar. (Photo: Michael Neubauer)

burger Studien zu seinem Vater nach Wetzlar fuhr, um dort die kammergerichtliche Praxis zu erlernen.“<sup>12</sup> Sigrid Jahns, die Muzik gerade in dieser Frage Nachlässigkeit vorwirft, präzisiert das dahingehend, daß Borié ab 1735 zwei Jahre bei dem Kammergerichtsprokurator Johann Jakob Zwierlein studiert hat und anschließend zwei Jahre „wohl unter der Leitung seines Vaters“ als Praktikant in Wetzlar tätig war.<sup>13</sup>

Ungeklärt bleibt bislang die Ursache, warum der kaum 20jährige Borié, der ohne jede nennenswerte diplomatische Erfahrung und ohne akademischen Grad ist, am 19. August 1739 als Hof- und Regierungsrat in die Würzburger Dienste des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn aufgenommen wurde.

Innerhalb von vier Jahren machte der junge Mann eine steile Karriere. Am 1. August 1743 wurde er zum Geheimen Referendar ernannt. In dieser Stellung war er nicht nur für die auswärtige Korrespondenz zuständig, sondern er hielt sich nun auch regelmäßig in der Nähe des Fürstbischofs auf. Mit jedem Tag sei „das vom Fürsten in ihn gefaßte Vertrauen und dadurch zugleich die Zahl seiner Neider und Feinde“ gewachsen, berichtet Neffe von Fahnenberg.<sup>14</sup>

Dieser Neid wurde noch erheblich gesteigert, als Borié im Februar 1744 einen der wichtigsten Schritte seines Lebens tat: Er heiratete Marianne Sabine Theresia von Reibelt, die Tochter des Würzburger Kanzlers Johann Philipp von Reibelt.

Die Reibelts gehörten seit dem 16. Jahrhundert zur führenden Schicht des Würzburger Bürgertums, haben Räte und Bürgermeister, aber auch führendes Personal in der fürstbischöflichen Regierung gestellt. Schon Johann Philipps Vater Philipp Christoph war zum Hofkanzler aufgestiegen. Boriés Schwiegervater wurde als biedersinniger Patriot gelobt, die Tochter Maria Anna Sabina soll seinen frommen und wohlthätigen Sinn geerbt haben<sup>15</sup> – und sicher auch ein stattliches Vermögen. Vermutlich hatte sich Reibelt – der 1765 kurz vor seinem Tod die gewaltige Summe von 37.555 Gulden zu einem Würzburger Schulfonds stiftete – am Erwerb der

Rittergüter Neuhaus und Dürrnhof durch Borié beteiligt, die insgesamt 46.000 Gulden kosteten.<sup>16</sup> Auch ist es sicher nicht ohne Zusammenhang mit dem Reibelt'schen Vermögen, wenn Borié mit dem Neubau des Schlosses ein Jahr nach dem Tod seines Schwiegervaters im Jahr 1766 begann.

Kanzler Reibelt konnte allerdings nicht alle Probleme von seinem Schwiegersohn fernhalten. Möglicherweise sind seine Machtbefugnisse als Hofkanzler zu hoch eingeschätzt worden, wie Herbert Schott dargelegt hat.<sup>17</sup> Jedenfalls ließ Fürstbischof Anselm Franz von Ingelheim Borié aus dem Amt entfernen, nachdem dessen Förderer Friedrich Karl von Schönrborn 1746 verstorben war. Dies geschah, obwohl sich der geheime Referendar Borié große Verdienste um die „Wohlfahrts-policey“ – wie man damals sagte – erworben hatte. Damit war die Fürsorge für die Untertanen in Fragen der Gesundheit, Sicherheit oder Ernährung gemeint. Zeitgenosse Gregor Schöpf lobte in seiner 1802 erschienenen Beschreibung des Hochstifts Würzburg<sup>18</sup> besonders Boriés Bemühungen um das Arbeitshaus in Würzburg, das gegründet worden war, um „dem sträflichen Müßiggang sowohl als der wahren zum Betteln zwingenden Not zu steuern, um ferner trotzige Dienstboten, ungehorsame Kinder, unbändige Handwerksbur-schen und liederliche Weibspersonen von ihrem unordentlichen Lebenswandel abzuhalten und in Ordnung zu bringen: endlich um die bettelnde Jugend zur Erlernung von nützlichen Handwerken anzuhalten, damit fleißige Untertanen gebildet, allerlei nützliche Hand-tierungen eingeführt und die Gewerbe hiesiger Gegenden verbessert werden möchten.“

Das ist ein typisch merkantilistisches-kameralistisches Programm. Eine kurze Erinnerung: Merkantilismus ist eine Sammelbezeichnung für vielerlei einzelne Neuerungen in Bereichen wie Staatshaushalt, Verwaltungs- und Besteuerungsverfahren oder staatlich geführter Manufakturen. Eines der zentralen Ziele, dem besonders auch Borié lebenslang anhing, war die Peuplierung, die Steigerung der Bevölkerungszahl durch zahlreiche Maßnahmen bis hin zu geförderter Einwanderung und verbotener Auswanderung.<sup>19</sup>

Einen solchen staatlichen Impuls setzte Borié auch in Bischofsheim, wo zur Hebung der Lebensverhältnisse in der Rhön eine Wolltuch- und Flanellmanufaktur eingerichtet wurde. Fürstbischof von Ingelheim, der die Hebung der Staatsfinanzen lieber alchemistischen Experimenten anvertraute, setzte Borié also vor die Tür – Beifall kam nicht zuletzt von den privaten Textilproduzenten und vom Domkapitel. Ähnlich erging es Boriés berühmtem Hofbeamten-Kollegen Oberbaudirektor Balthasar Neumann, dessen Schwiegermutter eine geborene Reibelt war.<sup>20</sup> Der konnte sich allerdings auf seine Charge als Obristlieutenant bei der Artillerie des Fränkischen Kreises zurückziehen.

Der so geschaffte Karrierejurist Borié wich nach Trier aus, wo er am ebenfalls fürstbischöflichen Hof zwischen 1746 und 1749 als Hof- und Regierungsrat nachweisbar ist.<sup>21</sup> Daneben betrieb er seine Anstellung beim Reichskammergericht in Wetzlar. Glückliche Umstände sorgten dafür, daß ihn der bayerische Kurfürst Maximilian III. Joseph für eine Richter-Stelle in Wetzlar präsentierte. Das sorgte dort für einige Bewegung, gab es doch schon zwei Assessoren mit dem Namen Beau-riou: den Vater Johann Franz, der für Kurmainz am obersten Gericht saß, und den Bruder Johann Georg, der vom Kurfürstentum Trier präsentiert worden ist.<sup>22</sup> Hier mußte Borié erklären, warum er den Namen der Familie abgeändert hatte. Als Grund nannte er, „die hiezuland nicht bekannte Aussprach“ vermeiden zu wollen. Auch seine Brüder schrieben sich später Borié, während das Reichskammergericht hartnäckig an Beau-riou festhielt.<sup>23</sup>

Kaum war 1750 seine Anstellung in Wetzlar gesichert, kam ein erneuter Ruf nach Würzburg. Dort war Fürstbischof Anselm Franz gestorben. Nachfolger Karl Philipp von Greiffenclau zu Vollrads wollte Borié unbedingt zurück in seinen Diensten haben. Der sperrte sich zuerst gegen die Erneuerung seiner Anstellung als Geheimer Referendar, er wäre lieber in der ruhigen Atmosphäre Wetzlars geblieben.<sup>24</sup> Doch Greiffenclau holte ihn mit Hilfe einer List zurück. Am kaiserlichen Hof in Wien erreichte er die Berufung Boriés

in den Reichshofrat, das andere oberste Gericht des Heiligen Römischen Reichs. Bevor er diese Stelle antreten könnte, sollte er aber bis zum Tod des Fürstbischofs in Würzburg dienen.

So geschah es auch. In seiner zweiten Würzburger Dienstzeit schuf sich der Karrierejurist offenbar noch mehr Feinde. Ende 1753 strengte das Domkapitel eine Untersuchung gegen ihn an, weil er angeblich das Amt des Judenamtmanns für das ganze Hochstift an sich gerissen hätte.<sup>25</sup>

Mit diesem Amt wollte die Nachwelt den Reichtum Boriés erklären, unter anderen auch ich selbst in dem 1977 erschienenen Führer zu den Burgen und Schlössern in Rhön und Grabfeld.<sup>26</sup> Heute halte ich das für eine blanke Spekulation. Einmal waren die Einkünfte des Judenamtmanns nicht übertrieben hoch, ging doch der überwiegende Teil des zu entrichtenden Schutzgeldes direkt an den Bischof; auch lebten weitaus die meisten Juden Unterfrankens zu dieser Zeit auf Gütern der Reichsritterschaft und hatten mit dem bischöflichen Judenamtmann nichts zu tun.<sup>27</sup> Der Reichtum Boriés läßt sich besser mit der Erbschaft des Kanzlers von Reibelt, die seiner Frau zugefallen war, und mit den stattlichen Gehältern und Pensionen, die er selbst in und aus Wien erhielt, erklären.

Am 25. November 1754 starb Fürstbischof von Greiffenclau. Zum Nachfolger Adam Friedrich von Seinsheim hatte Borié engen Kontakt seit dessen Zeit als Präsident der Würzburger Hofkammer.<sup>28</sup> Dies sollte sich zu einem nahezu freundschaftlichen Verhältnis entwickeln. Obwohl er in der Judenamtmann-Sache glänzend rehabilitiert war, wollte er sich doch nicht länger der Würzburger Hofgesellschaft aussetzen, die ihn erniedrigt und beleidigt hatte. Selbst als er die Anschuldigungen wegen der Tuchmanufaktur pariert und klargestellt hat, daß er nicht aus Eigen-nutz gehandelt hatte, hielt ihn nichts mehr. Fast alles, was er in Würzburg aufgebaut hatte, war zerstört oder rückgängig gemacht worden.

Der Fürstbischof sah ein, daß Borié „harten Zumutungen“ ausgesetzt war, als man von ihm Rechenschaft über Dinge verlangte, wel-

che er „aus purem Eifer zum gemeinen Besten des Publici mit ungemeyner vieler Bemühung zu besorgen getrachtet hat.“ Der Fürst verlieh dem ehemaligen Referendar „bis zu der sich erledigenden ordentlichen Bestallung“ eine Pension von 2.000 Gulden und versprach, alles daranzusetzen, um die Arbeit Boriés im Dienste Würzburgs in der Öffentlichkeit wieder ins rechte Licht zu rücken.<sup>29</sup>

Borié verließ Würzburg für immer. Am 2. Mai 1755 kam er in Wien an. Am 8. Mai legte er seinen Amtseid als Reichshofrat ab. Die Arbeit war ähnlich wie in Wetzlar: Prozesse im Umfeld der Reichstädte und Reichslehen, Revisionen von Verfahren, die vorher vor den landesfürstlichen Gerichten verhandelt worden waren. Erheblich prächtiger war in Wien allerdings die Arbeitsumgebung, vielfältiger die Möglichkeiten, interessante Bekanntschaften zu machen. Borié wurde schnell zum am meisten beschäftigten Reichshofrat. Als Spezialist für die Verhältnisse im Reich wurde er im Umfeld des Siebenjährigen Krieges zum schärfsten Gegner des Preußenkönigs Friedrich II., der auch „der Große“ genannt wird. Gegen ihn erstellte er eine Vielzahl von Gutachten. Seine Schrift „Staats-Betrachtungen über gegenwärtigen Preußischen Krieg in Teutschland, in wie fern solcher das allgemeine Europäische vornehmlich aber das besondere teutsche Interesse betrifft, mit untermischten völkerrechtlichen Bemerkungen“, die im Jahr 1761 erschien, wird zu den herausragenden politischen Texten deutscher Sprache in dieser Epoche gezählt.<sup>30</sup> Nicht zuletzt deshalb kommt Borié in der pro-preußischen Geschichtsschreibung – etwa bei Leopold von Ranke – ausgesprochen schlecht weg.

Der Kaiser und Maria Theresia wurden schon bald auf Borié aufmerksam.<sup>31</sup> Mitte 1758 mußte er gegen sein Widerstreben den Posten eines Reichsreferendars mit übernehmen. Anfang 1759 wurde er, gemeinsam mit seinen beiden Brüdern in den Stand eines Reichsfreiherrn erhoben, das Wappen wurde entsprechend gebessert.

Aber Borié war unzufrieden, fühlte sich überlastet, und leistete dennoch nachweisbar erheblich mehr als seine Kollegen. Daneben

bewältigte er auch noch einen stattlichen Briefwechsel, etwa mit Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim. Ihn, der im 1756 ausgebrochenen Siebenjährigen Krieg treu zu Kaiser und Reich steht, beriet er vor allem in militärischen Angelegenheiten – nicht immer glücklich. Denn unter den vielen Begabungen Boriés fehlte offensichtlich die für das Soldatische.

1761 wurde er das ungeliebte Amt des Reichsreferendars wieder los. Allerdings mußte er dafür eine noch bedeutendere Stelle in dem von Maria Theresia neu geschaffenen „Staatsrat“, der als zentrale Steuerungsstelle der dringend erforderlichen Reform der verschiedenen Wiener Regierungsteile gedacht war, besetzen. Borié erwarb sich dabei in den nicht zum Reich, aber zu den übrigen Habsburger Ländern gehörenden Teilen wie dem Königreich Ungarn oder den Restteilen Polens einen guten Namen, weil er immer wieder für die Gleichbehandlung aller Reichsteile eintrat. Im Zentrum seines politischen Handelns stand die Überzeugung, daß für einen langfristigen Aufschwung eine wachsende Bevölkerung und damit eine Verdichtung der Besiedlung Voraussetzung wäre. Neben diese „Peuplierung“ müßten Anstrengungen auf allen Gebieten des Wirtschaftens treten. Dabei schoß der zu wissenschaftlicher Systematisierung neigende Borié gelegentlich auch über das Ziel hinaus. Etwa wenn er durchsetzte, daß in den Transsylvanischen Alpen südlich des siebenbürgischen Kronstadt Eßkastanien gepflanzt werden sollten – in einer Höhe von über 1.000 Metern.

1763 war der Siebenjährige Krieg beendet. Anfang 1764 erhielt Borié den ehrenvollen Auftrag, als dritter böhmischer Wahlbotschafter in Frankfurt am Main die Wahl des kaiserlichen Sohns Joseph zum römisch-deutschen König möglichst reibungslos zu bewerkstelligen. Das gelang: Am 24. März konnten die drei Wahlbotschafter Fürst Esterhazy, Graf Perggen und Freiherr Borié den künftigen König Joseph II. in Heusenstamm bei Offenbach, wo er in einem Schloß der Familie Schönborn auf die Ergebnisse des Frankfurter Kurfürstentages warten mußte, abholen. Der steinerne Triumphbogen, der

aus diesem Anlaß an der Straße nach Frankfurt errichtet wurde, steht noch heute.

Die folgenden Ereignisse in Frankfurt müssen sehr prunkvoll und einprägsam gewesen sein, wie ein 14-jähriger Augenzeuge später schilderte: Der Bürgersohn Johann Wolfgang Goethe schreibt in „Dichtung und Wahrheit“ detailreich und begeistert von dem Ereignis, unter anderem: „Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein anderes, ein Prachtzelt, wohin sich die sämtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, ...“

Maria Theresia ließ Borié wissen: „Gott sei gedankt und unsern wackern Botschaftern, daß die Kapitulation so geschlossen ist und das ganze Werk in so großer Eile geendigt ist. Dies war ein Kunststück, das noch nicht erhört worden. Ich werde sehr vergnügt sein, wenn wir alle wieder beisammen sein werden. Er geht mir hier sehr ab.“<sup>32</sup> Als äußerlich sichtbaren Dank gab es das Kommandeurkreuz des eben geschaffenen ungarischen St. Stephansordens.

Der junge König, 1765 nach dem Tod seines Vater Franz I. Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und Mitregent seiner Mutter Maria Theresia in den Königreichen Böhmen, Ungarn und Kroatien, wurde der Vertreter des aufgeklärten Absolutismus. Bis heute ist der „Revolutionär von Gottes Gnaden“ umstritten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen mit dem Toleranz-Patent, die Säkularisation von rund 700 „unproduktiven“ Klöstern sind nur einige Eckpunkte des „Josephinismus“. Ohne hier auf Einzelheiten dieser Regentschaft eingehen zu können, wollen wir hören, was der Historiker Konrad Schünemann zu den Wurzeln des Reformeifers zu sagen hat: „Joseph stand in vieler Beziehung unter dem Einfluß des begabtesten und energischsten Staatsratsmitglieds, des Freiherrn Egid von Borié.“<sup>33</sup>

Kaiser Joseph II. berief 1767 seine „Geheime Konferenz“. In ihr sollten an jedem Mittwoch mit dem Kaiser Angelegenheiten des Reichs behandelt werden. In einem Schreiben an den „Lieben Borié“ begründet Joseph die Auswahl mit der „Überzeugung ih-

rer Redlichkeit und Fähigkeit, und Vertrauen, daß sie mir gemeinschaftlich zur Erreichung dieses nutzbaren und heilsamen Endzwecks hilfreiche Hand leisten werden, haben mir über die Auswahl Ihrer Person keinen Zweifel gelassen und verhoffe also dero aufrichtige Meinung und Rat in allen Gelegenheiten zu erfahren.“<sup>34</sup>

Egid von Borié hatte damit den Zenit seines Einflusses auf die Reichspolitik erreicht. Mit einem Gehalt von rund 10.000 Gulden im Jahr gehörte er in Wien auch zu den Spitzenverdienern. Obendrein hatte Maria Theresia seiner kränkelnden Frau zur Erholung ein Sommerhaus in Lainz geschenkt, nahe ihrer eigenen Sommerresidenz Schönbrunn.<sup>35</sup>

Von einem Mann seiner Arbeitskraft, seines Willens und seines Überblicks sind natürlich viele Anstöße ausgegangen. Beispielsweise sei hier angeführt, daß auf Boriés Initiative hin 1763 an der Universität Wien erstmals überhaupt das Fach „politische Wissenschaften“ (damals als Polizei- und Kameralwissenschaft bezeichnet) gelehrt worden ist, und zwar durch den von ihm stets geförderten Josef von Sonnenfels, dem Star der wissenschaftlichen und künstlerischen Aufklärung in Wien.

Sonnenfels schrieb über seinen Förderer und Gönner: „Der ganze Zusammenhang meines Wohls ist an sich sein Werk. Er gab sich die Mühe (die sich Männer in einem gewissen Standorte so selten geben und die doch für den Staat vielleicht der wichtigste Dienst ist, den sie ihm zu leisten vermögen) die Anlage eines jungen Menschen auszuforschen und, wozu er tauglich sein dürfte, zu beurteilen: er schlug mich zu dem politischen Lehramte, so ich bekleide, vor.“<sup>36</sup>

Hier ein kleiner Exkurs, der ein Schlaglicht auf den eher privaten Egid von Borié wirft, von dem wir sonst recht wenig wissen. Schwiegervater Kanzler Reibelt hatte sich 1763 um die Kinder des verstorbenen Bartholomäus Lange, eines Würzburger Legationssekretärs beim Fränkischen Kreis, gekümmert. Der ältere Sohn Joseph Michael Lange, zu dieser Zeit 21 Jahre alt, ging nach Wien, um bei Borié als Sekretär zu arbeiten. Der jüngere Johann Joseph blieb im Hause Reibelt und erhielt eine Ausbildung als Maler

und Zeichner. Da starb der Kanzler 1766. Jetzt ging auch der jüngere Lange nach Wien und wurde selbstverständlich im Hause Borié aufgenommen.<sup>37</sup>

Als der Freiherr 1770 nach Regensburg zog, wollte er die beiden mitnehmen. Sie blieben jedoch in der Donaumetropole und wurden berühmt für ihre Schauspielkunst, wozu wiederum Joseph von Sonnenfels als Mäzen beitrug. Der ältere Lange starb bereits 1771, der jüngere heiratete in zweiter Ehe 1780 die Schauspielerin Aloysia Weber, deren Schwester Constanze 1782 die Frau von Wolfgang Amadeus Mozart wurde. Sein Porträt des Schwagers gilt als einzige authentische Darstellung Mozarts.

Noch eine andere Spur führt von Borié zu Mozart. Der mit ihm im Staatsrat sitzende, aus Zeulenroda in Thüringen stammende Thobias Philipp Freiherr von Gebler war zugleich passionierter Theaterschriftsteller. Zu seinem Stück „Thamos, König in Ägypten“ schrieb der damals 17jährige Mozart die Bühnenmusik – und blieb vom Stoff beeindruckt bis zur „Zauberflöte“.<sup>38</sup>

Doch zurück in die Politik. Wenn ein Mann fordert, daß der Staatsrat auch am Nachmittag tagen sollte, um sein Pensum zu bewältigen, wenn seine Ausarbeitungen und Problemerkörterungen in der Regel drei Mal länger und erheblich tiefschürfender als die seiner Kollegen sind, dann ist er in Beamtenkreisen sicher nicht sehr beliebt. Borié mußte wie bereits mehrfach in seinem Leben auch in Wien erfahren, daß Tüchtigkeit hinderlich sein kann, auch bei Vorgesetzten, die sich überfordert fühlen. Als der Freiherr im Jahr 1770 mit vielen ehrenden Worten als österreichischer Direktorialgesandter zum Immerwährenden Reichstag nach Regensburg geschickt wurde, hatte das doch auch den Beigeschmack des „Hinwegkomplimentierens“. Versüßt wurde die Versetzung allerdings finanziell. Boriés jährliche Bezüge betragen nun über 13.000 Gulden. Versöhnlich wirkte vielleicht auch die Tatsache, daß an seiner Stelle sein Neffe Johann Friedrich von Löhr in den Staatsrat einzog.<sup>39</sup>

Seit 1663 tagte der Reichstag, die höchste Landesvertretung des Reiches, die früher an

verschiedenen Orten zusammengetreten war, durchgehend, eben „immerwährend“, im Rathaus der Reichsstadt Regensburg. Die versammelten Gesandten waren nicht demokratisch gewählt, sondern wurden von den Fürsten, Herren und Städten geschickt. Der Kaiser als Reichsoberhaupt wurde durch den Prinzipalgesandten vertreten, der seit 1748 durchgehend aus der fürstlichen Familie Thurn und Taxis kam.

Entsprechend der Sitzordnung wurde nach „Bänken“ unterschieden. Strittige Fragen wurden dann von den Vertretern der Bänke untereinander diskutiert und bis zum Konsens ausgehandelt, was je nach Thema oft viele Jahre in Anspruch nehmen konnte. Schnelle Entscheidungen waren jedenfalls vom Reichstag nicht zu erwarten. Aber Reichstag und Reichsjustiz waren das wichtigste Band, das die vielen längst nach Selbstständigkeit strebenden Territorialstaaten als „Reich“ zusammenhielt. Hier in Regensburg wurde vor allem der Diplomat und Jurist Borié gefordert.

Im einschlägigen Artikel seines Lexikons „Das gelehrte Baiern“ schildert Clemens Alois Baader Boriés Einstand folgendermaßen: „*Er machte sich bald auch hier mit seinem neuen Geschäftskreise vertraut; mit eisernem Fleisse durchlas er die wichtigsten Reichstagsakten und Protokolle in dem weitläufigen Gesandtschaftsarchiv, sammelte sich daraus Materialien, und beschäftigte sich besonders mit dem Fache der Reichsjustiz.*“<sup>40</sup>

Borié wurde schnell zu einer der bestmöglichen Persönlichkeiten in diesem Regensburger Mikrokosmos des Reichs. Fast nahtlos konnte er an die Materie anknüpfen, die ihn in der Geheimen Konferenz in Wien zuletzt am stärksten beansprucht hatte. Dabei ging es vor allem um das Borié gut bekannte Reichskammergericht in Wetzlar und speziell um die mit den Revisionsverfahren betraute „Kammergerichtsvisitation“.

Hier in Regensburg entwickelte Borié auch eine rege schriftstellerische Tätigkeit, hauptsächlich bezogen allerdings auf die Juristerei. So konnte er Themen forcieren, an deren Behandlung ihm selbst viel, seinen Auftraggebern in Wien aber weniger gelegen war. Oft

wurde er vom alles beherrschenden Hof- und Staatskanzler Wenzel Anton Fürst Kaunitz zurückgepfiffen, dann wieder für seine Hinhalte-Taktik getadelt. Mit dem Abstand von Wien wuchs allerdings auch Boriés Gelassenheit.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, aber anhand des von Peter Muzik zusammengetragenen umfangreichen Materials über die Regensburger Zeit Boriés läßt sich schließen, daß er im Hintergrund noch großen Einfluß hatte und auch durchaus lernfähig blieb. Eine seiner letzten Aktionen war ein „Aufruf an die Deutschen“, den er gemeinsam mit dem kurböhmischen Gesandten Josef Graf Seilern und dem kurbrandenburgischen (und damit preußischen) Gesandten Eustach Graf Görtz verfaßt hat.<sup>41</sup> Die Koalition der einst so erbitterten Gegner hatte einen triftigen Grund: die Französische Revolution und die marschierenden Revolutionsheere, gegen die die gesamte deutsche Nation aufstehen sollte. Mainz beispielsweise war bereits zur Republik Mayence ausgerufen worden. Borié bekam sicher den Feldzug gegen Mayence noch mit, den Fall der Festung im April erlebte er nicht mehr.

Es wäre aber ungerecht, in dem Aufruf die reaktionäre Ansicht deutscher Fürstenknechte erkennen zu wollen. Denn da heißt es auch ausdrücklich: „Freilich mußte der Anfang der Französischen Staatsverbesserungen allgemein Beifall erregen, jeder Freund der Menschheit mußte mit Vergnügen die ersten Schritte sehen ...“

Am 29. März 1793 erlag Reichsfreiherr Egid von Borié in der Sakristei der Regensburger Augustinerkirche, nicht weit von seiner Wohnung entfernt, einem Schlaganfall. In der Kirche wurde er beerdigt, sein Gedenkstein trug die Aufschrift: „Hier ruht Se. Exzellenz Egid Freiherr von Borie des Königl. Stephans-Orden Comenthur, Jhro Röm. Kaiserl. Majestät wirkl. Geheimerrath, und Erzherzog. Oestereichischer Directorial-Gesandter auf der allgemeinen Reichsversammlung. Er diente 41 Jahre dem Staat, zeichnete sich durch Redlichkeit, Gelehrsamkeit und strenge Ausübung seiner Pflichten besonders aus. Starb plötzlich am Schlagfluß den 29. Merz

1793. In dieser Kirche seinem Andenken geweiht von seinen drei dankbaren Neffen, und Erben.“<sup>42</sup>

In der jüngeren Historikergeneration würdigt Karl Härter den Freiherrn von Borié so: „Seine tiefgehenden und fundierten Kenntnisse in allen verfassungsrechtlichen Fragen, sein Geschick als Diplomat und seine langjährige Erfahrung machten ihn zu einem von allen Reichstagsgesandten anerkannten Ratgeber und Ansprechpartner.“<sup>43</sup> Soviel zum Staatsmann.

Kommen wir zum Grundherren, zum Rittergutsbesitzer und ‚Vater‘ einer unterfränkischen Untertanen-Familie. Besitz in Neuhaus erwarb Borié mit dem Kaufvertrag vom 15. März 1753, den er mit dem preußischen Oberjägermeister Wilhelm Hilmar von Grapendorff auf Roßrieth schloß: Für insgesamt 25.000 Gulden erhielten er und seine ausdrücklich erwähnte Gattin Maria Sabina mehrere Lehenstücke, wobei besonders der Sitz und der Bauhof zu Mühlbach und der Sitz auf dem Schloß Salzburg hervorzuheben sind.<sup>44</sup>

Besonders zu dem Sitz Mühlbach, der hier ausdrücklich auch Neuhaus genannt wird, gehörten weit verstreute Einkünfte. Borié listete sie fein säuberlich auf. Im folgenden Jahr erwarb er dann die beiden Teile von Dürrnhof. Am 7. Juli 1754 verkaufte Julius Gottlieb Freiherr Voit von Salzburg, ansbachischer Geheimer Rat und Oberamtmann zu Gunzenhausen, Ritter des Roten Adlerordens und des Sachsen-Weimarischen Ordens de la Vigilance, seine „Immediaten frey eigenthumliche Ritter Güthere zu Dörnhoff mit allen Untertanen Gülten Zinsen und sonstigen Rechte, wie auch die Schäferei um 15000 Gulden fränkisch.“<sup>45</sup> Der Schaftrieb berechtigte zur Haltung von 300 Schafen.

Nur drei Monate später, am 7. Oktober 1754, verkaufte Gottfried Ludwig Adam Freiherr Zobel von und zu Giebelstadt, würzburgischer geheimer Rat, Assessor am Kaiserlichen Landgericht des Herzogtums zu Franken, Oberamtmann zu Röttingen und Reichelsberg, adeligen Ritterordens St. Michaelis Commandeur, an Borié, wirklicher Reichshofrat, würzburgischer geheimer und Hof-

kriegsrat, geheimer Referendario und Judenamtman, seinen Rittergutsanteil zu Dörnhoff und Bastheim samt dessen Pertinentien und Gefällen zu Neustadt, Rödelmayer, Wülfershausen und Saal mit allen Leuten, Rechten und Zinsen um 11.000 Gulden fränkisch.<sup>46</sup>

In das stattliche Gut, das Borié zusammengebracht hatte, ragte allerdings wie ein Keil die Rest-Flur der Salzburg, die noch den Voit von Salzburg gehörte, hinein. Nicht immer war der über Jahrhunderte gewachsene Besitz sauber abzuteilen, was in den Jahren nach dem Erwerb ernsthafte Auseinandersetzungen nach sich zog, die zu theater-reifen Szenen, aber auch zu langwierigen Prozessen bis hin zum Reichskammergericht geführt haben.<sup>47</sup> Wichtiger noch als Sommersitz, Landwirtschaft und gewerbliches Experimentierfeld war für Borié offenbar die Tatsache, daß er mit dem Erwerb von Neuhaus, Salzburg-Anteil und Dürrnhof Mitglied der Reichsritterschaft, Kanton Rhön-Werra, werden konnte. Seine kleine Herrschaft wollte er in allen ihren Rechten, und seien sie noch so unscheinbar, absichern gegen die Nachbarn aus der alteingesessenen Familie Voit von Salzburg; von der Landesherrschaft, dem Hochstift Würzburg, wollte er sich so unabhängig wie möglich machen.

Im Laufe der Jahre erweiterte Borié seinen Besitz beträchtlich, etwa um das Sachsen-Römhild'sche Rittergut Eichenhausen. 1752 hatten es der fürstlich-ansbachische Geheimrat Julius Gottlieb Freiherr Voit von Salzburg gegen das Wohnhaus seines Geheimratskollegen Baron Johann Michael Schauri von Schauenfels in der Residenzstadt Ansbach getauscht.<sup>48</sup> 1757 starb dieser etwas zwielichtige Ratgeber des „Wilden Markgrafen“ Karl Wilhelm von Brandenburg-Ansbach, Eichenhausen fiel als erledigtes Mannlehen heim. Egid von Borié bewarb sich sofort um das Gut, weil er es leicht von seinen anderen unterfränkischen Besitzungen aus mit verwalten lassen konnte.<sup>49</sup> Daß er es für „in einer Proceßsache erworbene. Verdienste“ geschenkt bekommen habe, wie Otto Schnell berichtet,<sup>50</sup> könnte den Reichshofrat Borié in Korruptionsverdacht bringen. Die Akten zeigen genau das Gegenteil. Empört wies er das

Ansinnen von Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen zurück, als der die Lehenssache Eichenhausen mit seinen Prozeßsachen vor dem höchsten Reichsgericht verknüpfen wollte. Wenn Borié dann 1762 doch ohne die üblichen Lehenkaufgebühren in den Besitz des Rittergutes kam, so ist das einem politischen Berater des Herzogs zu verdanken, der zu bedenken gab, daß man einen so einflußreichen Herren am Wiener Hof nicht gegen sich aufbringen sollte.<sup>51</sup>

Auch direkt im benachbarten Herzogtum Sachsen-Meiningen erwarb Borié später um 1790 reichsritterschaftlichen Besitz, und zwar die Güter Melkers bei Meiningen und Einöden bei Henneberg.<sup>52</sup> Bereits 1767 kaufte er den einst dem Kloster Sonnefeld gehörenden Zehnten im großen Ganerbendorf Streufdorf bei Hildburghausen, der um die 1.000 Gulden im Jahr einbrachte, von Herzog Ernst Friedrich.<sup>53</sup> Dieser Kauf sollte offenbar das Kapital absichern, das Borié für den Neubau des Schlosses Neuhaus einsetzen wollte. In eben diesem Jahr 1767 bewarb er sich auch um den heimgefallenen reichslehenbaren Zehnt von Unternesselbach bei Neustadt an der Aisch, den er schließlich gegen den Widerstand der Familie von Seckendorf erhielt.<sup>54</sup> Wenige Jahre vor seinem Tod wurde er noch mit den Reichsafterlehen der Familie von Waldenfels belehnt, die verstreut um Nürnberg lagen.<sup>55</sup> Ob oder wie er sie von dem letzten Inhaber, dem in Burgwallbach wohnenden Oberforstmeister des Salzforstes, Hans Ernst Sigmund Ludwig von Waldenfels – er ist in der Loreto-Kapelle der Neustädter Karmeliter-Kirche begraben – gekauft hat, oder erst nach dessen Tod 1786 vom Kaiser damit belehnt wurde, ist vorerst ungewiß. Soviel zur Besitzgeschichte, nun zu den Bauten, die Egid von Borié veranlaßt hat.

Den Anfang machte 1760 das Ägidius-Kirchlein in Dürrnhof. Leider wissen wir über den Bau nicht gut Bescheid. Die wesentlichen Nachrichten aus dem Umfeld stammen von Otto Schnell, dem historisch außerordentlich interessierten Bürgermeister von Neustadt. Er, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Zugang zum Schloßarchiv Neuhaus hatte, berichtete beispielsweise, daß

Borié für das neue Gotteshaus 110 Messen gestiftet habe, zumeist für seine Großeltern und Eltern, die Brüder, Neffen und Nichten, aber auch für Kaiserin Maria Theresia oder für Würzburger Bischöfe.<sup>56</sup> Erst nachdem das Archiv der Freiherren von und zu Guttenberg im Jahr 2010 von den Besitzern – darunter der ehemalige Verteidigungsminister Karl-Theodor von und zu Guttenberg – im Staatsarchiv Bamberg deponiert wurde, sind die einschlägigen Archivalien aus Neuhaus wieder etwas besser zugänglich, wenn auch noch lange nicht übersichtlich geordnet.<sup>57</sup>

Dem zuständigen Betreuer Klaus Rupprecht ist es zu danken, daß 2010 ein zeitgenössischer Situationsplan von Dürrnhof mit Kapelle aufgetaucht ist.<sup>58</sup> Auch sind aus den sporadisch vorhandenen Schloß-Rechnungen einige Hinweise etwa auf die beteiligten Handwerker zu gewinnen. Beispielsweise be-

malte der Neustädter Maler Michael Augustin Morschhäuser zwei Antependien und vergoldete den Reichsapfel auf dem Baldachin, der Bildhauer Otto Hetz schnitzte unter anderem zwei hölzerne Leuchter oder der Schreinermeister Caspar Will aus Neustadt baute den Schrank hinter dem Altar.<sup>59</sup>

Für die stattlichste Erinnerung an Egid von Borié in Neuhaus, das ab 1767 errichtete neue Schloß, haben sich bislang im Guttenberg-Archiv leider keine Rechnungen gefunden. Doch sind Kopien der Baurechnungen aus den Jahren 1770 bis 1773, die hauptsächlich die Innenausstattung betreffen, im Staatsarchiv Würzburg erhalten geblieben.<sup>60</sup>

Der einschlägige Akt behandelt einen Streitfall. 1785 verklagte Egid von Borié seinen Neuhäuser Verwalter Lorenz Renninger, der 16 Jahre auf seinen reichsritterschaftlichen Gütern gedient hatte, wegen unstimmgiger Ab-



Abb. 3: Impressionen von Schloß Neuhaus.

(Johannes Wald, Fladungen)

rechnungen, vor allem des Zehnts von Streufdorf. Der Verwalter lieferte daraufhin unter anderem die Kopien der Neuhäuser Rechnungen der Jahre 1770 bis 1773 nach, um zu beweisen, daß er eigentlich draufgezahlt hätte. Dabei entsteht ein buntes kulturhistorisches Bild mit einer fast erdrückenden Fülle orts- und regionalgeschichtlicher Details. Die Dokumente liefern einiges an Korrekturen zu den recht spärlichen Angaben, die bisher über das Schloß gemacht werden konnten.

Aus den Rechnungen läßt sich beispielsweise erkennen, daß der qualitätvolle Stuck im Spiegelsaal und auch in den anderen Repräsentationsräumen von Johann Michael Krieger gefertigt wurde, der in Königshofen und später in Nürnberg wohnte. Wir erfahren aber auch, daß 16 Fuhren Gips aus Königshofen für den Stukkator angefahren werden mußten oder 26 Pfund Rindshaar für denselben von Wilhelm Seuling aus Neustadt gekauft wurden. Der erste unter den Handlangern Kriegers war Lorenz Behringer aus Dürrnhof, der in vielerlei Positionen gebraucht wurde und so sicher von den heimischen Boriéschen Untertanen beim Schloßbau am meisten mit Hand angelegt hat. Auch etliche Bildhauerarbeiten können nun einwandfrei zugeschrieben werden. Die Sphingen an der Terrasse oder auch die Läden am großen Portal zum Garten lieferte der aus Untereßfeld stammende Bildhauer Simon Wagner, der bei Hofbildhauer Wolfgang van der Auvera in Würzburg gelernt hatte.

Möbel und Tafelwerk im Schloß stammen von den Schreibern Walzer (von ihm kennen wir leider keinen Vornamen) und Franz Balle aus Würzburg, als Maler war Johann Heinrich Becker aus Fulda tätig. Ob er jedoch das bekannte Borié-Porträt (Abb. 1) geschaffen hat, ist damit aber nicht gesagt. Daneben war natürlich auch eine große Zahl von Handwerkern aus Neuhaus, Neustadt und der näheren Umgebung beim Schloßbau tätig.

Abgerundet wurde der neue Schloßkomplex zwischen 1773 und 1776 mit dem Bau der Kapelle zum Heiligen Kreuz. Geweiht wurde sie am 24. September 1776 durch den Würzburger Weihbischof Anton Daniel Freiherr von Gebstättel. Aus diesem Anlaß ent-

stand eine Festschrift, die das Ehepaar Borié vor den Neubauten zeigt mit vielen Leuten, die wohl jene 4.460 Personen darstellen sollen, die an diesen Tagen in Neuhaus ihre Firmung empfingen.<sup>61</sup>

Während sich der Baumeister Johann Conrad aus Neustadt als handwerklicher Bauleiter<sup>62</sup> bestätigt, wächst der Zweifel an Architekten. Fast gebetsmühlenartig und in Zeiten des Internets auch vielfältig kopiert wurde bisher Heinrich Todesko – auch gern ‚Enrico Tedesco‘ italianisiert – bemüht. In Renningers Rechnungen taucht der aus Hessen gebürtige Jurist aber immer nur als ‚Bauverwalter‘ auf, der im Monat mit 9 Gulden 9 Batzen bezahlt wurde und keinen eigentlich üblichen Accord über die gesamte Bausumme geschlossen hatte.<sup>63</sup> Der Schöpfer eines so harmonischen Landschlusses im Übergangsstil vom Rokoko zum Klassizismus müßte auch mit anderen Bauwerken bekannt geworden sein. Todesko taucht aber nirgends auf. Wäre denn ein italienischer Stararchitekt, als der er in manchen Führern dargestellt wird, 1772 persönlich nach Gotha gefahren, um eiserne ‚Canon Öfen‘ für das Schloß zu bestellen?

Die Aufgabe Todeskos war anscheinend eine andere. Aus den jetzt zugänglichen Materialien des Schloßarchivs Neuhaus und aus neu aufgefundenen Archivalien aus dem Borié-Erbe im Familienarchiv Fahnenberg, das im Stadtarchiv Freiburg aufbewahrt wird, erweist sich, daß er der getreue Stellvertreter seines Herrn in der Sommerresidenz war, sogar über dessen Tod hinaus. Ein guter Teil dessen, was der Historiker Baader Borié an Eigenschaften eines ‚guten Hausvaters‘ seiner Untertanen nachrühmt,<sup>64</sup> ist sicherlich Todesko zuzuschreiben. In seinem Sterbeeintrag heißt es unter anderem: Todesko, Henricus 12. 5. 1797 ‚olim Satrapa in Neuhaus bei de Borié‘.<sup>65</sup> Der Begriff ‚Satrap‘ wird zu dieser Zeit in Bezug auf die Verwaltungstätigkeiten von Juristen gebraucht.

Den Bauplan für Schloß Neuhaus aber mag Egid von Borié aus Wien mitgebracht haben. Leider hat er sich nicht erhalten oder ist zumindest bislang nicht aufgetaucht. Auch späteres Planmaterial ist kaum zu finden. Deshalb



Abb. 4: Weihe der Schloßkapelle in Neuhaus am 24. September 1776.  
(Zeitgenössische anonyme Zeichnung)

wurde auf die Uraufnahme des Grundsteuerkatasters zurückgegriffen.<sup>66</sup>

Sie zeigt, warum es übertrieben ist, von einem Drei-Flügel-Bau zu sprechen. Denn die „Flügel“ entsprechen nur einer Fensterachse, springen eher pavillonartig aus der Grundbaumasse hervor. Das Urkataster zeigt zwar den Zustand von 1848, also rund 50 Jahre nach Egid von Borié. Doch wurde am Schloß zwischenzeitlich nichts Grundsätzliches geändert. Der Wirtschaftshof mit zwei Hofbauernstellen schloß westlich an, Mühle und Brauhaus des Gutskomplexes lagen im Norden. Auch gab es neben der von Borié erbauten Schloßkapelle eine Synagoge mit Schule und Lehrerwohnung. Sogenannte Schutzjuden wurden in Neuhaus nicht erst von Borié angesiedelt. Bereits unter dem Vorbesitzer Grappendorf gab es acht Judenhäuser, wie aus dem Kaufvertrag hervorgeht.<sup>67</sup>

Renningers Rechnungen geben aber auch einigen Aufschluß über Boriés wirtschaftliche Aktivitäten. Etwa in der großen Landwirtschaft mit den Neuerungen Kleeanbau, Stallfütterung und der Schafzucht, die zu Neuhaus und zum Salzburg-Anteil ebenso gehörte wie zum Gut Dürrnhof. Obendrein wurden auf dem Salzburg-Berg Tausende von Obstbäumen gepflanzt. In der Salzburg selbst investierte er erheblich in einen großen Musterbauernhof, den er teilweise in die ehrwürdigen Ruinen einbauen ließ. Die Burg

im späten 18. Jahrhundert ohnehin ein kleines Dorf in sich. Neben einigen Häusern für Pächter und Tagelöhner ließ Borié Ställe und eine riesige Scheune bauen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts wegen des Neubaus der Bonifatius-Kapelle wieder abgerissen wurde.<sup>68</sup>

Auch die Bemühungen um eine Wollmanufaktur und eine Bleicherei fanden in den Rechnungskopien Renningers ihren Niederschlag, ebenso die Seidenraupenzucht, die dafür notwendige Kultivierung von Maulbeerbäumen und die Damastweberei, die in Neuhaus und Dürrnhof betrieben wurden – alles Maßnahmen im merkantilistischen Sinne einer besseren Nutzung der Ressourcen. Überhaupt wurde das Gut an der fränkischen Saale für den Staatsmann Borié sowohl Experimentierfeld wie auch Spiegel seiner Bemühungen um die in den Türkenkriegen verwüsteten und entvölkerten Gebiete Ungarns. Zur Ansiedlung dorthin holte er viele Familien

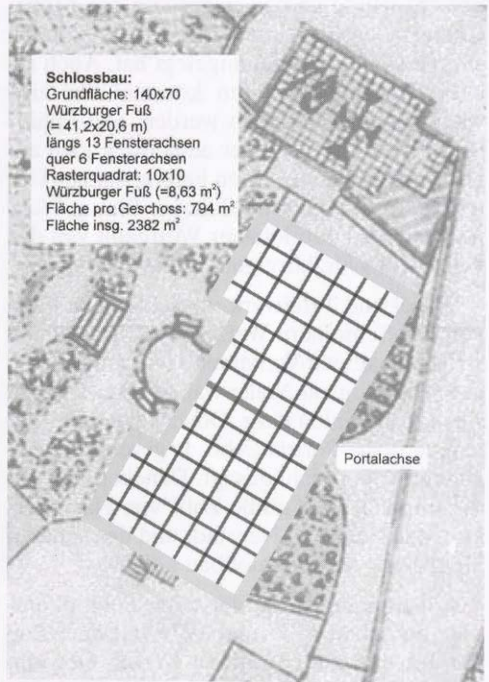


Abb. 5: Grundriß von Schloß Neuhaus mit Fensterachsen und Maßangaben.  
(Michael Neubauer auf Urkataster)

aus der Rhön.<sup>69</sup> Als Auswanderungsbürodiente damals sein Schloß Neuhaus.

### Anmerkungen:

<sup>1</sup> S. u.a.: Fahnenberg, E. J. K. von: Lebensgeschichte des Erzherzoglich Österreichischen Reichtagsgesandten Egid Valentin Felix Reichsfreyherrn von Borie. Wetzlar 1795. – Oberthür, Franz: Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands, besonders dessen Hauptstadt Würzburg, Erlangen 1795, S. 28–33. – Schlichtegroll, Friedrich: Nekrologe auf das Jahr 1793. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen. Gotha 1796, S. 318ff. – Schöpf, Gregor: Historisch-statistische Beschreibung des Hochstifts Würzburg. Hildburghausen 1802, S. 169, S. 221, S. 369.

<sup>2</sup> Baader, Klement Alois: Das gelehrte Baiern oder Lexikon aller Schriftsteller welche Baiern im 18. Jahrhunderte erzeugte und ernährte. Nürnberg–Sulzbach 1804, Bd. 1, Sp. 118ff.

<sup>3</sup> Arneth, Alfred Ritter von: Artikel ‚Borié, Egid Freiherr von‘, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 3 (1876), S. 159–160.

<sup>4</sup> Szabo, Franz A. J.: Kaunitz and enlightened absolutism. Cambridge 1994, S. 107, Fußnote 134.

<sup>5</sup> Muzik, Peter: Staatsmann, Aufklärer, Katholik: Egid von Borié, Reichsfreiherr zu Neuhaus, Salzburg und Dürrnhof. Beiträge zur Geschichte von Bad Neustadt IIIA. Bad Neustadt/Creußen 2010.

<sup>6</sup> Jahns, Sigrid: Das Reichskammergericht und seine Richter. Verfassung und Sozialstruktur eines höchsten Gerichts im Alten Reich. Teil 2 Biographien. Köln–Weimar–Wien 2003, S. 3ff.

<sup>7</sup> Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Kirchenbücher, Rastatt St. Alexander, 18.11.1719.

<sup>8</sup> Staatsarchiv Wertheim-R, Rep. 18, Nr. 63.

<sup>9</sup> Cordes, Albrecht: Das Reichskammergericht (1495–1806), in: zeitenblicke 3 (2004), Nr. 3, [http://deposit.ddb.de/ep/netpub/43/37/61/976613743/\\_data\\_stat/index.htm](http://deposit.ddb.de/ep/netpub/43/37/61/976613743/_data_stat/index.htm).

<sup>10</sup> Jahns: Reichskammergericht (wie Anm. 6), S. 9.

<sup>11</sup> S. Anm. 1.

<sup>12</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 20.

<sup>13</sup> Jahns: Reichskammergericht (wie Anm. 6), S. 225.

<sup>14</sup> Fahnenberg: Borié (wie Anm. 1), S. 5.

<sup>15</sup> Kestler, Johann Baptist: Nachrichten von der fränkischen Familie von Reibelt, in: AHVU 2, H. 3 (1834), S. 115–140.

<sup>16</sup> Staatsarchiv Bamberg, SchloßA Guttenberg, Bände Neuhaus unverzeichnet.

<sup>17</sup> Schott, Herbert: Das Verhältnis der Stadt Würzburg zur Landesherrschaft im 18. Jahrhundert. Würzburg 1995 (Mainfränkische Studien 58), S. 90ff. – Der Autor, der sich hauptsächlich auf Archivalien des Domkapitels stützt, sieht auch die Rolle, die Borié in Würzburg spielt, sehr viel skeptischer als ältere Historiker.

<sup>18</sup> S. Anm. 1.

<sup>19</sup> Selig, Robert: Rätige Schafe und geizige Hirten. Studien zur Auswanderung aus dem Hochstift Würzburg im 18. Jahrhundert und ihre Ursachen. Würzburg 1988 (Mainfränkische Studien 43), S. 85ff.

<sup>20</sup> Korth, Thomas: ‚Neumann, Balthasar‘, in: Neue Deutsche Biographie 19 (1998), S. 140–142.

<sup>21</sup> Jahns: Reichskammergericht (wie Anm. 6), S. 225.

<sup>22</sup> Ebd., S. 67f.

<sup>23</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 14.

<sup>24</sup> Ebd., S. 31.

<sup>25</sup> Ebd., S. 34.

<sup>26</sup> Mehl, Heinrich/Neubauer, Michael: Burgen und Schlösser. Merkzeichen einer Landschaft. Mellrichstadt 1977, S. 84.

<sup>27</sup> Vgl. Wegerer, David: Die Juden im Hochstift Würzburg während des 17. und 18. Jahrhunderts. (Diss.) Würzburg 1920, S. 84. – Flade, Roland: Die Würzburger Juden. Würzburg <sup>2</sup>1996, S. 54ff. – König, Imke: Judenverordnungen im Hochstift Würzburg (15.-18. Jh.). Frankfurt/Main 1999, S. 83f.

<sup>28</sup> Schott: Landesherrschaft (wie Anm. 17), S. 53.

<sup>29</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 38.

<sup>30</sup> Kunisch, Johannes (Hrsg.): Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg. Frankfurt/Main 1996, druckt den Text mit entsprechender Würdigung erneut ab.

<sup>31</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 40ff., auch für die folgenden Absätze.

<sup>32</sup> Schlichtegroll: Nekrologe (wie Anm. 1), S. 308.

<sup>33</sup> Schünemann, Konrad: Die Wirtschaftspolitik Josephs II. in der Zeit seiner Mitregentschaft, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 17 (1933), S. 22.

<sup>34</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 65.

<sup>35</sup> Fahnenberg: Borié (wie Anm. 1), S. 14.

<sup>36</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 58.

- <sup>37</sup> Lange, Joseph: Biographie des Joseph Lange, K. K. Hofschauspielers. Wien 1808, S. 14f.
- <sup>38</sup> Schläger, Hans: Tobias Philipp Freiherr von Gebl. Sein Leben und sein Wirken in Osterreich (1726–1786). (Diss. masch.) Wien 1971.
- <sup>39</sup> Muzik: Borié (wie Anm. 5), S. 67ff.
- <sup>40</sup> Baader: Lexikon (wie Anm. 2), Sp. 120.
- <sup>41</sup> Staatsarchiv Darmstadt, F 1 Mittelrheinische Ritterschaft, 25/3.
- <sup>42</sup> Fahnenberg: Borié (wie Anm. 1), S. 20.
- <sup>43</sup> Härter, Karl: Reichstag und Revolution 1789–1806. Die Auseinandersetzung des Immerwährenden Reichstags zu Regensburg mit den Auswirkungen der Französischen Revolution auf das Alte Reich. Göttingen 1992.
- <sup>44</sup> Staatsarchiv Bamberg, SchloßA Guttenberg, Bände Neuhaus, unverzeichnet; alte Bleistift-Nr. 61.
- <sup>45</sup> Staatsarchiv Bamberg, SchloßA Guttenberg, Urkundenselekt Neuhaus, Nr. 18.
- <sup>46</sup> Staatsarchiv Bamberg, SchloßA Guttenberg, Urkundenselekt Neuhaus, Nr. 19.
- <sup>47</sup> Umfangreiche Streitakten befinden sich im Staatsarchiv Würzburg, Ritterschaft, Nr. 310–317.
- <sup>48</sup> Neubauer, Michael: Das Eichenhäuser Schloß hat sein Gesicht zurück, in: Main-Post vom 13. August 2010, Ausgabe Bad Königshofen.
- <sup>49</sup> Staatsarchiv Meiningen, Lehen-Archiv Nr. 4612.
- <sup>50</sup> Schnell, Otto: Geschichte der Salzburg an der fränkischen Saale, in: AHVU 28 (1885), S. 104.
- <sup>51</sup> S. Anm. 48.
- <sup>52</sup> Staatsarchiv Meiningen, Lehen-Archiv Nr. 1190.
- <sup>53</sup> Staatsarchiv Meiningen, Debitkommission 915.
- <sup>54</sup> Stadtarchiv Freiburg, Familienarchiv Fahnenberg L 4.2, Archiv I, Teil 1.
- <sup>55</sup> Waldenfels, Otto von: Die Freiherrn von Waldenfels. Bd. III, 1959, S. 260f., Bd. IV, 1966, S. 340ff.
- <sup>56</sup> S. Anm. 49, S. 107f.
- <sup>57</sup> Die Familie Guttenberg war 1888 durch Heirat in den Besitz von Neuhaus mit Salzburg gekommen, siehe Memminger, A: Neustadt a.S., Bad Neuhaus und Salzburg. Würzburg <sup>2</sup>1924, S. 117. Das Schloßarchiv Neuhaus wurde zur Sicherung ins Archiv auf Schloß Guttenberg in Oberfranken überführt. Dieses umfangreiche Adelsarchiv wurde schon in den vergangenen Jahren von Archivoberrat Dr. Klaus Rupprecht aus Bamberg betreut.
- <sup>58</sup> Der Plan wurde vom Verlag Sendner & Neubauer, Bad Neustadt/Creußen, zur Feier „250 Jahre St. Ägidius in Dürrnhof“ am 5. September 2010 veröffentlicht.
- <sup>59</sup> Staatsarchiv Bamberg, SchloßA Guttenberg, Karton 874 (vorläufig), Rechnung 1765/66.
- <sup>60</sup> Staatsarchiv Würzburg, Gebrechenamt VII W 708.
- <sup>61</sup> Engel, Wilhelm: Festtage in Bad Neuhaus, in: Altfränkische Bilder. Würzburg 1960, S. 15f.
- <sup>62</sup> Benkert, Ludwig: Bad Neustadt. Die Stadtchronik. Bad Neustadt 1985, S. 467.
- <sup>63</sup> S. Anm. 60.
- <sup>64</sup> S. Anm. 2.
- <sup>65</sup> Pfarrmatrikel Salz, Bd. 4, Verstorbene, S. 65. Den freundlichen Hinweis verdanke ich Herrn Heinz Gauly aus Salz.
- <sup>66</sup> Blatt NW 105.41c vom Jahr 1848.
- <sup>67</sup> S. Anm. 44.
- <sup>68</sup> Neubauer, Michael: Das Dorf in der Salzburg, in: Wagner, Heinrich/Zeune, Joachim (Hrsg.): Das Salzburgbuch. Bad Neustadt 2008, S. 217ff.
- <sup>69</sup> S. Anm. 19.

„Du edler Saft der Beeren, bring' uns're Rhön zu Ehren!“

Der Weinbau in der Rhön und dem Grabfeld war einst weit verbreitet

von

Reinhold Albert

Das Hauptgetränk im Mittelalter war auch in Rhön und Grabfeld der Wein. Der Rebenanbau wurde auch hier von den Klöstern eingeführt – von Bildhausen, von Wechterswinkel, von St. Stephan usw. Die Ausdehnung des Weinanbaus in dieser Gegend hatte jedoch schon im 12. Jahrhundert ihr Maximum erreicht. Mit dem Einsetzen der hochmittelalterlichen Wüstungsperioden zwischen 1340 und 1470 setzte auch der Rückgang des Weinanbaus ein. Die Hauptursache scheint eine deutliche Klimaverschlechterung gewesen zu sein, die im 13. Jahrhundert begann. Die Jahrhunderte davor waren deutlich wärmer.<sup>1</sup>

Der Weinbau, der um Neustadt/Saale in zahlreichen Flurlagen betrieben wurde, hatte sich bis 1662 von den Schäden des Dreißigjährigen Krieges (1618–48) offenbar weitgehend erholt. In jenem Jahr lagerten in den Kellern der Neustädter Bürger 858 Fuder<sup>2</sup> (rund 58.000 Liter) Wein. Soviel konnte man unmöglich in der Stadt allein ausschenken; der Weinhandel aber florierte nicht mehr wie ehemals. Der Frankenwein hatte seinen guten Ruf verloren; er galt als säuerlich und herb. Alle Versuche des Landesherrn, durch Ankauf edler Rebensorten, feldpolizeiliche Verfügungen und verschärfte Mandate gegen das Strecken und Fälschen des Weines die Situation zu verbessern, halfen nur wenig. Die schlechten Straßenverhältnisse boten ein zusätzliches Hindernis. So verlor sich allmählich das Interesse an der harten und wenig einträglichen Arbeit im Weinberg; späte Frühjahrsfröste und Schädlinge taten ein übriges.<sup>3</sup>

### Zur Qualität des Rhöner Weines

Ein guter Wein braucht 40 Sonnentage, um trinkbar zu sein, sonst gibt es einen sauren Tropfen, lautet die Faustregel. Wurde dieses Limit unterschritten, passierte folgendes, wie ein Zeitzeuge vor mehr als drei Jahrhunderten

niederschrieb: „Ich habe zuweilen gesehen, daß so verdorbener Wein den Leuten vorgesetzt worden, daß dieser nur mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen, mit Schaudern und Widerstreben, eher geseiht als getrunken werden mußte!“ 1646 hielt ein Chronist aus unserer Heimat fest: „Ist der Wein und Getreid übel geraten. Hat einer müssen lachen, ehe er getrunken.“ Ein amtliches Urteil über den Neustädter Wein lautete: „Ein starker Trunk davon ließ die Zähne zusammen beißen.“ Andernorts wurde niedergeschrieben: „Nach solchen Trunk kamen ihm die Tränen“ oder: „Nach solchem Trunk mußte man mehr weinen als lachen“ und ähnliches.<sup>4</sup>

Liebenswerte Bezeichnungen des ehemaligen Rhöner Weins waren z.B. „Lacrimae Petri“ (= Tränen des Petrus, nach dem Bibelzitat: „Er ging hinaus und weinte bitterlich!“), „Wechterswinkler Aufbrüh“ oder „Wollbicher Dünnpfiff“. Mancher Spötter sprach vom „Rhöner Sauerampfer“, der, wenn man ihn trank, hinten alles zusammenzöge. Ein Spötter dichtete ungelent:

„Der Rhönwein ist zwar herber (als der Rheinwein), aber umso stärker.  
Denn diese Weinsäure, eine ungeheure,  
gegen sie ist Schwefelsäure Milch, die Süße.  
Fällt ein Tropfen auf den Tisch,  
brennt er durch mit Gezisch,  
läuft hindurch die Platte.  
Der Henneberger Rüstung  
zerstörte er die Watte,  
weil er so viel Löcher frißt in Kleider.“

Der goldene, in der Rhön auch manchmal rötliche Trank soll besonders in der Pestzeit im 16. und 17. Jahrhundert Wunder gewirkt haben. Es wird von einem geistlichen Würdenträger Wundersames berichtet, der von der Pest befallen war: „... Und nochmals trau', der sieche Probst und versank in tiefem

*Schlaf. Es geht die Sage: Zwei Nächte schlief er und zwei Tage, dann sprang er auf aus dem Bett, genesen, als wär er niemals krank gewesen und pries den Wein, der solche Kraft bewies.*<sup>5</sup>

## *Der Rückgang des Weinbaus in Rhön und Grabfeld*

Die einst blühende Weinkultur im Saale- und Streutal ging von Jahr zu Jahr zurück. Kein Wunder, daß es in einem Gutachten des Würzburger Kammerrats von 1769 heißt, der Weinstock solle angesichts des geringen Ertrags ganz ausgerottet werden. Statt Weinbau empfahl man den Obst- und Gemüseanbau, der in der Folgezeit große Verbreitung fand.<sup>6</sup>

Am Beispiel von Neustadt/Saale kann der Verfall des Weinbaus exemplarisch nachvollzogen werden. Aus Ratsprotokollen ist ersichtlich, daß der Stadtrat für sämtliche Weinberge rund um Neustadt vier amtliche Beerhüter aufstellte und sie mit Schußwaffen und Pulver versah, damit sie gegen einfallende Spatzen vorgehen konnten. 1780 suchten wir erstmals die Aufstellung von Beerhütern vergebens und hören, daß es sich nicht mehr lohne und keine Beerhüter mehr nötig seien.<sup>7</sup>

Alljährlich ist im Ratsbuch von Neustadt eine Weinlese-Ordnung enthalten, die mit dem Prälaten von Bildhausen abgesprochen war. Dort wurde bestimmt, in welcher Reihenfolge die einzelnen Weinbergslagen abgelesen werden, damit der Weinzins oder „Zehent“ durch die Weinknechte eingesammelt werden konnte. 1809 gab es erstmals keine solche Weinlese-Ordnung.<sup>8</sup>

Bereits um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert begann auch andernorts der Rückgang der Rebenflächen. Mehr und mehr wandte sich auch die breite Volksmasse vom teuren Wein dem billigeren Bier zu. Besonders im nördlichen Franken hatte diese Umstellung schon weit um sich gegriffen. 1796 z.B. kostete eine Maß des geringsten Weins 24 Kreuzer, eine Maß Bier ganze vier Kreuzer.<sup>9</sup> Nahezu alle Gemeinden hatten zudem im ausgehenden 18. Jahrhundert ein eigenes Brauhaus errichtet, in welchem sich die Ortsnachbarn ihren Hastrunk selbst brauen durften.

Von einschneidendem Einfluß war zweifelsohne auch die Aufhebung der Klöster im Zuge des Säkularisation 1803.<sup>10</sup> Allmählich fehlten auch die Käufer für einen Wein, der nicht mehr in Wettbewerb treten konnte zu den neu eingeführten Weinen aus dem Main- und Rheintal oder gar aus dem fernen Ausland, so aus Frankreich. Durch das Aufheben der Zollgrenzen 1830 kam zudem billigerer und vor allem qualitätsmäßig besserer Wein ins Land.

1814 wurde im Amt Neustadt nur noch auf 898 Morgen Weinbau betrieben, im Amt Mellrichstadt nur mehr auf 69 und im Amt Königshofen gar nur auf 30 Morgen. Für alle drei Ämter werden überhaupt keine Erträge gemeldet, während das Amt Kissingen für 91 Morgen Weinberg nur 18 Eimer Wein (rund 15 hl) als Ernteertrag meldete.<sup>11</sup>

Einen Grund für den Rückgang waren schlechte Erntejahre. 1821 teilte Dr. Franz Georg Benkert mit:<sup>12</sup> *„Der sonst so beträchtliche Weinbau in Nordheim/Rhön ist nun völlig verschwunden, einzelne Rebenstöcke in den Hausgärten ausgenommen. Die Weinberge in den nahe gelegenen Ortschaften Ostheim, Unterwaldbehrungen, Stockheim und weiter abwärts scheinen nun auch bald verschwinden zu wollen. Wozu die aufeinander folgenden Mißjahre 1814, 1815, 1816, 1817 etc. mit verantwortlich waren. Der Weinstock will ja in ganz Franken nicht mehr recht, wie ehemals gedeihen. Das Klima scheint in der Rhöngegend sonst milder gewesen zu sein, indem man selbst in den dem Rhöngebirge zunächst liegenden Feldern vor 200 Jahren Weinberge sah.“*

Nach der 1816 veröffentlichten Auffassung von Franz Georg Baur ging der Weinbau in der Rhön deshalb ein, weil der schützende Wald fehlte. Mit dem Klima sei der Wein härter geworden, wie die Sitten, konstatierte er.<sup>13</sup>

Götz berichtet in seinem Handbuch für den Untermainkreis für 1824 u.a. über folgende Weinbauorte in der Rhön: Hollstadt, Neustadt, Salzburg, Salz, Niederlauer und Hohenroth. Er teilte mit: *„Man erntet dort nirgends in Mengen; der beste Wein wächst zu Hollstadt und an der Salzburg.“*

Wie weit eine Klimaverschlechterung und die damit einhergehende Qualitätsminderung, wie von vielen Seiten behauptet, an diesem Rückgang beteiligt war, ist strittig. Sicherlich stehen die wirtschaftlichen Ursachen im Vordergrund. Für das Eingehen des Weinbaus im 19. Jahrhundert in unseren Breiten war schließlich auch noch das massenweise Auftreten der Schädlinge mit ursächlich. Die Reblaus, die nach Brockhaus 1874 in Deutschland eingeschleppt wurde, gab dem Weinbau den Rest.

Schon 1830 wird der Ertrag der Neustädter Weinberge als „sehr unbedeutend“ bewertet und der erzielte Rebensaft als „... von sehr schlechter Qualität“ bezeichnet. Während 1833 in Neustadt 303 Morgen<sup>14</sup> Weinberge gezählt wurden, waren es 1834 nur noch 80 Morgen, für die weitgehend infolge einer Mißernte völliger Steuernachlaß vom Rentamt gewährt wurde.

Der Mangel an ergiebiger Ernte ließ die aufgewendeten Mühen und Arbeiten in den

Weinbergen als unsinnig erscheinen. Von den schlechten Weinbergslagen ausgehend ließ man den Weinbau fortschreitend eingehen und wandte sich dem Kleeanbau zu, wenn man nicht gar die Weinberge überhaupt brach liegen ließ.

Aus dem Grabfeld berichtet Johann Wilhelm Rost 1832:<sup>15</sup> „Weinbau – Dieser mag ehemals, wo es die vielen Weinberge zu Leinach, Sulzfeld, Kleinbardorf, Saal, Wülfershausen, Großebstadt, Königshofen, Herbstadt und Eyershausen gab, nicht unbedeutend gewesen sein. Nun ist er beinahe auf nichts herunter gesunken, bloß Großebstadt, Saal und Wülfershausen bauen nur noch etwas wenig Wein, und dieser ist im Durchschnitt von geringer Qualität.“

Rund um die Salzburg bei Neustadt/Saale allerdings wurde weiterhin geerntet und gemostet. Ab 1862 wird in der „Rhön- und Saalepost“ alljährlich über die Weinversteigerungen aus dem Eigenbau der Freiherrlichen Weinkeller in Neuhaus berichtet. 1892



Abb. 1: Daß einstmals selbst auf dem höchsten Berg Unterfrankens – dem Kreuzberg in der Rhön – Weinbau betrieben wurde, beweist diese vor ca. einem halben Jahrhundert entstandene Aufnahme eines Mönchs bei der Traubenernte am Kloster.

war der letzte öffentliche Weinverstrich. Dazu heißt es, „... nur wenig Hektoliter Most, je hl 40 Mark“ seien angeboten worden.

1872 soll als letzter Privatmann Volksschulrektor Böhnlein auf seinem Weinberg am Altenberg Weinlese gehalten und Wein gekeltert haben. Damals befand sich als letzte private Weinkelter eine solche im Keller des Anwesens, in dem sich heute die Volksbank am oberen Marktplatz befindet.<sup>16</sup> Der pensionierte Schulrat Alfons Maria Borst erinnerte sich in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts: „Die letzten Weintrauben suchten wir noch als Schuljungen wenig nach 1900 am Südhang der Salzburg in der Nähe vom „heiligen Mann“ (Franziskus-Figur). Auch unterm Altenberg suchten wir begeistert nach Weintrauben.“

1901 galt Neustadt übrigens immer noch als „Weinbaugebiet“ im Sinne des § 3 Abs. III des Weingesetzes. Bis um 1930 trugen noch die Südhänge bei Hollstadt Reben. Wenn ihre Früchte auch nicht im Ruf besonderer Güte standen und ihr Blut auf keiner festlichen Ta-

fel prangen konnte, so kelterten die Bauern doch daraus einen Haustrunk, der den Durst löschte, besonders wenn man ihn mit Mineralwasser, das dort gewonnen wurde, vermischte.

### *Was erinnert an den Weinbau in Rhön und Grabfeld?*

Nicht nur Flurnamen deuten heute noch auf den ehemaligen Anbau des Weins hin, sondern z.B. die stufenförmige Anlage zahlreicher Süd- und Südwesthänge.

Das volkskünstlerische Relief am Erker des 1. Stockwerkes an einem um 1750 erbauten Haus am Markt in Bad Neustadt (heute Optik Witzel) erinnert ebenfalls an den Weinbau in unserer Heimat. Wir finden diese Darstellung deutlich beschrieben in der Bibel, IV. Mos. 13. 23 und Jos. 2.1: „Moses schickte die Kundschafter nach Kanaan. Sie kamen in das Traubental, schnitten dort eine Rebe mit einer einzigen Traube ab und trugen sie zu zweien an einer Stange ...“ Ein Zier- und Spruchband

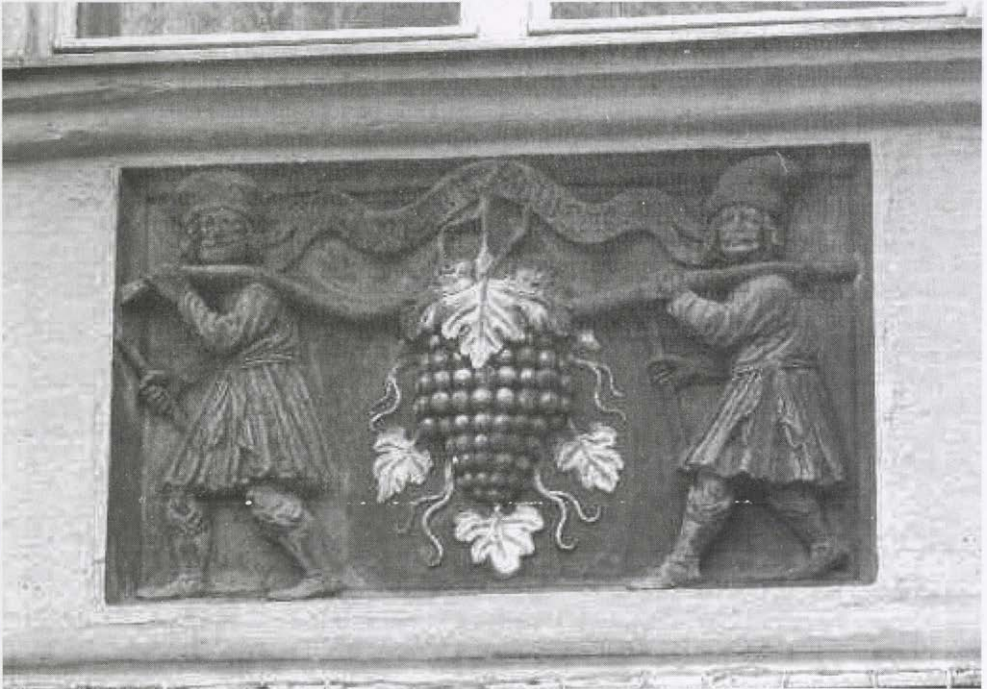


Abb. 2: Relief mit den Kundschaftern Joshua und Kaleb an einem 1750 erbauten Haus am Markt in Bad Neustadt.

mit der Inschrift: „zur gruenen Weintrauben“ schwingt sich um die beiden Kundschafter. Bei dieser Darstellung handelt es sich um eine selten gewordene Hausmarke, und zwar den Hinweis auf eine ehemalige Heckenwirtschaft. Einstmals gab es in Bad Neustadt übrigens an die 50 solcher Heckenwirtschaften.<sup>17</sup>

In Nordheim vor der Rhön erinnern geschnitzte Eckbalken an den ehemaligen Weinbau, denn die dort dargestellten Männer, die einen Krug in der Hand halten, besagten, daß das Schankrecht auf diesem Haus ruhte. Ein besonders interessantes Bildnis befindet sich am Haus Nr. 46 in der Thannstraße (Bauzeit 1680–1700). Ein Mann trägt einen langen Mantel, der vom Hals bis zu den Füßen zugeknöpft ist. In der einen Hand hält er einen Kelch und in der anderen einen langen Stab. Der Kelch besagt, daß man hier Wein auschenken durfte, der lange Mantel und der Stab zeigen an, daß hier der Weinbergshüter wohnte.<sup>18</sup>

St. Urban, der weitaus bedeutendste Schutzherr von Winzern und Wein, erfuhr in einer ganzen Reihe von Ortschaften des Landkreises Verehrung. Eine Figur des Heiligen, immer in Bischofsornat mit Tiara und dem Attribut Weintraube auf einem Buch dargestellt, ist in der Kreuzkapelle in Alsleben ebenso aufgestellt wie in den Pfarrkirchen von Heustreu, Mittelstreu, Salz und Wülfershausen. In der Pfarrkirche von Stockheim wurde eine ihn darstellende, eindrucksvolle Holzplastik aus der Zeit um 1500 gefunden, die heute im Rhönmuseum in Fladungen steht.

Wie St. Urban gelten auch die Heiligen Kilian, Vitus, Georg und Laurentius als Weinheilige, weil sie wichtige Wetterpatrone sind oder weil ein Detail ihres Märtyrerlebens in symbolischem Zusammenhang mit Wein gesehen wird. Vitus ist der Kirchenpatron von Wülfershausen, Laurentius von Lorenzen. In Lorenzen ist vor dem Kirchlein ein Bildstock von 1797 aufgestellt, auf dem auch der hl. Urban abgebildet ist. Urban erscheint noch ein zweites Mal an einem Flurdenkmal in diesem Raum, und zwar als linke Seitenfigur an einem Altar von 1769 in den Wiesen bei Herschfeld.<sup>19</sup>



Abb. 3: Eckbalken am Haus Thannstraße 46 in Nordheim.

Seit der Antike sind Weinrebe und Traube in der gesamten europäischen Kunst eines der bekanntesten Schmuckmotive. Auch in Rhön und Grabfeld ist ihre bildliche Wiedergabe – in Stein und Holz, als Relief, gemalt oder gedruckt – überall aufzuspüren. Die Ausstattung vieler Kirchen kennt die schmückende Weinranke; wir finden sie an den gewundenen Säulen, die den Altar der Laurentiuskapelle in Brendlorenzen einrahmen oder am schönen Taufstein der Kirche in Ostheim. Das Motiv „Wein“ erscheint auf Blaudruck aus der Rhön, auf Tonmodellen und kupfernen Kuchenformen. Die vielleicht älteste Darstellung ist auf einer im Fladunger Museum ausgestellten Bodenfliese aus der Zeit um 1250 zu sehen – sie stammt aus der Stadtpfarrkirche in Mellrichstadt und zeigt die charakteristischen Umrisse von Weinblättern. Der wohl interessanteste Fund in diesem Zusammenhang ist ein mit Reben umkränzter Frauenkopf an einem Strebepfeiler der Sakristei von St. Johann in Brendlorenzen.



Abb. 4: Bildstock von Jakob Bindrim bei Saal an der Saale.

In zwei Bereichen des Kunsthandwerks in Rhön und Grabfeld ist die Abbildung der Weinrebe besonders auffällig vertreten. Zum einen sind es die Flurdenkmäler unserer Landschaft, die das Motiv tragen. Nicht nur Bildstöcke in der Nähe der einst weinreichen Hänge an Saale und Streu – bei Niederlauer etwa oder bei Saal –, sondern auch Martern in rauheren Rhöntälern, wie z.B. bei Oberweißbrunn, kennen die Traube als Gehäuseschmuck, kennen vor allem die den steinernen Schaft umwindende Weinrebe. Ein Bildstock bei Haselbach ist wohl das höchstgelegene Denkmal dieser Art, der Bildstock von Saal an der Saale der Auffälligste. Sein Steinmetz – Jakob Bindrim – hat Namen und Datum in das größte der Weinblätter gemeißelt.

Weiter taucht im Landkreis Rhön-Grabfeld Rebensmuck an den Eckbalken von Fachwerkhäusern auf, vor allem in Sondernau, Weisbach und Schönau, am deutlichsten an einem prächtigen Haus in Unterelsbach, Hauptstraße 12. Dort ist in den hölzernen Eckstock

eine Weinrebe mit Blättern und Trauben eingeschnitzt.

Eine letzte, in unserer Gegend sehr seltene Wiedergabe der Traube ist in Althausen zu entdecken. Wandschmuck eines Hauses ist dort eine farbige Holzplastik aus dem 19. Jahrhundert, die als einzige Traubenmadonna des Landkreises bezeichnet werden kann. Maria hält das Jesuskind, das mit seinen kleinen Händen mit einer Weintraube spielt. Trauben erscheinen auch am Sockelschmuck dieser Figurengruppe. Wie an Bildstöcken und Fachwerk-Eckbalken will hier das Motiv auf den Zusammenhang von Wein und Blut Christi hinweisen: Das Jesuskind hält die Weintraube und damit schicksalhaft vorausdeutend das Symbol seines kommenden Martertodes und seiner Erhöhung.<sup>20</sup>

Auch ein Weinbergunkraut, die Weinbergtulpe (*Tulpia sativa*), erinnert an den ehemaligen Weinbau in unserer Heimat. Die kleine, gelb blühende Tulpe wächst heute noch in den Weinbergen an Rhein, Mosel, Saar und in Franken (z.B. am Schwanberg bei Kitzingen),

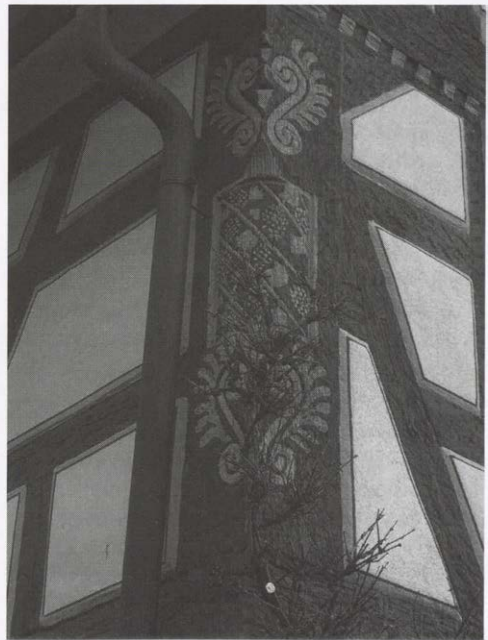


Abb. 5: Hölzerner Eckstock am Haus Hauptstraße 12 in Unterelsbach.



Abb. 6: Die alljährlich am 25. Mai in Wülfershausen an der Saale stattfindende Urbanusprozession erinnert an den ehemaligen Weinbau in der Grabfeldgemeinde. Das Photo entstand 1980.

wenngleich ihr Bestand durch die Unkrautvergiftungsmittel stark gefährdet ist.<sup>21</sup>

### *Urbanusprozession in Wülfershau- sen erinnert an den Weinbau*

Wie tief verwurzelt der Weinanbau ehemals in Wülfershausen an der Saale war, beweist die traditionelle Urbanusprozession, die heute noch in der Gemeinde jeweils am 25. Mai durchgeführt wird. Über diesen traditionellen Umgang schrieb Benefiziat Schwinger bereits 1898: „... weshalb auch alljährlich auf Sct. Urban, Patron der Weinberge, eine Prozession dahin mit dem Sct. Urbanusbild abgehalten wurde, die auch jetzt noch, nach völliger Ausrottung der Weinberge alljährlich aber nur seitens der Schulkinder mit Musikbegleitung stattfindet, die dafür mit Wecken regaliert werden.“

Früher führte die Bittprozession bis hinaus zum Kiliansbrunnen am Fuße der Weinberge, heute zu einem Wendelinusbildstock in der Flur. Am Ende zieht die Kinderprozession wieder in die Kirche, bei deren Verlassen je-

des Kind von einem Vertreter der Gemeinde einen Wecken als Erinnerung an das längst vergessene Urbani-Brot bekommt.

Eine Urbanusprozession war früher weit verbreitet. Schon 1251 finden wir in einer Bulle<sup>22</sup> des Papstes Innozenz IV. einen vierzehntägigen Ablaß für die Teilnehmer an einer Urbanusprozession im Elsaß. Danach häufen sich die schriftlichen Quellen. Darunter finden wir außer Prozessionen auch Schmausereien, Kinderfeste und Heischebräuche, aber auch Bruderschaften im Zeichen Sankt Urbans. Zentrum dieses Kultes war die um 850 gegründete Frauenabtei Erstein im Elsaß.

Der Urbanstag fällt auf den 25. Mai, an welchem zumeist die Traubenblüte beginnt, die für die zusagende Witterung ungemein wichtig ist, wenn es einen guten Fruchtansatz geben soll. Die „Eisheiligen“ Pankratius, Servatius, Bonifatius sowie die übel beleumdete „kalte Sophie“, deren Spätfröste bei Winzern und Obstbauern so gefürchtet sind, haben nun abgedankt.

Nach altem Bauernglauben beginnt am Urbanstag, nicht erst am 21. Juni des astronomischen Kalenders, auch der Sommer. So lautet ein Sprichwort:

*„Clemens will uns den Winter verleihen.  
St. Peter will uns das Frühjahr einweihen.  
Den Sommer bringt uns St. Urban.  
Der Herbst fängt mit Bartholomäi an.“*

Eine Wetterregel besagt: *„Die Witterung um Sankt Urban zeigt des Herbstes Wetter an“.*

Daß der 25. Mai aber auch zum bäuerlichen Stichtag wurde, ist auf den Sachsenspiegel zurückzuführen, in dem geschrieben steht: *„An Urbani ist vom Baum- und Weingarten der Zehent verdient“*, was nach der damaligen Rechtsauffassung besagt, wer bis zu diesem Tag die Gärten bearbeitet und versorgt, hat auch das Anrecht auf ihren Ertrag.

Ehedem stand einmal auf einem Flaschenetikett:

*„In Bergesluft und Waldesduft,  
aus Beeren klein wuchs dieser Wein.  
Du edler Saft der Beeren,  
bring' uns're Rhön zu Ehren.“*

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Kramm, Heribert: Weinbau behauptet sich über Jahrhunderte in der Rhön. In Rhönwacht – Zeitschrift des Rhönklubs, Heft 1/2002, S. 4.
- <sup>2</sup> Hohlmaß für Wein. 1 Fuder = 12 Eimer. 1 Eimer = 36 Kannen = 68 l.
- <sup>3</sup> Benkert, Ludwig: Bad Neustadt an der Saale – Die Stadtchronik. Bad Neustadt 1985, S. 156.
- <sup>4</sup> Borst, Alfons Maria: Der Niedergang des Weinbaus in und um Bad Neustadt seit 1800, in: Bad Neustädter Heimat-Blätter. Beilage zur Rhön- und Saalepost Nr. 13/1968.
- <sup>5</sup> Bote vom Grabfeld 1982 (rh): Weinanbau im Grabfeld.
- <sup>6</sup> Heim Robert: Erst der Klee löste die Trauben ab, in: Main-Post 1992.
- <sup>7</sup> Borst: Niedergang des Weinbaus (wie Anm. 4).

- <sup>8</sup> Ebd.
- <sup>9</sup> Gauly, Heinz: Das Tagebuch des Johann Valentin Behm. Salz 2009, S. 12.
- <sup>10</sup> Welte, Adolf: Der Weinbau des mittleren Mainlandes in seiner ehemaligen Verbreitung. Würzburg 1934, S. 25ff.
- <sup>11</sup> Borst Alfons Maria: Ehemaliger Weinbau in unserer Heimat. MS im Stadtarchiv Bad Neustadt – Sammlung Borst. Er nennt als Quelle insbesondere die Amtssaalbücher aus dem Staatsarchiv Würzburg von Neustadt/Saale, Bischofsheim, Fladungen, Wildberg/Saal und Königshofen.
- <sup>12</sup> Benkert, Franz Georg: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von dem Marktflecken Nordheim vor der Rhöne, S. 135.
- <sup>13</sup> Baur, Franz Nikolaus: Beschreibung des heiligen Kreuzberges und seiner Umgebungen in Hinsicht auf die Erzeugnisse und Schönheiten der Natur, mit statistischen, geschichtlichen und religiösen Bemerkungen. Würzburg 1816.
- <sup>14</sup> Ein Morgen war ein Feldstück, das ein Bauer mit einem Gespann an einem Morgen (Halbtag) pflügen konnte. Nach der Landvermessung ergaben sich dann folgende Größen für einen Morgen: Bayern 34 Ar, Sachsen 27 Ar, Preußen 25,5 Ar.
- <sup>15</sup> Rost, Johann Wilhelm: Versuch einer historisch-statistischen Beschreibung der Stadt und ehemaligen Festung Königshofen und des kgl. Landgerichtsbezirks Königshofen. Würzburg 1832, S. 8.
- <sup>16</sup> Borst: Niedergang des Weinbaus (wie Anm. 4).
- <sup>17</sup> Borst, Alfons Maria: Vom Neustädter Brauwesen. 1965.
- <sup>18</sup> Hauck, Hans: Rhön-Wein, in: Heimatjahrbuch Rhön-Grabfeld 1997, S. 207.
- <sup>19</sup> Mehl, Heinrich: Rebstock und Traube, in: Heimatblätter Rhön-Grabfeld. 1. Jg. Nr. 2/Februar 1974.
- <sup>20</sup> Ebd.
- <sup>21</sup> Fischer, Werner: Über den Weinbau in Königshofen, in: Am Kornstein – Heimatkundliche Beilage zum „Bote vom Grabfeld“, Folge 9, Dez. 1970.
- <sup>22</sup> Nach seinem Metallsiegel benannter, feierlicher päpstlicher Erlaß.

# UNESCO-Biosphärenreservat Rhön – neue Wege für eine alte Kulturlandschaft

von

Doris Pokorny

## 1. Überblick:

### 1.1. Was ist eine Kulturlandschaft und wie funktioniert sie?

Kulturlandschaften sind im Unterschied zu ursprünglichen Naturlandschaften vom Menschen genutzte, bewohnte und damit auch gestaltete Räume. Je nach Art und Intensität der Nutzung zeichnet sich ein in der Landschaft sichtbares Nutzungsmuster ab, das besonders deutlich aus der Vogelperspektive zu erkennen ist. Dank „Google-Earth“/„Google Maps“<sup>1</sup>

oder dem „Bayernviewer“ ist es heute im Internet möglich, alle Landschaften der Erde bzw. Bayerns von oben zu betrachten, ohne in ein Flugzeug oder auf einen Berg steigen zu müssen: Wälder, Wiesen und Weiden, Ackerflächen, Siedlungs- und Industriegebiete, Straßen und weitere Infrastruktur grenzen sich voneinander ab. Diese Hauptnutzungen sind oft gegliedert durch Strukturen, wie Hecken, Baumgruppen und Einzelbäume, Ranken und Raine, Alleen und Säume, Bäche und Tümpel.

Wie ein großer Flickenteppich präsentiert sich eine Landschaft und unterscheidet sich



Abb. 1: Kulturlandschaft im Biosphärenreservat Rhön (im Vordergrund Sondernau). Zu erkennen sind die verschiedenen, auch in sich differenzierten Hauptnutzungen (Acker, Grünland, Wald, Siedlung) und die vielfältigen, sie durchziehenden und begleitenden Strukturen (Hecken, Bachläufe)  
(Bildautor: Luftbild Müller, 2009).

durch ihr jeweils charakteristisches Muster. So unterscheiden sich Kulturlandschaften weltweit, aber auch innerhalb Deutschlands wesentlich voneinander: Die einzelnen Fliken können eine sehr unterschiedliche Größe, eine regelmäßige oder unregelmäßige Form aufweisen und unterschiedlich stark von linearen oder punktförmigen Strukturen durchzogen sein. Manche Landschaftsmuster wirken regelmäßig, schlicht und eintönig – und werden nicht selten auch beim realen Durchlaufen oder Durchfahren so erlebt. Andere Landschaftsmuster sind vielgestaltig und vielfältig – und stellen sich auch vor Ort als abwechslungsreiche, attraktive Landschaften dar.

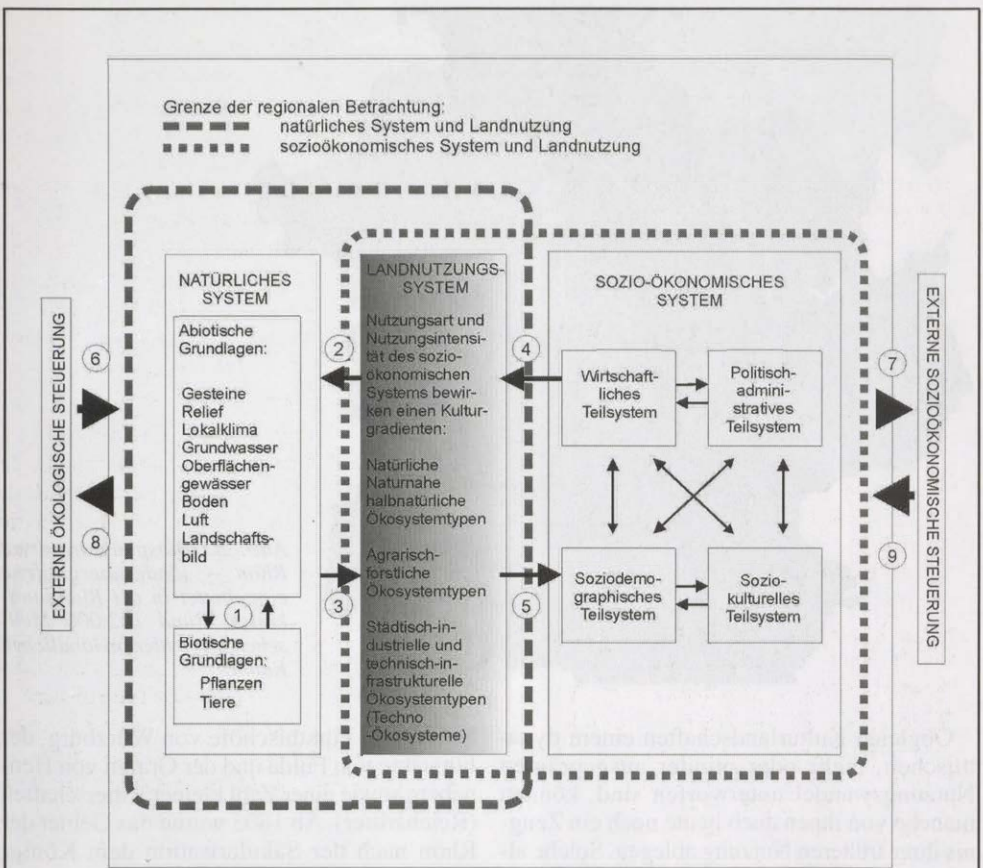
Wissenschaftlich gesehen werden Kulturlandschaften auch als sogenannte ‚Regionale Mensch-Umwelt-Systeme‘ bezeichnet,<sup>2</sup> die von zwei großen Faktorenkomplexen geprägt werden (siehe Abb. 2): es sind dies die natürlichen standörtlichen Voraussetzungen (wie Relief, Gesteine, Böden und Lokalklima) sowie die sozioökonomischen Verhältnisse, die sich als vier Teilsysteme beschreiben lassen. Zum wirtschaftlichen Teilsystem gehören z.B. die Produktion und Verteilung von Gütern und Dienstleistungen, dem politisch-administrativen System ist das politisch-rechtliche Instrumentarium zuzuordnen. Hier werden Zielvorstellungen entwickelt und laufen Entscheidungsprozesse ab. Die Bevölkerung einschließlich der Touristen und die soziale Organisation werden zum soziodemographischen Teilsystem gerechnet. Soziale Normen und Werte werden dem soziokulturellen Teilsystem zugeordnet. Im vom Menschen bewohnten, genutzten und bebauten Raum überlagern sich das natürliche und das sozioökonomische System und prägen somit die Kulturlandschaft. Die Landnutzung ist durch verschiedene Nutzungsarten und -intensitäten charakterisiert und ist als jener oben genannte „Flickenteppich“ in der Landschaft sichtbar.

Je nach Grad und Intensität der menschlichen Beeinflussung setzt sich die Kulturlandschaft aus unterschiedlichen Elementen oder Ökosystemtypen zusammen – von naturnahen Mooren und Wäldern, halbnatürlichen Kalkmagerrasen, über Äcker, Grünland und For-

sten bis hin zum bebauten Raum, der durch Straßen, Siedlungs- und Gewerbegebiete geprägt ist. Eine Region ist aber auch immer abhängig von sogenannten externen Steuerungsfaktoren, wie z.B. der Globalisierung von Märkten und (Roh-)Stoffströmen, dem Klimawandel, der EU-Agrarpolitik, der überregionalen Förderpolitik oder von luftbürtigen Nähr-/ bzw. Schadstoffeinträgen. Diese externen Faktoren können durch Maßnahmen aus der Region heraus nicht direkt beeinflusst werden und gehören daher zu den Rahmenbedingungen für Ausprägung und Entwicklung von Kulturlandlandschaften.

Im Laufe der Kulturtätigkeit des Menschen sind in Abhängigkeit von vorherrschenden natürlichen Bedingungen, dem Stand der Technik und den jeweils herrschenden sozioökonomischen Verhältnissen Kulturlandschaften unterschiedlicher Ausprägung entstanden. In intensiv genutzten Produktionslandschaften findet man in der Regel ein einfacheres Landnutzungs- oder Landschaftsmuster vor, z.B. die Ackerbauregionen in fruchtbaren Lößgebieten. Diese Landschaften werden zuweilen auch salopp als „Alltags- oder Werktagslandschaften“<sup>3</sup> bezeichnet.

In einer Region wie der Rhön findet man dagegen ein überaus vielfältiges Landschaftsmuster, das sowohl auf den unterschiedlichen Standorten in einem Mittelgebirge als auch auf den zersplitterten Eigentumsverhältnissen (Fränkische Realerbteilung) beruht. Die Rhön ist eine attraktive Landschaft mit hohem Erholungswert und großer Artenvielfalt und könnte als Gegenpol zur „Werktagslandschaft“ auch als eine „Sonntagslandschaft“ bezeichnet werden, was darauf hindeuten soll, daß die Kulturlandschaft in ihrer Schönheit, Eigenart und Vielfalt auch eine erhaltens- und bewahrenswerte ästhetisch-kulturelle Qualität hat. Diese ist zwar im Licht der landwirtschaftlichen Nutzbarkeit eine weniger produktive Kulturlandschaft, aber sie ist in anderer Weise wirtschaftlich produktiv, stellt sie doch die Basis für einen ganzen Dienstleistungsbereich dar, der in der Rhön eine große Bedeutung erfährt: den Tourismus.



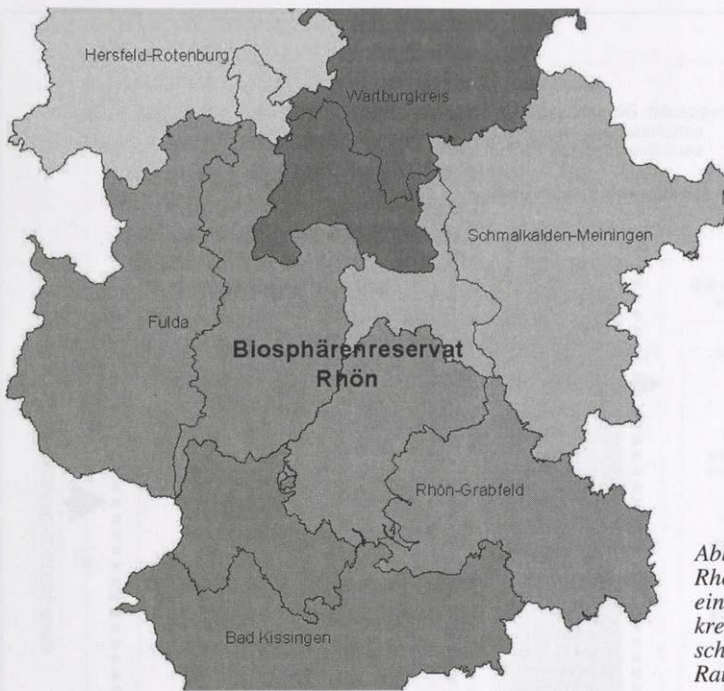
**Erläuterungen:**

1. Ökosystemare Wechselwirkungen zwischen abiotischen und biotischen Ressourcen
2. Landnutzungsänderungen und menschlicher Einfluß auf das natürliche System
3. Rückwirkungen der Veränderungen im natürlichen Bereich auf die menschlichen Nutzungsmöglichkeiten
4. Sozio-ökonomische Entwicklung und damit verbundener Nutzungswandel
5. Rückwirkung von Nutzungsänderungen auf Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft (z.B. Subventionen)
6. Aus dem System abgegebene ökologisch wirksame Parameter (z.B. Schadstoffexporte)
7. Externe sozio-ökonomische Einflüsse und ihre Wirkungen auf das Gesellschaftssystem
8. Externe ökologische Einflüsse wie z.B. Schadstoffimporte und ihre Wirkungen auf das natürliche System
9. Veränderung sozio-ökonomischer Systemparameter (z.B. durch Abwanderung, Kapitalverlagerung)

Abb. 2: Regionales Mensch-Umwelt-Modell (nach Messerli 1979 in Kerner u.a. 1991, in: Pokorny 2001). Die Ausprägung der Kulturlandschaft als Landnutzung (mittlere Spalte) ergibt sich in Abhängigkeit von den standörtlichen/ökologischen Faktoren (linke Spalte) und sozioökonomischen Faktoren (rechte Spalte).

Kulturlandschaften sind (wie auch vom Menschen unbeeinflusste Naturlandschaften) Lebensraum für wildlebende Pflanzen- und Tierarten. Während in den produktionsorientierten „Werktagslandschaften“ oftmals nur noch für sehr wenige Arten Lebensräume übriggeblieben oder die verbleibenden oftmals

zerschnitten sind, findet sich in den „Sonn- tagslandschaften“ aufgrund ihrer Strukturvielfalt noch eine Vielzahl an Lebensräumen für Vögel, Schmetterlinge, Heuschrecken und Kleinsäuger sowie für Pflanzenarten nährstoffarmer Standorte, wie Orchideen.



*Abb. 3: Biosphärenreservat Rhön – länderübergreifend eingebettet in die Rhönlandkreise. Rund 162.000 Menschen leben hier im ländlichen Raum.*

Obleich Kulturlandschaften einem dynamischen, mehr oder minder ausgeprägten Nutzungswandel unterworfen sind, können manche von ihnen auch heute noch ein Zeugnis ihrer früheren Nutzung ablegen. Solche alten Kulturlandschaften, wozu die Rhön zu zählen ist, sind gleichermaßen wie gebaute Kulturgüter, Altstädte oder historische Gebäudeensembles, als historisch wertvoll zu betrachten. Es gilt daher, diese Landschaften in ihrer charakteristischen Ausprägung zu erhalten – das heißt, zeitgemäß und rücksichtsvoll zu nutzen.

Die Kulturlandschaft der Rhön erstreckt sich in der Mitte Deutschlands über die Grenzen Bayerns (Unterfrankens), Hessens und Thüringens hinaus. Historisch gesehen war das Mittelgebirge mit seinen höchsten Erhebungen von 950 m ü.NN. (Wasserkuppe in der hessischen Rhön), dem Kreuzberg in der bayerischen (fränkischen) Rhön (928 m ü.NN.) und dem Ellenbogen/Schnitzersberg in der Thüringer Rhön (815 m ü.NN.) schon seit Jahrhunderten dreigeteilt. Mit sich immer wieder ändernden Territorialgrenzen lag sie im Herrschaftsbereich verschiedener Landes-

herren: der Fürstbischöfe von Würzburg, der Fürststäbte von Fulda und der Grafen von Henneberg sowie einer Zahl kleiner Ritterschaften (Reichsritter). Ab 1803 wurde das Gebiet der Rhön nach der Säkularisation dem Königreich Bayern, Kurhessen und den sächsischen Herzogtümern Weimar-Eisenach und Meiningen zugeschlagen.<sup>4</sup> Die innerdeutsche Teilung nach dem Zweiten Weltkrieg trennte mit Gründung der DDR die Rhön. Seit der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 haben der Freistaat Bayern, das Land Hessen und der Freistaat Thüringen Anteil an der Rhön.

Den größten historischen und bis heute sichtbaren Einfluß auf die Landschaft und das Nutzungsmuster in der Rhön hatten die Siedlungsperioden<sup>5</sup> im Hochmittelalter (10.-13. Jh.) mit den Rodungen der Hochlagenwälder. Die seit dem 16. Jahrhundert mögliche Erblichkeit der Bauerngüter und die damit einsetzende fränkische Realerbteilung führte über die Generationen und Jahrhunderte zu einer enormen Zersplitterung der Eigentumsverhältnisse. Im Siedlungsbereich bildete sich die verdichtete, typisch fränkische Haufendorfstruktur heraus.<sup>6</sup> Einen nicht minder land-

schaftsprägenden, wenn auch gegenteiligen Einfluß hatte die Kollektivierung der Landwirtschaft zu DDR-Zeiten in den 1950 Jahren auf Thüringer Seite. Auch nach der Wiedervereinigung ist die Thüringer Rhön durch ausgedehnte Ackerschläge und Grünlandparzellen geprägt, da die (Groß-) Betriebsstrukturen der Agrargenossenschaften auch nach ihrer Privatisierung 1991 weitgehend beibehalten wurden.

Ebenfalls in der bayerischen (fränkischen) und hessischen Rhön beeinflussen seit den 1960er Jahren die fortschreitende Mechanisierung der Landwirtschaft (Bearbeitung mit immer größeren Maschinen) sowie die Flurneuordnung (Flurbereinigung, freiwilliger Nutzungstausch) die Landschaftsstruktur, wenngleich weit weniger gravierend.

Wie kann man dem Wandel und Trend in eine ungünstige Richtung entgegenwirken und die wertvolle Kulturlandschaft Rhön mit ihren charakteristischen Landschaftsstrukturen, ihrer Arten- und Lebensraumvielfalt und ihrem hohen Erlebnis- und Erholungswert in Zukunft als lebendige Kulturlandschaft erhalten? Es scheint sich die Redensart zu bewahrheiten: „*Es muß sich alles ändern, damit es bleibt, wie es ist.*“ Dem in Abb. 2 beschriebenen Modell des Mensch-Umwelt-Systems zufolge muß sich also im Bereich der Sozioökonomie ein Paradigmenwandel, eine Änderung vollziehen, um die Kulturlandschaft Rhön auch zukünftig in ihrer charakteristischen Ausprägung zu erhalten, ohne sie konservieren zu wollen. Das Stichwort lautet: „Nachhaltige Regionalentwicklung“. Diesem Ansatz widmet sich schwerpunktmäßig das Biosphärenreservat Rhön.

## 1. 2. Was sind die Ziele des Biosphärenreservates Rhön?

Biosphärenreservate versuchen in Projekten beispiel- und modellhaft zu zeigen, wie wirtschaftliche Interessen mit ökologischen Zielen und Schutzerfordernissen sowie mit soziokulturellen Belangen bestmöglich in Einklang gebracht werden können. Das Biosphärenreservat Rhön dient der Erhaltung von Landschaften, Lebensräumen und Arten – und auch dem Schutz von autochthonen Nutztier-

rassen und alten Kulturpflanzensorten (Agrobiodiversität). Es geht darum, die Potentiale, die die Landschaft bietet, nachhaltig zu nutzen durch Nachhaltiges Wirtschaften in allen Branchen und nachhaltige Regionalvermarktung. Dies schließt die Erhaltung und Fortentwicklung traditioneller Kulturtechniken (Handwerk) ebenso ein wie die Förderung von Innovationen. Umfassende Kooperation auf allen Ebenen ist genauso erforderlich wie das Bekenntnis der hier lebenden und wirtschaftenden Menschen zu „ihrer Rhön“. Die regionale Identität, das Heimatbewußtsein, stellt die ideelle Grundlage für den Aufbau regionaler Wirtschaftskreisläufe bis hin zu bürgerschaftlichem Engagement dar.

Regionen, die wie die Rhön diese Ziele verfolgen, werden – auf Antrag – von der UNESCO im Rahmen des zwischenstaatlichen wissenschaftlichen Programms „*Der Mensch und die Biosphäre (Man and Biosphere MaB)*“ als Biosphärenreservat anerkannt. Die Rhön wurde 1991 als erstes länderübergreifendes Biosphärenreservat in Deutschland mit dieser internationalen Auszeichnung geadelt. Der Titel Biosphärenreservat ist eine weltumspannenden Idee: gemeinsam mit den in der Region lebenden und wirtschaftenden Menschen sollen innovative Wege und Lösungsansätze in allen Nutzungs- und Lebensbereichen gefunden werden, damit es gelingt, gut und verantwortungsvoll zu leben sowie die natürlichen Ressourcen zu nutzen, ohne sie zu übernutzen. Andererseits ist der Titel auch Verpflichtung. Alle zehn Jahre werden die Biosphärenreservate einer sogenannten Evaluierung, also einer Überprüfung, unterzogen, die zeigen soll, ob sie auf dem richtigen Wege sind.

## 2. Einblick

### 2.1. Inwertsetzung der Kulturlandschaft Rhön – aber wie?

Wie kann man die traditionelle Kulturlandschaft Rhön mit ihren vielfältigen Werten für Mensch und Natur erhalten und gleichzeitig zukunftsfest machen? Es bieten sich hierfür im wesentlichen zwei Strategien an: Zum ei-

nen durch die direkte regionale Vermarktung der Produkte, die in der Kulturlandschaft auf der Basis umwelt- und tiergerechter land- und forstwirtschaftlicher Produktion erzeugt und verarbeitet werden. Zum anderen indirekt durch nachhaltigen Tourismus, der auf das naturschonende und sozialverträgliche Erleben von Land und Leuten setzt. Da viele Touristen die regionalen Charakteristika kulinarischer Spezialitäten suchen, bietet eine Verbindung beider Sektoren in einer „Regional-küche auf der Basis regionaler Produkte“ ein großes Potential für die Verbesserung der regionalen Wertschöpfung: In sogenannten „Wertschöpfungsketten“, der zunehmenden Weiterverarbeitung von Rohprodukten (z.B. vom Apfel zum Apfelsaft und zum Apfelschaumwein), wird der Verkaufswert des Produkts schrittweise erhöht. Verbunden mit einem regionalen Absatz verbleibt der Gewinn bei Betrieben in der Region und kann auch hier wieder (re-)investiert werden.

Regional erzeugte, handwerklich verarbeitete, qualitativ hochwertige Lebensmittel sind jedoch auch teurer in ihrer Herstellung und können auf den Märkten mit Massenprodukten industriellen Ursprungs über den Preis kaum konkurrieren. Daher ist es nötig, besonders für eine Käuferschicht, die nicht nur das Produkt selbst sondern die damit verbundenen, positiven Nebenwirkungen (Prozeßqualität) schätzt, die besonderen Qualitätsmerkmale der Produkte herauszustellen. Als „Regionale Spezialität“ können vor allem ökologisch erzeugte Produkte in einem adäquat höheren Preissegment vermarktet werden.

Was sind typische regionale Produkte der Rhön, die gleichzeitig einen Beitrag zur Erhaltung der Rhöner Kulturlandschaft leisten? Da die Landschaft des Biosphärenreservates Rhön mit 32% einen hohen Grünlandanteil an der Landnutzung aufweist<sup>7</sup> und der Aufwuchs nicht direkt für den Menschen verwertbar ist, muß er erst einmal über die Nutztiere (Rinder, Schafe, Ziegen) in den weiteren Nahrungskreislauf gelangen.

Zwei autochthone Nutztierassen sind an dieser Stelle zu nennen, die nicht nur von Köchen geschätztes Fleisch liefern, sondern aufgrund ihres attraktiven Aussehens auch Imageträger für die Region sind: Das Rhönschaf und das Gelbe Frankenvieh. Das Rhönschaf ist eine alte, ehemals vom Aussterben bedrohte Schafrasse, die in der Rhön nicht nur ihren Ursprung hat, sondern auch bestens an die hiesigen Futter- und Klimabedingungen angepaßt ist. Dank der Erhaltungsbemühungen des ‚Bund Naturschutz in Bayern e.V.‘ bzw. auf hessischer Seite des ‚BUND e.V.‘ und dank der Thüringer Agrargenossenschaften wurde es Schritt für Schritt in der Rhön wieder in größerer Stückzahl heimisch. Im Jahr 2004 lebten mehr als 3.300 Muttertiere (zzgl. Nachzucht) in der Rhön, was 48 % des bundesweiten Bestandes an Herdbuchtieren dieser Rasse entspricht<sup>8</sup> und die große Verantwortung der Rhön für „ihr“ Schaf verdeutlicht. Wirtschaftlich kann das nur langsam wachsende Rhönschaf allerdings nicht mit anderen Schafrassen wie z.B. Merinoschafen konkurrieren, die auch in der Rhön die große Mehrheit bilden. Die Vermarktung des Rhön-

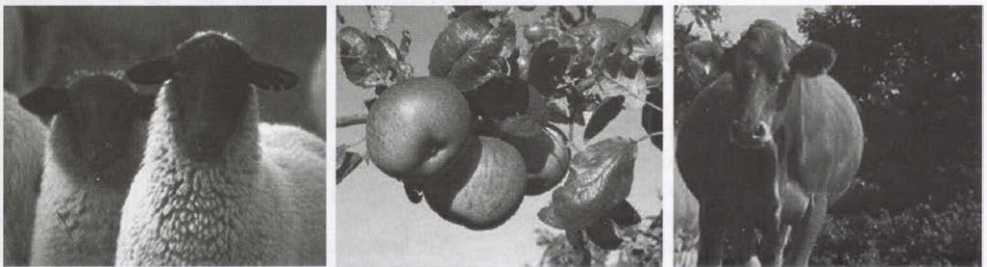


Abb. 4: Echte Franken: Rhönschaf, Rhöner Streuobst und Gelbes Frankenvieh: kulturlandschaftserhaltende, kontrolliert biologisch erzeugte Leitprodukte erfolgreicher Initiativen der länderübergreifenden Regionalvermarktung im Biosphärenreservat Rhön

(Bildrechte: Vogel [l., m.], BBV Rhön-Grabfeld [r.] )

schafts ist nur über einen höheren Preis als Spezialität der Region möglich.

Das Rind ist ein weiteres, direkt kulturlandschaftsgebundenes Nutztier. Lieferte es auf der Basis des Grünaufwuchses ehemals Fleisch, Milch und Zugkraft, unterliegen die meisten Rinderrassen heutzutage einer spezialisierten Nutzung und werden für diese entsprechend auf Hochleistung (Fleisch oder Milch) gezüchtet. Hochleistungen wiederum können nur mit dem Einsatz von eiweißreichem Futter erreicht werden, so daß bei einer solchen intensiven Nutzung die Koppelung der Rinderhaltung an die Verwertung und Erhaltung der mageren Bergwiesen weitgehend entfällt.

Jedoch bilden auch hier die alten, sogenannten „Landrassen“ einen Gegenpol: Ein Vertreter ist das ‚Gelbe Frankenvieh‘, das im fränkischen Teil der Rhön noch bis in die 1950er Jahre die traditionelle Rinderrasse darstellte, heute aber vielfach anderen, intensiv nutzbaren Rassen gewichen ist. Auch wenn das Gelbe Frankenvieh nicht (wie ehemals das Rhönschaf) vom Aussterben bedroht ist, so läßt sich diese Rinderrasse ebenfalls als Spezialität „inwertsetzen“. Das Fleisch dieser Rinderrasse wird von Gastronomen durch seinen hohen intramuskulären Fettanteil, der dem Fleisch Zartheit verleiht, hoch geschätzt.

Da die „Realerteilung“ einen entscheidenden, wirtschaftlichen Nachteil für die Landbewirtschaftung in der fränkischen Rhön darstellt, versuchen Bauernverband und Landwirtschaftsverwaltung seit einigen Jahren, einen freiwilligen Nutzungstausch der Landwirte zu bewerkstelligen, der die Eigentumsverhältnisse nicht berührt, sondern nur die Nutzungen der Flächen neu ordnet. Damit ist es den Landwirten möglich, die zersplitterten Eigentumsverhältnisse zu überwinden und auf größeren, zusammenhängenden Flächen zu wirtschaften. Dies wiederum ermöglicht es, Nutztiere aus dem Stall zu nehmen bzw. sie statt auf nur kleinen Koppeln auf großen Flächen weiden zu lassen. Wissenschaftliche Untersuchungen der Universität Marburg<sup>9</sup> haben ergeben, daß eine solche großflächige Beweidung, wenn sie betriebs- und standortangepaßt durchgeführt wird und extensiv er-

folgt, also mit kleiner Stückzahl pro Fläche, die Artenvielfalt wildlebender Pflanzen und Tiere auf den Weiden erhält, für die Nutztiere gesund ist, einen Beitrag zur artgerechten Haltung leistet und arbeitswirtschaftliche Vorteile für den Landwirt bringt. In einem Pilotprojekt, an welchem 13 Betriebe und 9 Weidgemeinschaften mit insgesamt 860 ha Grünland teilgenommen haben, konnte der Beweis auch in der Praxis erbracht werden.

Ein weiteres Beispiel sind die zahlreichen Obstbäume, die als Alleen, Einzelbäume oder flächig die Kulturlandschaft der Rhön prägen und ihren Strukturreichtum mehren. Es handelt sich um hochstämmige Obstsorten, die, im Gegensatz zu ihren niederwüchsigen Hochleistungs-„verwandten“ in den Obstplantagen, raumbildende, stattliche Bäume darstellen und vor allem im fortgeschrittenen Alter wertvollen Lebensraum für Vogel- und Insektenarten bieten. Auch hier gilt, wie in den oben angeführten Beispielen, daß die alten Sorten aufgrund ihres nicht dem Standard entsprechenden Aussehens oder aufgrund schwankender Erträge wirtschaftlich nicht konkurrenzfähig sind und damit aus der Landschaft verschwinden würden. Der Erhaltung dieser sogenannten Streuobstbäume durch Vermarktung und Verarbeitung widmet sich im Biosphärenreservat Rhön seit 1995 die ‚Rhöner Apfelinitiative e.V.‘,<sup>10</sup> die mit ihren inzwischen rd. 3.000 Mitgliedern die größte bio-zertifizierte Streuobstinitiative in Deutschland darstellt. Aufgrund ihrer branchenübergreifenden Vernetzung von Produzenten, Verarbeitern (Kellereien, Brauereien, Hersteller von Trockenfrüchten) und Vermarktern (Gastronomie, Bauernläden, regionale Lebensmitteleinzelhandelskette ‚tegut‘), Baumschulen und touristischen Angeboten ist mit dem Streuobstprojekt ein vielschichtiges Modellbeispiel für nachhaltiges Wirtschaften entstanden, das über die Regionsgrenzen hinaus große Anerkennung erfährt.

Auch kann durch die Nachfrage eines einzelnen Unternehmens in der Region ökologischer Landbau initiiert werden. So erzeugt die Fa. Bionade, die ihren Firmensitz im Biosphärenreservat hat, seit etlichen Jahren ihr auf Fermentation beruhendes Erfrischungs-

getränk zunehmend auf der Basis regionaler ökologischer Rohstoffe. Die damit steigende Nachfrage nach Produkten aus ökologischem Landbau veranlaßte eine Reihe von Landwirten, ihre Produktion auf Biolandbau umzustellen. Neben Bio-Braugerste, die nach Angaben des Herstellers bereits zu 100% aus der Region bezogen wird, wird seit 2005, der bis dato in der Rhön im Erwerbslandbau unbekannt Holunder angebaut. Die Umstellung von einjährigen Kulturen auf Dauerkulturen (Gehölze) war für die Landwirte Neuland und Risiko, aber auch Chance und erschließt ihnen einen neuen Markt. Zukünftig benötigt Bionade nach eigener Schätzung eine Anbaufläche für Bio-Holunder von bis zu 70 Hektar. Auch werden inzwischen in der Region Kräuter und Quitten für Bionade angebaut.<sup>11</sup>

Zusammenfassend lautet das Motto der Rhön: „Schutz durch Nutzung“. Zahlreiche Rhöner Gastronomen haben inzwischen ihren Wareneinsatz mindestens teilweise auf regionale Produkte umgestellt – mit steigender Tendenz. Neben wegweisenden Initiativen, wie der gastronomischen Vereinigung „Aus der Rhön – für die Rhön“, die seit 1995 Pionierarbeit leistet und eine Maximierung regionalen Wareneinsatzes ihrer Mitgliedsbetriebe anstrebt, wurde 2008 mit der Einführung des „Dachmarke Rhön e.V.“ bzw. der „Dachmarke Rhön GmbH“ landkreisübergreifend<sup>12</sup> ein Netzwerk für regionale Produzenten, Verarbeiter und dienstleistende Be-

triebe geschaffen. Neben dieser, mit öffentlichen Mitteln unterstützten Dachmarke, die bereits rd. 230 Betriebe branchenübergreifend verbindet und vernetzt, hat sich auch eine kleine, rein unternehmergestützte Initiative der Privatwirtschaft gegründet, die unter dem Namen „Best of Biosphäre“<sup>13</sup> firmiert und, ebenfalls brachenübergreifend, Rhöner Produkte und Dienstleistungen vor allem für den überregionalen Markt anbietet.

Trotz vieler guter Beispiele ist auch in der Region selbst weiterhin Überzeugungsarbeit zu leisten, denn z.B. wird, nach Darstellung der Rhöner Apfelinitiative e.V.,<sup>14</sup> noch immer ein Großteil des Rhöner Bio-Apfelsafts außerhalb statt in der Rhön verkauft, obwohl gerade in der Gastronomie noch ein großes Potential läge. Es geht also auch zukünftig darum, auch unter den Rhönern noch mehr als bisher eine Verbundenheit zur Region zu erzeugen – auch im Bewußtsein, daß mit dem Konsum regionaler Produkte eine Vielzahl von positiven Nebenwirkungen verknüpft sind. Dazu zählen:

- Erhaltung von Handwerksbetrieben und Landwirtschaftsbetrieben und damit der Arbeits- und Ausbildungsplätze in der Region,
- Erhaltung der Rhöner Kulturlandschaft in ihrer Vielfalt,
- Beitrag zum Klimaschutz durch Reduzierung des Transportverkehrs,

#### DACHMARKE RHÖN

Qualitätssiegel Rhön (QSR)



seit 2005: für konventionelle Produkte und Dienstleistungen auf der Basis regional definierter, kontrollierter Qualitätskriterien (z.B. Lebensmittelverarbeitende Betriebe, Gastronomie)

Qualitätssiegel Rhön Bio (QSR-Bio)



seit 2005: für Produkte aus kontrolliert ökologischer Erzeugung gemäß EU-Öko-Verordnung (z.B. Landwirtschaftsbetriebe, Lebensmittelverarbeitung)

Identitätszeichen Rhön (IZR)



seit 2003: zur Identitätsstiftung und Außendarstellung der Region (zur Öffentlichkeitsarbeit, zur (z.B. auf Briefpapier oder Veröffentlichungen)

Abb. 5: Qualitätssiegel Rhön und Qualitätssiegel Rhön-Bio: Garanten für Produkte mit „Mehrwert“ für die Region.

- Beitrag zu einer umwelt- und tiergerechten Produktion, vor allem durch ökologischen Landbau.

Auch gilt es unter der Prämisse der Nachhaltigkeit stets zwischen der möglichen Nutzung einer regionalen Ressource und der Vermeidung ihrer Übernutzung die Balance zu halten. Neben den Nahrungsmitteln aus der Region stellt auch die Nutzung erneuerbarer Energien (Biomasse, Biogas, Photovoltaik, Wasserkraft) ein bedeutendes wirtschaftliches Potential dar.<sup>15</sup>

Viele der beschriebenen Entwicklungen können auch in andern Regionen beobachtet werden. Das Besondere des Biosphärenreservates Rhön liegt jedoch in seiner intensiven Vernetzung und länder-, branchen- und ressortübergreifenden Kooperation der Akteure vor Ort und der daraus entstehenden vielfältigen Synergieeffekte.

## 2.2. Biosphärenreservat als „Forschungs- und Bildungsregion“

Neben der Erhaltung der Rhöner Kulturlandschaft und der nachhaltigen Regionalentwicklung zählen Forschung und Bildung zu wichtigen Aufgaben der Biosphärenreservate – zumal sie mit dem MaB-Programm einem Wissenschaftsprogramm entspringen und die UNESCO als die für Bildung, Forschung und Kultur zuständige Organisation der Vereinten Nationen federführend die weltumspannende Aktion „Bildung für Nachhaltige Entwicklung“ umsetzt.

Forschungsprojekte im Biosphärenreservat Rhön widmen sich allen Fragen des ländlichen Raums, die sich aus der Zielsetzung des Biosphärenreservates ergeben: Dem Weg zu einer nachhaltigen Region, in der ökologische, ökonomische und sozio-kulturelle Interessen beispielhaft in Einklang gebracht werden. Zur Beantwortung der Fragen auf diesem Weg können die Ergebnisse angewandter Forschung beitragen. Dies ist Aufgabe von Universitäten, Hochschulen, Forschungsinstituten, Planungsbüros, Wissenschaftlern und Studierenden aus Wirtschafts-, Sozial-, und Umweltwissenschaften.

In begrenztem Maße können die Biosphärenreservatsverwaltungen mit eigenen Finanzmitteln auch selbst Forschungsprojekte in Auftrag geben. So wird z.B. die historische Kulturlandschaft Rhön und ihre wichtigsten Kulturlandschaftselemente, die durch historische Nutzung entstanden und noch heute sichtbar sind, schrittweise erfaßt und dokumentiert – zur Bewahrung und auch als Ansporn zur zukünftigen touristischen Inwertsetzung durch die jeweilige Gemeinde.<sup>16</sup>

Auch wird in einem Landschaftsmonitoring (CIR 2006) die Kulturlandschaft der Rhön und ihre Nutzung länderübergreifend und flächendeckend auf der Basis von Luftbildern in einem Abstand von etwa 15 Jahren erfaßt und damit der – sich hier eher schleichend vollziehende – Landschaftswandel dokumentiert. Mit diesem Instrument kann letztlich überprüft werden, ob das Ziel einer Erhaltung der charakteristischen Kulturlandschaft der Rhön erreicht werden konnte.

Der Bildungsauftrag des Biosphärenreservates richtet sich an Menschen jeden Alters, denn wenn es um das Themenfeld Nachhaltigkeit geht, gibt es auf allen Ebenen Nachholbedarf. Auf diese Weise verstehen sich Biosphärenreservate nicht nur als Lernregionen, sondern auch als „lernende Region“. Fach- und berufsbezogene Weiterbildungen im Bereich Regionalvermarktung (z.B. Gastronomie) bietet die Dachmarke Rhön e.V für regionale Betriebe an. Die Informationszentren<sup>17</sup> des Biosphärenreservates stellen in den drei Teilen der Rhön Einheimischen und Gästen thematisch breit gefächerte Informationen und Bildungsprogramme bereit. Darüber hinaus wendet sich der Bildungsauftrag des Biosphärenreservates insbesondere an Kindergärten und Schulen. Er wird im bayerischen Teil der Rhön vom Verein „Naturpark und Biosphärenreservat Bayer. Rhön e.V.“ umgesetzt, der mit verschiedenen Bildungsträgern in der Region zusammen arbeitet. Ab dem Jahr 2012 wird dies um einen weiteren Einrichtungsverband ergänzt, bestehend aus dem Schullandheim Bauersberg, dem Schullandheim Thüringer Hütte und der derzeit im Bau befindlichen Umweltbildungsstätte in Oberelsbach. Arbeitsteilig werden diese Ein-

richtungen ein breites Themenfeld vermitteln: Von den natürlichen Lebensgrundlagen über das Wirken des Menschen in der Kulturlandschaft Rhön und im ländlichen Raum bis hin zu nachhaltigem Konsum, Ökologischem Fußabdruck, Erneuerbaren Energien sowie Fragen zu Schöpfung und Ethik. Im Zentrum steht die Vermittlung von Wissen und Zusammenhängen, um mit der Natur leben, bewußte Entscheidungen treffen, sich der lokalen und globalen Vernetzung und Verantwortungen stellen zu können.

Trotz der regionalen Fokussierung ist es ein Anliegen des Biosphärenreservates, sich auch den globalen Konsequenzen lokalen Handelns zu stellen – bis hin zum Überdenken von Lebensstilen und Konsummustern. Denn diese haben direkt oder indirekt auch Auswirkungen auf die Natur- und Kulturlandschaften in anderen Teilen der Welt.

### *2.3. Kulturlandschaft im globalen Kontext*

Das Weltnetz der UNESCO-Biosphärenreservate umfaßt derzeit 564 Gebiete in 109 Staaten, 15 davon in Deutschland (Stand 2010). Die Gebiete eint das gleiche Ziel, ihre Kulturlandschaften durch Schutz, Pflege und nachhaltige Entwicklung zu erhalten. Da die gesellschaftlichen und natürlichen Voraussetzungen jedoch sehr unterschiedlich sind, muß jedes Gebiet für sich selbst den besten Weg suchen. Jährlich kommen viele Fachbesuchergruppen aus dem In- und Ausland in die Rhön, um am Beispiel der im Biosphärenreservat Rhön und Umgebung realisierten Projekte zu lernen und die Ideen ggf. auf ihre eigene Region zu übertragen und dort umzusetzen.

Fachbesuchergruppen z.B. aus Australien, Rußland, Marokko, China, oder Finnland waren bereits in der Rhön zu Gast, zum Teil zu mehrtägigen Fortbildungen und Exkursionen. Geführt und begleitet durch die Biosphärenreservatsverwaltung können sie sich in direktem Dialog mit den regionalen Akteuren informieren. Darüber hinaus pflegt die Rhön mit dem Biosphärenreservat Kruger to Canyons in Südafrika seit 2008 eine besonders intensive Partnerschaft, die u.a. eine Plattform

für den Bildungsaustausch sowie für studien- und berufsbezogene Praktika darstellt.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Biosphärenreservate tauschen sich auch mit anderen Biosphärenreservatsverwaltungen aus, treffen sich regelmäßig auf bundesweiter und europäischer Ebene, beraten sich gegenseitig und erarbeiten Strategien und Lösungsmöglichkeiten für anstehende Probleme. Darüber hinaus wirkt die Bayerische Verwaltungsstelle für das Biosphärenreservat Rhön bei internationalen Veranstaltungen der UNESCO und im Weltnetz der Biosphärenreservate mit und macht dadurch die Rhön auch über die Landesgrenzen hinaus bekannt.

### *2.4. Biosphärenreservat geht jeden an*

Die Idee des Biosphärenreservates, Nachhaltige Entwicklung modellhaft umzusetzen, wird durch die dezentral eingerichteten Verwaltungsstellen für das Biosphärenreservat in Bayern, Hessen und Thüringen koordiniert, begleitet, unterstützt oder initiiert.<sup>18</sup> Jedoch ist dies nur gemeinsam mit den Menschen, die in der Region leben und wirtschaften, möglich, die mit einer gesunden Portion regionaler Identität und Heimatliebe die Geschicke ihrer Region gestalten möchten – sei es am Arbeitsplatz, im eigenen Unternehmen, im Verein, in der Gemeinde, in der Verwaltung oder auch privat als Verbraucher. Hierzu braucht es ein Bekenntnis zur eigenen Region. Dies zu fördern ist ebenfalls Aufgabe der Biosphärenreservatsverwaltungen. Unterstützt werden sie durch zahlreiche Partner und Initiativen in der Region, die oft länderübergreifend wirken.

Hier ist z.B. der Rhönklub e.V. – der 1876 gegründete, älteste länderübergreifende Verein<sup>19</sup> – zu nennen, der sich für die kulturelle, infrastrukturelle und touristische Entwicklung der Rhön unter Bewahrung ihrer Kulturlandschaft einsetzt. Jüngster Partner mit Gründungsjahr 2007 ist der Rhön Natur e.V.,<sup>20</sup> der sich die Entwicklung und Umsetzung von länderübergreifenden Naturschutzprojekten aufs Panier geschrieben hat. Es gilt, Werte (wieder-) zu entdecken und zu erhalten und sie kreativ in Kooperation mit anderen wei-

terzuentwickeln, das Netz noch dichter zu knüpfen und weitere Partner miteinander in Kontakt zu bringen.

### 3. Ausblick

#### Was mag die Zukunft bringen?

Die Rhön mit ihrer Anerkennung als UNESCO-Biosphärenreservat steht vor der Herausforderung, auch unter den Rahmenbedingungen des sich vollziehenden Klimawandels und des demographischen Wandels zukünftig modellhafte Lösungen für die Erhaltung und nachhaltige Entwicklung einer lebendigen Kulturlandschaft zu finden z.B.:

- für die (Weiter-) Entwicklung ökologischer, klimaangepasster Bewirtschaftungsmethoden in der Land- und Forstwirtschaft,
- für eine nachhaltige, flächensparende Kommunalpolitik,
- für neue Formen des Zusammenarbeitens und Zusammenlebens auf dem Lande,
- für die Erhaltung von kommunaler Infrastruktur durch bürgerschaftliches Engagement,
- für ein neues Image, welches Ruhe und Ursprünglichkeit als Faktor für hohe Lebensqualität bewertet und damit das Leben auf dem Land gerade auch für Familien und Ältere attraktiv macht.

„Es kommt nicht darauf an, wie der Wind weht, sondern, wie man die Segel setzt,“ soll der griechische Philosoph Sokrates einmal gesagt haben. In diesem Sinne werden sich auch für künftige Herausforderungen von und mit den Menschen in der Rhön innovative Lösungen und ein nachhaltiger „Kurs“ finden lassen.

Kontakt: [doris.pokorny@reg-ufr.bayern.de](mailto:doris.pokorny@reg-ufr.bayern.de)

#### Quellen:

CIR (2006): Flächendeckende Interpretation und digitale Verarbeitung von analogen Color-Infrarot Luftbildern (CIR) und einem Vergleich der Ergebnisse mit einer früheren digitalen CIR-Auswertung. Unveröff. Im Auftrag der Bayerischen Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön.

Büttner, Th./Röhler, A. (2009): Historische Kulturlandschaft um Fladungen. Bezirk Unterfranken, Fränkisches Freilandmuseum und Regierung von Unterfranken, Bayerische Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön (Hrsg.). Band 1.

Erster integrierter Umweltbericht für das länderübergreifende UNESCO-Biosphärenreservat Rhön (2008). Bayerisches Staatsministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz (BayStMUGV) Hessisches Ministerium für Umwelt, ländlichen Raum und Verbraucherschutz (HMULV) Thüringer Ministerium für Landwirtschaft, Naturschutz und Umwelt (TMLNU) (Hrsg.).

Jedicke, E. u.a. (2011) (in Vorbereitung): „Grünlandschutz und Landschaftsentwicklung durch großflächige Beweidung im Biosphärenreservat Rhön“. Im Auftrag des Landkreises Rhön-Grabfeld im Namen der Regionalen Arbeitsgemeinschaft Rhön (ARGE Rhön). Gefördert mit Mitteln der Deutschen Bundesstiftung Umwelt.

Plachter, H./Hampicke, U. (Hrsg.) (2009): Contributions of livestock grazing for nature conservation. Springer Verlag.

Pokorny, D. (2001): „Umweltqualitätsziele und Umweltstandards für eine dauerhaft-umweltgerechte Landnutzung – dargestellt am Beispiel des Biosphärenreservates Rhön“. (Diss.) TU München Wissenschaftszentrum Weihenstephan für Ernährung, Landnutzung und Umwelt, Department für Ökologie. Veröffentlicht unter: <http://tumb1.biblio.tu-muenchen.de/publ/diss/ww/2001/pokorny.pdf>.

Pokorny, D. (2010): „Erfahrungen und Perspektiven zur Regionalen Selbststeuerung (Regional Governance) aus dem Biosphärenreservat Rhön“, in: Deutscher Rat für Landespflege (Hrsg.): Biosphärenreservate sind mehr als Schutzgebiete – Wege in eine nachhaltige Zukunft. Schriftenreihe des deutschen Rates für Landespflege Heft 83 (November 2010), S. 127–133.

#### Weblinks (Stand 25.02.2011):

<http://www.best-of-biosphaere.de/>.

<http://www.bionade.com>.

<http://www.raiffeisen-energie-eg.de/>.

<http://www.rhoenapfel.de/>.

<http://www.rhoen.de/rhoenlexikon>.

[www.rhoenklub.de/](http://www.rhoenklub.de/).

[www.rhoennatur.de](http://www.rhoennatur.de).

Weitere Informationen erhältlich auf der Website:  
- des Biosphärenreservates Rhön: [www.brrhoen.de](http://www.brrhoen.de),

- der UNESCO (in englischer Sprache): [www.unesco.org/new/en/natural-sciences/environment/ecological-sciences/biosphere-reserves/](http://www.unesco.org/new/en/natural-sciences/environment/ecological-sciences/biosphere-reserves/).

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Erreichbar unter <http://maps.google.de/> bzw. <http://www.geodaten.bayern.de/BayernVierer/index.cgi>.

<sup>2</sup> Nach Messerli u.a. 1979 und Kerner u.a.1991, in: Pokorny (2001).

<sup>3</sup> Der Begriff wird v.a. in der Schweiz verwendet, z.B. von der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL, s. [www.wsl.ch/fe/landschaftsdynamik/projekte/alltagslandschaft/index\\_DE](http://www.wsl.ch/fe/landschaftsdynamik/projekte/alltagslandschaft/index_DE) oder in Österreich z.B. vom Verein „NÖ Dorf- und Stadterneuerung – Verband für Landes-, Regional- und Gemeindeentwicklung e.V.“, s. <http://www.dorf-stadterneuerung.at>.

<sup>4</sup> S. Ausführungen von Schmalz, Birgit, in: <http://www.rhoen.de/rhoenlexikon>.

<sup>5</sup> Birgit Schmalz ebd.

<sup>6</sup> S. Büttner, Th. u. Röhrer, A. (2009).

<sup>7</sup> Bei 40% Wald, 18% Acker, 4% Siedlungs-/Gewerbefläche, 6% Sonstiges (Stand CIR-Luftbilddauswertung 2006).

<sup>8</sup> S.: Erster integrierter Umweltbericht für das länderübergreifende UNESCO-Biosphärenreservat Rhön (2008).

<sup>9</sup> Projekttitle „Großflächige Beweidung zur naturschutzkonformen Entwicklung von offenen Kulturlandschaften“ als Schlußbericht veröffentlicht unter: Plachter/Hampicke (Hrsg.) (2009) sowie als Schlußbericht zum Projekt: Jedicke u.a. (2011).

<sup>10</sup> Mehr Information unter: <http://www.rhoenapfel.de/>.

<sup>11</sup> Mehr Information unter: [www.bionade.com](http://www.bionade.com).

<sup>12</sup> Gemeint sind hier länderübergreifend (Bayern, Hessen, Thüringen) die fünf Landkreise der „Regionalen Arbeitsgemeinschaft Rhön ARGE“: Rhön-Grabfeld, Bad Kissingen, Fulda, Wartburgkreis und Schmalkalden-Meiningen.

<sup>13</sup> Mehr Information unter: <http://www.best-of-biosphaere.de/>.

<sup>14</sup> S. Homepage der Rhöner Apfelinitiative e.V.: [www.rhoenapfel.de](http://www.rhoenapfel.de).

<sup>15</sup> Mehr Informationen unter: <http://www.raiffeisen-energie-eg.de/>.

<sup>16</sup> S. auch den Beitrag von Dr. Thomas Büttner in dieser Ausgabe von FRANKENLAND.

<sup>17</sup> In der bayerischen Rhön sind dies das „Haus der Schwarzen Berge“ in Wildflecken-Oberbach sowie das „Haus der Langen Rhön“ in Oberelsbach; mehr Information siehe: <http://www.naturpark-rhoen.de/Infozentren/Haus-der-Langen-Rhoen> oder <http://www.naturpark-rhoen.de/Infozentren/Haus-der-Schwarzen-Berge>.

<sup>18</sup> Es sind dies die Bayerische Verwaltungsstelle für das Biosphärenreservat Rhön als Außenstelle der Regierung von Unterfranken in Oberelsbach, die Hessische Verwaltungsstelle als Außenstelle des Landratsamtes Fulda in Gersfeld/Wasserkuppe und die Thüringer Verwaltungsstelle als nachgeordnete Behörde des Thüringer Ministeriums für Landwirtschaft, Forsten, Umwelt und Naturschutz in Zella.

<sup>19</sup> Mehr Information unter: [www.rhoenklub.de/](http://www.rhoenklub.de/).

<sup>20</sup> Mehr Information unter: [www.rhoennatur.de](http://www.rhoennatur.de).

Hier könnte Ihre Werbung stehen!

# Im Buch der Landschaft lesen. Von der Erfassung historischer Kulturlandschaftselemente im Biosphärenreservat Rhön

von

Thomas Büttner und Armin Röhrer<sup>1</sup>



Abb. 1: Blick aus südlicher Richtung auf Waldberg (Lkrs. Rhön-Grabfeld) mit seinem noch eindrucksvoll erhaltenen Gras- und Baumgärten. Waldberg wurde 1683 auf dem ‚Wallberg‘, einem südlichen Ausläufer des Kreuzberges, gegründet. (Aufnahme: Thomas Büttner 2008)

Über die Kulturlandschaft der Rhön und über die Menschen, die in ihr Leben, wurde schon viel geschrieben. Seit 2006 wird in der Bayerischen Rhön dieser reiche Fundus um die Erforschung und Kartierung der historischen Kulturlandschaft unter Anwendung eines historisch-geographischen Ansatzes ergänzt. Vergleichbar der Biotopkartierung, seit den 1970er Jahren in Deutschland praktiziert, wird das vorhandene Landschaftsinventar jedoch nicht vorrangig unter ökologischen Gesichtspunkten, sondern aus kulturhistorischer Sicht beleuchtet. Letztendlich bestehen enge Berührungspunkte sowohl mit dem Naturschutz als auch mit der Denkmalpflege. Es

geht darum, im Sinne eines ganzheitlichen Ansatzes den Blick auf die Entstehungsgeschichte und Lebenswelt der Rhöner Kulturlandschaft zu schärfen. Die Dokumentation und das Setzen von historischen Kulturlandschaftselementen in einen räumlichen und zeitlichen Zusammenhang stehen hierbei im Mittelpunkt der Untersuchungen.

Den Startschuss bildete das Projekt „Kulturlandschaftsstationen“, das unter der Trägerschaft des Fränkischen Freilandmuseums Fladungen und in Kooperation mit der Bayerischen Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön der Regierung von Unterfranken durchgeführt wurde. Im Mittelpunkt dieses

Vorhabens stand nicht nur die Erfassung, sondern auch die Vermittlung kultureller Werte in der Landschaft der Fladunger Rhön. Seit 2007 bringen fünf Themenwege, ausgestattet mit 24 Informationstafeln, die Geschichte Fladungens und seiner Umgebung den Menschen näher.<sup>2</sup> Die 2009 erschienene und reich bebilderte Publikation der Forschungsarbeit in der Reihe „Historische Kulturlandschaft Rhön“ soll diesen Raum einem größeren Publikum zuführen.<sup>3</sup> Als Fortsetzung zu diesem Projekt initiierte die Bayerische Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön im Jahr 2007 das Vorhaben „Historische Kulturlandschaftselemente der Gemeinde Sandberg“, das Anfang 2009 abgeschlossen werden konnte. Eine umfassende Publikation des Gutachtens, als Band 2 der Reihe „Historische Kulturlandschaft Rhön“, erschien Ende 2009.<sup>4</sup> Von 2009 bis Anfang 2010 wurde schließlich die historische Kulturlandschaft Riedenbergs erfaßt und dokumentiert.<sup>5</sup> Gegenwärtig wird die Marktgemeinde Wildflecken inklusive des Truppenübungsplatzes bearbeitet. Auch diese Pro-

jekte sollen in eine gemeinsame Veröffentlichung münden und somit die vorgenannte Kulturlandschaftsreihe fortsetzen.

Was sind nun historische Kulturlandschaftselemente, wie kann man sie verstehen? Historische Kulturlandschaftselemente sind als bedeutende Kulturleistungen und gesellschaftliche Landschaftsbiographie zu begreifen. Mitunter das Ergebnis eines Jahrhunderte währenden Entstehungsprozesses, erzählen sie vom Leben und Wirtschaften unserer Vorfahren. So verdeutlichen alte Triebwege und Weideplätze, wie sie z.B. im Umgriff der Langen Rhön oder auch in den Waldhöfen noch zahlreich zu finden sind, welche tragende Rolle die Beweidung als Bestandteil des Allmendwesens in diesem Raum spielte. Die Ackerraine und die zahlreichen Lesesteinwälle etwa um Langenleiten oder Oberbach machen auf eindrucksvolle Weise klar, unter welchen Mühen in früherer Zeit Ackerland erschlossen und bebaut werden mußte. Ackerfluren in Grenzertragslagen haben sich heute in der Mehrzahl der Fälle zu Grünland



Abb. 2: Blick aus der Vogelperspektive auf die Oberbacher Gemarkung (Marktgemeinde Wildflecken). Ehemalige Äcker dienen heute als Grünland. Von der ackerbaulichen Nutzung zeugen noch die vielen hangparallelen Raine und die senkrecht dazu verlaufenden Lesesteinwälle.

Aufnahme: Joachim Jenrich 2010.

gewandelt, die Lesesteinwälle und Raine sind nunmehr fast durchweg bestockt (siehe Abb. 2). Wässerwiesen und die Heufelder der Langen Rhön zeigen, wie die Grünlandnutzung in früheren Zeiten aussah. Relikte historischer Waldnutzungsformen wie der Mittelwaldwirtschaft bringen die Erkenntnis zu Tage, in welcher vielfältiger Form der Wald früher genutzt wurde. Waldweide, Streunutzung und Köhlerei als ehemals bedeutende Bewirtschaftungsformen sind heute weitgehend in Vergessenheit geraten.

Alte Wegeverbindungen wie der Karolingische Königsweg oder die Weinstraße, die den Salzforst durchstreichen und in Teilen als Hohlwege ausgebildet sind, belegen einst vorherrschende, überörtliche Handelsbeziehungen. Gemeinsam mit den tradierten Flur- und Ortsverbindungswegen, nicht zu vergessen sind die Pfade bzw. Fußwege, bilden sie das Rückgrat der Landschaft.<sup>6</sup> Wallfahrtsorte wie der Kreuzberg oder Maria Ehrenberg, allgemein Prozessions- und Kreuzwege und nicht zuletzt die vielen Bildstöcke

verkünden religiöse Traditionen, die in der Rhön noch fest verhaftet sind.

Historische Kulturlandschaftselemente sind aufgrund ihrer engen Bindung an Mensch und Landschaft Eigenart prägend und können im Vergleich zu anderen Kulturlandschaften auch die Funktion von Alleinstellungsmerkmalen inne haben. Letztendlich sind historische Kulturlandschaftselemente als Stempelabdruck der wechselvollen Geschichte der Rhön zu begreifen, die dem geschulten Auge ein Zeitfenster in die Vergangenheit eröffnet. Ein ganz besonderer Wert historischer Kulturlandschaftselemente liegt auch in der Eigenschaft, Identität und Heimat stiften zu können. Hierfür müssen sie in ihrem Wert und Bedeutung erkannt werden. Den älteren Generationen ist dieses noch weitgehend bewußt, den nachfolgenden Generationen muss dieser Wert erst bewußt gemacht werden.

Doch nicht nur die anmutige Rhön als ‚Land der offenen Fernen‘ ist Gegenstand einer Kulturlandschaftsanalyse. Es werden auch dunkle Kapitel der Geschichte erörtert. Die



Abb. 3: Blick aus der Vogelperspektive auf das Truppenlager Wildflecken (heutiger Ortsteil Neuwildflecken). Vorgelagert ist die 1937/38 errichtete Arbeitersiedlung und die ehem. Munitionsanstalt (MUNA) am Fuße des Kreuzberges (heutiger Ortsteil Oberwildflecken). Postkarte, Aufnahme um 1950; Quelle: *Schönes Deutschland: Die Rhön*, Nr. 3050b, R. & R. Büttner, Paulusverlag Fulda.

Zeit des Nationalsozialismus gehört daher in die kulturlandschaftliche Betrachtung, denn auch sie hat unübersehbare Spuren in der Landschaft hinterlassen. In dem seit Mitte 2010 laufenden Biosphärenreservat-Projekt ‚Historische Kulturlandschaftselemente der Marktgemeinde Wildflecken‘ wird dies am Beispiel des 1937/38 auf dem Dammersfeldmassiv eingerichteten Truppenlagers und Truppenübungsplatzes mehr als deutlich. Nach Kriegsende diente das Kasernengelände als Übergangslager für Polen und Russen (ehemalige Gefangene, Zwangsarbeiter und Verschleppte, die in der deutschen Industrie, aber auch auf Bauernhöfen, Firmen und Forstbetrieben eingesetzt waren). Es sollte bis zum Frühjahr 1952 dauern, bis den sog. ‚displaced persons‘ eine neue Existenz vermittelt werden konnte (vgl. Abb. 3). Bis 1993 wurde das Gelände von der amerikanischen Armee genutzt, seit 1994 von der Bundeswehr.

Der methodische Ablauf der in den vorgenannten Projekten getätigten Landschaftsanalyse örtlichen Maßstabs gliederte sich wie folgt: Zunächst wurde die Entwicklung der Kulturlandschaft anhand einschlägiger Literatur und unter Einbindung des Wissens älterer Menschen – hierfür konnte jeweils ein Rat der Weisen installiert werden – herausgearbeitet.

Dann konnte in einem nächsten Schritt mit den historischen Flurkarten (sog. Liquidations- und Extraditionspläne), die in den jeweiligen Vermessungsämtern der Landkreise Bayerns vorrätig sind, und den in den Staatsarchiven aufbewahrten Grundsteuerkatastern (Urkataster)<sup>7</sup> eine detaillierte Analyse der Kulturlandschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts durchgeführt werden (querschnittliche Betrachtungsweise). Solche Datengrundlagen wurden Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Landesvermessung systematisch für ganz Bayern erstellt und beinhalten im wesentli-

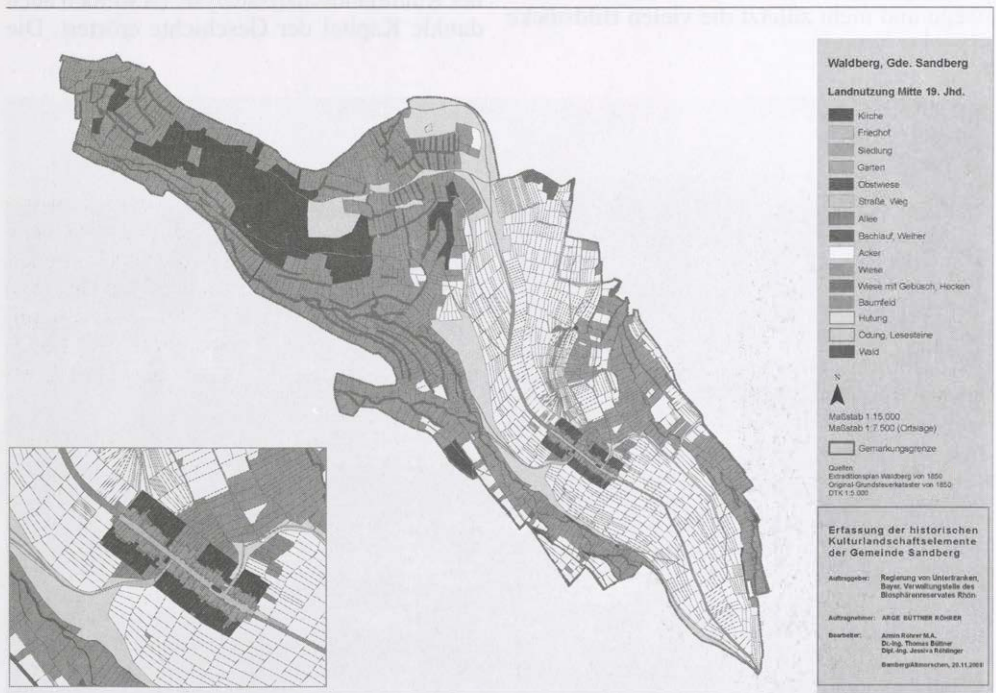


Abb. 4: Historische Landnutzung in Waldberg um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutlich tritt der hohe Anteil der Hutungsflächen (Gemeinweiden und Triebwege) und die strikte Trennung von Acker- und Wiesenland zu Tage.  
Quelle: Biosphärenreservat Rhön, Regierung von Unterfranken, Bayerische Verwaltungsstelle 2009.

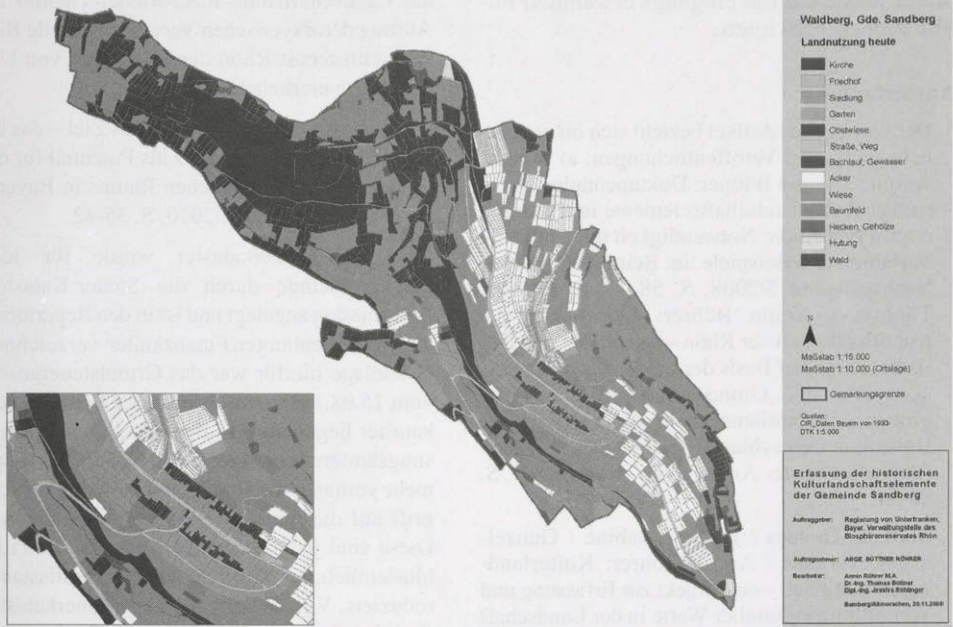


Abb. 5: Aktuelle Landnutzung in Waldberg (Gde. Sandberg) Es hat eine Vergrünlandung stattgefunden. Auffallend hoch ist auch der Waldanteil im Vergleich zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Hutungsflächen sind nahezu verschwunden.  
 Quelle: Biosphärenreservat Rhön, Regierung von Unterfranken, Bayerische Verwaltungsstelle 2009.

chen die Grenzen der Grundstücke und Landnutzungsarten, der Gebäude sowie der Wege und Gewässer von vor über 150 Jahren.<sup>8</sup> Das bedeutet, dass in den historischen Flurkarten in Verbindung mit den Grundsteuerkatastern jede Parzelle mit Flur- und Hausnummer hinsichtlich der Nutzung, u.a. als Hofstelle, Acker- und Wiesenfläche, Wald, Gewässer, Ödfläche, Gemeinbesitz (Hutewälder, Weiden, Triebwege etc.) oder Weg (auch als Fußweg!), herausgelesen werden kann.

Auf Basis dieser Analysen wurden die Dorf- und Flurstruktur und die althergebrachten Landnutzungs- und Wirtschaftsweisen beschrieben, ferner die historischen Kulturlandschaftselemente ermittelt (siehe Abb. 4). Die aktuelle Flächennutzung (Realnutzung) wurde auf der Basis der aktuellen digitalen Flurkarte (1:5.000) und der flächendekenden CIR-Landnutzung/ Biotoptypenkartierung erstellt. Hierbei konnte auf die Datenbestände des Biosphärenreservates Rhön

zurückgegriffen werden (siehe Abb. 5). Hauptsächliches Ziel dieser Vorgehensweise ist somit die Ermittlung der historischen Strukturen und Nutzungsformen und das Festmachen dieser Objekte am heutigen Bestand. Auch können über den Kartenvergleich eindeutige Aussagen hinsichtlich des Landschaftswandels getroffen, etwaige Nutzungstrends abgeleitet werden.

Die Kulturlandschaftsanalyse sollte auch aufzeigen, wo wichtige und empfindliche Bereiche innerhalb des Untersuchungsgebietes bestehen, damit diesen durch die Gemeinde und ihre Bürger besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. So versteht sie sich auch als Beitrag zur Identitätsbildung und zur Schärfung der Außensicht der jeweiligen Gemeinden, was auch für den Tourismus genutzt werden kann.

Hiermit schließen die Ausführungen. Da es den inhaltlichen Rahmen sprengen würde, in ausführlicher Form über die Ergebnisse der

vorgenannten Projekte zu berichten, sei an dieser Stelle auf die eingangs erwähnten Publikationen verwiesen.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Der vorliegende Artikel bezieht sich im wesentlichen auf zwei Veröffentlichungen: a) Röhler, Armin / Thomas Büttner: Dokumentation historischer Kulturlandschaftselemente im Biosphärenreservat Rhön: Notwendigkeit und Nutzen – Verfahren und Beispiele, in: Beiträge Region u. Nachhaltigkeit 5/2008, S. 58-76; b) Büttner, Thomas / Armin Röhler: Die historische Kulturlandschaft der Rhön – Ansprache und Dokumentation auf Basis der bayerischen Extraditionspläne und Grundsteuerkataster aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU) (Hrsg.): Kulturlandschaft in der Anwendung. Bonn 2010, S. 86-94.
- <sup>2</sup> Büttner, Thomas / Fechter, Sabine / Gunzelmann, Thomas / Armin Röhler: Kulturlandschaftsstationen – ein Projekt zur Erfassung und Vermittlung kultureller Werte in der Landschaft der Fladunger Rhön, in: Denkmalpflegeinformationen 139/2008, S. 35-39.
- <sup>3</sup> Fränkisches Freilandmuseum Fladungen / Biosphärenreservat Rhön (Hrsg.): Historische Kulturlandschaft Rhön. Band 1: Historische Kulturlandschaft um Fladungen. Erarbeitet durch ARGE Büttner Röhler. Petersberg 2009.
- <sup>4</sup> Bayerische Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön (Hrsg.): Historische Kulturlandschaft Rhön. Band 2: Historische Kulturlandschaft der Walddörfen – Sandberg, Waldberg, Langenleiten, Schmalwasser und Kilianshof. Erarbeitet durch ARGE Büttner Röhler und Jessica Röhlinger. Petersberg 2010.

<sup>5</sup> Das Kulturlandschaftsgutachten wurde durch das Landschaftsbüro Pirkel-Riedel-Theurer im Auftrag der Bayerischen Verwaltungsstelle Biosphärenreservat Rhön der Regierung von Unterfranken erarbeitet.

<sup>6</sup> Büttner, Thomas: Der Weg ist das Ziel – das historisch tradierte Wegenetz als Potential für die Entwicklung des ländlichen Raums in Bayern, in: UVP-Report 1 u. 2/2010, S. 35-42.

<sup>7</sup> Das Grundsteuerkataster wurde für jede Steuergemeinde durch die Steuer-Kataster-Kommission angelegt und ist in den Repertorien der alten Rentämter/Finanzämter verzeichnet. Grundlage hierfür war das Grundsteuergesetz vom 15.08.1828. Abschriften der Grundsteuerkataster liegen auch in den jeweiligen Vermessungsämtern vor. Wenn die Urkataster nicht mehr vorhanden sind, empfiehlt sich der Rückgriff auf die renovierten Grundsteuerkataster. Diese sind jedoch in ihrer Aussagefülle (z.B. hinsichtlich der Angaben zu dem Berufsstand) reduziert. Vgl. Scherl, A.: Das Steuerkataster (Lehrbriefe für den mittleren Archivdienst Nr. 8, hrsg. von der Bayerischen Archivschule). München 1974, S. 9 u. S. 13.

<sup>8</sup> Ausführlich hierzu: Seeberger, M. / F. Holl: Wie Bayern vermessen wurde (Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Band 26). München 2001.

Heider, J.: Das bayerische Kataster – Geschichte, Inhalt und Auswertung der rentamtlichen Kataster, Lager- und Grundbücher in Bayern sowie der zugehörigen Flurkarten (= Bayerische Heimatforschung 8). München 1954.

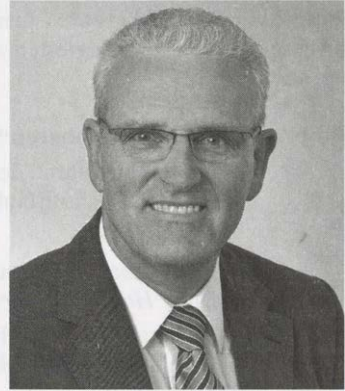
## Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Bad Neustadt a. d. Saale zum 82. Bundestag des Frankenbundes am 7. Mai 2011

*Sehr geehrte Damen und Herren,  
als Delegierte und Gäste des 82. Bundestages  
des Frankenbundes darf ich Sie ganz herzlich  
in Bad Neustadt a.d. Saale begrüßen.*

*Im Jahr 1500 wurde auf dem Reichstag in  
Augsburg der Fränkische Reichskreis gegrün-  
det. Dieser konstitutionelle Akt, mit dem zu-  
nächst sechs, später zehn, dieser übergeord-  
neten territorialen Verwaltungseinheiten im  
Reich geschaffen wurden, ist im geschichtli-  
chen Rückblick wohl die bedeutendste Grund-  
lage für das heutige fränkische Gemein-  
schaftsgefühl. Bis dahin war Franken in die  
Einflußbereiche der fünf fränkischen freien  
Reichsstädte, der Hochstifte Würzburg, Bam-  
berg und Eichstätt sowie zahlreicher Fürsten  
und Grafen zersplittert.*

*Der fränkische Reichskreis ist auf einer Kup-  
ferstichkarte des Heiligen Römischen Reiches  
aus dem Jahr 1740 dargestellt. Auf dieser  
Karte finden Sie übrigens auch Neustadt, den  
diesjährigen Tagungsort Ihrer Delegierten-  
versammlung.*

*Bad Neustadt a.d. Saale war schon einmal,  
nämlich vor genau 50 Jahren, Ort des Bun-  
destages des Frankenbundes. Anlaß war 1961  
die Gründung der hiesigen Frankenbund-  
Gruppe. Der damalige Bürgermeister Franz  
Marschall stellte damals die Rolle Bad Neu-  
stadts als Badeort und zunehmend auch als In-  
dustriestandort heraus. Wie haben sich doch in  
den letzten 50 Jahren die Verhältnisse gewan-  
delt! Der damals frisch errichtete Eiserne Vor-  
hang ist zwischenzeitlich wieder gefallen und  
die alten wirtschaftlichen und kulturellen Be-  
ziehungen in das benachbarte Thüringen konn-  
ten sich erneuern. Die Bevölkerung ist durch  
die Gebietsreform und durch Zuzug von 8.800  
auf über 15.000 Einwohner angestiegen. Die  
damals schon beträchtliche Zahl an Arbeits-  
plätzen von 9.200 wuchs bis heute auf fast  
13.000 an. Dabei hat sich die Struktur des  
Wirtschaftsstandorts Bad Neustadt erheblich*



*gewandelt. Die Zahl der hier ansässigen In-  
dustrieunternehmen ist erheblich angestiegen  
und aus dem kleinen Privatbad wurde ein nam-  
hafter Gesundheits- und Klinikstandort.*

*Franken zeichnet sich durch seine Vielfalt aus.  
Diese Aussage gilt für seine Landschaften, für  
seine historischen und kulturellen Schätze, für  
Weine und Biersorten, vor allem aber für die  
Menschen mit ihren regionalen Charakterzü-  
gen und ihren zahlreichen Dialekten. Wir, die  
Menschen in Bad Neustadt, sind stolz darauf,  
eine nicht unbedeutende der zahlreichen und  
so verschiedenen Facetten Frankens sein zu  
können. Genannt seien dabei stichwortartig  
die Königs- und Kaiserpfalz „Salce“, die herz-  
förmige Stadtmauer um unsere mittelalterliche  
Altstadt, die einzigartige Mittelgebirgsland-  
schaft des Biospärenreservats Rhön (und die  
Managerin von Michael Schumacher).*

*Ich freue mich sehr, daß Sie Bad Neustadt als  
Tagungsort für Ihren Delegiertentag gewählt  
haben, wünsche Ihnen einen angenehmen Auf-  
enthalt in unserer Stadt und einen guten Ver-  
lauf des 82. Bundestages des Frankenbundes.*

*Bruno Altrichter  
Erster Bürgermeister*

# Einladung zum 82. Bundestag am 7. Mai 2011

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 82. Bundestag

**am Samstag, den 07. Mai 2011, nach Bad Neustadt an der Saale ein.**

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

**10.00 Uhr Festakt im oberen Saal des Alten Amtshauses Bad Neustadt**  
Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden  
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken;  
Grußworte  
Festvortrag von Frau Dr. Annette Faber:  
*„Der Hochaltar der Pfarrkirche in Alsleben und seine Künstler“*  
Musikalische Umrahmung: Jürgen Weyer u. Christian Sterzinger,  
Blechbläser; Anne Riegler, Flügel

**nach 12.00 Uhr Mittagessen im Hotel Schwan&Post Bad Neustadt**

**14.00 Uhr Stadtführung für alle mit Herrn Prof. Flachenecker**

**15.00 Uhr Delegiertenversammlung im Bildhäuser Hof, VHS-Saal**

## **Tagesordnung:**

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2010
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes in den Jahren 2011 und 2012
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 28. April 2011 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, den 30. März 2011

*1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer,  
Regierungspräsident von Unterfranken*

## **Nachmittagsprogramm für Nichtdelegierte**

(anschließend an den Besuch der Karmelitenkirche):

1. Führung durch die Altstadt von Bad Neustadt zur kath. Pfarrkirche St. Johannes in Brendlorenzen mit Besichtigung und zurück zur Karmelitenkirche (Treffpunkt: Karmelitenkirche),
2. Führung auf und durch die Salzburg, anschließend gemeinsamer Gang hinunter nach Neuhaus (Kuranlagen, Möglichkeit zur Besichtigung des Spiegelsaals im Schloßhotel) mit Gelegenheit zur Kaffeepause (Treffpunkt: Karmelitenkirche oder Bushaltestelle am Marktplatz; Fahrt zur Salzburg mit der Linie 2 um 15.18 Uhr).

## Neu im Programm: Eine Tagung auf dem Main am 16. Juli 2011

Die am Main beheimateten Gruppen des FRANKENBUNDES bieten in den kommenden Jahren halbtägige Veranstaltungen zum Thema *Handel am Main*. Passend zur Thematik sollen die Tagungen auf dem Wasser abgehalten werden.

Erstmals findet eine solche Veranstaltung am 16. Juli 2011 statt. Gegen 13 Uhr fahren wir mit der MS *Astoria* von Miltenberg nach Würth. Während der über zweistündigen Schifffahrt werden zwei Fachvorträge zum Thema *Handel am Main* geboten. Ferner können Sie auf der Fahrt gleich zwei Schleusungen erleben. Es bleibt auch genügend Zeit, die vorbeiziehende Landschaft zu genießen; für Ihr leibliches Wohl wird an Bord gesorgt. Auch schlechtes Wetter kann uns nicht stören, da das Schiff über zwei überdachte Decks verfügt. Kinder und Jugendliche sind ausdrücklich willkommen an Bord.

Zum Thema: Der Main mit seinem weiten Einzugsgebiet war eine der wichtigsten Verkehrsachsen Süddeutschlands in der Frühen

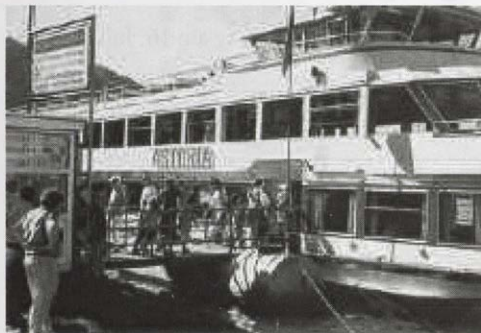
In Würth gegen 15.30 Uhr angekommen, können Sie an einer **Führung durch die Stadt Würth und das Schiffbaumuseum** teilnehmen (Dauer ca. 1 ½ Std.). Die Stadt Würth blickt auf eine wechselvolle Geschichte zurück, die sich am Grundriß der Stadt anschaulich ablesen und bei einem Rundgang besichtigen läßt.



Das nahe am Main gelegene Schifffahrts- und Schiffbaumuseum wurde 1991 in der St. Wolfgangskirche, die bereits 1903 profaniert worden ist, eingerichtet und lebt und gedeiht dank der Eigeninitiative von Bürgern vor Ort.

(Nähere Informationen zu diesem Museum finden Sie im Internet bei Wikipedia, Stichwort Schifffahrts- und Schiffbaumuseum Würth am Main)

Oder Sie machen mit bei der **Besichtigung der Werft in Erlenbach**, die Sie von der Schiffsanlegestelle in Würth zu Fuß in ca. 20 Minuten erreichen (Dauer ca. 1 ½ Std. mit Fußweg).



Neuzeit. Von Miltenberg bis Aschaffenburg verlief die viel befahrene Geleitstraße Nürnberg – Frankfurt parallel zum Untermain. Transit- und Lokalhandel beförderten eine Fülle unterschiedlicher Waren. Hierüber informiert Sie unter dem Titel *Salzhering, Süßholz, Stein, Wein und Holz* Herr Wilhelm Otto Keller M.A. (Miltenberg). Zuvor stellt Ihnen Herr Professor Horst-Günter Wagner (Würzburg) die physisch-geographischen Grundlagen des Maintales vor.

Sowohl in Wörth als auch in Erlenbach hatte der Schiffbau eine lange Tradition, bis er sich Anfang des 20. Jahrhunderts auf Erlenbach konzentrierte. In der Erlenbacher Werft werden heute vor allem Schiffskörper ausgebaut; bei der Besichtigung wird Ihnen anschaulich die Arbeit in einer solchen Schiffswerft anhand eines zum Ausbau im Dock liegenden Schiffes erklärt.

**Rückfahrgelegenheit nach Miltenberg:** Züge nach Miltenberg fahren vom Bahnhof Wörth aus um 17.08 Uhr, 19.08 Uhr und 21.08 Uhr.

**Tagungsgebühr:** Sie können mit Ihrer Gruppe anreisen, wenn diese eine entsprechende Fahrt anbietet. Dann zahlen Sie die von der Gruppe angegebene Teilnahmegebühr.

Kommen Sie einzeln, dann ist eine Tagungsgebühr von 22 € für Erwachsene (inkl. Schifffahrt u. Führungen in Wörth bzw. Erlenbach) zu zahlen; Kinder bis 12 Jahre fahren kostenlos mit, Jugendliche bis 18 Jahre zahlen 5 €.

**Treffpunkt:** Schiffsanlegestelle der Reederei Henneberger in Miltenberg direkt am gebührenpflichtigen Parkplatz *Pfarrkirche*; weitere Parkmöglichkeit in der Nähe: Parkplatz *Mainbrücke*. Einlaß: ab 12.30 Uhr // Abfahrt: 13.00 Uhr.

**Anmeldungen** nehmen die Gruppen, die die Tagung in ihrem Jahresprogramm anbieten, und die Bundesgeschäftsstelle unter: 0931-56712, Fax: 0931-45 25 31 06 oder per E-Mail: info@frankenbund.de entgegen.

## Anmeldung zur Regionaltagung Handel am Main

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zu der Regionaltagung am 16. Juli 2011 an:

.....  
Name Vorname

.....  
Name Vorname

.....  
Name Vorname

.....  
Name Vorname

.....  
Straße Ort

Anzahl Erwachsene: Anzahl Kinder: Anzahl Jugendl.:

Die Teilnahmegebühren in Höhe von ..... € zahle ich / zahlen wir bis zum 01. Juli 2011 auf das Konto des FRANKENBUNDES: 42001487 bei der Sparkasse Mainfranken (BLZ 790 500 00) ein.

.....  
Datum Unterschrift

## Museen und Sammlungen im Landkreis Rhön-Grabfeld

von

Karen Schaelow-Weber

Durch seine Randlage im ehemaligen Fürstbistum Würzburg scheint die Region des heutigen Landkreises Rhön-Grabfeld auf den ersten Blick arm an kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmälern. Wer jedoch genauer hinsieht, entdeckt hier neben zahlreichen kunst- und kulturhistorischen Besonderheiten auch eine Anzahl sehens- und besuchenswerter Museen und Sammlungen, und seien Sie sicher: Der Besuch lohnt sich.

Das älteste Museum stellt das 1921 gegründete **Rhön-Museum** dar. Bei der Ortswahl hatte man sich gezielt für **Fladungen**, die nördlichste Stadt Bayerns entschieden – auch, da es als Museum der gesamten, länderübergreifenden Rhön angelegt wurde. Untergebracht im ehemaligen Würzburger Amtshaus (erbaut 1608–1628), präsentierte man zunächst eine ständig erweiterte Sammlung der gesamten Rhön. Schwerpunkte galten dabei der Geologie sowie der Tier- und Pflanzenwelt, doch auch archäologische Fundstücke, historische und volkskundlich wertvolle Objekte wurden vorgeführt. Daneben entstand eine umfangreiche Bibliothek, die den Mitgliedern des Museumsvereins zur Erbauung und Weiterbildung zur Verfügung stand.

Nach kriegsbedingter Nutzung der Museumsräume durch das Kaiser-Wilhelm-Institut für Silikatforschung (Vorläufer des Max-Planck-Instituts) ab 1942, kam es erst 1949/1951 zur Wiedereröffnung des Rhön-Museums. Schwerpunkt des nun als Regionalmuseum verstandenen Hauses bildete jetzt die volkskundliche Abteilung. Ab 1981 zeitgemäß umgestaltet, sprachen die Besucherzahlen für die große Akzeptanz des Hauses. Mit der Wiedervereinigung 1989 und der Eröffnung des benachbarten Freilandmuseums geriet das Museum in den 1990er Jahren ins Hintertreffen: Mit Wegbleiben der Besucher

fehlte es mehr und mehr an Mitteln für notwendige Werbung, die besucherorientierte Ausgestaltung des Hauses blieb auf der Strecke.

Da nun auch das alte Amtshaus dringend einer umfassenden Sanierung bedurfte, entschloß man sich zuletzt, das Museum für die Dauer der Bauarbeiten zu schließen. So warten die wertvollen und überregional bedeutsamen Bestände nun auf die (laut derzeitigem Stand) für 2013 geplante Wiedereröffnung des Hauses in zeitgemäßer und verbesserter Gestalt.

Das **Fränkische Freilandmuseum Fladungen** konnte im vergangenen Jahr sein zwanzigjähriges Bestehen feiern. Nachdem schon in den 1980er Jahren erste Vorplanungen liefen – der Standort war zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht entschieden – wurde es mit seinen ersten hierher transferierten Häusern kurz nach Öffnung der innerdeutschen Grenze 1990 eröffnet.

Auf einem Gelände von ca. 20 Hektar entwickelte sich bis heute eine reiche Hauslandschaft mit Bauten aus den fränkischen Gebieten nördlich des Mains. Ein Gehöft aus dem heute hessischen Oberbernshards weist darauf hin, daß auch ehemals fränkische Gebiete berücksichtigt wurden. Neben dem heute als Museums-Gasthaus genutzten „Schwarzen Adler“ aus Alsleben (Kr. Haßberge) und dem einzigen am Standort verbliebenen Bau, der Ressmühle, finden sich u.a. auch eine Ölschlagmühle und eine Schule aus dem Spessart, eine geweihte Kirche, ein funktionsfähiges Brauhaus (beide Rhön-Grabfeld) und eine Schäferei aus Hausen bei Bad Kissingen.

Dem jeweiligen Zeitschnitt entsprechend unterscheidet sich auch die Ausstattung der Häuser: So wandert man als Besucher vom

18. Jahrhundert (Bahra, Rhön-Grabfeld) über verschiedene Ausgestaltungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bis in die unmittelbare Nachkriegszeit (Rügheim, Haßberge). Die Präsentation wird ergänzt durch weitere Kleinbauten wie Dörrhäuser, ein Heiligenhaus oder auch ein aus Thüringen stammendes Trafohäuschen. Prägend für den Besuch ist auch die Belebung des Geländes durch Bauergärten, Ackerflächen und historische Haustierrassen.

Neben allgemeinen und themenbezogenen Führungen kann der Besucher in eine Druckerwerkstatt eintauchen. Weitere museumspädagogische Programme, nicht nur für Kinder, werden mit der Fertigstellung eines Hofes aus Leutershausen ab diesem Jahr angeboten. Neben dem Versuch, die Einrichtung der Bauten so authentisch wie möglich zu rekonstruieren, bieten Dauerausstellungen zu Haustieren und Truhen sowie Wechselausstellungen weitere interessante Aspekte.

Eine nicht unbedeutende Attraktion ist sicherlich das „Rhön-Zügle“. Über die Museumsbahnstrecke bis Mellrichstadt und damit dem Anschluß an das deutsche Bahnnetz verbunden, erfreut sich besonders der an ausgewählten Sonn- und Feiertagen verkehrende Dampfzug größter Beliebtheit. Zahlreiche Aktionstage und nicht zuletzt das beliebte Museumsfest machen das Museum zu einer immer wieder gerne besuchten Attraktion.

*Geöffnet: April-Oktober, täglich 9-18 Uhr (im April und Oktober Mo Ruhetag).*

Im streuabwärts gelegenen **Ostheim vor der Rhön** finden sich zwei weitere, wenn auch kleinere Spezialmuseen. Im Hanstein'schen Schloß, einem der ehemaligen Adelssitze der Stadt, hat das **Orgelbaumuseum** Quartier genommen. Hier läßt sich der Orgelbau in dieser ehemals thüringischen Exklave mehr als 400 Jahre zurückverfolgen.

Neben spielbaren Orgeln, die die Entwicklung der „Königin der Musikinstrumente“ vor Augen führen, wird dem Besucher Einblick in eine Orgelbauwerkstatt gewährt. Besonders bei Führungen durch die Museumsleiterin Sigruth Strobel erklingen zahlreiche ausge-

stellte Instrumente und gestalten den Museumsbesuch zu einem wahren Erlebnis. Man erfährt auf diese Weise musikalisch untermalt Wissenswertes von der frühen Geschichte des Orgelbaus bis in unsere Tage.

*Mi-Sa 10-12 u. 13-17 Uhr, So u. feiertags 13-17 Uhr, Februar geschl., Führung nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09777/1743.*

Das **Kirchenburgmuseum** in der gleichnamigen Anlage um die stattliche Ostheimer Michaelskirche bietet dem Besucher anhand reicher Bild- und Textdarstellungen einen Überblick über die im nördlichen Franken bis ins südliche Thüringen gelegenen Kirchenburgen. Ein großes Modell der Ostheimer Kirchenburg unterstützt dabei den anschließenden Rundgang durch die Anlage, die zu den größten und am besten erhaltenen in Deutschland gehört. Bereichert wird das Museum durch jüngste Grabungsfunde aus dem angrenzenden Schulglockenturm („Turmgeheimnisse“), die einen Einblick in das Alltagsleben vergangener Generationen bieten. Neben dem Museum werden sie nun in den Räumen der Kirchhofschule als Dauerausstellung präsentiert, wo auch Wechselausstellungen das Angebot bereichern.

*Fr-Mo u. feiertags 14:30-17 Uhr.*

Die ehemalige Kreisstadt **Mellrichstadt** lohnt ebenfalls den Museumsbesuch. Hier bietet das **Heimatmuseum Salzhaus** ein liebevoll eingerichtetes, reich ausgestattetes Heimatmuseum im besten Sinne, das vor allem durch seinen engagierten Museumsleiter Rudolf Mauder geprägt wird. Zahlreiche Führungen und Sonderveranstaltungen, nicht nur für Kinder, führen den Besucher dabei an alte Techniken und Handwerk heran, wie z.B. die Flachsverarbeitung.

*Mai-Oktober Sa 14-16 Uhr, So 11-12 Uhr u. nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09776/9241.*

Dem Kunstfreund sei die **Kreisgalerie** empfohlen. Im 1839 erbauten ehemaligen Spital werden auf drei Geschossen Gemälde und Skulpturen präsentiert, die in einem Zu-

sammenhang mit der Region Rhön-Grabfeld stehen: Die präsentierten Künstler wurden hier geboren, lebten oder leben vor Ort oder sie haben das Gebiet bei Reisen oder Besuchen als Inspiration für ihre Arbeiten kennen gelernt.

Das 18. Jahrhundert wird dabei vertreten durch Maler der im nördlichen Unterfranken und Fulda tätigen Familie Herrlein, den zuletzt in Königshofen im Grabfeld ansässigen Bildhauer Johann Joseph Keßler und den nach Würzburg abgewanderten Schnitzer Johann Benedikt Witz. Einen Schwerpunkt bilden naturgemäß Landschaftsdarstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts, darunter von Vertretern der Familie Quaglio, Heinrich von Reder und seinem Neffen Heinrich Reder-Broili, Franz Leinecker, Paul Baum und Fritz Pfeiffer. Gut vertreten sind auch Hugo von Habermann, Mitbegründer der Münchner Sezession, und dessen Neffe Hugo Fritz von Habermann. Weitere, auch jüngere Künstler, warten darauf, von den Besuchern kennengelernt und „entdeckt“ zu werden.

Wechselnde Ausstellungen im Erdgeschoß, unter anderem im stilvollen Café Art, präsentieren zeitgenössische Künstler auch aus dem weiteren Umfeld.

*März-Dezember, Di, Mi, Do u. So 14-17 Uhr.*

Heute Ortsteil von Mellrichstadt ist das nahe der Thüringer Grenze gelegene Dorf **Mühlfeld** mit seinem **Schloß Wolzogen**. Der 1715 errichtete und aufwendig nach den Vorgaben der Denkmalpflege restaurierte Bau präsentiert neben einem gerne für Musikveranstaltungen genutzten Saal drei verschiedene Sammlungsschwerpunkte. Von eher lokaler Bedeutung ist dabei das Werk des Mellrichstädter Photographen Anton Tretter (1866–1939), der mit seinem Photoatelier neben den üblichen Portraits als Wanderphotograph auch das Leben im ländlichen Umland dokumentierte.

Eine umfangreiche Sammlung Thüringer Porzellan, zusammengetragen durch den Mellrichstädter Fabrikanten und Sammler Heinrich Reich, gibt einen Überblick über

dessen Entstehung vor über 250 Jahren bis heute. Die Herstellung, ehemalige und heute noch existierende Porzellanstandorte sowie natürlich das reiche Repertoire an Formen und Gegenständen werden ausführlich vorgeführt.

Daneben stellt der Maler Peter Klier, gerne auch „Mellrichstädter Spitzweg“ genannt, einen Teil seiner Bilder aus. Die kleinformatischen Werke stellen seine Heimatstadt in der Zeit des Biedermeiers dar, wofür der Maler alle Arten von Quellen nutzte. Die verwinkelten Gassen werden bevölkert von Personen und Szenen, die häufig zum Schmunzeln anregen.

*März-November, 1. u. 3. So im Monat 14-17 Uhr u. nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09776/6974.*

Am Fuße der Rhön findet sich im Markt **Oberelsbach** mit dem **Deutschen Tabakspfeifenmuseum** eine weitere Besonderheit. Basierend auf einer Sammlung des Pfeifenfabrikanten Anton Manger aus Wollbach wurde im 1611 neben der Kirche erbauten ehemaligen Schulhaus, dem Geburtshaus des Barockkomponisten Johann Valentin Rathgeber, ein geeigneter Standort für über 2.500 Exponate gefunden. Neben Pfeifen prominenter Persönlichkeiten und historisch interessanten Stücken aus verschiedenen Zeiten und Materialien, darunter ein Tonpfeifenetui des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., wird dem Besucher durchaus unterhaltsam viel Wissenswertes zu 500 Jahre Tabak und Raucher vermittelt – und das ist nicht nur für Raucher interessant.

Ein Raum des Museums erinnert an den großen Sohn der Gemeinde, Johann Valentin Rathgeber (1682–1750), der nicht nur durch sein „Musikalisches Tafelkonfekt“ überregional bekannt wurde.

*April-Oktober, Mi, Sa, So u. feiertags 13-17 Uhr u. nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09774/91910 od. 910260.*

Die Kreisstadt **Bad Neustadt an der Saale** besaß wie viele Orte ehemals ein Heimatmu-

seum, das aber seit den 1960er Jahren nicht mehr besteht. In den Räumen des 1578 erbauten Hohntores im Südwesten der Stadtmauer haben heute die **Wagstädter Heimatstuben** eine neue Heimat gefunden. Die Heimatvertriebenen aus dem heutigen Bilovec im Nordosten Tschechiens verbindet seit 1958 eine Patenschaft mit Bad Neustadt, die hier in einer kleinen Ausstellung sichtbar wird. Auf drei Geschossen werden dem Besucher Handarbeiten, Trachten und geschichtliche Zeugnisse vor Augen geführt. Der Raum unter der Türmerstube, übrigens mit wunderbarer Aussicht, erinnert daneben an den zweitältesten Verein der Stadt, den 1850 gegründeten Neustädter Sängerkranz.

*Nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09771/5643.*

In der Alten Schranne, einem ehemaligen Kornspeicher von **Bad Königshofen**, wurde 1988 das **Vorgeschichtsmuseum im Grabfeldgau** eingerichtet, ein Zweigmuseum der Prähistorischen Staatssammlung München. Hier wird dem Besucher ein guter Überblick über die Vor- und Frühgeschichte des östlichen Unterfranken, speziell der Rhön und dem Grabfeld, geboten. Darunter sind hallstattzeitliche Grabungsfunde aus Großeibstadt, die auch durch eine rekonstruierte Grabkammer mit ihrer Ausstattung bereichert werden. Neben merowingischen Funden aus dem Adelsgräberfeld von Zeuzleben finden sich auch römische bis mittelalterliche Fundobjekte.

Ein Schwerpunkt liegt im Vorgeschichtsmuseum auch auf der langjährig erprobten Museumspädagogik, speziell für Schulklassen. So wird in der Steinzeitwerkstatt Geschichte beim selbst Ausprobieren lebendig.

Seit 2006 wird in einem Hinterhaus der Schranne das **Museum für Grenzgänger** präsentiert. Anders als übliche Grenz Museen wird hier die einstige Grenze als überwindliche Barriere aus Sicht der Anwohner gezeigt, die sich historisch bedingt alle als Franken verstehen. Daneben bereichern Wechselausstellungen das Angebot.

*Di 10-12 u. 14-16 Uhr, Do 10-12 u. 17-19 Uhr, Sa, So 14-17 Uhr, April-Oktober zusätzlich Mi u. Fr 14-16 Uhr.*

Weitere Museen und Sammlungen im Überblick:

Neben den schon genannten Museen finden sich noch eine Reihe kleinerer Häuser im Landkreis. Aus Platzgründen muß hier eine kürzere Nennung genügen.

Einen eher unüblichen Weg in der Museumslandschaft gehen die um Königshofen liegenden Gemeinden. So entstanden bzw. entstehen rings um die ehemalige Kreisstadt auf ehrenamtlicher Basis kleine **Dorf Museen**. Liebevoll eingerichtet durch die Ortsbewohner bietet sich dem Besucher z.B. in **Unterebfeld** eine Sammlung des Radfahrvereins (*Mi 18-21 Uhr, So 9.30-11.30 Uhr*), in **Ipthausen** ein kleines Dorfmuseum im ehemaligen Milchhäuschen (*März-Oktober, täglich 9-18 Uhr*) oder in **Großeibstadt** im 1631 erbauten Schmiedstor der ehemaligen Dorfbefestigung eine historische Schmiedeeinrichtung (*nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09762/9100-0*).

Auch das kleine **Turmmuseum** in der Türmerstube der Königshöfer Stadtpfarrkirche ist für Besucher *täglich* geöffnet, die allerdings gut zu Fuß sein müssen.

Das **Deutsch-Deutsche Freilandmuseum Rappershausen** an der ehemaligen Grenze bei Behrungen führt mit einem 3,5 km langen Denkmalschutz- und Naturlehrpfad von der original erhaltenen Grenzinformationsstelle und einem Aussichtsturm (vormals ein Wasserturm) zu den erhaltenen Grenzanlagen (*Außenanlagen jederzeit zugänglich, Führungen nach Vereinbarung unter Tel.Nr. 09720/890*).

In **Sulzdorf an der Lederhecke – Sternberg im Grabfeld** kann die private **Stein- und Fossilienammlung Albert** besichtigt werden (*nach Vereinbarung unter Tel. Nr. 09763/1216*).

Am 28. Mai wird auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne in **Mellrichstadt** das Dokumentationszentrum Hainberg-Kaserne eröffnet, das sich ihrer Geschichte widmet (*nur*

nach Anmeldung unter Tel. Nr. 09776/5840). Von hieraus ist es nicht weit bis zur **Grenzanlage an der Schanz** (an der B 19), wo sich ein Rest der Grenzanlagen erhalten hat (*jetzt zugänglich*). Schon auf Thüringer Seite schließt sich ein **Skulpturenpark**, unter anderem mit der „*Goldenen Brücke*“ als Symbol der Wiedervereinigung an.

Ebenfalls mit Steinen und Mineralien, aber auch der Geschichte der Steinheilkunde befaßt sich das private **Landvandinum** (Heilstein-Museum) in **Stockheim** (*täglich; Tel. Nr. 09776/706291*).

Das **Kloster Wechterswinkel** bietet neben wechselnden Ausstellungen – darunter sehenswerte Kunstaussstellungen mit Schwerpunkt Bildhauerei – und Veranstaltungen auch einen kleinen musealen Einblick in die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters (*Sa, So, feiertags 13-17 Uhr, auch Café geöffnet*).

In **Salz** bei Bad Neustadt wartet das **Elsbett-Museum** darauf, das Werk des Erfin-

ders Ludwig Elsbett (1913–2003) bekannter zu machen: seinen mit Pflanzenölkraftstoff arbeitenden Motor (*nach Voranmeldung unter Tel. Nr. 09771/97826*).

Das **Haus der Langen Rhön in Oberelsbach** präsentiert eine ständige Ausstellung zum UNESCO Biosphärenreservat Rhön, die durch Wechselausstellungen bereichert wird (*November-März 10-16 Uhr, April-Oktober 10-17 Uhr, Di geschlossen*).

Ein Mitmachmuseum ist das **Haus der kleinen Wunder in Bischofsheim**, das sich besonders an Familien mit Kindern wendet. Hier können alle Sinne neu erfahren werden (*Do-So 10-18 Uhr, in den Schulferien Di-So; Tel. Nr. 09772/932980*).

Das **Bruder-Franz-Haus** auf dem **Kreuzberg** bei Bischofsheim erfüllt mehrere Aufgaben. Neben einer Informationsstelle werden die Räume als Ort für Besinnung und Spiritualität genutzt. Eine Dauerpräsentation zu Franz von Assisi und Gottes Schöpfung wird durch kleinere Wechselausstellungen bereichert (*täglich 10-17.30 Uhr*).

## Die Provinz lebt – Neue Wege der Kunst- und Kulturförderung im ländlich geprägten Raum am Beispiel der Kulturagentur des Land- kreises Rhön-Grabfeld

von

Astrid Hedrich-Scherpf

Als die Kulturagentur 2010 die aktuelle Ausgabe der Schriftenreihe Kultur und Politik des Deutschen Kulturrates erhielt, fiel das Augenmerk sofort auf den Titel „*Kulturlandschaft Deutschland. Die Provinz lebt*“. Darin werden unterschiedliche Projekte zur Kulturförderung in ländlich geprägten Regionen aus mehreren Bundesländern vorgestellt. Zudem wird dort energisch der Vorstellung entgegengetreten, Kultur fände nur in städtischen Zentren statt. „*Kultur findet mehr denn je zugleich in den ländlichen Räumen statt. Die Vielfalt der Regionen spiegelt dabei die Viel-*

*falt von Regionalkultur wider.*“<sup>41</sup> Die Kulturagentur Rhön-Grabfeld ist in diesem Zusammenhang ein weiteres Beispiel für die Kulturförderung und den Kulturreichtum im ländlich geprägten Raum.

Seit 2006 geht der Landkreis Rhön-Grabfeld in Sachen Kulturarbeit und Kulturförderung andere, neue Wege. Was als Versuch und Pilotprojekt für eine ländlich strukturierte Region, mit Hilfe von „LEADER+“, gestartet wurde, ist heute nach fünf Jahren ein fester Bestandteil der „Kulturszene“ im Landkreis:

die Kulturagentur. Darunter ist ein umfassendes Kulturmanagement zu verstehen, das nicht nur für ein einzelnes Projekt oder für eine Kultureinrichtung zuständig ist, sondern die Rahmenbedingungen für kulturelle Aktivitäten auf breiter Basis im gesamten Landkreis schafft.

Der Landkreis Rhön-Grabfeld ist der nordöstlichste Landkreis Bayerns. Flächenmäßig stellt er einen relativ großen Landkreis dar mit zahlreichen kulturell aktiven Städten und Gemeinden. Dazu verfügt der Landkreis Rhön-Grabfeld über ein vielfältiges und facettenreiches Kulturangebot. In allen 37 Gemeinden ist eine rege Vereinstätigkeit und damit eine aktive, bürgerorientierte Kulturarbeit gegeben: Es gibt eine Berufsfachschule für Musik, eine Kreismusikschule, eine Kreisgemäldegalerie und über 20 weitere museale Einrichtungen, zwei aktive Volkshochschulen, einen ehrenamtlichen Kulturreferenten, eine engagierte und aktive Kreisheimatpflege. Dazu kommt die älteste Holzbildnerhauerschule in Deutschland sowie zahlreiche namhafte Bildhauer, Künstler und viele aktive Kulturschaffende. Es sind vielfältige kulturelle Aktivitäten vorhanden, aber es gab vor 2006 und der Einrichtung der Kulturagentur keine übergeordnete Koordinierungsstelle.

Die Kulturagentur ist eine Einrichtung des Landkreises Rhön-Grabfeld. Sie ist der Kreisentwicklung direkt unterstellt und gehört dort zum Bereich Wirtschaft, Verkehr, Tourismus und Kultur. Schon die Ressortzuordnung zeigt ihren Stellenwert. Mit Teamarbeit, schlanker Verwaltung, kurzen Dienstwegen und großer Handlungsfreiheit ist sie nach neuesten Grundlagen eines Kulturmanagements aufgestellt. Sie wird durch zwei Fachkräfte geleitet. Es gibt eine Kulturmanagerin für den Bereich Musik – Konzerte – Darstellende Kunst und eine für den Bereich Kunst – Museen – Ausstellungen. Seit 1. Januar 2009 ist die Kulturagentur eine feste Einrichtung des Landkreises Rhön-Grabfeld.

Die Kulturagentur dient in erster Linie als Koordinierungsstelle und Serviceeinrichtung, die jeder im Landkreis kostenfrei nutzen kann, mit dem Ziel zu vernetzen, zu fördern, zu vermarkten (bewerben) und zu bewahren. Zu-

dem soll durch diese Einrichtung eine Inwertsetzung erfolgen, Synergien geschaffen, eine Steigerung der Lebensqualität erreicht und eine Stärkung der Standortfaktoren gegeben werden.

Der Sitz befindet sich gemeinsam mit der Tourismus GmbH Bayerische Rhön im Landratsamt in Bad Neustadt. Die enge Zusammenarbeit mit der Touristik ermöglicht nicht nur einen unmittelbaren Informationsaustausch, sondern fördert auch ganz wesentlich Synergieeffekte beider Branchen: Kulturtourismus, kulturelle Pauschalangebote, zentraler Kartenvorverkauf, Gästeführer, eine unmittelbare ineinander greifende Kundenberatung und anderes mehr.

Im Vergleich zu anderen Kulturagenturen innerhalb Deutschlands umfaßt die hier gewählte Struktur ein sehr komplexes Aufgabengebiet. Üblicherweise konzentriert sich der überwiegende Teil von Kulturagenturen schwerpunktmäßig auf einen kulturellen Bereich. So gibt es Agenturen, die sich auf Konzertveranstaltungen, auf Ausstellungswesen, auf „Events“ und anderes spezialisiert haben. Anders sieht es bei der Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld aus. Hier sollte keine Spezialisierung in eine Richtung erfolgen, sondern eine breite flächendeckende und vielfältige Kulturarbeit erreicht werden, um so die Vielfalt zu stärken.

So vielfältig das Kulturschaffen im Landkreis ist, so vielfältig gestalten sich die Aufgabengebiete der Kulturagentur. Die Kulturagentur hat 2010 über 60 Aufgabenbereiche, Tätigkeitsfelder und Projekte bearbeitet, initiiert, organisiert, betreut, beraten, geplant und durchgeführt. Zu den Kernaufgaben gehört die Funktion als Koordinations- und Servicestelle. Durch die große Akzeptanz als Koordinationsstelle für die Bereiche Vernetzung, Vermittlung und Kontaktpflege zu Kulturschaffenden, Künstlern und Kultureinrichtungen, Vereinen und Gemeinden ist die Kulturagentur zum Dienstleister in Sachen „Kultur“ geworden. Es handelt sich dabei um Beratungsgespräche hinsichtlich Terminvergabe, Veranstaltungen, Räumlichkeiten, Kontaktpersonen und -adressen, Ansprechpartnern, fachlicher Auskunft, Reservierungen, kultur-

touristischen Anfragen, Vermittlung von Kulturpartnern, Führungen u.a.m. innerhalb des Landkreises, aber auch darüber hinaus.

Zu den weiteren Tätigkeitsfeldern gehört die Beratung und Betreuung von Künstlern, Kulturschaffenden, Vereinen, Schulen und Museen und deren Projekten, Fördermittelakquise, Beratung und Betreuung von kulturellen Einrichtungen, darunter das Bruder-Franz-Haus am Kreuzberg, das Rhönmuseum in Fladungen und das Kulturzentrum Kloster Wechterswinkel bei Bastheim.

Der Kulturkalender ist der kulturelle Veranstaltungskalender der Region Rhön-Grabfeld und erscheint vierteljährlich in einer Auflage von 10.000 Exemplaren. Der Umfang der einzelnen Ausgaben schwankt je nach Jahreszeit zwischen 62 und 74 Seiten. Die Veranstaltungsmeldungen liegen zwischen 400 bis 600 Datensätzen (Online-Anmeldung) und können von Städten und Gemeinden, kulturellen Einrichtungen, Vereinen und Privatpersonen aus dem Landkreis kostenfrei gemeldet werden. Bei der Verteilung des Kulturkalenders wird gezielt an Städte, Gemeinden, Banken und Touristinformationen der Region und auch an kulturelle Einrichtungen, Kulturschaffende und Kulturinteressierte überregional herangetreten. Zunehmend werden Tourismusinformationen überregional bedient. Die Kulturagentur konzentriert sich dabei auf einen Aktionsradius von bis zu 200 km.

Ein zusätzliches Aufgabengebiet ist die modellhafte Entwicklung von Kulturevents. Zwei wichtige Veranstaltungsreihen sind inzwischen zu festen kulturellen Einrichtungen geworden. Die Fränkische Woche findet einmal im Jahr landkreisweit statt und soll das kulturelle Selbstverständnis der Region, die lebendige Tradition und Eigenheiten der Region herausstellen und stärken. Zu den bisher stattgefundenen Themenwochen gehören Volksmusik, mundartliches Theater, Sagen und Mythen, fränkische Höfe aus der Rhön und dem Grabfeld.

Die zweite Veranstaltungsreihe ist der Rhöner Krippenweg. Er findet alle zwei Jahre statt und erstreckt sich vom ersten Adventswochenende bis zum Dreikönigsfest. Im Mit-

telpunkt stehen hier besonders die Holzbildhauer und Schnitzer der Region mit ihren regionalen Produkten, vor allem der Rhöner Krippe. Ergänzt wird der Rhöner Krippenweg durch ein mehrwöchiges Veranstaltungsprogramm mit Konzerten, Wanderungen, volkskundlichen Themen, Vorträgen und Offenem Singen verteilt auf die jeweils teilnehmenden Orte.

Die Kulturagentur ist zudem verantwortlich für das Programm des Klosters Wechterswinkel, einem ehemaligen Frauenkloster, dann Getreidespeicher und seit 2009 kreiseigener Einrichtung für Kunst und Kultur auf drei Ebenen mit überregionalen Kunstaustellungen, klassischen Konzerten, Lesungen und einer musealen Einrichtung über die Geschichte des Klosters und des Ortes Wechterswinkel, der 8 km nördlich von Bad Neustadt auf dem Weg nach Oberelsbach gelegen ist.


Auch die Leitung der Kreisgalerie obliegt der Kulturagentur. Die Kreisgalerie in Mellrichstadt beherbergt eine kreiseigene Gemälde- und Skulpturensammlung mit regionalem Bezug zur Rhön und dem Grabfeld von der Barockzeit bis heute. Einer der bedeutendsten Künstler der Sammlung ist der Impressionist Hugo von Habermann. Vier Wechsausstellungen mit aktueller zeitgenössischer Kunst aus der Region und aus Franken werden jährlich im Café Art der Kreisgalerie gezeigt.

Das Tätigkeitsfeld „Bewahren“ stellt eigentlich kein ursprüngliches Aufgabengebiet eines Kulturmanagements bzw. einer Kulturagentur dar. Dies gehört primär zu den Aufgaben von musealen Einrichtungen, aber die Kulturagentur ist mit der Inventarisierung und Archivierung aller landkreiseigenen Sammlungen betraut. Dies tut sie mit dem Ziel, die Bestände zu bewahren und entweder in einem neu einzurichtenden Zentraldepot des Landkreises unterzubringen oder auf mehrere Depots musealer Einrichtungen zu verteilen.


Im Laufe der Arbeit wurde die Kulturagentur immer häufiger als Partner für Kooperationsprojekte angefragt, vor allem bei großen Aufgaben mit überregionaler Bedeutung. Kooperationsprojekte waren in der ursprünglichen Konzeptionierung nicht vorgesehen. Sie

13. - 20. Juni

# Fränkische Woche



Historische Höfe  
öffnen ihre Tore  
in Rhön-Grabfeld



**Information und Programmflyer**  
 Tourismus Bayerische Rhön GmbH  
 Spörleinstr. 11, 97616 Bad Neustadt  
 Tel. 09771/94670, bayern@rhoen.de

Landkreis Rhön-Grabfeld  
**KULTUR** // Agentur



Abb.: Das Plakat der „Fränkischen Woche“ zum Thema Historische Höfe im Kreis Rhön-Grabfeld.

haben sich erst im Verlauf der Tätigkeit ergeben und als Glücksfall für alle Beteiligten erwiesen, denn einer alleine hätte diese „Events“ nicht stemmen können. Nur durch Partner war eine Realisierung möglich. Beispiele hierfür sind die zeitgenössische Kunst-

ausstellung „Zelle“ im Alten Gefängnis in Bad Neustadt 2007, die Strohtheatertage 2008, die alle zwei Jahre stattfindende Festspiele Salzburger Klassiker mit vier Partnern, der Berufsfachschule für Musik, Bad Königshofen, dem Verein Für, der städtischen Kulturarbeit NES und der Kulturagentur. 2009 stand der Salzburger Klassiker unter dem Thema „Carmen“. Musiker und Chöre sowie die Junge Philharmonie des Landkreises traten gemeinsam mit internationalen Solisten auf. Die 2010 gegründete Freie Kunstakademie Rhön bietet allen Kulturschaffenden und Kulturinteressierten Fortbildungsmöglichkeiten an und ist ein Kooperationsprojekt mit der Volkshochschule Rhön-Grabfeld. Zusammen mit der Kreisheimatpflege ist es ebenfalls 2010 gelungen, einen Kunstführer „Kirchen im Landkreis Rhön-Grabfeld“ in Buchform herauszugeben.

Die Entwicklungsgeschichte der Kulturagentur liest sich heute wie eine „Erfolgsgeschichte“ für den Landkreis Rhön-Grabfeld. Sie ist ein wunderbares Beispiel für die Kulturlandschaft Deutschland und der Beweis dafür, daß die Provinz lebt.

Aus der anfänglichen Skepsis dieser Einrichtung gegenüber ist relativ schnell eine große Akzeptanz erwachsen. Sie ist inzwischen eine feste Größe im kulturellen Leben des Landkreises. Gerade der Bereich der Vernetzung, Beratung und Betreuung, Koordination und die Servicestelle zeichnen die Kulturagentur als kompetenten Ansprechpartner aus. Vom Pilotprojekt hat sie sich zum Vorzeigemodell mit Vorbildfunktion entwickelt. Denn mit der Schaffung der Kulturagentur in seiner bestehenden Konzeption ist eine Struktur entwickelt worden, die sich gerade in ländlich geprägten Regionen mit relativer Flächenausdehnung und zahlreichen kulturell aktiven Zentren als erfolgreiches Modell erwiesen hat. Die Arbeit der Kulturagentur bestätigt, „die Provinz lebt“ und zeigt, daß Kulturreichum überall stattfindet.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Aigner, Ilse: Die Provinz lebt. Vom Kulturreichum im ländlichen Raum, in: Olaf Zimmermann/Theo Geißler (Hrsg.): Kulturlandschaft Deutschland. Die Provinz lebt. Schriften

## Denkmäler für Julius Kardinal Döpfner (1913–1976)<sup>1</sup>

von

Werner Eberth

### *Bischofsgrabmale im Würzburger Dom*

Grabmale für Bischöfe in ihrer Kathedralkirche sind schon seit dem hohen Mittelalter Tradition, gerade der Würzburger Dom kann eine fast lückenlose Reihe von Bischofsgräbern, beginnend mit dem Grabmal für den 1190 verstorbenen Bischof Gottfried I. von Spitzenberg-Helfenstein, aufweisen. Weltrang haben die Grabmale von Tilman Riemenschneider für die Bischöfe Rudolf II. von Scherenberg (1466–1495) und Lorenz von Bibra (1495–1519). Das Königreich Bayern hat nach der Säkularisation den bayerischen Bistümern das Privileg zugestanden, ihre Bischöfe weiter in der jeweiligen Domkirche zu bestatten. Dadurch ist die Reihe der Bischofsgräber im jeweiligen Geschmack der Zeit bis auf die jüngste Zeit fortgeführt. Zuletzt wurde 1979 Bischof Josef Stangl (1957–1979) ein Denkmal in Form einer Bronzegrabplatte gesetzt. Da der im Krieg zerstörte Dom beim Tod von Bischof Matthias Ehrenfried (1924–1948) noch im Wiederaufbau war, erhielt dieser Bischof seine Grablege (Grabmal von Fried Heuler) ausnahmsweise in der Krypta von Neumünster.

### *Döpfner – Bischof von Würzburg von 1948 bis 1957*

Sein Würzburger Nachfolger Julius Döpfner wurde bereits 1957 von Papst Pius XII. zum Bischof von Berlin bestellt und ein Jahr später von Papst Johannes XXIII. zum Kardinal erhoben. Der gleiche Papst ernannte ihn dann 1961 zum Erzbischof von München und Freising. Dort im erzbischöflichen Palais ist Julius Kardinal Döpfner am 24. Juli 1976 auf dem Weg zu einer ärztlichen Untersuchung schon im Dienstzimmer des Pförtners plötzlich verstorben. In der Krypta der Liebfrau-

enkirche fand Julius Kardinal Döpfner seine letzte Ruhestätte. Sein schlichtes Grab liegt über dem seines Amtsvorgängers Kardinal Wendel, der 1960 beim Silvestergottesdienst auch völlig überraschend verstorben war.

### *Ein Bronzeportal von St. Peter in Rom – ein Eklat 1977*

Ein Jahr nach dem Tod Kardinal Döpfners, der sich als einer der vier Moderatoren des II. Vatikanischen Konzils große Verdienste erworben hatte, kam es zu einem politischen Wirbel, ausgelöst durch eine „Überarbeitung“ eines Kunstwerks, das eigentlich auch Kardinal Döpfner darstellen sollte. Der Vatikan hatte nach Abschluß des Konzils 1965 eine neue Domtüre für St. Peter bei dem Mailänder Bildhauer Luciano Minguzzi (1911–2004) in Auftrag gegeben. Die verschiedenen Bronzereliefs schildern symbolisch die Macht des Guten, die von den Mächten der Finsternis verfolgt und bedroht wird. Ein Teil des Domportals war dem II. Vatikanischen Konzil gewidmet und stellte die vier Moderatoren des Konzils, die Kardinäle Suenens, Agagianian, Lercaro und Döpfner sowie die Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. dar, wenigstens hatte man dies allgemein so empfunden.

Kurz nach der Einweihung des Portals durch Papst Paul VI. im September 1977 wurde diese Tafel durch eine gleichen Formats ausgewechselt, auf der einer der Moderatoren fehlte. Der Austausch wurde mit „*rein künstlerischen Erwägungen*“ begründet. Die drei verbliebenen Bischöfe (der in der Mitte mit Mitra der östlichen Kirchen, also Agagianian) und die zwei Päpste würden das Konzil „*pars pro toto*“ versinnbildlichen, so die amtliche Verlautbarung.

Obwohl keiner der dargestellten Bischöfe (im Gegensatz zu den beiden Päpsten) auch



Abb. 1: Bronzetür an der Peterskirche Rom mit Relief von Luciano Minguzzi mit nur noch drei Konzilsmoderatoren.  
Photo: Werner Eberth.

nur annähernd porträtähnlich dargestellt war, mußte der Fehlende nach anderen Merkmalen Kardinal Döpfner sein. Wenn auch die Darstellung des vierten Moderators aus der Nähe gesehen fast wie eine Karikatur gewirkt hatte, wurde es gerade in Deutschland als ein Affront empfunden, einen der führenden Moderatoren des Konzils vom Dompportal von St. Peter wieder zu entfernen. In den Diözesen Würzburg und München wurden dagegen sogar Unterschriften gesammelt. Im Interesse einer guten Zusammenarbeit mit dem Vatikan wurde die Aktion allerdings kirchlicherseits gestoppt und verlief im Sande.

### Erste Ehrung in Berlin

Seine zweite Diözese ehrte ihren früheren Bischof 1978 als erste durch eine Gedenktafel im Zuge der Umgestaltung der Unterkirche der damals in Ost-Berlin (Bezirk Berlin-Mitte) gelegenen St. Hedwigs-Kirche<sup>2</sup>. Die unter König Friedrich II. von Preußen nach der Eroberung Schlesiens errichtete, dem Pantheon in Rom nachempfundene Kirche dient seit Errichtung des Bistums Berlin 1930 als Bischofskathedrale. Seit 1994 ist Berlin Erzbistum.

Dieses Denkmal wurde von dem in Würzburg gebürtigen und zuletzt in München lebenden Bildhauer Hubert Elsässer (1934–2009) gestaltet. Kardinal Döpfner trägt den

schlichten Bischofsstab, den ihm seine stolze Heimatgemeinde Hausen bei Bad Kissingen zur Bischofsweihe 1948 geschenkt hatte.<sup>3</sup> Vor ihm hat Elsässer sein Wappen, das eher als das erzbischöfliche von München zu lesen ist, nur angedeutet mit den Attributen eines Kardinals dargestellt. Die Inschrift schildert seine Lebensdaten sowie seinen bischöflichen Werdegang und zeigt seine drei Wappen als Bischof von Würzburg, Berlin und München. Sein Wahlspruch „*Nos autem* praedicamus crucifixum“ ist auf die beiden letzten Worte verkürzt.

### Gedenktafel im Dom zu Würzburg

Auch das Bistum Würzburg gedachte im nächsten Jahr seines 85. Bischofs in Form einer Gedenktafel im Dom. Am letzten Sonntag im Januar 1979 enthüllte der Kapitelvikar und Weihbischof Alfons Kempf im Würzburger Dom zwei Gedenktafeln für die Amtsvorgänger des verstorbenen Bischofs Josef Stangl, Dr. Matthias Ehrenfried (1924–1948) und Julius Döpfner (1948–1957). Die beiden Gedenktafeln setzen die fast lückenlose Reihe der Bischofsgrabmale im Würzburger Dom im Stil unserer Zeit fort.

Die Bronzeplatte zu Ehren von Julius Kardinal Döpfner ist ebenfalls ein Werk von Hubert Elsässer und zeigt daher gewisse Ähnlichkeiten mit der Gedenktafel in St. Hedwig,



Abb. 2: Gedenktafel in der St. Hedwigs-Kathedrale Berlin von Hubert Elsässer. Photo: Frank Vetter, Berlin.

Berlin. Sie zeigt eine kreuzförmige Einteilung, die auf seinen Wahlspruch „(Nos autem) praedicamus crucifixum“ hinweist. Im Schnittpunkt des Kreuzes zeigt ein Medaillon das Porträt Kardinal Döpfners ebenfalls mit dem Bischofsstab, den ihm seine Heimatgemeinde Hausen geschenkt hatte. Die kleinen Medaillons zeigen oben die Muttergottes, links den hl. Kilian, rechts den sel. Liborius Wagner und unten den Dom zu Würzburg. Die Inschrift schildert wie in Berlin seinen bischöflichen Werdegang und zeigt seine drei Wappen als Bischof von Würzburg, Berlin und München.

### Das Denkmal in der Heimatkirche Heilig-Kreuz in Hausen

Als am 24. Juli 1976 über den Rundfunk die Nachricht verbreitet wurde, Julius Kardinal

Döpfner sei an diesem Morgen verstorben, war es gerade für seine Heimatpfarrei Heilig-Kreuz in Hausen eine ehrenvolle Verpflichtung, dem nach menschlichem Ermessen zu früh verstorbenen Kardinal – der nebenbei bemerkt für viele Hausener „papabilis“ war – ein Denkmal zu setzen.

Der Verfasser, damals Pfarrgemeinderatsvorsitzender, dem die Grabdenkmale für die Bischöfe im Würzburger Dom von Jugend her ein Begriff waren, machte den Vorschlag, Kardinal Döpfner in seiner Heimatkirche ein ähnliches Grabmal (als Kenotaph) zu setzen. Der Pfarrgemeinderat griff den Vorschlag auf, auch Oberbürgermeister Dr. Hans Weiß versprach Unterstützung, da Kardinal Döpfner ja nicht nur Ehrenbürger der inzwischen eingemeindeten Gemeinde Hausen, sondern auch der vormals kreisfreien Stadt Bad Kissingen war.

Aus der Mitte des Pfarrgemeinderates wurde vorgeschlagen, den 1928 in Hausen gebürtigen akademischen Bildhauer Kurt Mergenthal mit dem Auftrag zu betrauen. Der vielseitige Künstler – er betätigt sich auch als „Lüftlmaler“ und als Schauspieler – wohnt heute in Attenham bei München. Pfarrer Georg Hirschbrich vertrat die Meinung, daß das Denkmal ohne großen Text etwas über das Leben des Kardinals in Bildern aussagen sollte. Im Laufe der Diskussion kam man immer weiter von der üblichen Form einer Grabplatte bzw. eines Sarkophages ab.

Ein erstes Modell, das den Kardinal mit Mitra und Stab darstellte, wurde verworfen, da es sich zuwenig von der üblichen Darstellung eines heiligen Bischofs, wie z.B. des hl. Nikolaus oder des hl. Kilian, unterschied. Die Stationen seines Wirkens sollten in Einzelbildern dargestellt, das gesamte Denkmal vom Boden weg an der Nordwand des Längsschiffs da angebracht werden, wo schon kurz nach seinem Tod ein Farbphoto von ihm aufgehängt worden war.

Der Künstler stellte dann auftragsgemäß den Kardinal so dar, wie ihn seine Heimatpfarrei bei seinen häufigen Heimaturlauben sah: als schlichten Priester im Meßgewand, dessen hoher Rang nur durch Brustkreuz und Pileolus angedeutet ist. Allen, die Kardinal

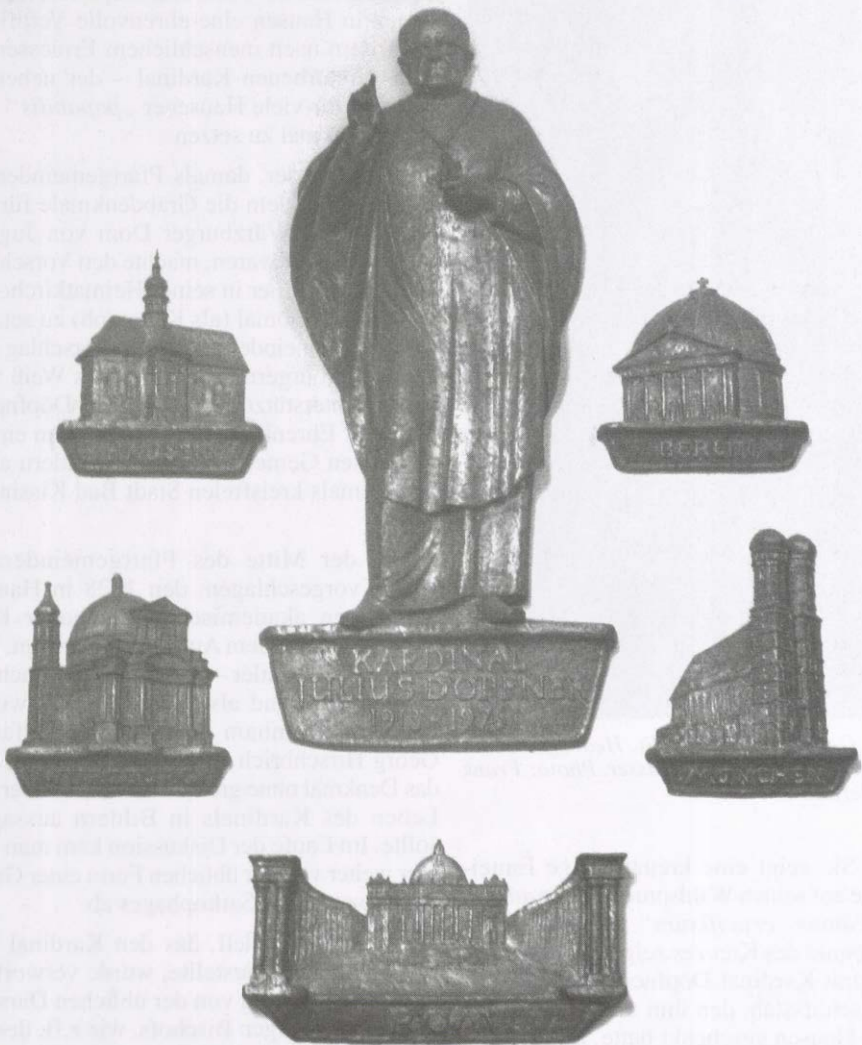


Abb. 3: Denkmal in der Heimatkirche Heilig-Kreuz in Hausen von Kurt Mergenthal.

Photo: Werner Eberth.

Döpfner gekannt haben, ist seine Gestik in Erinnerung, insbesondere seine Eigenart, seine Reden mit dem erhobenen oder ausgestreckten Zeigefinger deutlicher zu machen, gewissermaßen mit dem Finger Akzente zu setzen. Seine Devise: „Wir aber predigen Christus, den Gekreuzigten“, hat der Künstler durch die Sprache der Hände sinnfällig übersetzt. Fünf Reliefs zeigen die Stationen seines Le-

bens: die Kirche Heilig-Kreuz in Hausen, das Neumünster Würzburg, St. Hedwig in Berlin, die Münchner Liebfrauenkirche und die Peterskirche in Rom.

Zu den Kosten des Bronzedenkmals haben die Diözese Würzburg, Stadt und Landkreis Bad Kissingen sowie die Sparkasse Bad Kissingen und die Raiffeisenbank Nüdlingen-

Haard Zuschüsse geleistet. Für das Denkmal und die dadurch notwendige Kirchenrenovierung – das Denkmal konnte ja nicht an einer verrotteten Wand angebracht werden – wurde aus der Pfarrei und von nah und fern so großzügig gespendet, daß der Pfarrei Heilig-Kreuz die Finanzierung nicht zu schwer gefallen ist.

Anläßlich des 30. Jahrtags seiner Weihe zum Bischof – Bischof Julius war als jüngster Bischof Deutschlands am Burkardustag (14. Oktober) 1948 in Würzburg zum Bischof konsekriert worden – sollte die Einweihung erfolgen. Bischof Josef Stangl bat anläßlich der Altarweihe der Pfarrkirche Münnerstadt darum, den Termin zu verschieben, da er mit dem gesamten Klerus an diesem Wochenende einen Einkehrtag festgelegt hatte. Er segnete dann am 5. November 1978 das Denkmal bei einem Gedenkgottesdienst für seinen Amtsvorgänger in dessen Taufkirche. Die Einweihungsfeier für das Denkmal seines Vorgängers wurde seine letzte Amtshandlung.<sup>4</sup>

### *Grabmal in der Liebfrauenkirche München*

Auch die Erzdiözese München-Freising hat es sich nicht nehmen lassen, ihrem Erzbischof in der Liebfrauenkirche ein Denkmal zu setzen. Mit der Ausführung wurde Prof. Hans Wimmer (1907–1992) aus München beauftragt, der schon zahlreiche Mahnmale für Kriegs- und KZ-Opfer im In- und Ausland gestaltet hatte.

Sein Denkmal in einer Seitenkapelle an der Südwand, die jetzt durch Bronze-Gedenktafeln für die drei neuen Seligen aus dem Erzbistum<sup>5</sup> zu einer Bistumstraditionskapelle aufgewertet wurde, konnte am 5. Todestag von Kardinal Döpfner (24. Juli 1981) in Vertretung von Erzbischof Josef Kardinal Ratzinger durch Regionalbischof Ernst Tewes enthüllt und gesegnet werden.

Prof. Wimmer hat Kardinal Döpfner zu Füßen eines Kreuzifixes kniend dargestellt und damit ebenfalls auf den Wappenspruch des Verstorbenen „*Wir aber predigen Christus, den Gekreuzigten*“, hingewiesen. Die Darstellung erinnert an andere Bischofsgräber, z.B. an das von Konrad III. von Thüngen im

Würzburger Dom, das aber den Bischof als selbstbewußten Beter zeigt, während Wimmer einen offenbar schon seit langem im Gebet versunkenen bzw. einen demütigen Menschen darstellt, der nicht fordernd zum Gekreuzigten aufschaut. Seitlich hat Wimmer das Münchner Kardinalswappen des Verstorbenen mit Patriarchenkreuz und den zweimal 15 Quasten eines Kardinals verewigt. Signiert hat er lateinisch: „*OPUS JOANNIS EVANGELISTAE WIMMER BAVARIENSIS*“ (Werk von Johannes Evang. Wimmer, eines Bayern), sich also stolz als Bayer bekannt.

### *Gedenktafel in Freising*

Schon zu seinen Lebzeiten wurde Kardinal Döpfner in seiner Bischofsstadt Freising ein Denkmal gesetzt. Die Gedenktafel zu seinen Ehren wurde am Tag der Übergabe des Diözesanmuseums enthüllt, die Inschrift lautet: „*JULIUS CARD. DOEPFNER OPERA ARTIS HIS IN AEDIBUS COLLOCARI IUSSIT 1974*“ („Julius Kardinal Döpfner hat Kunstwerke 1974 in diesem Haus aufstellen lassen“). Die Bronzetafel wurde von der Münchner Künstlerin Christiane Stadler (1922–2001) gestaltet. Das Kardinal-Döpfner-Haus Freising besitzt in der Martinskapelle eine Totenmaske des Namensgebers.<sup>6</sup>

### *Tafel am Elterngrab*

Die Künstlerin Christine Stadler hat aus Dankbarkeit für ihre Förderung durch Kardinal Döpfner in München eine Bronzetafel „*IN MEMORIAM*“ für das schlichte Elterngrab auf dem Friedhof Hausen gestiftet. Sie zeigt sein Münchner Kardinalswappen sowie seine Lebensdaten und bischöflichen Stationen.

In seiner fränkischen Heimat, die Kardinal Döpfner in einer Sendung des Bayerischen Rundfunks „*Meine fränkischen Jahre*“<sup>7</sup> heimatstolz geschildert hat, besitzt sein Geburtsort Hausen außer dem Denkmal in der Kirche noch eine weitere Gedenkstätte für seinen Ehrenbürger. In der von seinem Neffen Georg Metz errichteten „*Bergkapelle*“ ist eine Bronze-Büste des Kardinals, ein Zweitguß nach dem Denkmal in der Kirche von Kurt Mergenthal, aufgestellt.

## *Büste im Hof der Landratsamtsdienststelle Hausen*

2008 hat sich der Bildhauer Kurt Mergenthal entschlossen, sich von seinem privaten Döpfner-Denkmal in seinem Hausgarten in Attenham zu trennen. Mergenthal hatte 1978 für das Denkmal in Hausen eine Variante geschaffen, die Bischof Döpfner mit Mitra zeigte. Da die Pfarrei Hausen sich für die Variante mit Pileolus entschieden hatte, hatte er sich mit der Bronzebüste von Bischof Döpfner in seinem Garten ein Erinnerungsdenkmal an Hausen errichtet. Zu seinem eigenen 80. Geburtstag schenkte er die Plastik der Pfarrei Hausen. Der Landkreis Bad Kissingen, seit 1860 Eigentümer des ehemaligen Prämonstratenserinnen-Klosters Hausen, genehmigte die Anbringung der Büste im Innenhof der Landratsamts-Dienststelle.

Anlässlich des 95. Geburtstages von Julius Kardinal Döpfner am 26. August 2008 segnete sein dritter Nachfolger im Bischofsamt, Bischof Friedhelm Hofmann, die Büste und die Gedenktafel nach einem Pontifikalamt, bei der er den Bischofsstab des Verstorbenen benutzte, den die Gemeinde Hausen 1948 bei dem Goldschmied Josef Amberg in Würzburg hatte anfertigen lassen. Der Testamentsvollstrecker Kardinal Döpfners hatte diesen der Pfarrei Hausen überlassen.<sup>8</sup> Nach der Enthüllung und Segnung des Bronzereliefs dankte Bischof Friedhelm dem persönlich anwesenden Bildhauer Kurt Mergenthal, Attenham, für seine Stiftung.

## *Benennung von Straßen und Plätzen*

Nach Julius Kardinal Döpfner wurde zuerst in seiner Heimatgemeinde die Straße zum Friedhof auf der Höhe, die an seinem Geburtshaus vorbeiführt, benannt. Sinnigerweise mündet in sie den „Höllweg“, was zu mancherlei untheologischen Interpretationen geführt hat.

Die Stadt Würzburg hat bereits wenige Tage nach dem Tod des Kardinals am 28. Juli 1976 einen Teil der Herrnstraße, d.h., den Platz vor dem „Hof Conti“, dem Sitz des Bischofs, „Kardinal-Döpfner-Platz“,<sup>9</sup> die Stadt München 1977 die Straße in der Maxvorstadt (hin-

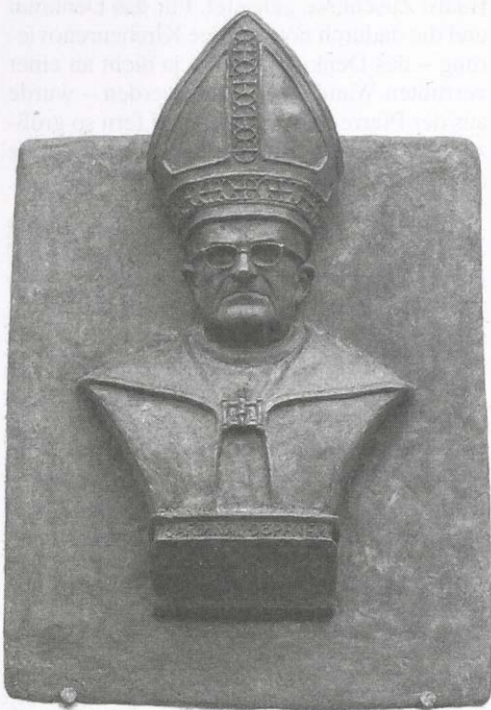


Abb. 4: Gedenktafel im ehem. Klosterhof Hausen von Kurt Mergenthal. Photos: Werner Eberth.



ter dem Finanzministerium) „Kardinal-Döpfner-Straße“<sup>10</sup> benannt.

Die St. Josef Kirche in Oberwöhr bei Rosenheim war die erste Kirche, die Erzbischof Kardinal Döpfner 1961 in seiner neuen Diözese geweiht hat. Die 1963 angelegte Straße zur Kirche erhielt den Namen „Kirchenweg“. Bei der Eingemeindung von Oberwöhr nach Rosenheim 1978 wurde der „Kirchenweg“ bei St. Josef zu Ehren des zwei Jahre zuvor verstorbenen Kardinals in „Kardinal-Döpfner-Straße“ umbenannt, da im Stadtteil Kaltmühl bereits ein „Kirchenweg“ vorhanden war.<sup>11</sup>

„*Aere perennius*“, dauerhafter als Erz, nannte Horaz den Nachruhm von Kaiser Augustus. Auch Julius Kardinal Döpfner hat sich selbst durch sein Wirken dauerhafte Denkmäler gesetzt. Er würde daher sicher auch ohne Denkmäler in Erz unvergessen bleiben.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. auch Eberth, Werner: Denkmäler für Kardinal Döpfner, in: Unser Landkreis Bad Kissingen. Jahrbuch des Landkreises Bad Kissingen. Bad Kissingen 1982, S. 251–257.
- <sup>2</sup> Freundliche Hinweise: Dr. Christine Goetz, Kunstbeauftragte des Erzbistums Berlin.
- <sup>3</sup> Eberth, Werner: Die Odyssee eines Bischofsstabs – Aus dem Nachlaß von Kardinal Döpfner,

in: Quellen-Blätter. Beilage zur Kissinger Saale-Zeitung. Bad Kissingen 1977, Nr. 26, S. 103 u. Die Odyssee eines Bischofsstabs, in: Heiliges Franken. Beilage zum Würzburger Kath. Sonntagsblatt. 28. Jg. Würzburg 1981, S. 19.

- <sup>4</sup> Eberth, Werner: Die Einweihung des Denkmals für Julius Kardinal Döpfner in der Pfarrkirche Hausen bei Bad Kissingen – Die letzte Amtshandlung von Bischof Dr. Josef Stangl – Ein Zeitzeugenbericht, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 70 (2008), S. 309–313.
- <sup>5</sup> Karolina Gerhardinger, Klostersname Maria Theresia von Jesu (1797–1876), Gründerin der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau, seliggesprochen 1985, Büste in der Walhalla 1998; P. Rupert Mayer SJ (1876–1945), seliggesprochen 1987 und Kaspar Stangassinger CSSR (1871–1899), seliggesprochen 1988.
- <sup>6</sup> Freundliche Hinweise: Archivdirektor i.K. Dr. Peter Pfister, Ordinariat München.
- <sup>7</sup> Sendung vom 22.06.1976, abgedruckt in Fritz Bauer/Karl Wagner (Hrsg.): Kardinal Döpfner – Leben und Wort 1913–1976. München 1976, S. 12.
- <sup>8</sup> Vgl. Anm. 3.
- <sup>9</sup> Auskunft Stadtarchiv Würzburg vom 24.03.2010 (Main-Post vom 29.07.1976).
- <sup>10</sup> Dollinger, Hans: Die Münchner Straßennamen. München 1995, S. 149.
- <sup>11</sup> Freundliche Hinweise: Bauverwaltungsamt der Stadt Rosenheim vom 11.03.2008.

## Frankenbund-Gruppe Würzburg spendet neue Sitzkissen

Schon vor einigen Monaten konnte die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES der Museumspädagogik des Mainfränkischen Museums auf der Festung Marienberg etwas Gutes tun. Nachdem die über lange Jahre für die zahlreichen Kinder- und Schülerführungen im Museum benutzten Sitzunterlagen verschlissen waren, hatte sich die Würzburger Frankenbundgruppe entschlossen, der dortigen Museumspädagogik 90 neue Sitzkissen zu finanzieren. Mit einem Kostenaufwand von rund 1.500 Euro konnten die in warmem Rot gehaltenen, strapazierfähigen Polster beschafft werden. Ein dezenter Aufdruck „*Viel Spaß im Museum!* – FRANKENBUND-Gruppe Würzburg“ weist werbend auf den Spender hin. So können die Teilnehmer der Führungen künftig einen weichen, bequemen Platz einnehmen, während sie den Ausführungen der Museumspädagogen lauschen, und haben zugleich einen ersten – vielleicht sogar zukunftssträchtigen – Kontakt mit unserer Vereinigung.

Die FRANKENBUND-Gruppe Würzburg fördert schon seit über fünf Jahren die Museumspädagogik des Mainfränkischen Museums durch regelmäßige Führungen und Veranstaltungen, deren Kosten von ihr getragen werden. Darüber hinaus gewährte die Gruppe auch Zuschüsse zu Projekten, Workshops und Ausflugsfahrten für die jungen Besucher dieser überregional wichtigen Kultureinrichtung. Von den nachhaltigen Beiträgen der Würzburger Frankenbundgruppe profitieren damit jährlich allein 12.000 Kindergartenkinder und Schüler, die die vielfältigen Angebote der Museumspädagogik des Mainfränkischen Museums nutzen. Mit Dank nahmen daher bei der Übergabe der Kissen durch die erste Vorsitzende der Würzburger Frankenbundgruppe,



Abb.: Schulkinder freuen sich über die schönen, neuen Sitzkissen, die die Würzburger Gruppe des Frankenbundes gestiftet hat.

Photo: Claudia Jüngling.

Dr. Verena Friedrich, die Museumspädagoginnen Petra Maidt M.A. und Gesine Kleinwächter M.A. zusammen mit den ersten Nutzern, einer Schulklasse der Hauptschule Veitshöchheim, das freudig erwartete Geschenk entgegen. Mittlerweile tun die Sitzkissen bei vielen Gelegenheiten gute Dienste, wie unser Photo zeigt, das bei einer Führung im Mainfränkischen Museum unter der Leitung von Museumspädagogin Claudia Jüngling entstand. PAS

## Hilferuf für die Sophienquelle

von Rotraut von Stromer-Baumbauer

Die Sophienquelle ist die größte gefaßte barocke Quelle nördlich der Alpen. Sie wurde in der Zeit zwischen 1723 und 1726 errichtet;

begonnen hatte sie Johann Paul III. Paumgartner und wurde von seiner jungen Witwe Sophia Maria, geb. Nützel von Sündersbühl,

nach der sie auch benannt wurde, zu Ende geführt. Von Anbeginn an war sie für alle Menschen zugänglich und ein beliebtes Ziel für Spaziergänge. Mitten im Wald an einem der Zweige des Jakobswegs gelegen wurde sie in vielen Bildern und Photographien festgehalten. Am Beginn des 19. Jahrhunderts wurde sie sogar als Blechspielzeug gebaut und verkauft. Viele Menschen schätzen sie auch sehr wegen ihres wunderbaren Wassers. Sommers wie winters kommt das Wasser in reinster Qualität aus dem Berg, mit nur 10° C, weswegen die Quelle auch im Winter nicht einfriert.

Nun braucht sie unser aller Hilfe: Wieder wurde die Sophienquelle im Grünsberger Wald Opfer eines gemeinen Vandalen. Bereits im Jahre 2006 hatte jemand an der linken Seite einen der letzten barocken Brüstungssteine zertrümmert und die Trümmer in die Quellfassung geworfen, zum Glück wenigstens so, daß die Quellfassung nicht beschädigt wurde. Damit sich der Schaden jedoch nicht mehr vernünftig beheben ließ, hatte dieser Vandalen damals auch noch Trümmer des Steins entwendet, so daß man ihn nicht mehr zusammensetzen konnte. Kaum war dies entdeckt und der Polizei und der Presse gemeldet, wurde auch noch das Steinschild mit der

Historie der Quelle und ihrer Restaurierungen aus seiner Fassung gesprengt, zertrümmert und ebenfalls etwa zu einem Drittel gestohlen. Kurz zuvor erst war der in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts beschädigte Brüstungsstein mit Hilfe vieler Spenden ersetzt worden.

Um den 10. Februar 2011 hat dieser Vandale nun erneut zugeschlagen. Diesmal hat er die drei nachfolgenden Brüstungssteine aus ihrer Verankerung gerissen und in das Quellbecken geworfen. Sie sind so zerstört, daß auch sie nicht mehr zu reparieren sind. Es macht den Eindruck, als seien auch diesmal Steintrümmer entwendet worden. Der materielle Schaden beträgt dieses Mal sicher über 20.000 Euro, die die Stromer'sche Kulturgut-, Denkmal- und Natur-Stiftung aufbringen müßte, die ja die Besitzerin dieses jedermann zugänglichen und von allen sehr geliebten Walddenkmals ist. Der immaterielle Schaden aber ist viel größer. Selbst wenn neue Steine finanzierbar wären, wären es eben „nur“ neue und nicht die historischen, die die Urgroßtante der Administratorin im Andenken an ihre Urgroßmutter Sophia Maria Nützel-Paumgartner-Haller zur Restaurierung der Quelle vor 150 Jahren anbringen ließ. Der Vandale hat nicht nur die Stiftung schwer geschädigt, sondern alle Menschen, die an der



*Abb.: Die romantische Sophienquelle im Grünsberger Wald im Sommer 2010 vor der jüngsten Beschädigung. Nach dem neuerlichen Akt des Vandalismus sind mittlerweile auch die beiden linken, oberen Brüstungssteine, die das Bild noch zeigt, zerstört. Photo: Julia Krieger.*

Sophienquelle ihre Freude haben, dort das Wasser trinken, den Fischen, die nach Jahrzehnten wieder im Teich schwimmen, zuschauen, dort tanzen und bei Kerzenschein einfach nur verweilen oder spielen wollen.

Obwohl die Sophienquelle allen zugänglich ist, ist die Stiftung alleine für Haftung und Erhalt zuständig. Ganz klar ist, daß keine Versicherung ein jedermann im Wald zugängliches Denkmal versichert. Um die Sophienquelle wieder herstellen zu können, ist die Stiftung daher auf Spenden angewiesen, für die sie Spendenbescheinigungen ausstellen kann. Ansonsten muß die Sophienquelle so beschädigt stehen bleiben und für die Öffent-

lichkeit wegen Absturzgefährdung gesperrt werden, da die Stiftung nach der Generalsanierung der Burg Grünsberg die nächsten Jahre das Geld zur Reparatur der Brüstung nicht aufbringen kann.

Alle Spenden an die Stiftung sind steuerabzugsfähig. Das Spendenkonto der Stiftung lautet auf: Stromer'sche Kulturgut-, Denkmal- und Natur-Stiftung, Raiffeisenbank Altdorf-Feucht eG, BLZ 760 694 40, Kto. Nr. 200 509 876, Stichwort: Sophienquelle. Für sachdienliche Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führen, setzt die Stromer'sche Kulturgut-, Denkmal- und Natur-Stiftung 500 € Belohnung aus.

## 14. Oberfränkische Malertage in Seßlach

von Gerhard Gollner

Die 14. Oberfränkischen Malertage finden in diesem Jahr in dem malerischen Städtchen Seßlach statt. Christel Gollner, die Gründerin und Organisatorin dieser traditionellen Veranstaltung, hat dazu wieder 14 namhafte Kolleginnen und Kollegen im Namen ihrer Vorstandsmitglieder eingeladen.

Traditionsgemäß werden sich zur bisherigen Stammesbesetzung – Armin F. Braun, Christel Gollner, Elfi Hübner (alle Bayreuth), Gerhard Grünwald (Schwandorf), Helga Hopfe (Mainleus), Stephan Köppel (München), Gertrud Fahnler-Plescher (Coburg), Gerda Poiger (Forchheim), Günther Wolfrum (Presseck), Klemens Wuttke (Nürnberg) – wieder „Neulinge“, zufälligerweise fünf Damen, hinzugesellen. Zum ersten Mal nehmen folgende Künstlerinnen teil: Jolanta Groffik (Coburg), Angelika Neumann (Seßlach), Dora Grimm (Marktredwitz), Arnik Servant (Bayreuth) und Gudrun Treiber (Bad Rodach). Somit werden sich während der 14 Jahre „Oberfränkische Malertage“ insgesamt 70 Kunstschaffende aus ganz Deutschland und aus Tschechien an der Aktion beteiligt haben.

Der Stadtansicht entsprechend, lautet das diesjährige Motto: „*Seßlach – drei Tore zur Kunst*“. Zunächst werden beim sogenannten Workshop die 15 Malerinnen und Maler vier Tage lang, vom 26. bis 29. Mai, Straßen und Gassen, Kirche, Türme und Stadtmauern bevölkern. Die ganze Stadt ist ihr „Atelier“! Die

Seßlacher Einwohner und nicht zuletzt die Pressevertreter und sogar das Fernsehteam von TV Oberfranken werden den Akteuren über die Schulter schauen und das Entstehen von vielleicht 70, 80, 90 oder mehr Gemälden miterleben können. Eine spannende Sache, auch für die Künstler! Wann zuvor ist in so kurzer Zeit solch eine Vielzahl von Zeichnungen, Aquarellen, Öl- und Acrylbildern ausschließlich von ein und derselben Stadt in völlig unterschiedlichen Arbeits- und Darstellungsweisen entstanden?

Zur feierlichen Vernissage am Sonntag, den 5. Juni 2011, 14 Uhr, zu der sich auch zum wiederholten Mal Oberfrankens Regierungspräsident Wilhelm Wenning angesagt hat, ist dann die Bevölkerung von Seßlach und Umgebung in den dortigen Kultursaal eingeladen. Die Ausstellung ist bis zum 26. Juni täglich ab 11 Uhr geöffnet und zwar montags bis freitags jeweils bis 16 Uhr sowie samstags, sonn- und feiertags jeweils bis 18 Uhr. Mit einer besonderen Finissage am Sonntag, den 26. Juni, um 16 Uhr gehen die Ausstellung und damit die 14. Oberfränkischen Malertage zu Ende.

*Kontaktadresse:*

*1. Vorsitzende Christel Gollner,  
Siegmundstraße 11, 95445 Bayreuth;  
Tel./Fax Nr. 0921 – 22450,  
E-mail: chagoll@yahoo.co.uk,  
weitere Infos: [www.oberfraenkische.malertage.site.ms](http://www.oberfraenkische.malertage.site.ms).*

Neue Gruppe im FRANKENBUND: Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld e.V...	155
<b>Aufsätze</b>	
Vorbemerkung zum Juni-Heft 2011 der Zeitschrift Frankenland: „Junge Forscher aus Schwabach“ .....	156
<i>Werner K. Blessing</i> Schwabach – eine Gewerbestadt im ‚langen 19. Jahrhundert‘ .....	157
<i>Sascha Sambale</i> Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schwabach 1933–1945.....	176
<i>Christin Brutsche</i> Die Geschichte des Drei-S-Werks.....	185
<i>Melanie Humpenöder</i> Umgang mit der jüdischen Geschichte in Schwabach – Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit.....	201
<b>Frankenbund intern</b>	
Bericht über den 82. Bundestag am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt.....	217
Prof. Dr. Gert Melville – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender.....	222
Bundesfreund Wolfgang Rosenberger zum FRANKENBUND-Ehrenmitglied ernannt.	223
<i>Jürgen Gernert</i> Der Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V. – neue selbständige Gruppe des FRANKENBUNDES – stellt sich vor.....	224
<i>Hans Wörlein</i> Bundesfreund Herbert Hackbarth, Nürnberg, verstorben.....	227
<b>Bücher zu fränkischen Themen</b> .....	228
<b>Aktuelles</b>	
<i>Walter Hamm</i> „Mein Kind sei leis, draußen steht der Preuß“. Verstecken oder ausharren? – Franken 1866.....	230
<i>Irmi Kistenfeger-Haupt</i> Die Turmdichter von Nürnberg.....	231
„Tag der Franken“ am 3. Juli in Bad Kissingen.....	232
Schiffsausflug + Tagung = Regionaltagung „Handel am Main“ .....	232

---

### **Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Prof. Dr. Werner K. Blessing	Universitätsprofessor i.R. Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen
Christin Brutsche	Am Steig 3, 90596 Schwanstetten
Dr. Jürgen Gernert	Schießmauerstraße 19, 97950 Großrinderfeld
Walter Hamm	Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen
Melanie Humpenöder	Reichenbacher Straße 81, 91126 Schwabach
Irmis Kistenfeger-Haupt	Gymnasiallehrerin a.D., Schriftstellerin Wolfgangstraße 8, 90425 Nürnberg
Sascha Sambale	Johannisstraße 34, 91126 Schwabach
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Hans Wörlein	Tillystraße 5, 90431 Nürnberg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Neue Gruppe im FRANKENBUND

Der FRANKENBUND hat Zuwachs bekommen: Auf dem diesjährigen Bundestag in Bad Neustadt wurde der Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V. als selbständige Gruppe des FRANKENBUNDES aufgenommen.

Wir heißen die neuen Bundesfreunde aus Tauberfranken herzlich willkommen!

Die Gemeinde liegt ca. 20 km südwestlich von Würzburg im Bundesland Baden-Württemberg. Sie wurde in den 1970er Jahren im Zuge der Gebietsreform aus den Ortsteilen Ilmspan, Schönfeld, Gerchsheim und Großrinderfeld gebildet und hat heute über 4.100 Einwohner; davon haben sich 85 Bürger dem 2004 gegründeten Heimat- und Kulturverein Großrinderfeld angeschlossen.

Mit seinem Beitritt zum FRANKENBUND dokumentiert dieser Verein das auch heute le-

bendige Bewußtsein, daß Franken eine (Kultur-)Region ist, die sich keineswegs nur auf die drei bayerischen Regierungsbezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken beschränkt. Deshalb freuen wir uns ganz besonders über die Mitgliedschaft des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld und auf eine für beide Seiten erfolgreiche und gewinnbringende Zusammenarbeit.

Mit dem Austausch der Vereinbarung am 07. Mai 2011 in Bad Neustadt ist der Beitritt des Vereins aus Großrinderfeld zum FRANKENBUND besiegelt. (Im Bild von links nach rechts: 2. Vorsitzender des HuK Großrinderfeld Dr. Jürgen Gernert, 1. Bundesvorsitzender der FRANKENBUNDES Dr. Paul Beinhofer, 1. Vorsitzender des HuK Großrinderfeld Rudolf Geiger und der damalige 2. Bundesvorsitzende Heribert Haas. / Photo: Andreas Weber)



## Vorbemerkung zum Juni-Heft 2011 der Zeitschrift Frankenland: „Junge Forscher aus Schwabach“

Liebe Leserinnen und Leser,

seit mehreren Jahren gibt es im FRANKENBUND einen Jugendfonds, der durch finanzielle Unterstützung Projekte einzelner Gruppen unserer Vereinigung fördern will, die sich ausdrücklich die Jugendarbeit zum Ziel gesetzt haben. So konnte die Bundesleitung schon mehrfach die Leistungen der Schwabacher Gruppe, insbesondere unseres Bundesfreundes Dr. Bernhard Wickl, seines Zeichens Lehrer am dortigen Adam-Kraft-Gymnasium, durch einen kleinen Zuschuß zu den jeweiligen Projektkosten honorieren. Aufmerksamen Lesern wird auch nicht entgangen sein, daß wir im August-Heft des vergangenen Jahres über die damals bisher letzte Förderung von Seminararbeiten durch den FRANKENBUND in Schwabach berichtet haben.

Wie bereits damals angekündigt hat sich Ihre Zeitschrift FRANKENLAND dazu entschlossen, einige der ausgezeichneten Seminararbeiten, die eine für Schülerarbeiten vergleichsweise hohe Qualität aufweisen und mit den Notenstufen 1 bzw. 2 bewertet wurden, als besonderen Ansporn für die Schüler in unserem Periodikum zum Abdruck zu bringen. Wir wollen damit das lobenswerte Bemühen des Adam-Kraft-Gymnasiums, Schwabach, junge Menschen für Franken und seine Geschichte zu begeistern, anerkennend würdigen und zugleich den Gymnasiasten

einen Anreiz bieten, sich weiter für ihre Heimat zu engagieren. Daneben sehen wir die Chance, auf diese Weise frühzeitig interessierte Jugendliche auf die kulturelle Arbeit des FRANKENBUNDES aufmerksam zu machen und ihnen eine Plattform zu bieten, ihre Leistungen einem breiteren Publikum vorzustellen.

So finden Sie, liebe Leser, in diesem Heft neben einem einleitenden Beitrag aus der Feder unseres stellvertretenden Bundesvorsitzenden, Prof. Dr. Werner K. Blessing, über die Gewerbestadt Schwabach im 19. Jahrhundert drei preisgekrönte Schülerarbeiten, die sich mit der Geschichte eines dortigen Nadelwerkes (besonders während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg), dem Umgang mit der jüdischen Geschichte in Schwabach und der Frage des Widerstands gegen den Nationalsozialismus 1933–1945 auseinandersetzen. Auch wenn diese Oberstufenarbeiten nicht allen wissenschaftlichen, inhaltlichen und stilistischen Ansprüchen, die sonst unsere Aufsätze auszeichnen sollen, genügen mögen, so verraten sie dennoch das große Engagement und die Mühe, der sich die Schüler unterzogen haben. So können sie durchaus recht stolz auf ihre Leistungen sein. Ihnen zur Freude und Ehre möchten wir dies mit dem Abdruck unterstreichen. „*Vivant sequentes*“ – Nachahmung empfohlen!

*Ihre Schriftleitung*

# Schwabach – eine Gewerbestadt im ‚langen 19. Jahrhundert‘\*

von

Werner K. Blessing

Baedekers Reise-Handbuch „Süddeutschland“ von 1913 bemerkte zu „*Schwabach ... Stadt mit 11 200 Einwohnern. ‚Schwabacher Schrift‘ ist eine altertümliche Frakturschrift; ‚Schwabacher Artikel‘ heißen die von Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach bei Einführung der Reformation in seine Lande 1528–29 festgesetzten Glaubensartikel. Vom Bahnhof gelang man geradeaus in 13 Min. zu der 1469–95 erbauten spätgot. St. Johannis- oder Stadtpfarrkirche ... Im Innern ein großer Hochaltar von Wolgemut (1506–08), mit Schnitzereien von Veit Stoß, l. vor dem Chor ein kunstvolles 13 m h. got. Sakramentshäuschen (1505), l. vom Chor die Rosenberger-Kapelle, mit Bildern von Martin Schaffner ... u.a. Auf dem Markt ... der Schöne Brunnen (1716).*“<sup>1</sup> Man wurde über das Wichtigste aus Geschichte und Kunst informiert; von der gegenwärtigen, primär ökonomischen Bedeutung der Stadt erfuhr der Bildungsreisende nichts, es hätte ihn wohl auch nicht sehr interessiert. Dagegen hatte ein topographisch-statistisches Handbuch des Königreichs Bayern von 1840 nicht nur Behörden, Schulen, Kirchen aufgezählt, sondern auch die Wirtschaftsstruktur umrissen: „*Außer den vielen Nadelfabriken, deren Hauptsitz in Bayern hier ist, mit 203 Meistern, sind hier Gold-, Silber-, leonische Draht-, Tabaks-, Strumpf- und Spielkartenfabriken*“ – Fabrik im älteren Sinn von Werkstatt – „*ferner wird hier gefertigt: Wachs- tuch, Tiz, Kattun, Maultrommeln, Siegellack, Papier etc. Hier sind 7 Bierbrauer und 3 Mühlen. Das bedeutendste Erzeugniß des Bodens ist der Tabak.*“<sup>2</sup>

Um dieses Schwabach geht es auch uns. Wie hat sich die Stadt, nach der vom Baedeker beschworenen Kunst- und Kulturepoche, im ‚langen 19. Jahrhundert‘ entwickelt, das mit Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts begann und mit dem Ersten Weltkrieg Anfang des 20. Jahrhunderts endete? Warum und auf welche Weise wurde sie ein wichtiger

Industrieplatz, und wie entwickelte sich ihre Gesellschaft?

## 1. Gewerbeblüte im 18. Jahrhundert

Doch blicken wir zunächst auf Schwabach in der letzten Epoche des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zurück. Weder Reichsstadt wie Weißenburg oder gar Nürnberg noch Residenz eines weltlichen Fürsten wie Ansbach oder eines Fürstbischofs wie Bamberg oder Eichstätt, war Schwabach nur eine Landstadt im Hohenzollern-Markgraftum Ansbach mit 1620 knapp 2.000 Seelen, wie man im christlichen Alteuropa Einwohner bezeichnete. Im Dreißigjährigen Krieg hatte es schweren Schaden erlitten, am schlimmsten 1632/33, als es zunächst – Franken war monatelang Spielball zwischen den Schweden und den Kaiserlichen – zweimal geplündert und durch Wallensteins Belagerung teilweise zerstört, dann in nächsten Jahr von Seuchen heimgesucht worden war. 1641 zählte Schwabach nur mehr rund 800 Menschen, doch 1660 immerhin schon wieder gut 1.500. Es begann sich zu erholen.<sup>3</sup>

Mit ihrer geringen Zentralität als unterer Amtssitz, Marktort und Handwerkerplatz für das Umland glich die Ackerbürgerstadt anderen Kleinstädten in Franken, die im spätmittelalterlichen Territorienaufbau zahlreich gegründet worden waren. In Schwabachs Umfeld, dem Südwesten des heutigen Mittelfranken, waren gleichfalls im 14. Jahrhundert Roßtal, Roth, Spalt, Hilpoltstein, Ellingen, Gunzenhausen, Merkendorf, Eschenbach und Ornbau entstanden, im 13. bereits Abenberg, Windsbach, Heideck.<sup>4</sup> Durch diese Dichte blieben in der kleinräumigen Welt des Fränkischen Reichskreises nicht wenige Kümmerstädte, deren winkeliges Fachwerkidyll vor der touristischen Entdeckung im 19. Jahrhundert hauptsächlich Enge bedeutete, fern von Prosperität und Urbanität.

Schwabach geriet nicht in ein solches Abseits. Schon seit dem späten Mittelalter war sein Gewerbe durch die Nähe Nürnbergs überdurchschnittlich rege.<sup>5</sup> Doch Ende des 17. Jahrhunderts gewann die von den Kriegsfolgen wieder nahezu genesene Stadt durch einen massiven Gewerbeanstoß von außen eine unerwartete Zukunftsfähigkeit. Sie wirkt bis heute. Der Landesherr, Markgraf Johann Friedrich, siedelte – nachdem bereits in der Jahrhundertmitte lutherische Exulanten aus Österreich zur Peuplierung von Stadt und Umland gedient hatten – ab 1686 rund fünf-hundert aus Frankreich vertriebene Hugenotten an. Es war oktroyierter Fortschritt: Diese Fremden besaßen in damals attraktiven Produktionen – Gobelinherstellung, Strumpfwirkerei, Bortenweberei – überlegenes Know-how, und ihr Zulieferungsbedarf, ihr Konsum und ihr Arbeitsernst gaben auch anderen Gewerben Impulse.<sup>6</sup>

Auch wenn ein Teil wieder abzog, weil ihnen die Umstände auf Dauer nicht genügten, lösten die Hugenotten doch als Vorbild wie als Konkurrenz eine Betriebsamkeit aus, die mehr als in anderen Städten der Region unternehmende Leute anzog. Mit der Menge, Vielfalt und Qualität der Produkte seiner Handwerker und auch mehrerer Manufakturen, die bereits Arbeitskräfte zentralisierten, stieg Schwabach im Laufe des 18. Jahrhunderts zur wichtigsten Gewerbestadt des Fürstentums Ansbach auf. Neben Luxuswaren für den Hof, den Adel oder reiche Bürger erzeugte man genormte Massenartikel, die bis Portugal, Rußland und in die Levante abgesetzt wurden – fast die Hälfte des Exports aus dem Fürstentum Ansbach.

An der Spitze stand der Textilsektor mit Gobelins, Borten und vor allem Strümpfen. Dazu kamen in einer vom Landesherrn 1716 gegründeten, bald von der Stadt, schließlich 1766 von der Familie Stirner übernommenen Kattunmanufaktur modisch gewordene bedruckte Baumwollstoffe. Bedeutung gewann auch die Verarbeitung des im Umland stark angebauten Tabaks vor allem zu Pfeifentabak verschiedenen Geschmacks: Türkenkanaster, Jagdkanaster, Veilchenkanaster. Wichtig wurde das Metallgewerbe. Die

schon im 15. Jahrhundert belegte, seit dem Ende des 17. in Spezialwerkstätten betriebene Drahtzieherei erzeugte hauptsächlich leonische Waren: Gold- und Silberdrähte oder vergoldete und versilberte Kupferdrähte für Tressen, Spitzen, Schmuckstickereien, wie sie die höheren Stände erst zur barocken Repräsentation, dann zu verspielter Rokokopracht liebten. Eisen- und Stahl-drähte gingen teilweise in die noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts etablierte Nadlerei, die Ende des 18. bereits Nadeln für alle Zwecke produzierte, für Weißnäherinnen ebenso wie für Schuhmacher oder Buchbinder. Sie sollte zum zukunftsreichsten Gewerbe werden.<sup>7</sup>

Die eingehende Beschreibung Schwabachs in Bundschuhs Lexikon von Franken gab für 1792 insgesamt 1.205 mit Nadelmachen befaßte Personen an, die aus 750 Zentner Draht für 27.000 fl. (Gulden) über 142 Millionen Nadeln fertigten, welche für gut 95.000 fl. – also mit einer Wertschöpfung fast auf das Vierfache – verkauft wurden. Von der Strumpfmacherei, die „ungefähr 180.000 fl. in das Land“ brachte, lebten gar 1.829 Personen. Die Kattunfabrik „ernährt über 700 Personen an Spinnern, Webern und Brödlingen und bringt jährlich 100.000 fl. in Umsatz ... die Tabakmanufakturen haben im Jahre 1790 ... gegen 100 Personen beschäftigt ... die Leonische Drahtfabrik des Herrn Beck beschäftigt gegen 100 Personen“. Insgesamt werden „an Meistern, Gesellen und Hilfsarbeitern bey 3755 Personen“ gezählt.<sup>8</sup>

Am Ende des 18. Jahrhunderts war Schwabach, dessen Einwohner sich auf rund 6.500 fast verdoppelt hatten, ein wichtiger Gewerbestandort mit starken Exportbranchen. Mehrere Großbetriebe, zahlreiche Handwerker und verlagsmäßig organisierte Heimarbeiter – denen Kaufleute, auch aus Nürnberg, Rohstoffe lieferten, Muster vorgaben und den Absatz besorgten – produzierten häufig bereits arbeitsteilig und durch Arbeitsmaschinen mechanisiert; Betriebsorganisation, Arbeitsformen und Markterschließung trugen protoindustrielle Züge. Dabei förderte die Nähe des überragenden Handels-, Kapital- und Gewerbezentrums Nürnberg, aber bedeutete auch starke Konkurrenz. Daß sich die Schwa-

bacher behaupteten, spricht für ihre Leistungsfähigkeit. Diese verdankten sie nicht zuletzt der Förderung durch die Ansbacher Regierung mit Gründungskrediten, Steuerprivilegien und Konkurrenzschutz.<sup>9</sup> Denn nach kameralistischen Grundsätzen, wie sie der westeuropäische Merkantilismus vorgab, sollten die inländischen Gewerbe zur Vermehrung von Arbeitsplätzen und Einkommen allenthalben gestärkt werden, um den ‚Flor‘ des Landes und seinen Ertrag für den Fürstenstaat zu steigern.

## 2. Einzug des modernen Staates

Am Ende des 18. Jahrhunderts, als nach dem Herrschaftsverzicht des kinderlosen Markgrafen Carl Alexander die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth 1791 gemäß der hohenzoller'schen Erbverträge an Preußen fielen, brach mit Karl August von Hardenberg der moderne Staat in die altertümliche fränkische Territorienwelt ein. In ihr fehlten häufig klare Grenzen und einheitliche Kompetenzen, weil sich Herrschaftsrechte bis auf die Dorfebene teilten und überlagerten. Manigfache Privilegien durchbrachen allgemeine Regeln und Eigengewalten, ständisch oder lokal, beschränkten die Fürstenmacht. Da diese Ordnung zu stetem Kompromiß zwang, schützte sie die politisch Schwachen, aber hemmte durchgreifende Reformen zur systematischen ‚Verbesserung‘ der Menschen und Zustände, wie sie die zeitgeistbeherrschende Aufklärung forderte. Deren Anhänger unter Staatsmännern und Beamten war sie ein Greuel.

Als Hardenberg für eine rationale Ordnung – geschlossenes, klar umgrenztes Staatsgebiet, durchgehende Herrschaft, eine homogene Untertanenschaft – rücksichtslos gegen die alten Rechte des Adels wie der Städte vorging, wurde Schwabach 1796/97 der preußischen Ordnung eingepaßt: dem ‚Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten‘ von 1794 als aufgeklärtem Zivilrecht und einer systematischen Ämterorganisation, von der Kriegs- und Domänenkammer in Ansbach über das Schwabacher Kreisdirektorium bis zu den lokalen Unterbehörden Polizeidirektion, Kammeramt, Justizamt und Stadtge-

richt. Daß dabei Justiz und Verwaltung getrennt wurden, erfüllte zwar eine wichtige Forderung der aufgeklärten Öffentlichkeit, aber zugleich sah sich die Bürgerschaft weit mehr als bisher der Staatsbürokratie unterworfen, an die der Rat – nun Magistrat – wichtige Verwaltungs- und Gerichtskompetenzen verlor.<sup>10</sup>

Die aufgeklärten Beamten beanspruchten, als eine Elite über allen partikularen Interessen mit gleichförmig effizienter Staatstätigkeit und besserem Recht nicht nur Fürstenmacht und Staatsräson zu stärken, sondern zugleich die Landeswohlfahrt zu steigern und das Glück der Untertanen, den Leitwert praktischer Aufklärung, zu sichern. Vor allem für mehr Wirtschaftsleistung sollte allenthalben die individuelle Tüchtigkeit freigesetzt werden – ‚entfesselt‘ durch Lockerung der staatlichen Gewerbelenkung und Abbau zünftischer Regeln, gefördert durch neue Chausseen, die Verbreitung von Fachwissen oder Prämien für Erfindungen. Neuerungsscheuen, von Kalkül und Konkurrenz mental oder materiell überforderten Menschen entzog dies jedoch den herkömmlichen Gruppenschutz einer standesgemäßen ‚Nahrung‘. Wie eine marktgelante Wirtschaft bis weit in das 19. Jahrhundert auch in Schwabach viele, die herkömmlichem Versorgungsdenken folgten, überforderte, wird noch zu zeigen sein.<sup>11</sup>

Der Modernisierungsdruck stieg weiter, als im Umbruch Mitteleuropas, der den Satelliten Napoleons nach dessen Kriegssiegen jeweils Landgewinn brachte, Schwabach mit dem Ansbacher Land 1806 an das eben zum Königreich gewordene Bayern fiel. Das rasche Ende der preußischen Herrschaft und vor allem der Wechsel von den seit Menschengedenken regierenden Hohenzollern zu einem katholischen Wittelsbacher hat zumindest Gebildete, die politische Vorgänge wahrnahmen, bekümmert. Als 1805 Gerüchte über die Abtretung der Provinz gegen Hannover die Öffentlichkeit beunruhigten, wurde 1805 der König in Berlin durch eine Deputation und Bittbriefe bestürmt: „*Gott wolle nur des Königs Herz regieren, daß er uns nicht vertauscht!*“, wie es eine Dame des Ansbacher Hofadels, Gräfin Friederike Luise Platen, aus-

drückte. Als dann doch 42.000 französische Soldaten unter Marschall Bernadotte, der das Ansbacher Land für Bayern in Besitz nahm, in die Friedensinsel einbrachen, die Ansbach und Bayreuth durch Preußens Sonderfrieden mit Frankreich 1796 inmitten des von Kriegszügen verheerten Süddeutschlands gewesen waren, klagte die Gräfin: „*Ich habe einen General, drei Domestiquen, einen Sekretär und acht Pferde im Haus, jeder Tag kostet mich eine Carolin; ich bin am Ende ruiniert ... Mein Haus ist jetzt wie eine Mördergrube zugerichtet, alles drunter und drüber.*“<sup>12</sup> Die bayerische Zeit begann bedrückend.

Nach dem demonstrativen Herrschaftswechsel – neue Wappen und Uniformen, Treueid auf König Max I. und allsonntägliches Kirchengeläute für ihn, bayerischer Patriotismus in allen Feiern und Zeitungen – änderten sich Verwaltung und Justiz erneut. Eine Flut von Verordnungen veränderte für die Bevölkerung noch mehr als die preußischen Eingriffe. Denn durch den Untergang des Alten Reiches, dessen Lehensverband und Rechtsordnung noch Grundzüge der alten Territorialverfassungen garantiert hatten, war Bayerns König 1806 souverän geworden. Sein Superminister Montgelas konnte nun das binnen weniger Jahre stark vergrößerte und heterogene Land durchgreifend reformieren und integrieren; beides bedingte sich gegenseitig. Der mit Preußen in das altertümliche Franken eingebrochene moderne Staat kam nun zum Durchbruch.

Die Städte betraf das zweifach. Alle, ob Reichsstädte, Residenzstädte oder Landstädte, wurden zu bayerischen Provinzstädten nivelliert und sahen sich durch das Gemeindeedikt 1808 den Unterbehörden einer straff zentralisierten Staatsverwaltung unterworfen. Schwabach verlor auch die in der preußischen Zeit noch bewahrten Selbstverwaltungsrechte an einen Polizeikommissär, über sein Vermögen und das für die soziale und kulturelle Daseinsvorsorge zentrale Stiftungswesen verfügte das Rentamt. Dieser Dirigismus hat das Bürgertum, wo sich altes Standesbewußtsein bereits mit frühliberalen Ideen von Bürgerfreiheit verband, frustriert und auch real für den Wiederaufbau nach der

Kriegszeit nicht immer förderlich gewirkt, da Beamte oft zu wenig ortskundig waren.

Erst 1818 gab – zusammen mit einer Verfassung, die Montgelas' aufgeklärt-despotischen Bürokratismus durch die konstitutionelle Monarchie ablöste – ein neues Gemeindeedikt den Kommunen beschränkte Selbstverwaltung zurück: Magistrat und Gemeindebevollmächtigte, die Bürgervertretung, konnten wieder die meisten Gemeindeangelegenheiten regeln, über ihr Vermögen bestimmen, die Stiftungen verwalten, wenn gleich unter der Kuratel eines Stadtkommissärs. In der schematischen Klassifikation der Städte nach ihrer Bevölkerungszahl war Schwabach mit seinen gut 7.300 Einwohnern – die sich in Vollbürger und minderberechtigte Schutzverwandte teilten – eine kreisfreie Stadt II. Klasse. Sie wog allerdings durch sein Gewerbepotential mehr als manch' andere Stadt in dieser Kategorie wie die ehemalige Reichsstadt Weißenburg, deren Stagnation bisher der historische Rang überdeckt hatte. Durch eine weitere Gemeindeordnung 1869, welche die Staatsaufsicht auf die Einhaltung der Gesetze beschränkte, gewann die Stadt schließlich weitgehende Selbstverwaltung. Daß über ihre Entwicklung damit hauptsächlich der überschaubare Kreis von Kommunalverwaltung, größeren Unternehmern und Anführern der Öffentlichkeit bestimmte, wurde für den Industrialisierungsschub im späten 19. Jahrhundert wichtig.

Die wiedergewonnene Selbstbestimmung stärkte vor allem bei den Bürgern von Besitz und Bildung, aus denen sich die Kommunalorgane rekrutierten, den Einsatz für die Stadt und communes Bewußtsein. In der unterbürgerlichen Schicht verband besonders das sogenannte Heimatrecht mit der Gemeinde, das in Not ein Überleben materiell sicherte; angesichts des seit dem frühen 19. Jahrhundert bedrängenden Pauperismus gewann dies erhebliches Gewicht.<sup>13</sup>

Eine Herausforderung für die lokale Identität war die konfessionelle Durchmischung. Als ab 1803 protestantische Territorien an das ausschließlich katholische Kurbayern fielen, erklärte die Regierung die Parität, die religiöse und bürgerliche Gleichberechtigung

von Katholiken, Lutheranern und Reformierten, zu einem Grundprinzip des neuen Bayern. Es blieb freilich ein christlicher Staat; Juden waren, obgleich seit 1813 bessergestellt, Einwohner minderen Rechts. Der nun unbeschränkt mögliche und immer mehr übliche wechselseitige Zuzug von Beamten, Militärpersonen, Kaufleuten, Handwerkern, Dienstboten, der landesweit wachsende Minderheiten schuf, erforderte eine gesellschaftlich neue Art von Integration, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß nach dem um 1800 breit wirksamen irenischen Zug der Aufklärung im zweiten Jahrhundertdrittel eine religiöse Restauration bei Katholiken und Protestanten das Konfessionsbewußtsein wieder sehr belebte. Im lutherischen Schwabach hatten zwar schon im 18. Jahrhundert dank der von den Markgrafen früh eingeleiteten, in preußischer Zeit erweiterten Toleranz mehrere Katholiken gelebt, doch als rechtliche Außenseiter. Erst im paritätischen Bayern wuchs eine katholische Bevölkerung heran, die kirchlich 1839 zur Kuratie, 1857 zur Pfarrei mit eigener kleiner Kirche – St. Sebald 1850 – wurde und bis 1911 auf 16,3 Prozent der Bevölkerung stieg. Spannungen mit dieser Diaspora, wie sie überall aufkamen, milderte der wirtschaftlich gerichtete Geist dieser „Stadt der Arbeit“; hier bedeutete der konfessionelle Habitus in der Regel weniger als an stärker von der lokalen Kulturtradition geprägten Orten. Zwar bestimmte eine protestantisch grundierte Kultur, in der auch noch Anfang des 20. Jahrhunderts vier Fünftel der Schwabacher aufgewachsen waren, die herrschende Mentalität; aber da die Kirchlichkeit im späten 19. Jahrhundert deutlich gesunken war, verhielt sich wohl nur mehr eine Minderheit im Alltag konfessionsbewußt. Juden spielten in dieser Stadt, die während des 17./18. Jahrhunderts für sie ein Zentrum religiöser Gelehrsamkeit gewesen war, nach der Mitte des 19. gesellschaftlich kaum mehr eine Rolle: Aufgrund der 1861 erlangten Freizügigkeit sank durch den wirtschaftlichen und kulturellen Sog größerer Städte ihr Bevölkerungsanteil von fast 4 auf 1911 nur mehr 0,7 Prozent.<sup>14</sup>

### 3. Wirtschaftlicher Niedergang

Schwabachs Schicksal im 19. Jahrhundert hing wesentlich am Gewerbe. Da dieses weitgehend markt- und häufig exportorientiert war, wirkten sich Veränderungen der Märkte besonders aus. So kam es nach kräftiger Prosperität am Anfang zu einer langen Phase mühsamer Behauptung oder schleichenden Niedergangs.

Dies traf vor allem den im 18. Jahrhundert so erfolgreichen Textilsektor. Nachdem die Produzenten im ersten Jahrzehnt des 19. sehr von der Kontinentalsperre Napoleons profitiert hatten, die sie vom Weltmarkt abschirmte, waren sie nach deren Ende unter die übermächtige Konkurrenz der inzwischen voll entfalteten englischen Textilindustrie geraten. Dazu kam bald auch preiswerte deutsche Massenware, besonders aus Sachsen, wo auf protoindustrieller Basis mechanische Spinnereien und Webereien entstanden. Die Strumpfwirker klagten bei der Regierung des Rezatkreises, daß „Sachsen uns mit seinen Baumwollstrümpfen überhäuft“.<sup>15</sup> In Schwabach gelang ein solcher Übergang von der Handarbeit in Manufaktur oder Verlag zur Fabrikproduktion letztlich nicht, obwohl zunächst die Kattunfabrik – 1803 rund 600 Beschäftigte – sich mit über 60 Spinnmaschinen mechanisiert hatte.<sup>16</sup> Vor allem die vielen Kleinproduzenten der von Verlegern organisierten Strumpfwirkerei besaßen weder die nötige Neuerungsbereitschaft noch hinreichend Kapital. Zudem hemmte der auf dem ganzen Kontinent mit der Frühindustrialisierung zunehmende Protektionismus den Export: „Da nun Oesterreich seine Staaten für uns gänzlich gesperrt hat ...und andere Staaten unsere Fabrikate mit außerordentlich hohen Zöllen belegen; so werden wir nach und nach aus allen Staaten verdrängt...“<sup>17</sup> Gedrückt wurde der Absatz im In- und Ausland auch durch die allgemeine Verarmung großer Teile Europas, nachdem über zwei Jahrzehnte lang immer neue Kriege mit ‚unerhörten‘ Massenheeren viele Gebiete schwer belastet hatten.

So brach denn die Kattunfabrik, eine der ältesten und noch um 1800 größten in Deutschland, nach jähem Niedergang 1825 zusam-

men – wie bis 1830 alle elf Kattundruckereien in Franken.<sup>18</sup> Nach der Jahrhundertmitte erlosch die Strumpfwirkerei, einst technisch und im Umfang das lokale Spitzengewerbe, auch die schon länger geschwächte, nur unter der Kontinentalsperre noch einmal kurz belebte Tuchmacherei ging in dieser Zeit unter. Und schon vorher war die Tressenwirkerei verschwunden, deren Produkte aus der Mode kamen. So sank innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts, von 1810 bis 1854, die Zahl der Textilbeschäftigten von gut 1.000 auf nur mehr knapp 90 Meister und Gesellen.<sup>19</sup> Gleichfalls unter dem Kaufkraftschwund und unter der Hochzollpolitik wichtiger Abnehmerländer, aber auch am technischen Rückstand gegenüber England und Westdeutschland litt die Nadlerei. Nach einem Höhepunkt mit rund 1.500 Beschäftigten am Anfang des Jahrhunderts ging es rasch so bergab – nicht zuletzt durch interne Auseinandersetzungen zwischen Fabrikanten, Verlegern und Nadlermeistern –, daß die Nadelproduktion auf ein Viertel sank.<sup>20</sup>

Es verstärkte den Abwärtssog, daß zwei in ihrer Branche führende Firmen in die große Handelsstadt Nürnberg verlegt wurden: 1825 die Tabakfabrik Bestelmeyer und 1841 die Leonische Drahtfabrik Beckh. Mit dem auch politisch in Stadt und Landtag aktiven Georg Bestelmeyer, der später in Nürnberg zum 2. Bürgermeister aufstieg, verlor Schwabach nicht zuletzt einen einflußreichen Vertreter des Vormärz-Liberalismus.<sup>21</sup>

Konsumschwund, Exportbehinderung und Konkurrenzdruck führten in den 1830/40er Jahren zu hoher Arbeitslosigkeit und verbreiteter Kapitalschwäche, trotz Investitionsbeihilfen und Unterstützungen von Stadt, Staat und Kirchen. Auch mehrere Initiativen zu technischem Fortschritt oder besserer Organisation konnten die depressive Gesamtrendenz nicht wenden. Sie trieb zwischen den späten 1830er und den 1850er Jahren über hundert Personen zur Auswanderung nach Amerika, weit mehr jedoch zur Übersiedlung in nahe aufstrebende Städte, vor allem nach Nürnberg, wo die Frühindustrialisierung einen steilen Aufstieg einleitete, während Schwabach auf einen Tiefpunkt kam:

Seine Einwohnerzahl sank von rund 7.500 um 1820 auf unter 6.200 Mitte der 1850er Jahre.<sup>22</sup> Die Erbitterung gegen die herrschende Ordnung wurde im sozialen Protest evident, der während der Revolution von 1848/49 aufbrach.

#### 4. *Faktoren der Industrialisierung*

Aber Schwabach erlag den Widrigkeiten nicht. Nach der Jahrhundertmitte gelang mit einem veränderten Branchenspektrum der Aufbau moderner Produktion so erfolgreich, daß es in industrieller Form seine alte Stellung als wichtiger Gewerbeplatz zurückgewann.

Die Industrie, die größte wirtschaftliche Neuerung seit der Jungsteinzeit, als Ackerbauern seßhaft geworden waren, hat das Gewerbe dreifach revolutioniert: durch physikalische Antriebsenergien, die Tier- und Menschenkraft weit übertreffen, durch die Zerlegung der Produktion in Einzelschritte mit immer wirksameren Arbeitsmaschinen und durch ihre rationelle Organisation in der Fabrik. So wurde eine Massenfertigung zu sinkenden Kosten möglich, für die neue Transportmittel von ‚unerhörter‘ Leistung die Märkte enorm erweiterten. Dadurch konzentrierten sich Kapital und Arbeit, verstärkten sich die Handels- und Verkehrsknoten und wurden immer mehr Verwaltung, Versorgung und soziale Dienste nötig. Wachstum trat an die Stelle des Mangels, der außer einer schmalen Oberschicht bisher alle beherrscht hatte, und europäische Städte nahmen wie seit der Antike nicht mehr an Bevölkerung, Zentralität und gesellschaftlichem Gewicht zu. Im Schwabacher Gewerbe kamen die protoindustriellen Züge der Industrialisierung entgegen, als es für den Einsatz neuer Technik, für Arbeitsmaschinen und Kraftmaschinen, aufnahmefähig wurde. Dies ging freilich, da es fördernde und hemmende Umstände gab, keineswegs rasch und konsequent vor sich.

Als der Deutsche Zollverein 1834 den Markt enorm erweiterte, brachte er zunächst für nicht wenige Waren drückende Konkurrenz. Ein Hauptproduzent der Schwabacher Drahtzieherei, Friedrich Hüttlinger, klagte:

„Der Zollverein hat mein Drahtgeschäft total zugrunde gerichtet. Ich kann keinen Draht mehr gegen Geld verkaufen.“ Doch wagte er die rasch erfolgreiche Umstellung, „*allen Draht .... zu Nadeln [zu] verarbeiten und diese ... nach der Levante, Ostindien und Südamerika [zu] versenden*“, wenn auch mit langer Vorfinanzierung, da wegen der Entfernungen die Bezahlung oft ein Jahr dauerte.<sup>23</sup> Letztlich förderte der Zollverein, da er den Warenaustausch steigerte, Abgaben senkte und Fortschrittserwartungen belebte, die Gewerbe, die sich in Qualität und Produktivität als marktfähig erwiesen.

Seine Chancen konnten bald durch eine entscheidende Verbesserung der Verkehrslage nachhaltig genutzt werden. Bereits 1849 erreichte die Eisenbahn Schwabach: Die von München bis Hof gezogene Ludwigs-Nord-Süd-Bahn verband Bayern mit dem hoch entwickelten und dicht besiedelten Sachsen, das auch Kohlelieferant war, und führte weiter nach Berlin. Ein Ast nach Würzburg brachte bald auch die bevölkerungsreiche Industrie-region am Rhein und in Westfalen, die Kohlegruben an der Saar sowie die Nordseehäfen näher. Damit wurden sowohl die Zufuhr der Rohstoffe und des Hauptenergieträgers Kohle als auch der Absatz der Produkte wesentlich rascher, preiswerter und auch verlässlicher, weil unabhängig vom Wetter. Wie der Staat, der den Bahnbau an sich zog, diese wichtigste Infrastruktur vorantrieb, so gab er auch mannigfache Leistungsimpulse. Er bot vornehmlich den in Schwabach zahlreichen kleineren Produzenten Qualifizierung und Kapital. So regte die Regierung von Mittelfranken 1848 einen Gewerbeverein an und stattete ihn mit 5.000 fl. als Startkapital aus, Vorträge, Prämien und Ausstellungen – im 19. Jahrhundert die attraktivste Anregung zu Innovationen und Qualität – sollten das Unternehmerwissen verbessern, Darlehen die Betriebe fördern. Ein Höhepunkt solcher „*Hebung und Belebung der gewerblichen Zustände*“ war die ambitionierte Schwabacher Industrieschau 1875.<sup>24</sup>

Ganz wesentlich wurde das Aufkommen der Industrie durch die Liberalisierung des Wirtschaftsrechts gefördert. Der am Anfang

des Jahrhunderts von der aufgeklärten Bürokratie mit der Gewerbevergabe durch Konzessionen eingeleitete Abbau des Zunftgewerbes war im Vormärz von einer konservativen Regierungspolitik, die mit der Konkurrenzabwehr vieler Gemeinden zusammenwirkte, gebremst und teilweise rückgängig gemacht worden. Doch als sich im industriellen Aufbruch der 1850/60er Jahre Anträge auf Fabrikgründungen häuften, denen die am stärksten betroffene mittelfränkische Regierung gegenüber dem zögernden Ministerium in München meist Nachdruck gab, und die nationalliberale Öffentlichkeit mit steigender Meinungsmacht auf Gewerbebefreiheit drängte, wurde diese schließlich 1868 eingeführt. Eine im agrarisch-handwerklichen Bayern lange durchaus angemessene Politik des Gewerbeschutzes war eklatant überholt. Nun konnten in Schwabach bei Unternehmern, Handwerksmeistern, Gesellen, Arbeitern teilweise seit mehreren Generationen tradierte Kenntnisse und Fertigkeiten, wenn sie nur zukunftsfähig gemacht wurden, wirksamer werden. So knüpften denn auch die Produktionen, mit denen die Stadt wieder aufstieg, vorwiegend an eingesehene Gewerbe mit vorqualifizierten Personen, Geschäftsstrukturen und Marktbeziehungen an.

Ein entscheidender Schritt zur industriellen Produktion war die Maschinisierung, die den Wirkungsgrad der Mechanisierung enorm erhöhte. Kraftmaschinen, ob Dampfmaschinen oder um 1900 auch Elektromotoren, haben als Antrieb der in den meisten Branchen rasch zunehmenden Arbeitsmaschinen die Produktivität nicht nur sehr gesteigert, sondern auch, da ständig und regelbar im Einsatz, verstetigt und erstmals exakt planbar gemacht. Eine erste Dampfmaschine wurde 1859 aufgestellt; seit den 1860er Jahren wurden es dann so viele, daß man Schwabach um 1900 gerne „*Stadt der hundert Schlotte*“ nannte. Natürlich hat man dabei großzügig aufgerundet wie bei den damals für Industriestädte allgemein beliebten ‚Rauchbildern‘, die mit einem durch Photomontage verdichteten Wald qualmender Schlotte, dieser Symbole des Fortschritts, die Prosperität der Stadt vorstellen sollten.<sup>25</sup>

## 5. Die Branchen einer Produzentenstadt

Industriestadt wurde Schwabach in erster Linie mit Metallprodukten. Die klassische Leonische Drahtzieherei zwar erlag, obwohl fabrikmäßig betrieben, seit dem späten 19. Jahrhundert der Konkurrenz größerer Firmen in Nürnberg, Roth, Freiburg. Nur die Firma Gebrüder Schülein trat 1907 neu auf und behauptete sich auch mit ihren von Indien bis Argentinien abgesetzten Gold- und Silbergespinnsten, Fransen und Quasten auf dem geschumpften Weltmarkt gut – als Filiale eines Nürnberger Betriebes. Das zeigt den verstärkten Einfluß, den die Industriemetropole in den Verflechtungen des Industriekapitalismus bei Kapital, Unternehmerpotential oder Absatzmanagement gewann.<sup>26</sup> Schwabach wurde in vielem zum Satelliten: „Das Erwerbsleben“, so ein „Handbuch von Bayern“ 1898, „steht größtenteils in direktem Zusammenhang mit jenem Nürnbergs, insofern Hausindustrie und Werkstätten für größere dortige Geschäfte und Fabriken tätig sind.“<sup>27</sup>

Mit Stahl- und Eisendrahtzieherei behauptete sich um 1900 allein noch die Firma Hüttlinger durch eine starke Exportposition und durch Niedriglöhne gegen den Konkurrenzdruck besonders aus Westfalen. Sie hatte eine der ersten Dampfmaschinen aufgestellt, deren Kraft unter anderem sehr feine Drähte ermöglichte, wofür sie internationale Auszeichnungen erhielt. In Verbindung zur Drahtzieherei begannen nach der Jahrhundertwende hauptsächlich drei für Schwabacher Verhältnisse große Betriebe eine technisch innovative Schrauben- und Federnproduktion aus Metallen und Legierungen: O. & H. Jäger, Richard Bergner AG sowie Hausmann und Lotter. In diesem jungen Zweig gab es kaum mehr die im Schwabacher Gewerbe häufige handwerksnahe Verfassung, sondern es waren von Anfang an Fabrikstrukturen und Fabrikarbeiter typisch. Später, nach dem Zweiten Weltkrieg, als mit Schrauben und Federn zeitweise weit über 2.000 Personen beschäftigt waren, sollte die Firma Bergner zum größten Betrieb der Stadt werden. Die alte Drahtzieherei brachte noch als zweite Neuerung einen Hersteller aus dem

Produktionsgütersektor. Die 1859 für Drahtziehsteine gegründete Firma Niehoff spezialisierte sich um die Jahrhundertwende auf Drahtziehmaschinen und Diamantbearbeitungsmaschinen; mit Spitzenqualität errang sie weltweiten Erfolg.<sup>28</sup>

Nicht leicht fiel in der traditionsreichen Nadlerei der Übergang zur Industrie.<sup>29</sup> Eine erste rechtliche Voraussetzung gelang, als sich die Meister 1847 mit Hilfe der Stadt aus der Zwangsbindung an Verleger befreien und von da an in eigener Regie produzieren und verkaufen konnten. Technisch verbesserten und steigerten seit den 1850er Jahren Arbeitsmaschinen die Produktion sprunghaft, die 1868 eingeführte Gewerbefreiheit erleichterte dann Modernisierung und Expansion sehr. Auch holte man aus dem in der Branche führenden Rhein-Maas-Gebiet, aus Aachen, einen ‚Entwicklungshelfer‘ zur Vermittlung von zeitgemäßem, vor allem maschinengerechtem Arbeitswissen. Denn ein Haupthandicap war, daß viele Nadler noch zu herkömmlich arbeiteten und so in Produktivität und Produktqualität hinter anderen Standorten zurückblieben. Als Fortschrittsmotor für das ganze Gewerbe wirkte Friedrich Staedtler. Er hat als der Schrittmacher jene Entwicklungsmaßnahmen (mit)angestoßen oder verstärkt, Investitionsdarlehen erwirkt und mit seinem Pionierbetrieb stetig für Neuerungen geworben. Sein Neffe Michael, der die Fabrik Ende der 1860er übernahm, führte dies durch Maschinisierung, effizientere Betriebsorganisation, forcierten Export, aber auch durch soziale Betriebsfürsorge zielstrebig weiter.<sup>30</sup>

Doch zunächst, in den 1860er Jahren, mußte die Schwabacher Nadlerei noch eine schwere Verschuldungskrise überwinden, die sie fast ruiniert hätte und in der die Staatsbehörden sie bereits abschrieben. Gegen den Ruf englischer und westdeutscher Nadeln, der anhielt, obwohl ihr Qualitätsvorsprung schwand, erholte sie sich langsam, augenfällig modernisiert durch Arbeitsmaschinen, Dampfmaschinen und schließlich zahlreiche Elektromotoren. Der Preis des Wiederaufstiegs war eine Rationalisierung, die zur Konzentration führte. 1914 gab es nur mehr fünf

große Betriebe – Leonhard Schmauser, Staedtler & Uhl, Reingruber (seit 1926 Dreis-Werk), Traumüller & Raum, Norica- und Herold-Werke (Wenglein) – mit jeweils über 100 Mitarbeitern. Die Beschäftigtenzahl insgesamt hatte von rund 1.500 Anfang des 19. Jahrhunderts auf gut 600 abgenommen.

Doch da es 1875 nur mehr 132 gewesen waren, gelang in Wahrheit ein erstaunlicher Wiederaufstieg: zunächst bis zur Jahrhundertwende eine Verdoppelung, unter anderem durch die gefragten Spinnereinadeln, dann Anfang des 20. Jahrhunderts ein steiler Zuwachs in wenigen Jahren mit einem ganz neuen Massenprodukt. Als das Grammophon beiderseits des Atlantiks zu einer Hauptattraktion der kommerzialisierten Freizeitkultur wurde, warfen sich die meisten Schwabacher Betriebe auf die Herstellung der „Sprechnadeln“, für die es noch nirgends einen Qualitätsruf und damit einen Konkurrenzvorsprung gab. So eroberten sie mit guten Produkten, aggressiver Werbung und dank niedriger Löhne, die nicht zuletzt durch hohe Frauenarbeit und auch Kinderarbeit unter denen des Rheinlands lagen, einen erheblichen Teil des Marktes von Nordamerika bis Südafrika. Die Firma Traumüller & Raum wurde sogar zum weltgrößten Hersteller überhaupt. Von den 1914 aus Schwabach insgesamt exportierten zwei bis zweieinhalb Milliarden Nadeln kam die Hälfte in Grammophone; allein zwischen 1910 und 1913 konnte der Ausfuhrerlös in die USA mehr als vervierfacht werden.<sup>31</sup> Dieser stürmische Erfolg in einem lange fortschrittszögerlichen und von übermächtiger Konkurrenz gedrückten Produktionszweig sprach für eine nur zeitweise gehemmte Vitalität des Gewerbes, für Unternehmerblick und Arbeiterqualität.

Stark expandierte um 1900 auch die hier schon seit vier Jahrhunderten betriebene, freilich seit dem späten 18. Jahrhundert sehr geschrumpfte Goldschlägerei. Sie war inmitten der nun weitgehend maschinisierten Metallgewerbe überwiegend noch eine hochspezialisierte Handarbeit; nur Größeres wurde maschinengerecht gemacht. 1903 wurde sie wieder von über 500 Schlägern und Beschneiderinnen/Einlegerinnen betrieben. Das geschah

in einigen größeren Betrieben, die zum Beschneiden auch Heimarbeiterinnen beschäftigten, vor allem aber in zahlreichen kleinen Werkstätten, zum Teil von Alleinmeistern. Deshalb flexibler, zudem mit niedrigeren Löhnen und durch die geringere Luftfeuchtigkeit begünstigt, konnten sie gegen die Hauptkonkurrenz der Nürnberger Großbetriebe erstaunlich Boden gewinnen, ja Goldschläger von dort anziehen. Um die Jahrhundertwende bildete „*der gleichmäßige Takt des Hammerschlag*es ... *den Hauptpuls des ganzen Wirtschaftslebens der Stadt*.“<sup>32</sup> Dagegen nahmen die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zu rund 800 Beschäftigten aufgeblühten Nachbargewerbe, die Silberschlägerei und besonders die einfache Weißmetallschlägerei – eine Legierung von Zinn und Zink wurde überwiegend als Vorstufe für Metallmehl feingeschlagen –, wieder erheblich ab. Denn neue Stoffe, Aluminium und Bronze, verdrängten ihre Produkte nahezu.<sup>33</sup>

Die prosperierende Goldschlägerei gewann durch den mythischen Glanz ihres Materials und durch den nun ‚romantischen‘ Reiz des Handwerks gegenüber der maschinengelenkten Industriearbeit einen besonderen Nimbus. Über ihr wirtschaftliches Gewicht hinaus wurde sie im Zug der damals aufkommenden Imagepflege, mit denen Städte touristisch attraktiv werden wollten, ein Hauptelement im Schwabacher Selbstbild.

Bemerkenswert in einer vom Metallgewerbe beherrschten Stadt war die Ribotsche Seifenfabrik. Bereits in den 1860er Jahren maschinisiert, erzeugte sie um 1900 mit modernster Technik und einfallsreichem Design Qualitätsseifen und Waschmittel, die selbst auf Weltausstellungen präsentiert und durch offensive Werbung – auch schon im neuen Massenmedium Kino – in ganz Europa und bis nach China verkauft wurden. Technik wie Werbung hatte der Fabrikant direkt aus den USA übernommen.<sup>34</sup>

Neben dem in einer Stadt von rund 10.000 Einwohnern üblichen Versorgungshandwerk für Ernährung, Kleidung, Bauen gab es eine Reihe weiterer Betriebe der Konsumgüterindustrie und der vom raschen Stadtwachstum

begünstigten Baustoffbranche: die Papierfabrik Spachmüller, drei Druckereien und die Lithographische Anstalt Meerwald und Toberer mit immerhin rund 100 Beschäftigten, Filzfabriken, voran die die Moll & Kühn'sche, die Carl'sche Dampfziegelei, die Ringofenziegelei Tauber & Bayerlein, eine Zementfabrik sowie zwei Kunstmühlen.<sup>35</sup> Auffallend war die Veränderung in dem durch zahlreiche alte Hausbraurechte dichten Brauwesen, das sogar mit gekreuzten Bierschöpfen im Stadtwappen von 1371 bis 1953 die Kommune repräsentierte. Da technischer Standard und Qualitätsanspruch wesentlich stiegen, konzentrierte es sich bereits bis 1898 auf 27 Brauereien.<sup>36</sup>

Schwabach war mit dem Umfang der wichtigeren Branchen, ihrer Wirtschaftskraft und den Arbeitsplätzen eine ausgesprochene Produzentenstadt. Zwar treten die von dem Nationalökonom Werner Sombart vor fast einem Jahrhundert eingeführten Kategorien Konsumentenstadt und Produzentenstadt nie rein auf, aber fassen doch den Unterschied im ökonomischen Funktionsschwerpunkt: Konsumiert eine Stadt vorwiegend den Überschuß des Landes wie Residenzstädte oder geht von den in ihr erzeugten Produkten ein Überschuß in das Land wie bei Industriestädten? Expansion und Export, lange verzögert, doch um 1900 um so dynamischer, machen Schwabach zu einem Exempel der breiten Hochindustrialisierung, mit der das Deutsche Reich zu wirtschaftlicher Weltgeltung aufstieg.

Daß dabei der Kreis der in der Landwirtschaft tätigen Ackerbürger abnahm, liegt auf der Hand. Das wirtschaftliche Gewicht des Getreide-, Kartoffel-, Tabakanbaus vor der Stadtmauer und der Rinder- und Schweinehaltung war durch die Gewerbeintensität bereits im 18. Jahrhundert relativ geringer gewesen als meist in Städten dieser Größe. Im letzten Drittel des 19. nahm es insgesamt erheblich ab, je mehr die agrarische Produktivität durch bessere Fruchtfolgen und Viehschläge, durch Düngung und Maschinen stieg und je mehr Nutzland zu Bauland für die sich erweiternde Stadt wurde. Die Gruppe meist kleinerer Vollerwerbslandwirte ging im Jahr-

hundertdurchschnitt auf gut 9 Prozent der Einwohner zurück; größer war noch der Kreis der Handwerker und Arbeiter, die nebenbei kleine Flächen meist zur Selbstversorgung bewirtschafteten. Allerdings entstanden auch, als Landwirte aufgaben, durch Flächenzusammenlegung erstmals zwei größere Betriebe.<sup>37</sup>

## 6. Stadtbild im Wandel

Die Industrialisierung veränderte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Erscheinungsbild und Bevölkerung der Stadt. Zum einen wuchs, da ihre Wirtschaft Menschen anzog, die Siedlung durch Produktionsstätten und Wohngebäude rasch. Die Einwohnerzahl verdoppelte sich von den knapp 6.200 während der 1850er Jahre, dem Tiefpunkt im 19. Jahrhundert, auf 1910 rund 11.200. Bei der Zahl der Häuser dauerte die Verdoppelung von 543 auf 996 dagegen über ein Jahrhundert von 1799 bis 1914, da die seit dem späten 19. Jahrhundert merklich größeren Wohngebäude mehr Menschen faßten. Dennoch beschleunigte sich auch diese Zunahme sehr: In den zwei Jahrzehnten seit 1885 war sie mit über 200 höher als in der mehr als vierfachen Zeit von 1799 bis 1885 mit knapp 200. Dabei blieb der Bestand in der Altstadt fast gleich, während er in den Außenbezirken – die Stadtgemarkung erlaubte große Ausdehnung – auf das Sechsfache stieg, allein zwischen 1885 und 1914 auf das Doppelte, so daß innerhalb weniger Jahrzehnte ein breiter Vorstadtgürtel entstand. Vor dem Ersten Weltkrieg übertraf schließlich seine Häuserzahl die der Altstadt.<sup>38</sup> Die nun trennende Stadtmauer fiel samt den vier Tortürmen zwischen 1873 und 1893; dafür entstanden Gärten und eine baumbepflanzte Ringanlage.<sup>39</sup>

Bereits im 18. Jahrhundert hatte die Stadt mit der Neuen Auslage südlich und mit der Kattunfabrik östlich ausgegriffen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zog zunächst die Straße zu dem weit außerhalb im Osten liegenden Bahnhof Fabriken und Lagerhallen an. Bald folgten nach Süden ein Saum entlang der Bahnstrecke, die Gleisanschlüsse für die größeren Metallfabriken und für Ziegeleien bot, sowie die Wittelsbacher Straße.

Hauptsächlich in diese beiden Richtungen ging künftig die Erweiterung, dann aber auch nördlich an der Nürnberger Straße und Richtung Limbach sowie westwärts an der Badstraße. Seit den 1880/90er Jahren verdichtete sich die Bebauung der Achsen und dann die der dazwischen liegenden Räume rasch – von dem früh erschlossenen Gebiet zwischen Bahnlinie und Stadtpark bis zu einem Anfang des 20. Jahrhunderts ganz neuen Viertel zur Limbacher Straße hin. Gewerbebetriebe mit ihren Schloten reichten sich aneinander, und überall entstanden Wohngebäude, das heißt Arbeiterquartiere, Bürgerhäuser, manche Villen. Dabei konnten auch Familien mit geringerem Einkommen, so wie um 1900 in den meisten Städten, durch Baugenossenschaften eine in Zuschnitt und Hygiene zeitgemäße Wohnung erreichen. Eine Genossenschaft des sozialdemokratischen Milieus etwa errichtete im Osten an der Penzendorfer Straße seit 1911 die Siedlung ‚Gartenheim‘ im Stil der Gartenstadtbewegung.<sup>40</sup> Gold- und Silberschläger, deren Boombranche ein gutes Einkommen bot, bauten sich für Wohnung und Werkstatt gediegene Häuser mit Vorgärten, unter anderem um die Pentzoldstraße im Südwesten und in einer Kolonie zwischen Wittelsbacherstraße und Stadtpark. An den Hammerschlägen in diesen Straßen hörte man, wie stark in Schwabach das Kleingewerbe war.<sup>41</sup>

Überhaupt zeigte das Stadtbild, daß in dieser „Stadt der Arbeit“, wie sie öffentlich stilisiert wurde, mittlere und kleine Betriebe bei weitem vorherrschten, darunter Produzenten von Spitzenprodukten auf dem Weltmarkt. Das neue Schwabach wuchs mit drei-, höchstens viergeschossigen Gebäuden aufgelockert in das Umland, ohne Riesenfabriken und lange Mietskasernen. Außerdem wurde es durchgrünt: Alleen, Gärten, Spielplätze, vor allem ein ausgedehnter Stadtpark mit Alpinum und Musikpavillon, der seit den 1880er Jahren im Südosten, nahe dem Bahnhof, für Erholung, Unterhaltung und Belehrung errichtet wurde. Wo bisher eine Viehweide und Wasch- und Tränkweiher den Akerbürgern genutzt hatten, verbrachte nun die anschwellende Industriebevölkerung heitere Freizeit. Der wirtschaftliche und soziale Wan-

del, den dies demonstrierte, wurde allenthalben augenfällig durch die Technik, die den Alltag dann tiefgreifend umzugestalten begann. Seit den 1880er Jahren kam elektrisches Licht in Fabriken und Wohnungen und kreuzten Fahrräder über die Straßen, bald folgten erste Motorräder. Und um 1900 veränderte das Automobil – Personen- wie Lastkraftwagen – den Verkehr und erhöhte die Mobilität, beschleunigte den urbanen Lebensrhythmus enorm. Gleichzeitig zog der Kinematograph zunächst in Wanderbuden vor allem einfache Leute, Arbeiter und Dienstmädchen, in seinen Bann; noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde er in festen Häusern – 1909 eröffnete das ‚Central-Theater‘, 1913 das ‚Luna-Kino‘ – zu der technischen Freizeitattraktion aller Schichten für über ein halbes Jahrhundert.<sup>42</sup>

Man sah im Stadtbild nicht zuletzt, daß der Industriekapitalismus zum einen auch Staat und Kommunen durch wachsende Einkünfte eine repräsentative Entfaltung ermöglichte, andererseits durch die soziale Auflösung herkömmlicher Versorgungsgemeinschaften, des ‚ganzen Hauses‘ und zünftiger Korporationen, zu mehr Daseinsvorsorge nötigte, doch dies mit neuen Techniken auch erleichterte. Vorboten solch‘ gebauten Potentials repräsentativer wie funktionaler Art waren das neue Amtsgericht 1866 und das – städtische, nicht wie vielerorts privatwirtschaftlich betriebene – Gaswerk 1863 gewesen. Seit den 1880er Jahren wurden dann von Staat und Stadt zahlreiche Gebäude für Verwaltung und Bildung errichtet, durchweg stattlicher als ihre Vorgänger, in Raum und Architektur großzügiger, mit moderner Sanitär-, Heizungs-, Beleuchtungstechnik und zum Teil aufwendigem Fassadenschmuck. Das Rentamt bezog 1903, das Forstamt 1909 und die Post 1898 einen Neubau, ebenso 1904 das Progymnasium – es war aus der seit dem Spätmittelalter bestehenden Lateinschule hervorgegangen und 1894 mit einer Realschule verbunden worden – sowie 1905 die Luitpoldschule. Die protestantische Lehrerbildungsanstalt von 1843 wurde zeitgemäß erweitert.

Angesichts des seit der Jahrhundertmitte umwälzenden hygienischen und medizinischen Wissensfortschritts kanalisierte die Stadt den Innenbereich und verbesserte die Versorgung: 1882 mit einem ersten Freibad, das primär der Reinigung diente, 1911 mit der Walderholungsstätte für Tuberkulosegefährdete in Limbach, schließlich 1914 mit dem Neuen Friedhof draußen an der Limbacher Straße. 1886 weihte ein Wohltätigkeitsverein aus Magdeburg das monumentale Reichswaisenhaus ein. Außerordentliches leistete die Stadt auch mit dem Straßenbau und der Wasser-, Gas-, und schließlich Stromversorgung, zu denen das rasche Siedlungswachstum zwang. An vielen Stellen wurde so die wachsende Leistungsverwaltung augenfällig.<sup>43</sup>

## 7. Eine differenzierte Industriebevölkerung

Schwabach war, wie gesagt, seit dem 18. Jahrhundert ein stark besetzter Gewerbeort. Sozial dominierten daher Handwerksmeister, Händler, Unternehmer, die das Recht wie die Mittel zu einem Betrieb besaßen, und eine weit größere Zahl von Gesellen, Tagelöhnern, Gesinde, die ihnen mit ihrer Arbeitskraft dienten. Beide waren zunächst als ständegesellschaftliche Gruppen gebunden in zünftische oder zufünftähnliche Korporationen und in die Lebenswelt des ‚ganzen Hauses‘, die Arbeit, Familie, Muße umschloß. Aber durch Manufakturen und verlegtes Heimgewerbe lebte schon früh ein wachsender Teil der lohnabhängigen Arbeitskräfte vom Prinzipal getrennt und ohne das bindende, aber auch schützende korporative Herkommen; man führte bereits eine Arbeiterexistenz. Das nahm zu, als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer mehr Betriebe durch Mechanisierung und Maschinisierung eine Größe erreichten, die auch die Struktur veränderte: Zwischen Unternehmer und Beschäftigten, die nur mehr ein bloßes Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Verhältnis verband, entstand eine wirtschaftliche und soziale Distanz, in der beider Lebensführung, Wissen und Gesellschaftsbild auseinanderdrifteten.

Handwerksgesellen, Tagelöhner aller Art, Dienstboten, aber auch bedrängte Meister sowie die Frauen und Töchter all' dieser Gruppen, die teils aus Schwabach, teils aus einem Umkreis von 20, 30, entlang der Eisenbahnlinie auch 50 Kilometer und mehr kamen, wuchsen durch ihren gemeinsamen Alltag zur Industriearbeiterschaft zusammen. Unter ihnen war, je mehr die Herstellung von Massenprodukten mechanisiert wurde, der Anteil weiblicher, meist nur angelernter Arbeitskräfte hoch; in der Nadlerei stellten sie fast die Hälfte. Beherrscht wurde die materiell und kulturell enge Lebenswelt der Arbeiterfamilien, die meist auch für die Kinder ohne Aufstiegschancen war, von der Arbeit, an der tagtäglich die Existenz hing.

Sie lehrte Abhängigkeit als Grunderfahrung – im Einkommen, in Zeitverfügung und Lebensplanung, ja in der Lebenserwartung: Schwabacher Nadler sahen sich durch das lungenschädliche Trockenschleifen ähnlich wie Fürther Spiegelbeleger durch das Quecksilber oft zu einem frühen Tod verurteilt. Der Verfasser einer frühen Gewerbegeschichte Anfang der 1880er Jahre hoffte denn auch, *„daß die Fabrikanten noch rechtzeitig ihrer sozialen Pflichten gegen die Arbeiter sich bewußt werden.“* Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden diese zunehmend geschützt – ein wichtiger Schritt in der allmählichen Lageverbesserung, wie sie neue technische Möglichkeiten, der wachsende finanzielle Spielraum und paternalistische Fürsorge der Unternehmer, dazu kirchliche Interventionen bewirkten, doch vor allem der Aufsichtsdruck des Staates und das Drängen der Arbeiterbewegung erzwangen. Zudem minderte nun Bismarcks Sozialgesetzgebung die Hauptrisiken eines Arbeiterlebens: Krankheit und Arbeitsunfähigkeit.<sup>44</sup>

Auf der anderen Seite bildete sich aus mittelständischen Unternehmern wie dem Tabakfabrikanten Georg Bestelmeyer im früheren, dem Drahtfabrikanten Carl Friedrich Hüttlinger oder der Seifenfabrikantenfamilie Ribot im späteren 19. Jahrhundert, denen der Besitz von Produktionsmitteln auch Wirtschaftsmacht und Gesellschaftsrank gab, eine kleine Oberschicht mit einer ganz anderen

Lebenswelt. Sie hatten Bildung und Ausbildung meist in Volksschule, Gewerbeschule, Handels- oder Fabriklehre sowie auswärtiger Praxis erfahren, durch einen Aufenthalt in England oder zunehmend in den USA einen weiten Horizont gewonnen und gleich gerichtete Interessen und Werte verinnerlicht. Meist verband sie auch die protestantische Kultur – Katholiken spielten eine geringe, Juden keine Rolle. Sie trafen sich in Honoratiorenvereinen oder in einer Freimaurerloge in Nürnberg, wohin auch sonst Geschichts- und Kulturbeziehungen häufig zogen.<sup>45</sup>

Allerdings entsprach die Wirklichkeit dieser Klassen in Schwabach nicht dem aus Schwerindustrie, Großspinnereien oder Elektrokonzernen gewohnten Bild von Industriebaronen in Prunkvillen und Arbeitermassen in endlosen Fabrikhallen. Es gab keine Riesenfabriken, sondern nur wenige größere, eine Reihe mittlerer und zahlreiche kleine Betriebe. In diesen produzierte oft noch handwerksähnlich eine überschaubare Arbeitsgruppe mit vertrautem Umgang und ständiger Präsenz des Firmenleiters, weniger maschinengelenkt und arbeitsteilig, ‚entfremdet‘ oder gar ‚tayloristisch‘. Der Abstand zwischen Unternehmer und Arbeitern in Wissen, Erfahrungen und Lebensstil war wesentlich geringer; nicht selten gingen sie in dasselbe Wirtshaus, in denselben Verein. Ein Indikator für einen gesellschaftlichen Wandel ohne stärkere Brüche bei der Formierung der Arbeiterwelt war auch die sehr geringe Zahl – weniger als ein halbes Prozent – der Konfessionslosen; in großen Städten mit Großindustrie lag sie merklich höher wie in Nürnberg mit immerhin 1,2 Prozent.<sup>46</sup> In der Schwabacher Gesellschaft fällt nicht nur eine sehr breite Übergangszone zwischen Bourgeoisie und Proletariat auf, sondern auch das ungewöhnlich starke Handwerk der Gold- und Silberschlägerei. Zwar auf den industriekapitalistischen Weltmarkthorizont ausgerichtet, bewahrte es noch um 1900 in Arbeitsweise, Habitus und Selbstbewußtsein viel vom alten Mittelstand. So wurde Schwabach ähnlich Fürth im späten 19. Jahrhundert zu einer stark industrialisierten Stadt ohne die radikale ökonomische und soziale Modernisierung dominanter Großindustrie.<sup>47</sup>

Das Bildungsbürgertum war relativ schwach, weil Schwabach administrative Zentralität lediglich auf der unteren Ebene und kulturelle nur im Bildungssektor besaß. 1898 arbeiteten in den staatlichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden – Bezirksamt, Rentamt, Amtsgericht, Gerichtsvollzieherei, Forstamt, Eichamt, Gendarmerie, Post – jeweils nur einige Beamte oder auch nur einer des höheren oder gehobenen Dienstes. Dazu kamen mehrere städtische Beamte, sodann die für eine kleinere Stadt übliche juristische und medizinische Versorgung durch einen Notar, zwei Anwälte, drei, vier Ärzte, zwei Apotheker. Als Kirchenbeamten dienten drei bis vier lutherische und ein reformierter Pfarrer sowie zwei katholische Priester. Der Rabbiner bildete seit 1875 mit den Lehrern einer Talmud-Thora-Schule einen kleinen Kreis, einen Nachklang der bedeutenden Tradition orthodoxer Bildung in Schwabach. Am größten war die Gruppe der Lehrer an Progymnasium und Realschule, an der Lehrerbildungsanstalt sowie an über zwanzig Klassen in drei Simultan-Volksschulen, wo 1905 fast 1.500 Schüler unterrichtet wurden. Offiziere gehörten nur vorübergehend und in geringer Zahl zur Lokalgesellschaft, als Schwabach von 1859 bis 1882 eine kleine Garnison hatte, meist eine Eskadron Chevaulegers oder Ulanen, die in der ehemaligen Kattunfabrik lag. Schließlich bildete sich, als Firmen so groß wurden, daß Technik und Verwaltung systematisch professionalisiert werden mußten, ein wachsender Kreis von Ingenieuren und kaufmännischen Angestellten, sogenannten Privatbeamten, sowie ein größerer von Technikern und Kontoristen; sozial standen jene den Beamten im höheren, diese denen im mittleren Dienst gleich, waren ihnen freilich finanziell meist überlegen.<sup>48</sup>

Mit Schreibern, Gendarmen, Amtsboten, Hausmeistern, Postboten, Mesnern und anderen Gehilfen reichte das Dienstpersonal bei Staat, Stadt, Kirchen in die untere Mittelschicht. Mochte ihr Einkommen kaum höher liegen als in der ‚besseren‘ Unterschicht, ja nicht selten geringer als Facharbeiterlöhne sein, Prestige und Sicherheit des Öffentlichen Dienstes hoben sie über den – weit größeren – Kreis der Dienstboten in Betrieben

und Privathaushalten mit ihrer durch minimalen Kündigungsschutz labilen Existenz. Am häufigsten waren Dienstmädchen, die man sich Anfang des 20. Jahrhunderts noch bis in Kleinbürgerfamilien hielt; für sie bedeuteten jene fest bestallten Männer stets eine ‚gute Partie‘.

## 8. Gesellschaftliche Formierung und politische Kräfte

Je weiter sich ständisch-korporative Bindungen unter der ökonomischen Positionen und Statusverteilung in Klassen auflösten, um so mehr verbreitete sich eine Selbstorganisation der Gesellschaft durch Vereine und Verbände: Sie formierten Interessen, Gesinnung oder Geselligkeit und schufen neue Stabilität. In Schwabach reichte das bürgerliche Spektrum von der exklusiven ‚Harmonie‘ und der ‚Gesellschaft Erholung‘ für „Gebildete“, die 1815 und 1829 entstanden, über einen 1848 mit Staatshilfe gegründeten ‚Gewerbeverein‘, in dem sich Unternehmer wirtschaftliche Förderung und sozialen Einfluß sicherten, den für Freiheit und Einheit bewegten ‚Turnverein 1848‘ und den Männergesangverein ‚Eintracht Schwabach‘ von 1860 bis zur ‚Gartengesellschaft Heubersbuck‘, die ab 1869 vor dem Hördlertor Gärten samt Kegelbahn und Halle für gesellige Erholung ihrer Mitglieder anlegte, und zum ‚Verschönerungsverein‘ von 1893, der gemeinnützig den Stadtpark ausbaute und Alleen anlegte.<sup>49</sup>

Da Arbeitern diese Vereine verschlossen blieben, fanden sie sich, je mehr ihnen ihre Interessen bewußt und sie emanzipationswillig wurden, parallel zu eigenen Vereinen zusammen. Dies begann im Aufbruch des Jahres 1848 mit einem ‚Unterstützungs- und Bildungsverein für Arbeiter‘, der durch materielle Hilfe und geistig-sittliche Förderung zur Selbstbehauptung ertüchtigen sollte, 1850 von der Reaktion verboten wurde, doch 1867 als ‚Arbeiter-Bildungsverein‘ wieder auflebte. Darüber hinaus reichte es bis zum ‚Arbeiter-Turn-Verein‘ von 1904, der sich bald durch Abteilungen für Turnerinnen, für Sänger und für Fußball auffächerte.<sup>50</sup> Schließlich richteten die Kirchen Vereine ein, die

unter der Leitung von Pfarrern Unterstützung und Interessenvertretung mit konfessioneller Bildung und Geselligkeit verbanden und von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung abhalten sollten: 1884 entstand ein ‚Evangelischer Arbeiterverein‘, 1882 ein ‚Katholischer Gesellenverein‘, aus dem sich bis zum Ersten Weltkrieg mit ‚Katholischem Arbeiterverein‘, ‚Männergesangverein Cäcilia‘, ‚Jugendverein‘, ‚St. Sebaldu-Verein‘ für den Kirchenbau und ‚Arbeiterinnenverein‘ eine ganze Diasporakultur entfaltete.<sup>51</sup>

Solche Selbstorganisation gesellschaftlicher Gruppen bewirkte auch eine Politisierung. Sie wurde in Bayern nicht zuletzt durch die – aus Revolutionsfurcht – zunehmend autoritäre und reaktionäre Regierung Ludwigs I. in den 1830/40er Jahren erregt. Während er die im Modernisierungsschub des aufgeklärten Montgelas-Regimes überwältigten Gruppen, vom feudalen Adel über konservative katholische Kreise bis zu den traditionellen Bauern, entschieden wieder aufwertete, pochte das aufgeklärt-liberale Bürgertum auf die aus jenen Reformen und aus der Verfassung von 1818 mit Bürgerrechten und Mitbestimmung gebildete Ordnung, ja, forderte ihre Weiterentwicklung. Daß sich der König dem verschloß, die Selbstverwaltung der Gemeinden durch bürokratisch überspitzte Staatsaufsicht erneut einengte und generell liberale Tendenzen unterdrückte, provozierte vor allem in den Städten Neubayerns bürgerlichen Eigenwillen. In den protestantischen kam noch lutherischer Selbstbehauptungswille gegen eine paritätswidrig einseitig katholische Politik hinzu. So wurde Franken eine Hochburg der deutschlandweiten Freiheits- und Einheitsbewegung gegen den restaurativen Deutschen Bund. Zugleich nährten wirtschaftliche Nöte und soziale Bedrängnisse unter einfachen Leuten Protestbereitschaft.

In der von beidem 1848 ausgelösten Revolution konnte man sich auch in Schwabach erstmals politisch organisieren. Ein gemäßigt liberaler bürgerlicher ‚Verein für Freiheit und Ordnung‘ wollte nach dem Einlenken der Regierung und dem Beginn der Frankfurter Nationalversammlung die Revolution beenden;

er glaubte sein Ziel, den liberalen Nationalstaat, nahe und fürchtete die Unruhe aus den unteren Schichten. Der vor allem unter Handwerkern rührige radikal liberale ‚Demokratische Verein‘ forderte mehr Volksrechte, womöglich die Republik. Ihm stand die ‚Fränkische Volkszeitung‘ des revolutionsbegeisterten Literaten Carl Sticht nahe. Dessen Verhaftung im Juli 1848 wurde durch heftige Tumulte zum dramatischen Höhepunkt des Revolutionsjahres in Schwabach. Dem bereits genannten mitgliederstarken ‚Arbeiterverein‘ ging es neben Bildung und praktischer Unterstützung besonders um soziale Verbesserungen.<sup>52</sup>

Nach der Unterdrückung politischer Öffentlichkeit durch die Reaktion der 1850er Jahre lebten jene drei für eine protestantische Gewerbestadt typischen Richtungen – der Politische Katholizismus, die Zentrumsparterie, blieb schwach – in den 1860/70ern wieder auf. Daß die für das Bürgertum zentrale Nationale Frage, wie der 1849 aus eigener Kraft nicht erreichte, doch weiter ersehnte Nationalstaat gelingen könne, von Preußen durch die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 für eine kleindeutsche Lösung entschieden wurde, fand im Schwabacher Bürgertum reges Echo: Man war protestantisch, hatte die Hohenzollernherrschaft nicht vergessen und fühlte sich kulturell Norddeutschland verbunden. Hatte man im August 1866 noch, in Erinnerung an die Schrecken der napoleonischen Kriege, vor der Besetzung durch mecklenburgische Truppen gebangt, war aber durch deren korrektes Verhalten doch rasch gewonnen worden – auch wenn man sich sprachlich nur schwer verständigte –, so verfolgte man 1870/71 den Krieg gegen Frankreich, wohin Bayern mit Preußen zog, in Extrablättern zunehmend begeistert und begrüßte freudig seine Frucht, die Reichsgründung. Ihr galt bald die jährliche Sedanfeier, die an den entscheidenden Sieg erinnerte, und ein Heldenkult um die 14 Gefallenen am Kriegerdenkmal.<sup>53</sup>

Im Glück der Einheit fand sich die Mehrheit des Bürgertums damit ab, daß das Kaiserreich als Obrigkeitsstaat die Freiheit beengt hielt. Ja, sie wurde zunehmend konser-

vativ, als sie von der um 1900 erstarkenden Arbeiterbewegung Gefahr für Eigentum und gesellschaftliche Vormacht fürchtete. In dieser Haltung wurde der Anhang der rechtsliberalen Honoratiorenparterie bestärkt durch den ‚Fränkischen Kurier‘ aus Nürnberg, das Blatt des nationalen protestantischen Franken, und das ‚Schwabacher Tagblatt‘, wie das bereits seit 1801 erscheinende ‚Schwabacher Intelligenz-Blatt‘ (1866 ‚Amts- und Intelligenz-Blatt‘) ab 1896 hieß. Die Nationalliberalen stellten, da der jeweilige Wahlkreis die Stadt Schwabach mit weniger industrialisierten Städten und Bauernland zusammenfaßte, bis Anfang des 20. Jahrhunderts die Abgeordneten in Landtag und Reichstag – Beamte, Unternehmer, Bürgermeister.<sup>54</sup> Dagegen nahm im Sog des Reichsnationalismus die einst demokratische, nun linksliberale Richtung ab. Die 1890 zur ‚Vertretung freihheitlicher Volksinteressen‘ gegründete ‚Allgemeine Volkszeitung Schwabach‘ erreichte nur eine geringe Auflage – 1915 ging sie ein –, weil ein Teil der vorwiegend kleinbürgerlichen Szene zu den Nationalliberalen wechselte, andere sich der Sozialdemokratie wandten.<sup>55</sup>

Diese gewannen, da seit 1890 nicht mehr unter Ausnahmerecht, als straffe Integrationsparterie steigende Wahlerfolge, wozu ihr besonders die zur Massenbewegung anwachsenden Freien Gewerkschaften als wirksamste Formation eines Arbeitermilieus den Weg bahnten. In Schwabach dominierte branchengemäß der Deutsche Metallarbeiter-Verband; er konnte unter anderem 1907 eine leichte Lohnanpassung und die Reduzierung der Arbeitszeit von 63 auf 60 Stunden in der Woche erstreiken.<sup>56</sup> Milieubildend, weil entschieden bewußtseinsprägend wirkte es, daß die Presse im späten 19. Jahrhundert auch die unteren Schichten erreichte. Die Nürnberger ‚Fränkische Tagespost‘, das Hauptorgan der nordbayerischen SPD, mobilisierte mit scharfer Kritik an der in Staat und Gesellschaft herrschenden Ordnung für die Sozialdemokratie. Deren starkes Echo gab der sozialen Stärke der Arbeiterbevölkerung in Schwabach nun auch politisch Ausdruck. Da von den 1890er Jahren an der ‚Sozialdemokratische Verein‘ besonders lebhaft agierte,

wurde sein Führer, der Goldschläger und Metallarbeiterverbandsfunktionär Michael Hierl 1908 trotz des hemmenden Gemeindevahlrechts Magistratsrat und folgte als Abgeordneter 1907 dem nationalliberalen Fabrikanten Fritz Ribot im Landtag und 1912 dem konservativen Landwirt Michael Hufnagel im Reichstag.<sup>57</sup> In Max Webers Begriffen war die ‚Arbeiterklasse an sich‘, die so durchschlagend ihre Interessen sah und zur Geltung brachte, zur ‚Arbeiterklasse für sich‘ geworden.

## 9. Im Weltkrieg

Anfang des 20. Jahrhunderts erreichte Schwabach nach stürmischer Entwicklung ein Niveau ökonomischer Leistung, materiellen Standards und sozialer Versorgung wie bisher nie. Auch wenn in der Unterschicht noch viele karg und labil leben mußten, auch wenn es manchmal jähes Unheil wie das Hochwasser 1893 und mehrmals der Zusammenbruch des ‚Vorschußvereins‘ mit Konkursen und hohen Gläubigerverlusten das Wirtschaftsleben schwer erschütterte,<sup>58</sup> so herrschte doch Optimismus vor. Unternehmer vertrauten auf ihre Weltmarktstellung, Beamte waren sich wachsender Staatsleistung gewiß, Arbeiter erhofften sich eine weitere Verbesserung ihrer Lage. Das von der Fin de siècle-Stimmung unter Künstlern und Intellektuellen genährte Krisenbewußtsein griff nicht breit aus.

In dieses Zukunftsvertrauen einer friedensverwöhnten Gesellschaft brach 1914 der Erste Weltkrieg, der ungeahnt dauern, die Gesellschaft überlasten und den Staat erschüttern sollte.<sup>59</sup> Die begeisterte Kriegszustimmung, die im August 1914 überall besonders Bürgerkreise erfaßte, während Arbeiterviertel eher bang erschienen, war in der Industriestadt Schwabach offenbar weniger laut als etwa in der Universitätsstadt Erlangen. Man sah im Stadtbild das Leben sogleich in den Bann des Krieges geraten: Die Mobilmachung verdrängte den zivilen Verkehr, Soldaten wurden von ihren Vereinen zum Bahnhof begleitet, das Rote Kreuz sammelte Geld und Verbandsmaterial. Reserve-

lazarette wurden eingerichtet, wofür etwa der ‚Turnverein 1848‘ seine Halle hergab, Rekruten zur Ausbildung in Wirtshaussäle gelegt, notbedrängte Familien von Soldaten – in dieser Arbeiterstadt häufig – mit Hilfsfonds und Suppenküchen unterstützt. Bald machten Soldaten auf Urlaub und ‚Jugendlandsturm-Kompanien‘, die zu vormilitärischen Übungen aufzogen, Verwundete und erschreckend lange Gefallenenlisten, Gedenkgottesdienste und Kriegsgebetsstunden den fernen Krieg stets gegenwärtig und nährten die Angst um die Angehörigen im Feld.

Die meisten jungen Männer und auch viele mittleren Alters fehlten in Haus und Nachbarschaft, in Kirche und Vereinen; Ältere und besonders Frauen ersetzten sie in Ämtern, Werkstätten und Fabriken. Dabei überanstrengte eine stark erhöhte Arbeitszeit viele – um so mehr, als die Ernährung höchst knapp wurde, weil das Reich wirtschaftlich auf keinen langen Erschöpfungskrieg vorbereitet war und eine britische Seeblockade den Import einschnürte. Obwohl Güter, Kapital, Arbeitskräfte immer schärfer bewirtschaftet wurden, um alle Ressourcen für das Militär auszuschöpfen, stieg der Mangel zermürend, vor allem der Hunger. Zugleich sank für viele das Einkommen, weil ihre Betriebe mangels Rohstoffen oder Aufträgen auf Kurzarbeit gestellt oder stillgelegt wurden. Dagegen erhielt eine Minderheit, die Arbeiter der wenigen in Schwabach kriegswichtigen Firmen, hohe Löhne, was ihnen auch den blühenden Schwarzmarkt öffnete – und jene erzürrte.

Entbehrung, Überlastung und Leid untergruben 1917/18, als der suggerierte Lohn der enormen Opfer, der Sieg nämlich, zweifelhaft wurde, die Kriegsduldung vor allem der breiten Bevölkerung. So löste sich die ‚Burgfrieden‘-Solidarität auf, mit der auch Sozialdemokratie und Gewerkschaften die Kriegswirtschaft mittrugen, weil 1914 allen der Krieg als gerechte Verteidigung erschienen war. Kriegsanleihen wurden immer schwächer gezeichnet, Durchhalteappelle von Beamten, Pfarrern, in der Presse fanden kaum mehr Echo, Materialsammlungen vom Altpapier bis zur Glockenabnahme weckten lauten Groll. Zwischen darbedenden Städtern und

Bauern, die oft ihr Ablieferungssoll umgingen, brachen heftige Konflikte auf, und Hungerdemonstrationen erschreckten die Behörden. Seit die Niederlage im Sommer 1918 offenkundig war, verlor der Krieg für die meisten jeden Sinn und die herrschende Ordnung, die Monarchie, dramatisch an Legitimität. Man wollte Frieden um jeden Preis. Besonders im Arbeitermilieu erbitterte es, daß die nationale Loyalität im Krieg nicht durch die erhoffte Demokratisierung – parlamentarische Regierung, gleiches Wahlrecht auf allen Ebenen – gelohnt und man als Klasse politisch gleichberechtigt wurde.

So trafen lange Versagung und aktuelle Erschöpfung zu einer Kriegsverweigerung zusammen, die – ohne Vorbereitung durch einen aktiven Umsturzwillen – der von Eisner in München am 7. November 1918 ausgelösten Revolution über Nürnberg auch in Schwabach sogleich Resonanz gab. Am 9./10. November wurden ein mit sechs Männern der Mehrheitssozialdemokratie besetzter Arbeiterrat, geführt von den Abgeordneten Michael Hierl und Konrad Lämmermann, sowie ein Soldatenrat gebildet; „vor einer noch nie gesehenen Menschenmenge“ proklamierte man die Republik. Im reformistischen Sinn drang der Rat auf Ruhe und Ordnung, sorgte sich um Notbewältigung und Demobilisierung und sicherte Stadtverwaltung und Militär unter seiner Kontrolle Handlungskontinuität. Er sah sich als Übergang zu einer parlamentarischen Demokratie, nicht zur Räte-republik.<sup>60</sup>

Der Weg in eine neue Normalität freilich war schwer. Die Stadt litt wirtschaftlich unter dem Verlust wichtiger Exportmärkte, die nur mehr zum Teil zurückgewonnen wurden, stagnierte durch das Ende der sozialen Expansion, was Mängel drückender machte, und wurde politisch von der Revolution in Gewinner und Opfer polarisiert. Die Arbeiterschaft, die sich teilweise radikalisierte, und die deutschnationale Mehrheit des Bürgertums, das mit der Dolchstoßlegende die Kriegsniederlage verdrängte, entfremdeten sich. Einschneidende Erfahrungen, auf wenige Jahre zusammengedrängt, entwerteten bei vielen die im Kaiserreich erlernte Orien-

terung, ja erzeugten Traumata. So wurde das gesellschaftliche Klima mehr als vor 1914 labil und aggressiv.

#### Anmerkungen:

\* Der Beitrag erweitert einen von Herrn Studien-direktor Dr. Bernhard Wickl, dem 2. Vorsitzenden der Frankenbund-Gruppe Nürnberg – Erlangen – Schwabach, angeregten Vortrag im Adam-Kraft-Gymnasium Schwabach am 17. Juli 2008. – Die Literaturnachweise beschränken sich auf die Ortsgeschichte.

<sup>1</sup> Karl Baedeker: Süddeutschland. Handbuch für Reisende. 31. Aufl. Leipzig 1913, S. 412.

<sup>2</sup> M. Siebert: Königreich Bayern topographisch-statistisch in lexicographischer und tabellarischer Form dargestellt. München 1840, S. 368.

<sup>3</sup> Heinrich Schlüpfinger: Die Stadt Schwabach und ihre Landesherren, Handwerk und Gewerbe, Handel und Industrie im Wandel der Zeiten in Wort und Bild. Schwabach 1994, S. 4f., 38–42; Eugen Schöler/Sabine Weigand/Wolfgang Dippert: Historisches Stadtllexikon Schwabach. Schwabach 2008, S.163f. Das Stadtllexikon gibt jetzt umfassend und detailliert über die Schwabacher Geschichte, auch die jüngste, Auskunft.

<sup>4</sup> Max Spindler/Gertrud Diepolder: Bayerischer Geschichtsatlas. München 1969, S. 22/23.

<sup>5</sup> Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), S. 18–28.

<sup>6</sup> Johann Heinrich v. Falckenstein: Chronicon Svabacense, Oder: Ausführliche Beschreibung Der Hoch-Fürstl. Brandenburg-Onolzbachischen Haupt-Münz-und Lege-Stadt Schwabach. Schwabach 1756, S. 238–253; Theodor Göppner: Die Französische Kolonie in Schwabach, in: Heinrich Schlüpfinger (Hrsg.): 600 Jahre Stadt Schwabach 1371–1971. Festschrift zur 600.Jahr-Feier. Schwabach 1971, S. 291–322; Helga Roßmeißl: Die Gobelinwirkerei in Schwabach, in: *ebd.*, S. 323–332; Kai Wörner: Schwabacher Wirtschaftsgeschichte vom 18.–20. Jahrhundert. Phil. Zulassungsarbeit Erlangen 2006, S. 8–20 (Ich verdanke Herrn Wörners Darstellung, in der die wirtschaftliche Entwicklung aus verstreuten Einzeluntersuchungen zusammengefaßt wird, wesentliche Kenntnisse).

<sup>7</sup> Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 20–33; ders.: Von Drähten, Nadeln und Blattgold. Die Entwicklung der metallverarbeitenden Industrie Schwabachs, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 68 (2008), S. 203–228; Ortulf Reuter: Die Manufaktur im fränki-

- schen Raum. Stuttgart 1961, S. 33ff.; Max Beckh: Aus der Chronik der leonischen Drahtfabrik Georg Adam Beckh, in: Heinrich Krauß (Hrsg.), Schwabach Stadt und Bezirk. Ein Heimat-Handbuch. Schwabach 1931, S. 59–63; Schobert: Das Schwabacher Tabakanbaugebiet und seine Tabakkultur, in: ebd. S. 231–242; Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 144f., 368f., 501–503, 711f.
- <sup>8</sup> Johann Caspar Bundschuh: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. Bd. 5. Ulm 1802, Sp. 206–223. Sp. 211–215 eine detaillierte Beschreibung der Nähadelherstellung in 94 Arbeitsschritten.
- <sup>9</sup> Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 20ff.; Georg Schanz: Zur Geschichte der Colonisation und Industrie in Franken. Erlangen 1884; Heinrich Schlüpfinger: Schwabach. Zur Stadtgeschichte von 1648 bis zur Gegenwart. Schwabach 1986, S. 40ff.
- <sup>10</sup> Wolfgang Dippert: Der Rat in Schwabach. Ein Gang durch 625 Jahre städtische Verfassung. Teil 1. Schwabach 1995, S. 74–79; Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 37f., 351, 356, 403, 547f., 567, 678.
- <sup>11</sup> Reuter: Manufaktur (wie Anm. 7), S. 129ff.
- <sup>12</sup> Ulrich Thürauf: Die öffentliche Meinung im Fürstentum Ansbach-Bayreuth zur Zeit der französischen Revolution und der Freiheitskriege. München 1918, S. 93 u. 96.
- <sup>13</sup> Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 37, 184f., 234, 548, 683f., 739.
- <sup>14</sup> Kathol. Pfarramt St. Sebald (Hrsg.): 150 Jahre St. Sebald Schwabach 1839–1989. Schwabach 1989; Johann Georg Uebler: Die katholische Kirche in Schwabach, in: Schlüpfinger: 600 Jahre (wie Anm. 6), S. 217–240; Gemeinde-Verzeichnis für das Königreich Bayern nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 (Beiträge zur Statistik Bayerns Heft 84). München 1911, S. 172; Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 344–346.
- <sup>15</sup> Zit. nach Eduard Freund: Gewerbe und Industrie Schwabachs im Wandel der letzten Jahrhunderte, in: Schlüpfinger: 600 Jahre (wie Anm. 6), S. 275–297, 281.
- <sup>16</sup> Reuter: Manufaktur (wie Anm. 7), S. 15.
- <sup>17</sup> Zit. nach Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 281.
- <sup>18</sup> Reuter: Manufaktur (wie Anm. 7), S. 40.
- <sup>19</sup> Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 281f.; Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 18f.
- <sup>20</sup> Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), passim; ders.: Entwicklung (wie Anm. 7), S. 212–216.
- <sup>21</sup> Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), S. 90; Beckh: Chronik (wie Anm. 6), S. S. 61f.
- <sup>22</sup> Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), S. 5.
- <sup>23</sup> Zit. nach Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 291.
- <sup>24</sup> Ulrich Otto Ringsdorf: Der Eisenbahnbau südlich Nürnbergs 1841–1849. Nürnberg 1978; Thomas Beutel: Die gewerbliche Entwicklung süddeutscher Mittelstädte während der Frühindustrialisierung. Dargestellt an den Städten Erlangen, Ingolstadt und Schwabach. Wirtschaftswiss. Diss. Erlangen-Nürnberg 1977, S. 48ff.; Fritz Winter: 150 Jahre Gewerbeverein Schwabach 1848–1998. Schwabach 1998; Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), S. 117–120; Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 248f.
- <sup>25</sup> Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 106ff.
- <sup>26</sup> Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 44f.
- <sup>27</sup> Wilhelm Götz: Geographisch-Historisches Handbuch von Bayern. Bd. II. München 1898, S. 454–457, 456.
- <sup>28</sup> Freund: Gewerbe (wie Anm. 17), S. 290–292 u. 294f.; Anonym: Die Drahtziehfabrik Joh. Leonh. Hüttlinger in Schwabach, in: Krauß: Heimat-Handbuch (wie Anm. 7), S. 286–290; M. J. Bauer: Die Bayerische Diamantziehstein- und Drahtziehmaschinenfabrik von H. M. Bauer und ihre Entwicklung, in: ebd. S. 20–22; Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 51, 70–72, 324–327, 633f.
- <sup>29</sup> Zu ihr ebd., S. 284–287; Wörner: Entwicklung (wie Anm. 7), S. 210–220; Schanz: Industrie (wie Anm. 10), passim; Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 157–162; Hermann Jung: Entstehung und Werdegang der Nadelfabrik Staedtler & Uhl G.m.b.H., Schwabach, in: Krauß: Heimat-Handbuch (wie Anm. 8), S. 63–66; Drei-S-Werk (Hrsg.): 100 Jahre Drei-S-Werk. Schwabach 1950; Karin Rau: Schwabach. Die Stadt der Nadeln. Schwabach 1968.
- <sup>30</sup> Stadtllexikon (wie Anm. 3), S. 693–695.
- <sup>31</sup> Max Friedrich Leonhard Weindler: Schwabachs Nadelindustrie. Eine volkswirtschaftliche Studie und ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Erlangen 1917, S. 47ff.; Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 71–81 (76 und 80

- Tabellen der Löhne und der Krankenkassenbeiträge); Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 501–503.
- <sup>32</sup> Festschrift und Führer für die Gewerbeschau Schwabach vom 1. mit 10. August 1925. Schwabach 1925, S. 18.
- <sup>33</sup> Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 287–290; Wörner: Entwicklung (wie Anm. 7), S. 220–223; Heinrich Krauß: Die Schwabacher Goldschläger. Schwabach 1927; Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 162–164.
- <sup>34</sup> Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 283f., 590f.; Sabine Weigand-Karg: Die Seifenfabrik Philipp Benjamin Ribot in Schwabach. Schwabach 1999; Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 685f.
- <sup>35</sup> Ebd., S. 182f., 476, 529.
- <sup>36</sup> Freund: Gewerbe (wie Anm. 15), S. 292f.
- <sup>37</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 421f.; Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), passim. In ders.: Stadtgeschichte (wie Anm. 9) zeigt die Karten-Beilage 1 einen „Grundriß der Feldmarkung“ Schwabachs von 1745.
- <sup>38</sup> Ebd., S. 3; Schlüpfinger: Stadt Schwabach (wie Anm. 3), S. 5.
- <sup>39</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 685.
- <sup>40</sup> Ebd., S. 228f.
- <sup>41</sup> Ebd., passim; Heinrich Krauß: Ein Gang durch Schwabach – die „Stadt der Arbeit“, in: Gewerbeschau (wie Anm. 32), S. 7–23; ders.: Kurze Stadtchronik Schwabachs nebst Einzeldarstellungen. Schwabach 1950, S. 237ff.; ders.: Schwabach. Die schöne Frankenstadt. Hrsg. aus Anlaß des 450jährigen Jubiläums des Rathauses von der Stadt Schwabach. Schwabach 1978; Georg Baumann/Christoph Haag: Führung durch die Stadt Schwabach. Schwabach 1951; Heinrich Schlüpfinger: Schwabach. Stadtgeschichte und Straßenlexikon in Wort und Bild. Schwabach 1989; Manfred Balbach: Alt-Swabach. Erinnerungen an vergangene Zeiten. Schwabach 1989. Das S. 286–294 abgedruckte Häuser-Verzeichnis (nach Straßen) von 1914 bietet eine Sozialtopographie der Hausbesitzer.
- <sup>42</sup> Krauß: Kurze Stadtchronik (wie Anm. 41), S. 248ff.
- <sup>43</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), passim; Krauß: Ein Gang (wie Anm. 41), passim; ders.: Kurze Stadtchronik (wie Anm. 40), passim; Schlüpfinger: Straßenlexikon (wie Anm. 41), passim; Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 62ff.
- <sup>44</sup> Weindler: Nadelindustrie (wie Anm. 31), S. 97ff.; Wörner: Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 75–81; Schanz: Colonisation (wie Anm. 10), S. 417 (Zit.).
- <sup>45</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), passim.
- <sup>46</sup> Gemeinde-Verzeichnis 1911 (wie Anm. 14), S. 172; Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 103ff.
- <sup>47</sup> Vgl. das Verzeichnis der geschäftstreibenden Einwohner Schwabachs alphabetisch nach den Berufsarten geordnet (1914), in: Balbach: Alt-Swabach (wie Anm. 41), S. 273–284; Beutel: Entwicklung (wie Anm. 24), S. 75ff., bes. 89f.
- <sup>48</sup> Bayerisches Jahrbuch 1899. Kalender für Bureau, Comptoir und Haus. 12. Jg. München 1898, S. 404; Stadtlexikon (wie Anm. 3), passim, u.a. S. 226f., 344f., 716f., 763f.
- <sup>49</sup> Ebd., S. 156f., 167, 248f., 280, 299f., 753.
- <sup>50</sup> Ebd., S. 733–735.
- <sup>51</sup> Ebd., S. 168., 366f., 394f., 614f.
- <sup>52</sup> Ebd., S. 45, 129, 198, 450, 700f., 750; Schlüpfinger: Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 97–99.
- <sup>53</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 406–408.
- <sup>54</sup> Ebd., S. 648–650; Rolf Bernritter: Die Entwicklung der Presse in Schwabach, in: Schlüpfinger: 600 Jahre (wie Anm. 6), S. 333–354.
- <sup>55</sup> Ebd.; Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 22.
- <sup>56</sup> Weindler: Nadelindustrie (wie Anm. 31), S. 105ff.
- <sup>57</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 301, 669f.; Franz Kick: 100 Jahre SPD Schwabach 1884–1984. Festschrift. Schwabach 1984, passim; Willy Albrecht: Landtag und Regierung in Bayern am Vorabend der Revolution von 1918. Berlin 1968, S. 444; Max Schwarz: MDR. Biographisches Handbuch der Reichstage. Hannover 1965, S. 215, 348, 357.
- <sup>58</sup> Krauß: Kurze Stadtchronik (wie Anm. 41), S. 254ff.
- <sup>59</sup> Stadtlexikon (wie Anm. 3), S. 787f.
- <sup>60</sup> Ebd., S. 415, 589f.; Martin Müller-Aenis: Sozialdemokratie und Rätebewegung in der Provinz. Schwaben und Mittelfranken in der bayerischen Revolution 1918–1919. München 1986, S. 85f., 169f., 184; Werner Sittauer: Die Revolution 1918/19 in Schwabach, in: Sabine Weigand-Karg/Sandra Hoffmann/Jürgen Sandweg (Hrsg.): vergessen und verdrängt? Schwabach 1918–1945. Schwabach 1997, S. 9–16.

# Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schwabach 1933–1945

von

Sascha Sambale

## 1. Die Definition des Widerstandes

Was verstehen Menschen unter Widerstand? Manch einer mag an elektrischen Widerstand, der das Verhältnis von Spannung und Strom ausdrückt, denken. Ein anderer versinnbildlicht im Begriff des Widerstands eine psychologische Ablehnung oder Abwehrhaltung. Ein dritter wird bei diesem Begriff augenblicklich an politischen Widerstand denken.<sup>1</sup> Unter diesem versteht man grundlegend die Gehorsamsverweigerung gegenüber einer gewissen Obrigkeit. Um diese Form des Widerstandes soll sich meine Arbeit drehen.

### 1.1. Ausprägungen von Widerstand

Der Begriff des politischen Widerstandes umfaßt facettenreiche Handlungsmöglichkeiten. Zunächst unterscheidet man hierbei zwischen aktivem und passivem Widerstand. Aktiver Widerstand meint das tatsächliche aktiv-oppositionelle Handeln gegenüber einer gewissen Macht oder Regierung. Diese Art Widerstand kann ihre Ausführung durch Einzelpersonen oder auch Organisationen finden.<sup>2</sup> Bezogen auf den aktiven, antifaschistischen Widerstand ist das Ziel ein gewaltsamer Umsturz, also ein Staatsstreich, aus dem eine neue Regierung mit neuem Programm folgen sollte. Beispiele für aktive Widerstandshandlungen sind das versuchte Attentat des Grafen Stauffenberg und die damit verbundenen Vorbereitungen zu einem Staatsstreich.<sup>3</sup> Ganz im Gegensatz dazu wird der Begriff des passiven Widerstandes gebraucht. Darunter versteht man die differenziert durchgeführte Verweigerung des Gehorsams,<sup>4</sup> welche im wesentlichen in folgender Form auftrat: Emigration, beantragte Entlassung aus dem Staatsdienst, publizistische Aktivitäten, Vermittlung von Nachrichten, Desertion, Hilfe für Verfolgte des Regimes, öffentlicher und offizieller Pro-

test, Weigerung bzw. Nichtausführung eines Befehls, politischer Streik, Sabotage, Eidesverweigerung oder Kriegsdienstverweigerung.<sup>5</sup> Zusätzlich wird in Fällen des Widerstandes zwischen individuellen, kollektiven und hierarchischen Organisationsformen differenziert. Aus jeder dieser Formen läßt sich aufgrund ihrer Benennung auf verschiedene Handlungen schließen. Individueller Widerstand bedeutet also hier, daß einzelne Personen Initiative ergreifen und für ihre Handlung eigenverantwortlich sind. Kollektiver Widerstand ist die Ausführung von Aktionen eines bestimmten sozialen Gebildes, eines Zusammenschlusses gewisser Personen.<sup>6</sup> Hierarchischer Widerstand meint die Organisation in einer gewissen Rangordnung.<sup>7</sup> Im allgemeinen bezeichnet man die Organisation des Widerstandes in Gruppen als Widerstandsbewegung.<sup>8</sup>

### 1.2. Differenzierung der Umsetzung von Widerstand

Inwiefern Widerstand tatsächlich als solcher angesehen und anerkannt wird, ist teilweise nicht so einfach wie in meiner eben genannten Definition festzulegen. Widerstand gegen etwas oder jemanden ist stets vom jeweiligen Standpunkt aus zu sehen. Für die Führungskräfte der NSDAP war alles, was nicht direkt ihrer Linie treu war, ein Widerstand gegen ihr System. So leistete auch eine Splittergruppe der Nationalsozialistischen Partei, das Freicorps Franken, Widerstand gegen die NSDAP und wurde teilweise ähnlich verfolgt wie manch andere Widerstandskämpfer, die kein faschistisches Gedankengut propagierten. Für meine Arbeit möchte ich jedoch den antifaschistischen Widerstand als einen Widerstand festlegen, der sich direkt, aus politischer oder moralischer Überzeugung und nicht aus persönlichen, wirtschaftlichen oder Macht erstrebenden Interessen gegen die

Ideologie des Nationalsozialismus wendet. Dennoch ist auch Folgendes zu berücksichtigen: „*Was lag im Gesichtskreis des Widerstandes, und welche Möglichkeiten standen damals zur Wahl? Dabei läßt sich nie ein richtiges Bild vom deutschen Widerstand vermitteln, wenn man nicht den ständigen Druck von Zwangsherrschaft und Terror durch Überwachung und Verfolgung in Rechnung stellt.*“<sup>9</sup> „*Bei dem Wort ‚Widerstand‘ dürfen wir uns (also) keine Organisationen vorstellen ... Der Widerstand in Deutschland bestand vorwiegend aus kleinen Gruppen und Einzelpersonen, die als Teil einer illegalen ‚Subkultur‘, jedes Risiko zu vermeiden hatten und deswegen in starker Isolierung arbeiteten.*“<sup>10</sup> Für oder gegen ein politisches Gebilde zu sein, hängt vom Betrachter selbst und dessen persönlichem Wissen, Erfahrung und Erlebnissen ab. Außerdem spielen die Position und die Zeit des Widerstandes eine wesentliche Rolle. Eine Macht, gegen die Widerstand geleistet wird, wird nur in Ausnahmefällen einsehen, daß der Widerstand berechtigt ist. Hinzu kommt, daß man die Geschichte, wenn sie erst einmal Vergangenheit ist, leichter bewerten und einschätzen kann. Nichtsdestotrotz gibt es Fälle, die nicht subjektiv sein dürfen, Fälle, bei denen ein Widerstand den Menschen immer als „gerechtfertigt“ erscheinen müßte. Denn ein allgemein bekanntes Zitat Bertold Brechts findet, bezogen auf die Hitler-Diktatur, seine wahrscheinlich beste Anwendung: „*Wo Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht.*“<sup>11</sup> Da genau zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland erschreckend großes Unrecht aus Recht erwuchs, sollte man meinen, daß eben dann Widerstand als Pflicht oder zumindest als rechtmäßig angesehen wurde. Die Realität sah anders aus. Die Pflicht zum Widerstand wurde keineswegs von einem Großteil der Bevölkerung erkannt. Das schmälert jedoch keineswegs die Leistungen derjenigen, die Widerstand gewagt haben. Der Mut zahlreicher Menschen blieb nicht unentdeckt. Viele engagierten sich durch herausragende Taten, wuchsen über sich selbst hinaus und leisteten Widerstand gegen den Nationalsozialis-

mus, ob in Form einer bewußten oppositionellen Handlung oder als Verweigerung des Gehorsams.

Vergleichbare Leistungen möchte ich nun am Beispiel meiner Heimatstadt Schwabach und deren nächster Umgebung aufzeigen. Widerstand, ob aktiv oder passiv, muß nicht immer in Form von Gruppenhandlungen und Gruppenaktivitäten vorliegen. Solche Gruppen waren in Schwabach zwischen 1933 bis 1945 kaum zu finden. Gerade deshalb ist es mir besonders wichtig, die individuellen Widerstandsformen bestimmter Menschen gegen die Auswüchse des Faschismus in Schwabach aufzuzeigen. Ihre Geschichte und Leistungen darzulegen, ihre Absichten verständlich zu machen und ihrem Mut auch ein wenig Anerkennung zu schenken, habe ich mir zum Ziel gesetzt. Ich bedaure in diesem Zusammenhang sehr, mich nicht mit den Menschen in Schwabach auseinandersetzen zu können, die möglicherweise namenlos und ohne jede historische Information im Widerstand um das Leben gekommen sind.

## 2. Der antifaschistische Widerstand in Schwabach

### 2.1. Die Wahlergebnisse vom 5. März 1933 und ihre Bedeutung

Zunächst ein Blick auf die letzten freien Wahlergebnisse während des NS-Regimes. Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurden alle namhaften Kommunisten verhaftet und die sozialdemokratischen Zeitungen für 14 Tage verboten. Die „Eiserne Front“, ein gegen die Nationalsozialisten gerichteter Kampfbund von Sozialdemokraten und Gewerkschaftern, veranstaltete am 3. März 1933 einen Fackelzug, an dem um die 600 Personen teilnahmen.<sup>12</sup> Außerdem verfaßte Hans Hocheder einen Artikel, in dem er sich für die SPD, den Marxismus und die Sozialisten einsetzte, diese verteidigte und gleichzeitig die neue Nationalsozialistische Regierung anprangerte.<sup>13</sup> Bei den „Wahlen zum Deutschen Reichstag“ am 5. März 1933 war Schwabach eine der auffälligeren Städte, wenn man nur die Parteien NSDAP, SPD

und KPD betrachtet. In Schwabach wählten: 40,2 % NSDAP, 35,9% SPD, 4,4 % KPD. Die Ergebnisse in Mittelfranken waren allerdings: 51,6% NSDAP, 23,2% SPD, 5,5% KPD. Auf Bayern bezogen waren die Wahlergebnisse folgendermaßen: 43,1% NSDAP, 15,5% SPD, 6,3% KPD. Für den Bezirk Mittelfranken wählten in Schwabach also verhältnismäßig wenig Wahlberechtigte NSDAP. Dies gilt auf den Bezirk bezogen als Widerstand. Allerdings ist das bayernweit betrachtet keine echte Besonderheit. Wenn auch in Schwabach im Vergleich zu Mittelfranken und Bayern weniger KPD gewählt wurde, so fällt dennoch auf, daß es in Schwabach einen bedeutend hohen Anteil an SPD-Wählern gab. Dieser Anteil war so hoch, daß eine Aktionseinheit aus KPD und SPD zusammen mehr Stimmen gehabt hätte, wenn auch nur sehr knapp, als die NSDAP: 40,3% zu 40,2%. Es kann somit als Widerstand gesehen werden, daß Schwabach nicht nur eine Hochburg von SPD-Anhängern war, sondern auch, daß trotz der bereits verbreiteten Demagogie, Verhaftungen, eingeschränkten Pressefreiheit und Wahlmanipulation die Wählerschaft der Arbeiterparteien genauso hoch war wie die der Nationalsozialisten.<sup>14</sup>

## 2.2. Schutzhaftmaßnahmen gegen Widerstandleistende

Bei der Suche nach Antworten auf die Frage, ob es in Schwabach Widerstandshandlungen gegeben habe, wurde mir in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Historikern, die sich mit dem Zeitraum befaßt hatten, klar, daß es in Schwabach vergleichsweise „wenig“ Widerstand gegeben haben mußte. Doch tatsächlich gab es auch in Schwabach Leute, deren Taten man als Widerstand bezeichnen kann:

*Georg Schuster* sang am 5. April 1933 in aller Öffentlichkeit Spottlieder, die höhnisch seine Ablehnung gegenüber den Nationalsozialisten andeuteten. Da er sich dadurch über deren Partei lustig machte und sich somit als nicht linientreu erwies, wurde er in Schutzhaft genommen.

*Janette Kobras* bespuckte am 23. November 1933 in Anwesenheit von Anhängern der NSDAP eine Postkarte mit dem Bild Hitlers. Aufgrund dieser Geste der Verachtung läßt sich auf eine Ablehnung gegenüber Hitler schließen, die sie offen zur Schau trug. Auch sie wurde in Schutzhaft genommen.

*Margarete Rupp* behielt ein Bild des Arbeiterführers Ernst Thälmann in ihrer Wohnung und wurde dafür in Schutzhaft genommen. Ernst Thälmann, lange Zeit Vorsitzender der KPD, war einer der Todfeinde der Nationalsozialisten. Ihre politischen Ideale waren ihr offensichtlich wichtiger als die Furcht vor Repression.

*Wilhelm Ulrich* bekannte sich in einem Lokal in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1933 zu seiner marxistischen Gesinnung. Für dieses Bekenntnis wurde er am 11. April in Schutzhaft genommen. Die politischen Gegner der Nationalsozialisten waren derart verhaßt, daß die bloße Anhängerschaft bestraft wurde. Dennoch ließ sich Wilhelm Ulrich nicht politisch gleichschalten.

*Hans Fuchs* wurde ebenso wie *Karl Wild* als „nicht politisch zuverlässig eingestuft“, weil sie Sympathisanten der KPD gewesen sein sollen. Fuchs wurde deshalb am 7. November 1935 bzw. Wild am 24. September 1940 in Schutzhaft genommen. Sogar das simple Interesse an einer anderen politischen Richtung als der der Nationalsozialisten zog eine Haftstrafe, vermutlich sogar eine Ermordung, nach sich.<sup>15</sup>

## 2.3. Widerstandleistende vor dem Sondergericht Nürnberg

Über *Michael Rager* konnte mehr in Erfahrung gebracht werden. Er wurde am 1. Juli 1901 in Schwabach geboren. Von Beruf war er gelernter Nagler, war jedoch des öfteren arbeitslos. Zudem hatte er 36 Einträge im Strafregister, unter anderem wegen Diebstahl, Körperverletzung, Widerstand und Gefangenenerkennung. Michael Rager war radikaler Kommunist und KPD-Mitglied. Auf dem Nachhauseweg von einer Kneipe vom 23. auf den 24. Oktober 1937 zwischen 1

und 2 Uhr soll er sich Ludwig Richter, Andreas Leupold und Leonard Wernheimer angeschlossen haben. Nachdem die Beteiligten ins Gespräch gekommen waren, sagte Richter: „*Du bist doch ein Kommunist.*“ Rager antwortete: „*Ja, ich bin und bleib' einer.*“ Nach weiteren Äußerungen riß Rager das am Rockkragen von Richter getragene NSDAP-Abzeichen ab und warf es mit den Worten: „*Wenn ich bloß so ein Abzeichen sehe, dann werde ich ganz wild*“ zu Boden. In der Verhandlung vor der „Anklagebehörde bei dem Sondergericht Nürnberg“ sagte Rager, daß er sich nicht an den Vorfall erinnere, da er stark betrunken gewesen sei. Die anderen Beteiligten leugneten dies allerdings; er soll geistig voll zurechnungsfähig gewesen sein. Infolgedessen wurde Michael Rager wegen „...*Vergehens nach § 2 Abs. II des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei...*“ zu zwei Jahren Haft verurteilt. Nachdem er diese Haft in Ebrach am 11. Januar 1940 abgesessen hatte, wurde er in das Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg abtransportiert.

Begründung war ein Antrag des Landrats von Schwabach vom 16. November 1939, in dem stand, daß man Rager in vorübergehende Schutzhaft versetzen sollte unter dem Vorwand, er habe kein Geld und sei in Existenznot. Ein Bericht der Gestapo vom 4. Juli 1940 unterstützte die sogenannte „*Vorbeugungshaft*“ damit, daß Rager von „*niederträchtiger politischer Überzeugung*“ sei, eine „*verbrecherische Veranlagung*“ und „*asoziale Einstellung*“ habe. Die letztendliche Überlieferung in das Konzentrationslager geschah jedoch aus rein politischen Gesichtspunkten. Ein Bittgesuch der Eltern, ihn frei zu lassen, das am 27. März 1942 verfaßt wurde, wurde mit der Begründung, daß es keine Gewähr für künftige einwandfreie Lebensführung gebe, abgelehnt. Am 14. April 1944 wurde ihm die Entlassung angeboten, wenn er zur Wehrmacht gehe. Dieses Angebot nahm er am 30. Juni 1944 an. Obwohl Michael Rager ein sehr langes Vorstrafenregister aufwies, war er dennoch einer der wenigen Menschen in Schwabach, die Widerstand leisteten. Allen Gefahren zum

Trotz blieb er seiner politischen Richtung treu, obwohl sie sich gegen die Ideologie des Nationalsozialismus richtete. Er zeigte seine Ablehnung gegenüber der NSDAP offen und brachte diese auch verbal zum Ausdruck. Ob er diese Tat nur begangen hat, weil er so betrunken war, daß er nicht mehr bei Sinnen gewesen ist, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Allerdings hat er noch während der Verhandlung beim Sondergericht selbst gesagt: „*Infolge des Biergenusses war ich etwas betrunken, doch ich will damit nicht sagen, daß ich nicht mehr gewußt habe, was ich tue.*“ Rager hat sich also selbst die Zurechnungsfähigkeit zugeschrieben und stand zu seiner Meinung, wie nur die allerwenigsten zu dieser Zeit in Schwabach.<sup>16</sup>

Karl Schröder wurde ebenfalls von der „Anklagebehörde bei dem Sondergericht Nürnberg“ schuldig gesprochen. Er wurde am 19. April 1901 geboren und war Goldschläger von Beruf, hatte jedoch selten eine feste Anstellung. Karl Schröders Vergangenheit war sicher nicht die rühmlichste. Er war Morphinist, also Morphium abhängig, nahm Kokain und soll seine Frau Olga Linka (geb. Mende) geschlagen haben. Die Mieter über und unter seiner Wohnung, vor allem Frau Lankes, Ernst Blender und Hedwig Lankes beschwerten sich häufig darüber, daß Schröder laut und oft sehr spät Radio hörte. Hedwig Lanke beschuldigte ihn schließlich, am 2. Dezember 1941 zwischen 6.15 und 6.30 Uhr „*Hetznachrichten*“ des englischen Senders „*West Regional*“ gehört zu haben. Der Haftbefehl ging am 13. März 1942 ein. Nach kurzer Zeit Untersuchungshaft wurde der Fall vor das Sondergericht gebracht. Schröder selbst, als stets politisch uninteressierter Mensch, wies alle Beschuldigungen von sich. Seine Frau gab schließlich zu, daß er „*Hetzsender*“ höre. Er sollte zu ihr gesagt haben: „*Ich will beide Seiten hören.*“ Daraufhin gestand er, die „*Tat*“ begangen zu haben, allerdings nur aus Neugierde und nicht aus politischer Absicht. Er wurde nach § 2 der „*Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen*“ zu Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Kosten, Beschlagnahme des Empfangsgerätes und einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren

verurteilt. Am Fall des Karl Schröder wird deutlich, was bereits als Widerstand gelten konnte. Allein der Wille, sich beide Seiten anzuhören, einen Sachverhalt objektiv zu beleuchten, verstieß derart gegen die Ideologie der Nationalsozialisten, daß man dafür schwer bestraft wurde. Zu dieser Zeit gab es keine Objektivität. Wer sich nur für eine andere Meinung interessierte, auch wenn er dabei die des Nationalsozialismus nicht bewußt ablehnte, war ein so großer Feind des Systems, daß er zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt werden konnte. Inwieweit Frau Schröder ihren Mann wirklich „verraten“ hat, ist nicht eindeutig zu bestimmen, denn im Nachhinein können wir nicht wissen, unter welcher Folter und welchen Androhungen ihr das Geständnis möglicherweise abgerungen wurde. Karl Schröder wollte sich seine Meinung selbst bilden, insofern nicht konform mit der Ideologie des Regimes laufen. Dafür wurde ihm die Freiheit, wahrscheinlich auch das Leben, genommen.<sup>17</sup>

Johann König wurde 1888 geboren und war Metallzäuner aus Penzendorf. Er wurde beim Sondergericht wegen der Aussage: „So schlecht, wie es jetzt ist, war es noch nie. Wer noch an den Nationalsozialismus glaubt, der muß verrückt sein“ angeklagt. Angezeigt hatte ihn einer seiner Arbeitskollegen, der sich zu dieser Zeit bei der SS bewarb. Außerdem wurde König vom Schwabacher Hauptwachtmeister verdächtigt, KPD-Mitglied zu sein, vor allem weil sein Schwager Christoph Heller der Schwager des ehemaligen KPD-Landtagsabgeordneten Hausladen war. Am 12. November 1935 wurde König zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. Gleich nach Verkündung des Urteils nahmen die Nationalsozialisten ihn in Schutzhaft und brachten ihn anschließend in das Konzentrationslager Dachau. Ein Gnadengesuch, durch das König am 31. März 1936 versuchte, die Freiheit zurückzuerlangen, wurde abgelehnt. Zum einen steht Johann König hier exemplarisch dafür, daß keine freie Meinungsäußerung mehr möglich war. Dennoch wollte er seinen Unmut nicht verbergen, sondern seine Unzufriedenheit und seine Ansichten durch die oben genannte antifaschistische Äußerung zum Ausdruck

bringen. Dafür hat der SS-Bewerber ihn letztendlich angezeigt. Zum anderen wird deutlich, daß bereits die Vermutung, man könne ein politischer Gegner sein, mehr als nur ein bedrohlicher Umstand war. Denn wegen dieser Verdächtigung brachten die Nationalsozialisten Johann König nicht in Gefängnishaft, sondern in das Arbeitslager Dachau, in dem die Häftlinge faktisch durch Arbeit vernichtet wurden. Trotzdem ließ er sich anscheinend den Kontakt zu KPD-Mitgliedern wie Heller oder Hausladen nicht verbieten. Andernfalls wäre nicht der Verdacht der Mitgliedschaft in der KPD aufgenommen. Johann König verbrachte sein Leben offenbar mit den Menschen, die ihm wichtig waren und nicht mit denen, die ihm die Machthaber vorgaben.<sup>18</sup>

Georg Strobel, geboren am 26. Juni 1893, war Hilfsarbeiter in Schwabach und lebte im Vogelherd. Sein Strafregister wies 45 Einträge auf, und er war kein Mitglied der NSDAP. Als der Mann von Kreszenzia Hafner, der Freundin seiner Frau, an der Front war, besuchte er mit seiner Frau diese häufiger. In deren Küche hing ein Führerbild und ein Bild ihres Mann, der bei der SA war, und einem SA-Mann mit Fahne. Laut Hafner soll Strobel Folgendes gesagt haben: „Die zwei Bilder, wenn ich anschau, muß ich bloß lachen. Der Hitler-Kopf und das Hakenkreuz verschwinden schon noch. Wenn die Russen kommen, führe ich sie zu Seeburger und Helmrich, diese müssen die Russen dann an den Haxen aufhängen und ein Messer in den Bauch rennen.“ Vor Gericht sagte Strobel selbst, er habe nichts davon gesagt, nur in freundschaftlicher Manier über Herrn Hafner gelacht. Die Frau Hafner habe ihn nur aus Rache angezeigt, weil er die Aussage, daß bei Frau Hafner dauernd ein Soldat verkehre, bei einem Polizisten gemacht habe. Außerdem bekannte er sich zu seiner gänzlich unpolitischen Haltung. Frau Strobel machte vor Gericht die Aussage, daß sie ihren Mann nur habe lachen hören, aber nichts sagen. Warum er gelacht habe, wisse sie nicht. Ab 22. Mai 1943 wurde Strobel, ohne daß es zu einem Urteil gekommen war, wegen Fluchtgefahr aufgrund seiner Vorstrafen in dem Amtsgerichtsgefängnis

Schwabach in Polizeihaft gehalten. Strobel beschwerte sich mehrmals und bekräftigte, daß er unschuldig sei und daß keine Fluchtgefahr bestehe, weil er eine feste Anstellung und Familie habe. Frau Hafner gab nach einer Vorladung bei der Kriminalpolizei an, nicht aus Rache gehandelt zu haben, weil es zu keiner Anzeige gegen sie gekommen sei. Ein Polizeiwachtmeister hatte die Vorfälle bei Frau Hafner überprüft: Es gab Verkehr zwischen einem jungen Mädchen und einem Soldaten bei Frau Hafner. Allerdings sei der Soldat mittlerweile an der Front, und es habe sich deshalb keine strafbare Handlung ergeben. Inzwischen hatte Strobel wiederum Beschwerde aus seiner Zelle in Untersuchungshaft eingereicht, daß es zu einer Verhandlung kommen sollte oder sie ihn frei lassen sollten. Anschließend kam es zur Verhandlung gegen Strobel wegen Verstoßes gegen das „Heimtückegesetz“, Absatz 2. Bereits vor der Verhandlung wurde Strobel als „Asozialer“, als ein angeborener Gewohnheitsverbrecher erklärt. Das Urteil wurde am 24. Februar 1944 verkündet. Das Ergebnis war, daß Strobel zu einem gefährlichen Gewohnheitsverbrecher erklärt wurde, der aufgrund seiner „Aussagen über den Führer und seine Maßnahmen“ eine „niedrige Gesinnung“ aufweise. Daraus resultierte der Verlust der Ehrenrechte auf Lebenszeit sowie die Todesstrafe, welche am 5. Mai 1944 vollstreckt wurde. Gerade am Fall des Georg Strobel wird deutlich, wie schwer es ist, mit Gerichtsunterlagen historisch zu arbeiten. Die Ankläger machen Aussagen gegen den Angeklagten, doch es wird in den wenigsten Fällen wirklich deutlich, ob der Tatbestand realitätsnah wiedergegeben wird. Beim Fall Strobel zum Beispiel hätte Frau Hafner Strobel die Worte, die sie ihm in den Mund gelegt hat, erfinden können, um wegen eines anderen Motivs Rache üben zu können. Anhand dieser Quelle kann man also kaum eindeutig sagen, ob sich Strobel gegenüber Frau Hafner kritisch gegen Hitler geäußert hat. Aber dennoch muß Strobel irgend etwas gegen das bestehende System zumindest erwähnt haben, denn ansonsten wäre Frau Hafner wohl kaum auf die Idee gekommen, daraufhin Anzeige zu erstatten. Dem gegenüber

steht das sehr unangemessene Strafmaß. Auch wenn die Situation gerade 1944 äußerst angespannt war, ist dennoch die Todesstrafe für eine simple Äußerung gegen den Nationalsozialismus außerordentlich drastisch. Gerade bei Betrachtung der ersten Lage war es sehr mutig von Georg Strobel, sich überhaupt noch gegen die Nationalsozialisten zu äußern. Er wurde für seinen Mut mit dem Tod bestraft wie viele andere.<sup>19</sup>

#### 2.4. Kapitulation als Widerstand

*Fritz Moezer, Georg Maier, Constanze Link, Carrol McElroy, Captain James Hannon, Hermann König und Willy Buckel* waren wohl an der berühmtesten Widerstandsaktion gegen den Nationalsozialismus in Schwabach beteiligt. Etwa einen Monat vor Kriegsende erreichten die amerikanischen Truppen Schwabach und belagerten die Stadt. Kurz bevor er die Stadt verließ, hatte am 17. April der 1. Bürgermeister Wilhelm Engelhardt noch zum Widerstand gegen die amerikanischen Truppen aufgerufen.

Diese wollten Schwabach wegen der dort stationierten Wehrmacht mit Fliegerangriffen und Artilleriefeuer angreifen. Überraschenderweise verließen die deutschen Soldaten in der Nacht vom 18. auf den 19. April aber die Stadt. Schwabach war zu einer kampfbereiten Übergabe bereit, was den Amerikanern allerdings nicht bekannt war. Trotz der Gefahr, daß SS-Verbände alle Ansätze zur Kapitulation mit Erschießung bestrafen könnten, hißte der Dachdeckermeister Georg Maier auf dem Kirchturm weiße Fahnen als Zeichen einer friedlichen Übergabe. Diese sollen aber laut zwei amerikanischen Kriegsgefangenen, Carrol McElroy und Captain James Hannon, zu klein gewesen sein, um gesehen zu werden. Sie schlugen Fritz Moezer, dem 2. Bürgermeister und stellvertretenden Ortsgruppenleiter, vor, den alliierten Truppen entgegenzufahren, um die Kapitulation Schwabachs zu melden. Nachdem dieser das Unterfangen genehmigt hatte, fuhren sie in einem Rotkreuzwagen, den der ehrenamtliche Sanitäter Willy Buckel fuhr, den Amerikanern entgegen. Mit an Bord des Fahrzeugs waren die wegen ihrer Sprach-

kenntnisse als Dolmetscherin fungierende Constanze Link sowie Hermann König, der die Verhandlungsführung übernahm. Sie erreichten die amerikanischen Soldaten, noch bevor der Angriff auf Schwabach begann. Ein Hindernis bei der Verhandlung war, daß in der Stadt noch Panzer der Wehrmacht gesehen worden waren. Es konnte jedoch geklärt werden, daß diese Panzer wegen Kampfunfähigkeit zurückgelassen worden waren. Nach kurzer Zeit befand sich Schwabach in den Händen der alliierten Truppen.

Am 8. Juni 1961 wurde auf dem Schwabacher Marktplatz eine Veranstaltung zu Ehren der mutigen Helden von damals abgehalten, für die sich nicht nur eine enorm große Begeisterung bei den Einwohnern fand, sondern durch Fernsehen, Rundfunk und Presse wurde die Heldentat sogar außerhalb Deutschlands bekannt. In Zeiten, in denen jede Form der Kapitulation mit Tod bestraft wurde, erforderte es sehr viel Mut, offen für die Beendigung des Krieges einzutreten. Wer auch immer eine weiße Fahne hißte oder trug, konnte von übrig gebliebenen NSDAP-Anhängern oder Wehrmachtssoldaten dafür erschossen werden. Dennoch war es nicht für jeden ein Akt der Ablehnung des Nationalsozialismus und des Krieges. Manche ehemalige NSDAP-Mitglieder hofften, durch Desertieren einer Strafe nach dem Krieg zu entgehen. In vielen Fällen ist Kapitulation aber trotzdem als Widerstand gegen den Krieg und somit gegen das System des Nationalsozialismus zu sehen. Die Einsicht, von dem falschen Weg überzeugt gewesen zu sein, kam bei den meisten Menschen in Deutschland erst sehr spät. Diejenigen, die den Mut hatten, in einer bedrohlichen Lage wie der in Schwabach sich dennoch vor der Mehrheit gegen den Nationalsozialismus aufzulehnen, leisteten Widerstand.<sup>20</sup>

### *3. Die Bewertung des Widerstandes in Schwabach*

#### *3.1. Vorgehensweise bei der Suche nach Informationen*

Gab es Widerstand gegen den Nationalsozialismus? Wann fand er statt? Wo fand er

statt? In welcher Form fand er statt? Dies alles sind Fragen, denen ich während meiner Arbeit nachgegangen bin. Die zunächst wichtigste Frage war: Wie gelange ich an Informationen zu diesem Thema? Viele bekannte Persönlichkeiten waren meine Ansprechpartner: Mit Frau Sabine Weigand-Karg vom Geschichts- und Heimatverein Schwabach führte ich ein Telefongespräch; Herrn Söllner vom Stadtmuseum Schwabach besuchte ich direkt; Herr Dippert, der Stadtarchivar, half mir bei der Durchsicht der Halbmonatsberichte von Schwabacher Bürgermeisterern an die Regierung Mittelfrankens während des „Dritten Reiches“. Hier fanden wir Hinweise auf die zusammenfassenden Abschriften der Schutzhaftberichte, die für die Verwaltung Schwabachs gemacht worden sind, da die Schutzhaftakten selbst gegen Kriegsende von den Nationalsozialisten vernichtet wurden, um nicht als Beweisgrundlage für ihre Verbrechen dienen zu können. Der Sachbearbeiter Herr Friedrich vom Staatsarchiv Nürnberg stellte mir die Akten der Polizeibehörde sowie des Sondergerichts bereit. Leider gaben neu entdeckte Akten über die NS-Zeit in Nürnberg nur über Strukturen und Mitglieder der „Geheimen Staatspolizei“ (Gestapo) Nürnberg Aufschluß, nicht aber über Verfolgte und Widerstand. Durch Herrn Dietzfelbinger, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter im Dokumentationszentrum Nürnberg, fand ich einschlägige Literatur. Durch ein Gespräch mit Herrn Reimann, dem ehemaligen Oberbürgermeister Schwabachs, gelang es mir, an Informationen zu gelangen, die den Prozeß der politischen Gleichschaltung und somit das Brechen des Widerstandes erklären konnten. Ich bemühte mich auch, mit einer Anzeige im Schwabacher Tagblatt mit dem Wortlaut: „*Wer kann über Aktivitäten gegen den Nationalsozialismus in Schwabach in der Zeit von 1933 bis 1945 Auskunft geben?*“, an Erzählungen von Zeitzeugen oder von deren Kindern und Enkeln zu gelangen.<sup>21</sup> Als letzte Quelle für meine Arbeit verwendete ich eine Kurzarbeit einer meiner Mitschülerinnen aus dem Klassenbeitrag, den unser Leistungskurs Geschichte zum Wettbewerb: „Helden: verehrt - verkannt -

vergessen“ beitragen hat. Wichtig war jedoch, daß jede dieser Quellen mir ein Stück weiterhelfen konnte. Manche boten mir die Möglichkeit, an weitere Quellen zu gelangen, andere vermittelten mir direkt Informationen über Schwabach während der NS-Zeit.

### 3.2. *Einordnung des antifaschistischen Widerstandes in Schwabach*

Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Schwabach in der Zeit von 1933 bis 1945 war ein politischer Widerstand. Wichtig für den Widerstand in Schwabach war die Wahl zum Reichstag am 5. März 1933. Gegen die Nationalsozialisten und für seine eigene politische Überzeugung zu wählen, zeigte, besonders in dieser großen Anzahl, eine politische Ablehnung des „Dritten Reiches“. Trotzdem ist zu beachten, daß das Wahlergebnis für die NSDAP in Schwabach in etwa dem Durchschnitt Nürnbergs entsprach (40,2 bzw. 43,9 %). Nur die Stimmen der SPD in Schwabach waren überdurchschnittlich. Von eingangs definierten Handlungen wie Flucht oder beantragter Entlassung lassen sich in Schwabach nur schwer Namen und Taten herausarbeiten. Hinzu kommt, daß es sicherlich viele Menschen wie Juden, Kommunisten, Gewerkschafter oder Sozialdemokraten gab, die aus Schwabach emigriert sind oder ihre Entlassung aus dem Dienst des nationalsozialistischen Staates beantragt haben. Über Aktionen wie Veröffentlichung von Flugschriften oder politischen Streik ist in Schwabach allerdings nichts bekannt. Den bedeutendsten Fall des passiven Widerstandes findet man bei der Handlung der Kapitulation. Da es den Befehl gab, jede Stadt und jeden Ort bis zum Tod zu verteidigen, ist Kapitulation als Kriegsdienstverweigerung bzw. Ablehnung der Weiterführung des Krieges zu sehen. Als Fritz Moezer, Georg Maier, Constanze Link, Carrol McElroy, Captain James Hannon, Hermann König und Willy Buckel alles dafür taten, den Amerikanern die Übergabe der Stadt Schwabach kampflös zu ermöglichen, leisteten sie passiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Eine wirkliche Widerstandsbewegung gab es in

Swabach nicht. Von den drei Ausprägungen des Widerstandes (kollektiver, hierarchischer und individueller Widerstand) findet sich in Schwabach der individuelle Widerstand und der kollektive. Da bei dem Fall der Kapitulationserklärung die Charaktere sich sowohl in einem gewissen sozialen Gebilde organisiert als sich auch verschiedene Verantwortlichkeiten zugesprochen hatten, z.B. Herrmann König als Verhandlungsführer, kann man im engsten Sinn von einem kleinen Kreis des kollektiv-hierarchischen Widerstandes sprechen. Im allgemeinen gab es keine Gruppierungen in Schwabach, die aktiv Widerstand leisteten. Die Einzelpersonen Georg Schuster, Janette Kobras, Margarete Rupp, Wilhelm Ulrich, Hans Fuchs, Karl Wild, Michael Rager, Karl Schröder, Johann König und Georg Strobel, die durch ihre eigenverantwortlichen Handlungen und Anschauungsbekundungen ihre Ablehnung gegenüber dem NS-Regime zum Ausdruck brachten, leisteten individuellen Widerstand. Sie waren nicht Teil einer organisierten Struktur von mehreren Personen, sondern wollten ihre Denkweise auf ihre Art verwirklichen und ausdrücken. Sie alle drückten ihren passiven Widerstand durch öffentlichen und offiziellen Protest aus, ob sie nun die Nationalsozialisten beschimpften, ihre Verachtung zum Ausdruck brachten oder ihre eigenen politischen Ideale nicht aufgeben wollten, obwohl sie der Ideologie der NSDAP entgegenstanden.

### 3.3. *Beurteilung der Möglichkeiten des Widerstandes*

Der Widerstand gegen den NS-Staat fiel im Vergleich zu den Wahlergebnissen der letzten Reichstagswahl sehr gering aus. Dies lag im wesentlichen an zwei Faktoren: Zum einen gehörten die mittelgroßen Städte im Regierungsbezirk Mittelfranken, wie Erlangen, Ansbach oder Schwabach, eher zu dem Typ von Städten, „*deren Wirtschaft und Gesellschaft nicht primär durch industrielle Produktionsweise und Arbeiterbevölkerung geprägt war und die deshalb dem kommunistischen Untergrund wenig günstige Ausgangsbedingungen boten.*“<sup>22</sup> Obwohl Schwabach bereits vor 1800 zu den bedeu-

tenden Gewerbeorten der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach zählte und von bedeutenden Wirtschaftszweigen wie Nadlerei, Brauereiwesen und Goldschlägerei geprägt war,<sup>23</sup> schien es nicht wesentlich zu einer Verbreitung von kommunistischem Gedankengut gekommen zu sein. Zum anderen waren bereits gegen Ende der Weimarer Republik, aber vor allem nach der Machtergreifung sehr viele Kommunisten verhaftet worden. So wurde beispielsweise einer der führenden Schwabacher Kommunisten, Fritz Dippel, bereits „1932 wegen Landfriedensbruch verurteilt und war von Juni 1933 bis Ende November 1934 sowie von Oktober 1936 bis Kriegsende im Konzentrationslager Dachau inhaftiert.“<sup>24</sup>

Außerdem kam es fast ausschließlich im Nürnberger oder Fürther Raum zu Verfahren wegen Besitzes oder Weitergabe illegaler kommunistischer Literatur.<sup>25</sup> Daraus läßt sich erkennen, daß Bezugsgruppen der verbotenen bzw. zerschlagenen KPD eher versuchten, ihre politische Opposition im Untergrund der Großstädte zu betreiben. Aber bereits vor der „Machtergreifung“ der NSDAP kam es in Schwabach zu mehreren Reibereien zwischen Anhängern der Nationalsozialisten und Kommunisten bzw. zwischen Nationalsozialisten und dem Reichsbanner, einer Organisation der SPD und der Gewerkschaften. Vor allem 1932 ragte die SPD durch ihre offensive Haltung, besonders durch die Gründung der Eisernen Front, einem Zusammenschluß von Sozialdemokraten, Reichsbannerleuten und freien sowie christlichen Gewerkschaftern, heraus. Bei mehreren Wahlkämpfen zur Wahl des Reichspräsidenten lieferten sich SPD und NSDAP nicht nur einen Artikelkrieg durch gegenseitige Beschimpfungen in Schwabacher Zeitungen, sondern wetteiferten auch um Mehrheiten bei den Wählerstimmen.<sup>26</sup> Nachdem nun die NSDAP im Reichstag die Mehrheit besaß, stand, nach der bereits infolge des Reichstagsbrändes verordneten „Säuberung“ von Kommunisten, der Vernichtung der Sozialdemokratie nichts mehr im Wege. Nachdem in Schwabach einige Führungskräfte der verbliebenen politischen Linken verhaftet worden waren, wie

zum Beispiel der Führer des Reichsbanners Josef Mayer oder der Pressewart der Schwabacher SPD Erich Jacker<sup>27</sup> wurde nach dem Gesetz vom 11. April 1933 das Vermögen sämtlicher Schwabacher sozialdemokratischen Vereinigungen und Arbeitervereine beschlagnahmt.<sup>28</sup> Anschließend wurden am 31. März 1933 sämtliche marxistischen Organisationen verboten. Am 30. Juni wurden schließlich, kurz bevor die SPD verboten wurde, die sozialdemokratischen Stadtratmitglieder verhaftet, durch die Stadt zum Bahnhof geführt und in das Konzentrationslager Dachau gebracht.<sup>29</sup> Die Begründung, warum man nicht auch die Mitglieder der Bayerischen Volkspartei einsperren mußte, war, daß diese bereits hörig genug waren, „...daß man aber die Sozialdemokraten und Kommunisten schon einsperren muß, um ihren Widerstand zu brechen.“<sup>30</sup> Insofern ist zu erkennen, daß sich nur schwer aktive Aktionen von Widerstand bilden konnten, weil die Verhaftung führender Kräfte der politischen Linken und die Überwachung eine Neuformierung und Ordnung der Kräfte der Arbeiterbewegung nicht mehr zuließen.

Sich gegen die nationalsozialistische Ideologie zu wenden, indem man sich eingestand, daß das Deutsche Reich eben keine Weltmacht, sondern ein Staatsgebilde wie jedes andere auch war, erforderte viel Mut. Der damalige Schulleiter des Adam-Kraft-Gymnasiums berichtete, daß die Menschen sehr wohl verstanden, was vor sich ging. Wenn man nicht zwanghaft die Augen verschloß, war jedem einzelnen klar, daß bewußt die politische Opposition vernichtet und Menschen wegen ihrer eigenen Anschauungen ermordet wurden. Aber die Gefahr, verraten und somit selbst Verfolgter zu werden, war den meisten Menschen zu groß. Sie hatten zu große Angst oder ihnen fehlte schlichtweg die politische und mitmenschliche Einsicht.<sup>31</sup> Widerstand gegen die Nationalsozialisten trotz der Gefahr der Ermordung und der Folter, die gegen einen selbst oder gegen geliebte Menschen gerichtet sein konnte, geleistet zu haben, ob als einzelner oder als Organisation, verdient in jedem Fall Anerkennung, Respekt und Würdigung.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> S. <http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand>, aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>2</sup> S. [http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand\\_\(Politik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand_(Politik)), aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>3</sup> Van Roon, Ger: Widerstand im Dritten Reich. München 1994, S. 26-29.
- <sup>4</sup> S. [http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand\\_\(Politik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand_(Politik)), aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>5</sup> Roon: Widerstand (wie Anm. 3), S. 18–26.
- <sup>6</sup> S. <http://de.wikipedia.org/wiki/Kollektiv>, aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>7</sup> S. <http://de.wikipedia.org/wiki/Hierarchisch>, aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>8</sup> S. [http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand\\_\(Politik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand_(Politik)), aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>9</sup> Roon: Widerstand (wie Anm. 3), S. 9.
- <sup>10</sup> Roon: Widerstand (wie Anm. 3), S. 15.
- <sup>11</sup> S. [http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand\\_\(Politik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Widerstand_(Politik)), aufgerufen am 25.8.09.
- <sup>12</sup> Kick, Franz: 100 Jahre SPD Schwabach. Schwabach 1984, o.S., „1933“.
- <sup>13</sup> Ebd., o.S., „Verfasser dieses nachstehenden Artikels war Hans Hocheder“.
- <sup>14</sup> Bayer. Statistisches Landesamt: Statistisches Jahrbuch für Bayern 1934. 20. Jg. München 1934: Wahlen zum Deutschen Reichstag am 5. März 1933.
- <sup>15</sup> Stadtarchiv Schwabach III 17.82.
- <sup>16</sup> Staatsarchiv Nürnberg, Kriminalpolizeileitstelle Nürnberg-Fürth, 201.
- <sup>17</sup> Staatsarchiv Nürnberg, Anklagebehörde bei dem Sondergericht Nürnberg, No. 1486.
- <sup>18</sup> „Vergessen und verdrängt? Schwabach 1918-1945“, Dokumentation der Ausstellung im Stadtmuseum Schwabach. Schwabach 1997, S. 229.
- <sup>19</sup> Staatsarchiv Nürnberg, Anklagebehörde bei dem Sondergericht Nürnberg, No. 2390.
- <sup>20</sup> Christin Brutsche: Schwabacher Helden. Die bedingungslose Kapitulation in Schwabach, aus dem Leistungskurs Geschichte 08/10. Beitrag zum Geschichtswettbewerb: Helden: verehrt-verkannt-vergessen, S. 2–7.
- <sup>21</sup> Schwabacher Tagblatt vom Samstag, den 2. Januar 2010, S. 10.
- <sup>22</sup> Broszat, Martin/Mehringer, Hartmut: Bayern in der NS-Zeit – Die Parteien KPD, SPD, BVP in Verfolgung und Widerstand. München 1983, S. 222.
- <sup>23</sup> Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg (2009), S. 329.
- <sup>24</sup> Schöler, Eugen/Weigand, Sabine/Dippert, Wolfgang: Historisches Stadtlexikon Schwabach. Schwabach 2008, S.399.
- <sup>25</sup> Broszat/Mehringer: Bayern (wie Anm. 22), S. 222.
- <sup>26</sup> Kick: SPD (wie Anm. 12), o.S., „Große Straßenschlacht“, „Eiserne Front“.
- <sup>27</sup> Ebd., o.S., „Die ersten Sozialdemokraten verhaftet“.
- <sup>28</sup> Ebd., o.S., „Sozialdemokratische Vereine aufgelöst“.
- <sup>29</sup> Ebd., o.S., „Das Ende – wie die Verbrecher“.
- <sup>30</sup> Ebd., o.S., „Schwabacher Tagblatt Nr. 151 - Samstag, 1. Juli 1933, Meldungen auf S. 4 u. 9“.
- <sup>31</sup> Gespräch mit Herrn Reimann, ehemaliger Oberbürgermeister der Stadt Schwabach, am 15.1.2010.

# Die Geschichte des Drei-S-Werks

von

Christin Brutsche

## I. „Erst wäg's, dann wag's!“

Dieser Ausspruch zierte einst ein Fenster des Eingangsbereiches des Drei-S-Werks Schwabach. Als die Facharbeitsthemen im Leistungskurs Geschichte zur Auswahl auflagen, fiel mir das Thema „Die Geschichte des Drei-S-Werks“ sofort auf. Ich erinnerte mich an ein schon lange zurückliegendes Gespräch mit meiner Großmutter, in dem sie mir erzählte, daß sie und drei ihrer Schwestern in den fünf-

ziger Jahren des 20. Jahrhunderts im Drei-S-Werk ihren Arbeitsplatz hatten. Für die damals in Schwabach wohnende und kinderreiche Familie meiner Urgroßeltern war das Drei-S-Werk nach dem Krieg eine wichtige Säule, die einerseits zum Lebensunterhalt beitrug und andererseits auch dazu verhalf, daß die Kinder eine Berufsausbildung erhielten. Mit dieser Kenntnis wollte ich mehr über die Geschichte dieser Firma erfahren und wählte somit dieses Thema für meine Facharbeit. Darin konzen-

trierte ich mich auf die bedeutsamsten geschichtlichen Entwicklungen, da es zu umfangreich gewesen wäre alle historischen Fakten zu überprüfen, gleichwohl dieses Thema noch viele interessante Inhalte geboten hätte.

Den Hauptteil habe ich so gegliedert, daß ich die historischen Geschehnisse in der Abfolge, wie sie sich zutragen, darstelle. Zuerst habe ich die Entwicklung des deutschen Nadelgewerbes im 18. Jahrhundert bearbeitet, da auf diesen Ereignissen die folgenden Entwicklungen basieren. Dann folgen die Anfänge des Unternehmens in der Zeit der Gründung um 1850 und der erste wichtige Unternehmensschritt, nämlich die Grammophonnadelfabrikation im Reingruber'schen Unternehmen. Anschließend bin ich auf die Zeit vor und während des 1. Weltkrieges bis zur Weltwirtschaftskrise eingegangen, habe dann den Firmenverkauf in der Zeit des Nationalsozialismus an den Nadelfabrikanten Richard Schmauser und an Dr.-Ing. Otto Wedemeyer bearbeitet. Die Firma hatte bis dahin dem Juden Walter Tuchmann gehört. Im Anschluß daran habe ich die Produktion des Werks im 2. Weltkrieg mit Hilfe von Fremdarbeitern unter der Firmenleitung von Herbert J. Schmauser untersucht. Mit dem Gliederungspunkt „Nachkriegszeit unter amerikanischer Militärregierung“ soll dann die Ausgangsfrage meiner Facharbeit beantwortet werden. Die Firmengeschichte setzt sich weiter mit den Marktbedürfnissen im wiedererblühenden Deutschland einerseits unter dem Gesichtspunkt der Firmenexpansion mit Herbert J., Harald R. und Erik M. Schmauser und andererseits mit der Darstellung der „wirtschaftlich schwierigen Jahre“ des Unternehmens am Ende des 20. Jahrhunderts fort. Mit der Unternehmensverlagerung unter der Firmenleitung von Till Schmauser habe ich letztlich den Hauptteil dieser Facharbeit beendet. Im Schlußteil werden meine Ergebnisse zusammengefaßt und ich nehme dazu persönlich Stellung.

Für die Bearbeitung dieses Facharbeitstemas war es notwendig, nicht nur im Firmenarchiv des Drei-S-Werkes, sondern auch im Stadtarchiv Schwabach und im Staatsarchiv Nürnberg zu recherchieren. Im Stadtarchiv Schwabach fanden sich keine Unterlagen über den Verkauf des Drei-S-Werkes von Walter

Tuchmann an die Käufer. Dies erklärte sich damit, daß es sich abgesehen von der Gewerbeummeldung um keine in die Zuständigkeit der Stadtverwaltung fallende Angelegenheit handelte. Ich erhielt aber vom Stadtarchiv Schwabach entscheidende Hinweise und wurde dann im Staatsarchiv Nürnberg fündig, da eine notarielle Beurkundung beim Verkauf erfolgte und solche Urkunden aufgrund gesetzlicher Vorschriften 50 Jahre beim jeweiligen Notar aufbewahrt werden müssen und anschließend an das zuständige Staatsarchiv weitergegeben werden. Im Stadtarchiv Schwabach existierte zwar eine Akte „Oberbürgermeister Hocheder Nr. 001“, die sich mit der Entnazifizierung der Schwabacher Wirtschaft befaßt und Daten über Personen enthält, für die noch Persönlichkeitsschutzrechtliche Regeln greifen, aber ich hatte darauf keinen Zugriff. Ein weiteres Problem bei meinen Nachforschungen war, daß die Zeit fehlte, alle Dokumente, die das Drei-S-Werk betrafen, im Staatsarchiv Nürnberg durchzulesen. So mußte ich Quellen, die wichtige Informationen beinhalteten, vom Archiv kopieren lassen. Außerdem befragte ich meinen Großvater Walter Brutsche als Zeitzeugen zur Situation von Fremdarbeitern. Er arbeitete 1943 als 17-jähriger junger Mann in einem Säckinger Aluminiumwerk zusammen mit Fremdarbeitern, bevor er in den 2. Weltkrieg eingezogen wurde. Mit seiner Hilfe konnte ich den Gliederungspunkt „Die Produktion im 2. Weltkrieg“ nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv aus der Sichtweise eines Betroffenen darstellen. Die Facharbeit behandelt die Geschichte des Drei-S-Werkes von der Gründung im Jahre 1850 bis ins Jahr 2009.

## 2. Die Entwicklung des deutschen Nadelgewerbes ab dem 18. Jahrhundert

Nadeln gehörten schon immer als Gebrauchsgegenstände in jeden Haushalt. Durch den Aufschwung in der Textilindustrie im 18. Jahrhundert gewann die Nadelproduktion immer mehr an Bedeutung. Durch Nadeln konnten viele Materialien wie Stoffe und Wolle weiterverarbeitet werden. Nachdem viele Gewerbe und auch Haushalte Nadeln benötigten, entwickelte sich ein wahrer Massenbedarf. Die technologischen und produktionsorganisatorischen Grundlagen von Massenproduktion ent-

standen im 18. Jahrhundert. Um 1800 stellten rund 1.600 Arbeitskräfte in Schwabach jährlich bis zu 200 Millionen Nadeln her. Die ökonomische Bedeutung der Nähnaedel war wegen größerer Verwendungsmöglichkeiten höher als die der Stecknaedel. Dadurch entstanden auch zwei getrennte Gebiete, die sich historisch unterschiedlich entwickelten. Die Stecknaedeln wurden hauptsächlich bis ins 19. Jahrhundert handwerklich hergestellt. Die Nähnaedeln wurden in exportorientierten Großbetrieben gefertigt, die die ganze Welt belieferten. Schwabach gehörte mit den Städten Aachen und Altena zu den drei deutschen Zentren. „Sobald aber die Teilung der Arbeit in einem Gewerbe möglich ist, führt sie zu einer entsprechenden Steigerung der Produktivität.“<sup>1</sup> Dies erkannte Adam Smith bereits 1798, indem er die Arbeitsteilung anhand der Stecknaedelproduktion vorführte. Sehr hohe Produktionsergebnisse konnten damals durch die Kombination von drei Faktoren erzielt werden: Hohe Arbeitsteilung im Produktionsprozeß, zentrale Nutzung vorhandener Basistechnologien und Beschäftigung billiger Arbeitskräfte. Als die Produktion arbeitsteilig erfolgte, wurde der Produktionsprozeß der Nähnaedel in vier Phasen eingeteilt:

Phase 1: Tätigkeiten zur Erstellung von Rohnaedeln (Auswahl von Draht und Stärke, Reinigung und geradlinige Ausrichtung des Drahts zur Weiterverarbeitung, Zerschneiden des Drahts in Stücke einer Länge von zwei Nadeln, Anspitzen dieser Doppelschäfte mit einem Schleifstein an beiden Enden und Zerschneidung in Einzelschäfte, Einschlagen des Öhrs an jedem Einzelstück, Glatt- und Rundfeilung).

Phase 2: Wärmebehandlung der Rohnaedel, um sie hart und elastisch zu machen. Erledigt wurde dies in Härteöfen.

Phase 3: Scheuerung und Polierung, um glatte Oberflächen zu erhalten. Diese Phase stellte den aufwendigsten Teil der Herstellung dar.

Phase 4: Aussortierung schadhafter Nadeln und Sortierung der erfolgreich behandelten Nadeln nach Größe, Qualität und Art. Eine eventuelle Bläuung<sup>2</sup> gehörte ebenso in diese Phase.

Wirtschaftliche Vorteile dieser praktizierten Arbeitsteilung entstanden nur, wenn geringe Lohnkosten verursacht wurden. Deswegen erledigten Männer die aufwendigen Wärmebehandlungen, für die technische Kenntnisse gebraucht wurden. Kinder und Frauen verrichteten Tätigkeiten, für die kein besonderes Wissen notwendig war und für die viele Arbeiter gebraucht wurden. Die Herstellungsbetriebe von Nähnaedeln hießen zu diesem Zeitpunkt bereits Nähnaedelfabriken, obwohl in keiner Nähnaedelstadt ein wirklich zentraler Betrieb existierte. Die Öhrarbeiten wurden in Heimarbeit erledigt, die Zwischenprodukte mußte man von den Wohnungen zum Hersteller tragen und die Schleif- und Scheuerarbeiten wurden an Wasserläufen erbracht. Kennzeichnend waren ebenso lange Transportwege zwischen den Produktionsphasen. Die größte deutsche Nähnaedelfabrik konnte zu diesem Zeitpunkt mit zwei Schleifmühlen an 34 Schleifsteinen pro Tag schon eine Million Nähnaedeln anspitzen und an 72 Scheuerbänken 13 Millionen Nadeln schleifen.<sup>3</sup> Das stellt, wie ich meine, ein erstaunliches Produktionsergebnis für die damalige Zeit dar.

Abbildung 1 zeigt den geschilderten Produktionsprozeß fortlaufend von oben nach unten und ist im Stadtmuseum Schwabach als gerahmtes Bild ausgestellt. An dieser Stelle kann man sich fragen, warum gerade Schwabach günstig für die Nadelherstellung war. Ein möglicher Grund könnte die Verarbeitung von Stahldraht gewesen sein. Das Rohmaterial dafür gab es in der Oberpfalz durch sein Eisenerzvorkommen und den Waldbestand, den man für die Verhüttung brauchte. Mechanische Leistung für die Weiterverarbeitung konnte in dieser Gegend gut in Mühlen an Bächen und Flüssen stattfinden, und schließlich gab es in Schwabach und Nürnberg Drahtzieher.<sup>5</sup>

### 3. Die Anfänge des Unternehmens

#### 3.1. Gründung des Unternehmens Johann Leonhard Friedrich Reingruber 1850

Die Familie Reingruber gehörte zu Emigranten, die wegen ihres Glaubens aus Salzburg, Kärnten und der Steiermark ausgewiesen

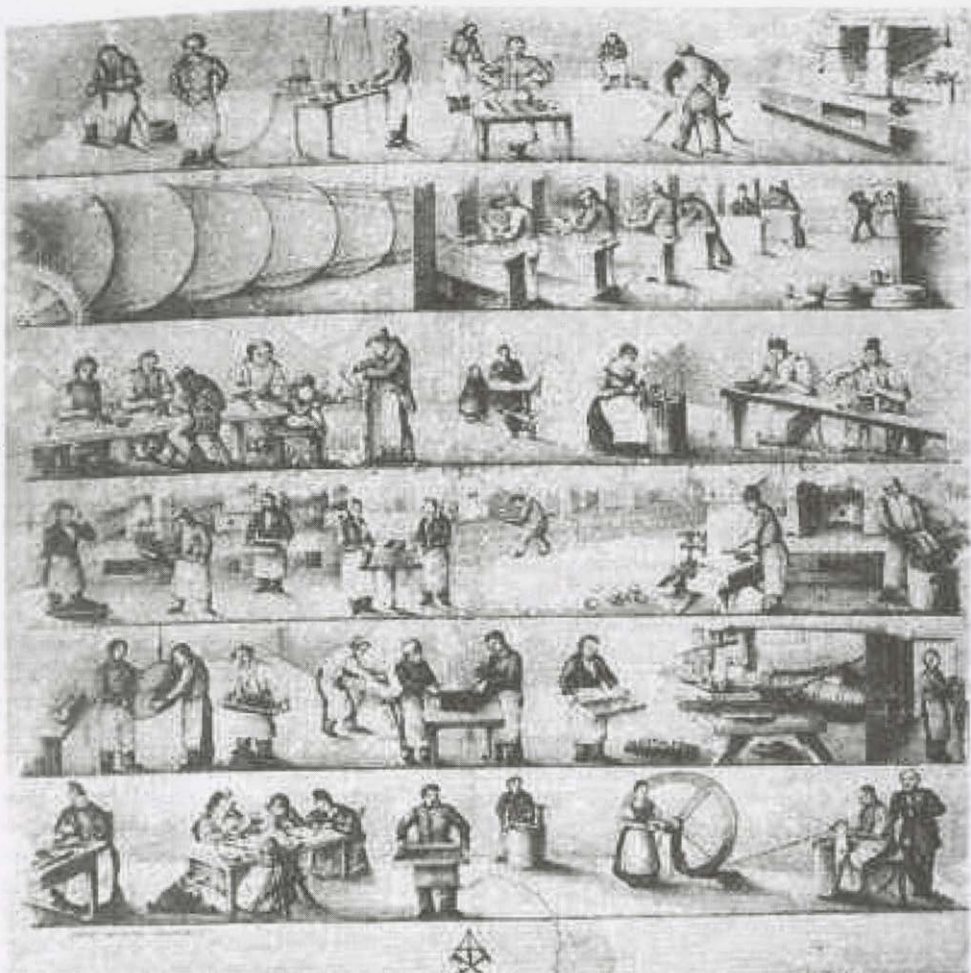


Abb. 1: Großbetriebliche Nähadelherstellung in Schwabach.<sup>4</sup>

worden waren.<sup>6</sup> Die Urkunde vom 30. Januar 1850, die zur Begründung des Gewerbes von Bürgermeister Mandel und dem Offizianten Wiesmann genehmigt und für den Stadtmagistrat ausgefertigt wurde, enthielt folgendes Gesuch: „Es erscheint heute der ledige Nadlergeselle Johann F. Reingruber und bittet, ihm die persönliche Konzession zur selbständigen Ausübung des Nadlergewerbs zu erteilen.“<sup>7</sup>

Das Dokument ging weiter auf Arbeitsmöglichkeiten des Bittstellers, auf Vermögensverhältnisse von Johann Friedrich Reingruber und seiner zukünftigen Ehefrau Anna Maria Nerreter ein, die aus der Schwabacher Nadlerfa-

milie Hirsch stammte.<sup>8</sup> Anna Maria Reingruber, geb. Nerreter, war eine Freundin von Elise Schmauser, geb. Knöllinger. Sie war die Großmutter von Herbert Schmauser, der für das zukünftige Unternehmen noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Nach der Firmengründung errichtete Friedrich Reingruber eine Werkstatt im Prozeller'schen Haus<sup>9</sup> am Neuen Tor in Schwabach. Es war eine Nadelmacherei auf rein handwerklicher Basis, in der alle Familienmitglieder einschließlich der Kinder mitarbeiteten.<sup>10</sup> Nach dem Tod von Friedrich Reingruber 1882 übernahm sein Sohn Georg zusammen mit der Mutter die Leitung der Firma und errichtete 1884 mit einem Kapital von

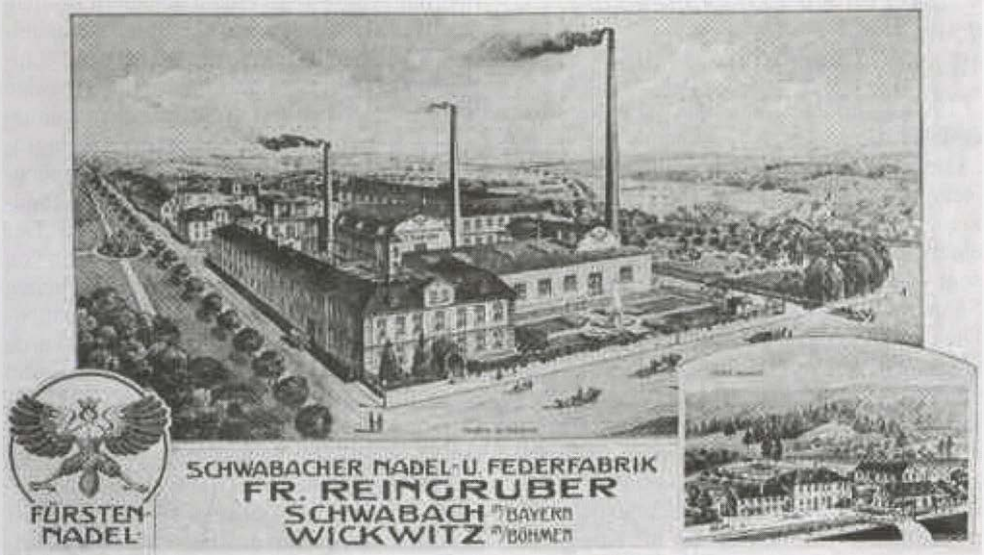


Abb. 2: Die Schwabacher Nadel- und Federfabrik FR Reingruber.

10.000 Reichsmark ein Fabrikgebäude vor dem Nürnberger Tor mit einer 6-Atmosphären Überdruckdampfmaschine.

Die Reingruber erkannten den Fortschritt rechtzeitig und fanden den Anschluß an Neuerungen, so daß sie in Schwabach die durch den Aufstieg der englischen und rheinischen Konkurrenz bedingte Krise des Nadlerhandwerks gut durchstehen konnten. Der Übergang vom Handwerk zur Fabrik war nun vollzogen.<sup>11</sup> 1901 setzte infolge von Überproduktion durch Verwendung besserer und neuerer Maschinen erneut eine große Krise ein, die auch die Reingruber heimsuchte. Die Preise für Nähadeln fielen weiter und das Unternehmen versuchte, mit neuen Produktmöglichkeiten diese schwierige Zeit zu überstehen.<sup>12</sup>

### 3.2. Die Grammophonadelproduktion

Daß man mit der Herstellung eines neuen Produkts im Unternehmen Reingruber beginnen konnte, war eigentlich einem Zufall zu verdanken. Ein Mitarbeiter namens Strobel betrieb neben seiner Tätigkeit im Werk in Schwabach eine Gastwirtschaft, in der das erste Grammophon mit Geldautomatenbetrieb spielte. Reingruber ertappte seinen Mitarbeiter,

als er in der Firma für sein Grammophon die Nadeln herstellte. Er erkannte die Marktlücke, und es wurde 1906 daraufhin die Grammophonadelproduktion begonnen und gleichzeitig die Nähadelproduktion nach 56 Jahren aufgegeben. Das Geschäft mit Grammophonadeln lief gut, weil es keine Konkurrenz gab. Bald wurde der Betrieb vergrößert und das Anwesen Kohlbauer<sup>13</sup> hinzugekauft. Sogar die Angliederung einer Federnabteilung mit Zugfedern und Grammophonersatzteilen war möglich. Die Firmenbezeichnung änderte sich von „Schwabacher Nadelfabrik Friedrich Reingruber“ in „Schwabacher Nadel- und Federnfabrik Reingruber“. Die nächste Generation, nämlich Philipp, Hermann und Fritz Reingruber, führte das Geschäft mit der Mutter weiter und leitete auch das neue Werk, das 1909/1910 in Wickwitz/Böhmen als zusätzlicher Fabrikationsbetrieb aufgebaut wurde.<sup>14</sup> Diese Generation geriet aber in große Unternehmensschwierigkeiten, weil sie auch andere Federn produzierte, die weniger nachgefragt wurden. Zunächst behalf man sich mit einem Teilhaber, um die schlimmsten Schwierigkeiten zu überstehen. Im Jahre 1913 übernahm dann der Teilhaber, Kommerzienrat Max Philipp Tuchmann, das Unternehmen ganz.<sup>15</sup>



## 5. Der Firmenverkauf in der Zeit des Nationalsozialismus

Adolf Hitler wurde am 30. Januar 1933 von Reichspräsident Hindenburg zum Reichskanzler ernannt, aber im Parlament blieben zu dieser Zeit die Nationalsozialisten noch in der Minderheit. Die Beseitigung der Demokratie setzte aber trotzdem in Deutschland ein, und dieser Prozeß war 1934 abgeschlossen.<sup>20</sup> Das bekam auch das Drei-S-Werk zu spüren. In der Firmenchronik heißt es: „*Im Hinblick auf die Zeitverhältnisse entschloß sich Konsul Walter Tuchmann im Jahre 1937, ins Ausland zu gehen. Er suchte sich einen Käufer für das Drei-S-Werk und fand ihn in dem ihm seit Jahrzehnten persönlich bekannten Nadelfabrikanten Richard Schmauser.*“<sup>21</sup> Hingegen gab die Klageschrift der Stadt und des Landkreises Schwabach als öffentlicher Kläger vom 26. Februar 1947 für die Klagebegründung gegen Herbert J. Schmauser an, daß er sich durch die Übernahme eines früheren jüdischen Besitzes, und zwar des Drei-S-Werks, durch Kauf am 2. Februar 1938 eine Belastung als Nutznießer verschafft hätte. Grundlage für diese Klageerhebung war das Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946. Der Kauf soll unter Ausnutzung seinerzeitiger politischer Verhältnisse auf Kosten eines rassistisch Verfolgten, nämlich des Konsuls Walter Tuchmann, erfolgt sein, da dieser einer drohenden Enteignung durch die NSDAP einen Zwangsverkauf vorgezogen habe.<sup>22</sup> Der in Prag im Dezember 1937 abgeschlossene Vorvertrag wurde zwischen Konsul Tuchmann und Richard Schmauser, Herbert J. Schmauser und Dr.-Ing. Otto Wedemeyer am 2. Februar 1938 in Nürnberg vor dem Notar Wilhelm Hoffmann im Bankgebäude der Commerz- und Privatbank AG, Königstraße 21, verbrieft. Für Walter Tuchmann als rechtlich Handelnden erschien damals der Rechtsanwalt Dr. Walter Berlin, Nürnberg, da Tuchmann sich zu diesem Zeitpunkt bereits in Prag aufhielt.<sup>23</sup> Gleichzeitig wurde das Drei-S-Werk unter den neuen Besitzern in eine Kommandit-Gesellschaft umgewandelt, deren Kommanditisten Richard Schmauser, Schwabach, und Dr.-Ing. Otto Wedemeyer, Wiesbaden waren. Der Sohn Richard Schmausers wurde als allein

haftender Inhaber und Geschäftsführer bestellt.<sup>24</sup> Die Firma „Drei-S-Werk Schwabacher Spinnereinadel- und Stahlspitzenwerk Fr. Reingruber“ ging nebst allen beweglichen und unbeweglichen Vermögenswerten einschließlich des dazugehörigen Grundbesitzes, aller Patente, Maschinen, Geräte, Waren, Roh- und Hilfsstoffe, Außenstände und Kraftwagen einschließlich eines Cadillacs, aber ausgenommen des Buick-Kraftwagens auf die neuen Eigentümer über.<sup>25</sup>

Die Kaufpreissumme wurde mit 271.000 RM für die Vermögenswerte des Drei-S-Werks festgelegt und zusätzlich einer Summe von 50.000 RM, die als Verbindlichkeit des Drei-S-Werks zu Gunsten von Elise Tuchmann, der Ehefrau von Walter Tuchmann, zu zahlen war.<sup>27</sup> Ein treuer Mitarbeiterstamm aus dem Werk gab damals die Erfahrungen weiter und leistete den neuen Besitzern große Hilfe.<sup>28</sup>

Hinsichtlich dieses Werksverkaufs muß erwähnt werden, daß der jüdische Eigentümer ins Ausland geflüchtet war, weil er in Deutschland aufgrund der nationalsozialistischen Gesetzgebung mit einer Strafverfolgung zu rechnen hatte. Ist dieser Verkauf nun freiwillig oder unter Zwang erfolgt? In einem später geführten Prozeß der Spruchkammer der Stadt und des Landkreises Schwabach sagte der Zeuge Hüttebräucker<sup>29</sup> aus, daß Herr Tuchmann das Unternehmen nicht unter einem Preis von einer Million Reichsmark verkaufen wollte. Hier stellt sich die Frage, ob die Kaufpreissumme in Höhe von 271.000 RM aufgrund des Gesamtwertes nicht zu gering war. Die später erfolgte Klage war meines Erachtens schon deshalb notwendig, weil sie klären mußte, ob der Kauf ohne Ausnutzung politischer Beziehungen erfolgte und ob daraus für Herbert Schmauser tatsächlich übermäßige Vorteile entstanden.

## 6. Produktion im 2. Weltkrieg mit Hilfe von Fremdarbeitern

Mit dem deutschen Überfall auf Polen begann am 1. September 1939 der 2. Weltkrieg.<sup>30</sup> Im September 1942 schrieb der Beauftragte für den Vierjahresplan in Deutschland, daß die Soldaten an der Ostfront es nun verdient hätten, „daß die Heimat sich zu einer ähnlichen gewaltigen Konzentration ihrer Kräfte empor-

reißt, um den endgültigen, vollständigen und schnellsten Sieg zu ermöglichen.“<sup>31</sup> Die schwierige Kriegslage in Rußland erforderte nun, die „ (...) reichen und gewaltigen Hilfsquellen“, die bisher „ (...) das kämpfende Heer unter der Führung Adolf Hitlers in so überwältigend reichem Ausmaß errungen und gesichert hat, für die Rüstung der Wehrmacht und ebenso für die Ernährung der Heimat auszuwerten.“<sup>32</sup> Man wollte die

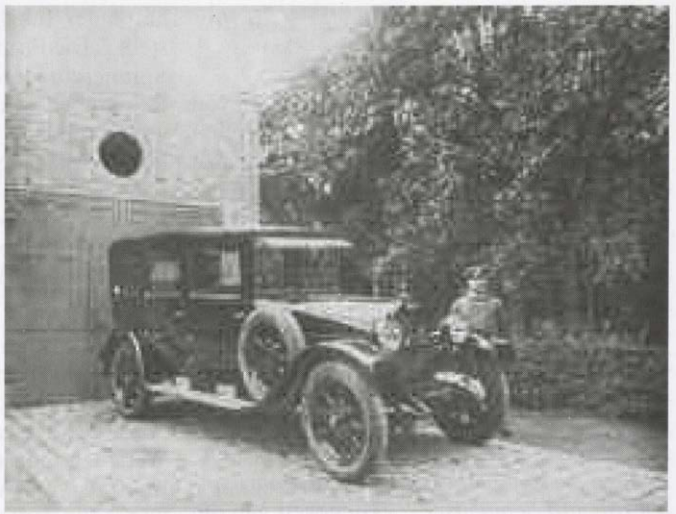


Abb. 4: Walter Tuchmanns Cadillac.<sup>26</sup>

Fruchtbarkeit der eroberten Gebiete und ebenso deren menschliche Arbeitskraft zum Segen Deutschlands ausnutzen. Die Lösung sah man in einem 7-Punkte-Plan, den man im Programm des Arbeitseinsatzes am 20. April 1942 veröffentlichte. Vorrangig sollten alle deutschen Facharbeiter in kriegswichtigen Betrieben, die in den Krieg eingezogen wurden, sofort ersetzt werden, damit in der Produktion kriegswichtiger Produkte weder Stockung noch Minderung eintreten würde.<sup>33</sup>

Das zweite Problem für das Drei-S-Werk neben fehlenden Facharbeitern war, daß kurz zuvor, im August 1942, der Seniorchef Richard Schmauser verstorben war. Ihm verdankte das Drei-S-Werk durch seine unternehmerische Weitsicht, durch sein Fachwissen und seine Lebenserfahrung viel.<sup>34</sup> Trotz des großen Verlusts durch den Tod Richard Schmausers mußte die Produktion im Werk weiterlaufen.

Als Lösung für die fehlenden Facharbeiter in der Industrie erklärte „Das Programm des Arbeitseinsatzes“, daß es eine nicht zu diskutierende Notwendigkeit sei, alle Kriegsgefangenen und auch hereingenommenen ausländischen Zivilarbeiter für die Lösung des notwendigen Kriegsarbeitseinsatzes zu verwenden.<sup>35</sup> Man glaubte damals von seiten der Reichsführung, daß die funktionierende heimatische Industrieproduktion und Versorgung

eine kriegsentscheidende Bedeutung habe und somit nahm man weder auf wichtige Orts- oder Gebietsinteressen, noch auf Friedensaufgaben Rücksicht.<sup>36</sup> Aus einer Akte des Drei-S-Werks, die den Namen „Russeneinsatz“ trägt, konnte ich eine Tabelle entnehmen. Sie beinhaltet die Schwabacher Firmen, die 1942 russische Zivilarbeitskräfte als Fremdarbeiter beschäftigten, und gibt darüber Aufschluß, welche Firma welche Anzahl an arbeitsamtlichen Arbeitskräftezuteilungen erhielt. Man unterschied bei jeder Firma in Anzahl der Männer und Frauen sowie deren gesamte Zuteilung pro Firma. Außerdem wurde bei jeder Firma festgehalten, ob eine „Vereinbarung“ unterzeichnet wurde. Aus weiterem Schriftverkehr konnte ich entnehmen, daß diese Vereinbarung wohl hieß, daß man mit der anteiligen Kostenübernahme für das Russenlager, welches in Schwabach am Vogelherd erstellt wurde, einverstanden war. Die letzte Spalte beinhaltet die Anzahl der am Vogelherd untergebrachten Arbeitskräfte, aufgeteilt in Männer, Frauen und Gesamtanzahl. Am Ende der Tabelle summierte man diese Angaben, so daß sich ein Gesamtbild über Schwabachs Fremdarbeitereinsatz 1942 gewinnen läßt. Insgesamt wurden in Schwabach laut dieser Aufstellung 488 Menschen eingesetzt, wobei davon insgesamt 275 Arbeiter im Russenlager am Vogelherd wohnten. Das Drei-S-Werk beschäftigte laut dieser

Aufstellung 12 männliche und 20 weibliche Arbeitskräfte. Davon waren nur die Männer im Russenlager untergebracht.<sup>37</sup>

Mein Großvater berichtete in gleicher Weise davon, daß bedingt durch Rückschläge in Rußland immer mehr deutsche Facharbeiter zur Wehrmacht eingezogen oder an die Heimatflak versetzt wurden. Damit die Rüstungsindustrie weiterlief und auch noch erheblich gesteigert werden konnte, wurden Fremdarbeiter eingesetzt. Dabei gab es unterschiedliche Arten von Fremdarbeitern. Es gab wohl ehemalige Kriegsgefangene, die entlassen wurden und als freiwillige Arbeiter mit vollem Lohn und Urlaub arbeiteten, und andererseits wohl Arbeiter aus besetzten russischen Gebieten und auch französische Arbeiter. Er erklärte mir, daß es KZ-Häftlinge gab, die tagsüber in Firmen eingesetzt wurden. Als Beispiel nannte er Arbeiter aus dem Nebenlager von Dachau in Augsburg. Ihr Einsatzort war die Flugzeugfabrik Fieseler. Je nach Status erging es diesen Fremdarbeitern gut bis miserabel. Als schrecklichstes Erlebnis hat mein Großvater die Bestrafung von geflohenen Fremdarbeitern des KZ Augsburg in Erinnerung. Sie wurden, nachdem sie wieder gefaßt worden waren, an Bäumen aufgehängt. Anderen Fremdarbeitern wiederum erging es besser. Sie waren den Arbeitsverhältnissen eines deutschen Arbeiters hinsichtlich Lohn, Urlaub, Arbeitsbewältigung und Rechten sehr ähnlich.<sup>38</sup> Aus dem Schriftverkehr des Drei-S-Werks in der Akte „Russeneinsatz“ geht hervor, daß man im Drei-S-Werk sogar Fremdarbeitern, die eine Verbesserung an Arbeitsvorgängen vorschlugen und somit Kosten senkten, Geldprämien bezahlte. Dem Schriftverkehr konnte ich ebenso entnehmen, daß man sich von seiten der Schwabacher Wirtschaft bemühte, die Arbeitskräfte ordentlich zu versorgen. Diese Mühe bestand in der Versorgung mit warmer Kleidung und ordentlicher Ernährung. Dabei dürfte das Eigeninteresse eine große Rolle mitgespielt haben. Schließlich konnten die Arbeiter nur gesund und leistungsfähig die geforderte Arbeitsleistung erbringen. Das Drei-S-Werk ging aber bei dieser Versorgungsleistung über die gewöhnlichen Maßnahmen hinaus, wie der Schriftverkehr in der

„Russeneinsatzakte“ zeigt. Eine weitere in der genannten Akte befindliche Tabelle zeigt die Entlohnung russischer Zivilarbeitskräfte und den verbleibenden Restbetrag an Lohn nach Abzug von Steuern und Verpflegungskosten sowie unter Berücksichtigung eines Freibetrags. Der frei verfügbare Lohn für den Fremdarbeiter war bedingt durch die vorgeschriebenen Abzüge relativ gering.<sup>39</sup>

In Schwabach schlossen sich die Firmen, die für ihre Produktion Fremdarbeiter brauchten, zu einer Zweckvereinigung zusammen, um ein Gemeinschaftslager zur Unterbringung von Arbeitskräften am Vogelherd zu errichten und zu unterhalten. In Übereinstimmung mit der Abteilung Rüstungsbau des Reichsministers für Bewaffnung und Munition entschloß sich die Zweckvereinigung, das sichergestellte Eras-Lager aus Markhausen bei Eger in der Tschechoslowakei sofort anzumieten, abzutransportieren und die Aufstellung dieser Baracken am Schwabacher Vogelherd/Ecke Rother Straße in Auftrag zu geben. Die Kosten dafür trugen die entsprechenden Schwabacher Firmen, welche unter Zugrundelegung der arbeitsamtlich zugeteilten Kopfzahl die Kosten des Lagers anteilig aufbringen mußten. Der Name dieser Zweckvereinigung lautete: „Russenlager – Schwabacher Industriebetriebe“, und die Lagerbetreuung wurde von der DAF übernommen. Sie bestand aus Sozialbetreuung, Lagerküche, Freizeitgestaltung usw.<sup>40</sup>

Ein Zeitungsartikel des Schwabacher Tagblattes berichtet, daß über die harte Arbeit dieser Fremdarbeiter hinaus auch Freundschaften in dieser Zeit zwischen Fremdarbeitern und Deutschen entstehen konnten. Der ehemalige belgische Kriegsgefangene Albert Nihoul aus Huy in Belgien war von 1941 bis 1945 in Schwabach im Drei-S-Werk beschäftigt und wohnte damals im belgischen Lager in der Brauerei Fuchs. Er war einer der Männer, die von Herrn Herbert J. Schmauser aufgrund ihrer hervorragenden Arbeit mit einer Geldprämie bedacht wurden. Die Belgier gehörten zu den Fremdarbeitern, die viele Freiheiten genossen und das schätzten. Ein Beweis dafür war der Fliegerangriff am 31. Oktober 1941. Die belgischen Fremdarbeiter übernahmen so-

gar Löscharbeiten an brennenden Gebäuden, ohne daß sie dafür einen Arbeitsauftrag hatten. Herr Nihoul erzählte bei seinem einwöchigen Besuch bei seinem alten Dienstherrn 1965, daß Herr Schmauser sich damals gegen die Anweisung eines Offiziers ausgesprochen hatte. Dieser Offizier war der Meinung, daß die Fremdarbeiter wegen Fluchtgefahr mit geladenem Gewehr zur Arbeit begleitet werden sollten. Der Zeitungsartikel gibt außerdem darüber Auskunft wie der Fremdarbeitereinsatz in Schwabach endete. Die Belgier wurden zwei Tage vor Einrücken der Amerikaner in Schwabach aus der Stadt geführt und mußten per Fußmarsch in Richtung München laufen. Die Marschkolonnen wurden aber schon in Ingolstadt vom amerikanischen Militär befreit und in ihre Heimat gebracht.<sup>41</sup> Mein Großvater erzählte mir, daß es aber auch vorkam, daß nach Kriegsende französische Truppen ihren Leuten halfen in ihre Heimat zurückzukommen und im Gegensatz dazu auch Fremdarbeiter aus Polen und Rußland gar nicht mehr zurückwollten. Sie fürchteten das Unrecht und die Lebensbedingungen in ihren eigenen Ländern mehr als das bisher bei ihrem Fremdarbeitereinsatz Erlebte.<sup>42</sup> Die Recherchen in der Rusenakte des Firmenarchivs des Drei-S-Werks und die Zeitzeugenaussage meines Großvaters belegen eindeutig, daß es ganz unterschiedliche Arten des Fremdarbeitereinsatzes in den Kriegsjahren des 2. Weltkrieges gab. So kann man diesen Arbeitereinsatz nicht immer nur unter einem negativen Aspekt sehen.

## *7. Die Nachkriegszeit unter amerikanischer Militärregierung*

### *7.1. Die Klageschrift der Spruchkammer und das Verfahren*

Im Mai 1945 war der 2. Weltkrieg in Deutschland zu Ende. Man kann nachvollziehen, daß die deutsche Bevölkerung hoffte, unter dem Schutz der Siegermächte einen politischen und gesellschaftlichen Neuanfang beginnen zu können. Die Hoffnungen der Deutschen lagen insbesondere darin, vom Nationalsozialismus befreit zu werden, in der Begründung einer Demokratie und eines Rechtsstaates und in einer Politik des Friedens und der Völkerverständigung.<sup>43</sup> Eine von vielen

Maßnahmen, um diese Ziele zu erreichen, bestand in der Sperre und Kontrolle von Vermögen. Die amerikanische Militärregierung erließ für ihre Besatzungszone dazu das Gesetz Nr. 52 „Sperre und Beaufsichtigung von Vermögen“. Das gesamte Vermögen von Personen mußte der Kontrolle der Militärregierung gemäß Art. I, § 1, Absatz (c) und (g) unterworfen werden, wenn es im Eigentum oder unter Kontrolle dieser genannten Personen stand oder nach Artikel I, § 2 einem Besitzer unter Drohung von dieser Person Eigentum entzogen wurde, ohne Rücksicht, ob diese Handlungen in Anwendung von Rechtsgrundsätzen oder in einer Verfahrensform, die nur rechtlichen Anschein hatte, erfolgten.<sup>44</sup> Zur Prüfung der Sachverhalte, damit solche Maßnahmen begründet durchgeführt werden durften, wurden aufwendige Gerichtsverfahren geführt, in denen der öffentliche Kläger bei Spruchkammern die Schuld der Person oder Organisation beweisen mußte. Ein solches Verfahren wurde auch gegen Herbert J. Schmauser auf Grund des Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 geführt. Die Mitgliedschaften bei verschiedenen Institutionen und Organisationen der damaligen Zeit waren allein nicht belastend. Vielmehr wurde die Übernahme der Firma aus jüdischem Besitz zum Verhängnis. Man warf ihm vor, daß es sich um einen erzwungenen Kaufvertrag handle, da Herr Tuchmann ins Ausland geflohen war. Auch der geringe Kaufpreis von 320.000 RM sollte eine Begründung für die Klageerhebung sein, da der realistische Kaufpreis viel höher hätte sein müssen.<sup>45</sup> Die Beweismittel der Anklage deuteten darauf hin, daß Herr Schmauser aus der Gewaltherrschaft der NSDAP persönliche und wirtschaftliche Vorteile aus Eigennutz herausgeschlagen und sich auf Kosten eines rassistisch Verfolgten durch den Kauf des Drei-S-Werks bereichert hatte.<sup>46</sup> Diese Vorwürfe galt es nun zu entkräften, da Herr Schmauser Beweise für die Ungerechtfertigkeit der Vorwürfe hatte. Obwohl bei der Spruchkammerverhandlung die geladenen Zeugen aussagten, daß Herbert J. Schmauser ein überzeugter Demokrat sei und immer gegen das NS-Regime eingestellt gewesen wäre, seine im Betrieb arbeitenden Fremdarbeiter immer gut behandelt und versorgt sowie nur

dann zu Disziplinarmaßnahmen gegriffen habe, wenn dies zum Zwecke der Arbeitsförderung notwendig war, wurden die Anklagepunkte nicht zurückgenommen. Außerdem erklärten die Zeugen klar, daß man es Herrn Schmauser von Seiten der Politik schwergemacht habe, die Firma zu kaufen, da alle wußten, daß er nicht mit dem NS-Regime kooperierte.<sup>47</sup> Sie behaupteten auch, daß Schmauser unter allen Interessenten den höchsten Preis für das Werk geboten hätte, und Herbert J. Schmauser gab damals selbst zu Protokoll, daß er bei der Wegräumung der Panzersperren im April 1945 dabei war, um den heranrückenden Amerikanern den Weg nach Schwabach zu bereiten. Er beteuerte, daß er nicht der Partei angehört und auch keine politische Stellung bei den Nationalsozialisten innegehabt habe. Herr Tuchmann hätte lediglich aus Sympathie zu seinen Vertragspartnern und aus Unternehmerdenken die Firma an die entsprechenden Personen verkauft und niemals unter Zwang gehandelt. Die zunächst vorrangigen Anklagepunkte fielen bei der Urteilsfindung am Ende nicht so sehr ins Gewicht, sondern letztlich gaben ein paar andere Vorkommnisse den Ausschlag, daß zunächst ein Spruchkammerurteil gefällt wurde, daß Herrn Schmauser als Aktivist der Gruppe II eingestuft wurde und dafür die unten angeführten Sühneleistungen erbringen sollte. Die Grundlage für dieses Schuldurteil gaben Reden und Bekanntmachungen in der Firma, die nationalsozialistisch geprägt waren, sowie die Weiterleitung von Informationen, die zur Bestrafung von Arbeiterinnen geführt hatten. Einzelheiten können in der Begründung des Spruchkammerurteils vom 3. Mai 1947<sup>48</sup> nachgelesen werden.

## 7.2. Die Treuhändereinsetzung

In der Firmenchronik heißt es, daß unterschiedliche Auffassungen zwischen den Besatzungsbehörden und Herbert J. Schmauser dazu führten, daß ein Treuhänder eingesetzt wurde.<sup>49</sup> (66) Tatsächlich habe ich festgestellt, daß der Spruch vom 3. Mai 1947 Herrn Schmauser verbot, freiberuflich oder selbständig in einem Unternehmen oder gewerblichen Betrieb jeglicher Art zu arbeiten.<sup>50</sup> Es kam zu einer Treuhändereinsetzung, und die Geschäftsführung des Drei-S-Werkes lag von da

an in den Händen des Treuhänders. Dem Prüfungsbericht dieses Treuhänders Nr. 414/48 vom 8. Oktober 1948 ist zu entnehmen, daß bereits am 6. Juni 1947 bei der Berufungskammer in Nürnberg ein Antrag auf Berufung eingereicht wurde und man bis Ende August 1948 mit einem Urteil rechnete. Der Revisionsbericht hielt außerdem fest, daß es keine wesentlichen Beanstandungen und Mängel gab. Das Werk sei gut geleitet und das Verhältnis zwischen Treuhänder und Komplementär „erträglich“.<sup>51</sup>

## 7.3. Das Berufungsverfahren und der Vergleich

Herbert Schmauser ging am 5. September 1947 gegen das Spruchurteil mit den ihm auferlegten Sühnemaßnahmen in Berufung, so daß es erneut zu einer Prüfung des Sachverhalts vor der Berufungskammer IV Nürnberg-Fürth unter dem Aktenzeichen I. Instanz MÜ/620 kam. Darin stellte man fest, daß weder der Tatbestand gehässiger Haltung gegen Gegner der NSDAP noch der Tatbestand gehässiger Haltung gegen Kriegsgefangene oder gegen die Bevölkerung ehemals besetzter Gebiete auf ihn zuträfe. Er sei auch nicht als „Spitzel oder Denunziant“ aufgetreten und habe auch nicht die Einleitung eines Verfahrens gegen andere wegen rassistischer, religiöser oder politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus verursacht. Man erkannte letztlich, daß Herr Schmauser ausschließlich zum Zwecke der Arbeitsförderung Strafmaßnahmen gegen solche Arbeiter ergriff. Hinsichtlich des Erwerbs der Firma von Herrn Walter Tuchmann konnte nach eingehender Prüfung festgestellt werden, daß er zweifellos den Betrieb auf Kosten des damaligen Eigentümers und rassistisch Verfolgten im Zusammenhang mit der damalig betriebenen Arisierung gekauft hatte, sich aber weder an der Verfolgung Tuchmanns beteiligt, noch einen übermäßigen Vorteil aus diesem Kauf gezogen hatte. Aus dem Kauf sei lediglich ein Rückerstattungsanspruch für die Rechtsnachfolger Tuchmanns nach dem Rückerstattungsgesetz entstanden. Die Berufungskammer sah es als eindeutig an, daß Herr Schmauser nicht der NSDAP oder einer Gliederung dieser Partei angehört hatte, abgesehen von einigen nicht ins Gewicht fallenden Orga-

## Spruch:

I. Der Betroffene ist Aktivist.

II. Es werden ihm folgende Sühnmaßnahmen auferlegt:

1. Er wird auf die Dauer von 1 1/2 Jahren zu Hausarbeitsarbeiten für die Allgemeinheit herangezogen.
2. Sein Verdagen wird als Beitrag zur Wiedergutmachung in Höhe von 50,- eingewogen.
3. Er ist dauernd unfähig, ein öffentliches Amt einschließlich des Notariats und der Kammerarbeit zu bekleiden.
4. Er verliert seine Rechtsansprüche auf eine als öffentlichem Mittel zahlbare Pension oder Rente.
5. Er verliert das Wahlrecht, die Wahlbarkeit und das Recht, sich irgendwie politisch zu betätigen und einer politischen Partei als Mitglied anzugehören.
6. Er darf weder Mitglied einer Gewerkschaft noch einer wirtschaftlichen oder beruflichen Vereinigung sein.
7. Es ist ihm auf die Dauer von 5 Jahren untersagt:
  - a) in einem freien Beruf oder selbstständig in einem Unternehmen oder gewerblichen Betrieb jeglicher Art tätig zu sein.
  - b) als Lehrer, Prediger, Redakteur, Schriftsetzer oder

Die Kosten des Verfahrens werden dem Betroffenen auferlegt. Der Streitwert wird auf ~~271.085,-~~ RM festgelegt.

Insbesondere:

Sendfunk-Kommentator tätig zu sein;

8. Es steht ihm mit seiner Ehefrau 1 Wohnraum mit Kochenbenutzung zur Verfügung. Er darf ohne Genehmigung Schwabach nicht verlassen.
9. Er verliert alle ihm erteilten Approbationen, Konzessionen und Berechtigungen sowie das Recht einen Kraftwagen zu halten.

III. Der Betroffene hat die Kosten des Verfahrens zu tragen. Streitwert wird auf 271.085,- RM festgelegt.

*H. Langhans*  
Leitender  
zugleich f. v. insbesonderen  
abgeschied. Vorsitz. Bauer.

*J. Hillenmann*  
Fotokollführerin.

Abb. 5: Ausfertigung des Spruches der Spruchkammer Schwabach v. 3. Mai 1947.

nisationen. Der Spruch vom 3. Mai 1947 mußte daher aufgehoben werden, da Herr Schmauser von dem zugrunde liegenden Gesetz nicht betroffen war. Sogar die Kosten beider Rechtsverfahren trug die Staatskasse.<sup>52</sup> Die Gerechtigkeit hatte letztlich gesiegt. Am 16. Januar 1952 schloß das Drei-S-Werk vor der Wiedergutmachungskammer Fürth mit den Rückerstattungsantragstellern, den Rechtsnachfolgern Tuchmanns, einen Vergleich. Die Ansprüche wurden durch eine nachträgliche Zahlung in Höhe von 190.000 DM erledigt.

Bald danach wurde der im Grundbuch eingetragene Rückerstattungsanspruch gelöscht, so daß der Aufhebung der Vermögenskontrolle und der Rückkehr Schmausers als Geschäftsführer des Drei-S-Werks nichts mehr im Wege stand.<sup>53</sup>

### 7.4. Die Rückkehr Herbert J. Schmausers in die Firmenleitung

Herbert J. Schmauser führte ab dem Tag der Währungsreform die Geschäfte des Drei-S-

Werks wieder selbständig und die Vermögenskontrolle war aufgehoben. Spinnereinadeln waren in den Nachkriegsjahren besonders gefragt und die Umsätze stiegen. Das Firmenergebnis entwickelte sich stetig nach oben. Die alte Sprechnadel hatte noch einmal ein „Comeback“.<sup>54</sup> Die Zeit, in der Mitarbeiter wegen Kriegsgefangenschaft fehlten, war überstanden. Herr Schmauser konnte endlich nach vorne in eine bessere Zukunft blicken.<sup>55</sup>

## *8. Neue Marktbedürfnisse im wiedererblühenden Deutschland*

### *8.1. Die Firmenexpansion mit Herbert J., Harald R. und Erik M. Schmauser*

In den Jahren des Aufbaus in Deutschland mußte Herbert Schmauser neue Märkte erschließen, damit sich das Unternehmen weiterentwickeln konnte. In diese Zeit fiel auch der Kauf der „Wenglein Werke“. 1914 wurden über Carl Wenglein die „Norica Werke Nürnberg“ und die „Schwabacher Heroldwerke“ zur „Nürnberg-Schwabacher Nadelfabrik GmbH“ vereinigt. In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts machte die Firma durch Einfallsreichtum und andererseits durch den großen Grammophonbedarf bedeutende Gewinne. Nach dem 2. Weltkrieg geriet die Firma in finanzielle Schwierigkeiten. Die Maschinen und die Mitarbeiter dieser Firma wurden vom Drei-S-Werk übernommen.<sup>56</sup> Herbert Schmauser setzte die weitere Markterschließung erfolgreich um, indem er die Fertigung von Präzisionsnormteilen wie Schneidstempeln, Auswerferstiften und Prüfstiften einführte. Das Geschäft war sehr ertragreich, und das Unternehmen schrieb Erfolgsgeschichte. Mit der daraus resultierenden Finanzlage konnte die Öffnung des Marktes in den USA beginnen.<sup>57</sup>

1958 trat Herbert Schmausers Sohn Harald R. Schmauser nach einigen Jahren Auslandsausbildung in die Firma ein. Ab 1960 erhielt er Prokura und übernahm die Verantwortung für den kaufmännischen Teil der Firma. Zehn Jahre später konnte auch Erik M. Schmauser, der zweite Sohn, nach In- und Auslandslehr-

jahren zum Drei-S-Werk dazustoßen und übernahm die technische Verantwortung für den Betrieb.<sup>58</sup>

Wie in jedem Betrieb blieben auch hier Rückschläge nicht aus. Man hatte für den Aufbau einer Filznadelfertigung 800.000 DM aufgewendet und als der Haus- und Wohnungsbau Mitte der siebziger Jahre stark zurückging, wurde in der Industrie die Auslegteppichware, die mit diesen Filznadeln hergestellt wurde, nur noch in geringer Stückzahl produziert. Durch Überproduktion von Filznadeln bei den vorhandenen Lieferanten gaben die Preise nach, und schließlich mußte das Drei-S-Werk die Filznadelproduktion einstellen.<sup>59</sup> Die Lage verschärfte sich zusätzlich durch ungünstige Gesetzentwicklungen für Arbeitgeber und durch Kostenanstieg.<sup>60</sup> Es begann die Zeit, in der das Drei-S-Werk durch internationale „Joint Ventures“ versuchte, sich auf andere Märkten auszudehnen, um den Weltmarkt zu erschließen. Beispiele dafür waren Sao Paulo, Singapur und Győr (Ungarn).

Am Ende mußte das Werk die Erfahrung machen, daß Vorhaben dieser Art einen hohen finanziellen und zeitlichen Aufwand mit sich bringen und der Joint-Venture-Partner bereit sein muß, das Wissen und die Erfahrung des Drei-S-Werks zu akzeptieren. Auf unterschiedliche Weise trennte man sich in der Folge wieder von solchen Partnern.<sup>61</sup>

### *8.2. Die wirtschaftlich schwierigen Jahre*

Über eine Beteiligung, die das Drei-S-Werk an der Firma DEMA in Roth hatte, wurde 1991 in Dresden die Firma Kobornikus gekauft. Leider begleitete dieses Vorhaben eine falsche Risikoeinschätzung durch die Firma DEMA, was zu Fehlinvestitionen und letztlich 1993 zum Konkurs der Rother Firma führte. Das Drei-S-Werk wurde dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Nur durch hervorragendes Wirtschaftsdenken und Handeln durch die Geschäftsleitung des Werks in Zusammenarbeit mit dem damaligen Prokuristen Heller konnten die nachfolgend schwärzesten Jahre des Drei-S-Werks überwunden werden. Ab 1998 baute Erik M. Schmauser den Geschäftszweig „Piezoelektrische Biegeelemente“ auf, der große

Investitionen mit sich brachte. Harald R. Schmauser schied im Jahre 2000 als kaufmännischer Leiter altersbedingt aus der Firma aus.<sup>62</sup>

### *9. Die Unternehmensverlagerung unter der Firmenleitung von Till Schmauser*

Im Jahre 2004 trat Dipl.-Ing. Till M. Schmauser, der Sohn Erik M. Schmausers, als weiterer Geschäftsführer in die Firma ein. Unter ihm wurde eine ganz neue Struktur im Vertrieb „Präzision“ eingeführt. Das Geschäftsmodell beinhaltete nicht nur Produktion, sondern auch die Entwicklung und Erstellung von Produkten im Netzwerk für Endkunden, Systemhändler und Spezialhändler. 2006 schied der Vater Erik M. Schmauser als Geschäftsführer aus und blieb dem Werk weiter als freier Berater erhalten.<sup>63</sup> Ein neues Unternehmensbild prägte nun das Drei-S-Werk.

Ab 2007 suchte Till Schmauser im Stadtgebiet Schwabach nach einer größeren Fläche für ein neues Drei-S-Werk. Es gab zu diesem Zeitpunkt viele Überlegungen und auch die Verlagerung des Standortes ins Ausland wurde dabei miteinbezogen. Die Stadt Schwabach, die man um Mithilfe bei der Suche bat, ließ viel wertvolle Planungszeit verstreichen, so daß man sich letztlich unter allen gebotenen Möglichkeiten für den Standort Neuendettelsau entschied. Viele Faktoren sprachen für diesen Umzug und Neuendettelsau schien die besten Voraussetzungen für das neue Drei-S-Werk zu bieten.<sup>64</sup> So war es nur natürlich, daß Ende Mai 2007 der Baubeginn eines neuen Drei-S-Werks in Neuendettelsau erfolgte. Ab Ende Juli 2008 konnte der Umzug des alten Werks in Schwabach aus der Nördlichen Ringstraße 14 nach Neuendettelsau in die Schmauser-Straße 3 erfolgen. Die Geschäftsfelder des Drei-S-Werks gliederten sich nach dem Stand November 2008 in den Bereich Präzision und Nadlerei. Die wichtigsten Kunden für Präzisionsprodukte kamen aus Deutschland, Italien, Frankreich und einigen anderen Ländern Europas, während die Nadlerei ihren Absatzmarkt in China, Indien und Südamerika hatte.<sup>65</sup> Das Produktspektrum der Nadlerei reichte nach diesem Stand von Nadeln mit Durch-

messer 0,3 bis 3,4 mm, die für textile und nichttextile Anwendungen benötigt werden. Ganze Nadelsysteme und Wellen/Achsen im Durchmesser 0,3 bis 3,4 mm in verschiedenen Materialien vervollständigten das Produktspektrum Nadlerei. Im Geschäftsfeld „Präzision“ gab es Artikel im Abmessungsspektrum im Durchmesser 0,5 bis 40 mm und von 20 bis 2000 mm Länge.<sup>66</sup> Alleine an dieser Produktvielfalt kann man erkennen, daß sich das heutige Drei-S-Werk unter seinen Geschäftsführern zu einem vielseitigen, wirtschaftlich und technisch modernen und innovativen Unternehmen entwickelt hat, das nie vergaß, den Blick auf zukünftige Entwicklungen zu richten, um den Wandel der Zeit zu erkennen und das Unternehmen erfolgreich weiterzuführen.

### *10. Die Geschichte des Drei-S-Werks – eine Geschichte geprägt von Zeit, Politik und tatkräftigen Männern*

Die Meinung eines Staatsarchivmitarbeiters in Nürnberg, daß das Drei-S-Werk schon viele Höhen und Tiefen gemeistert habe, kann ich nach dem Bearbeiten meines Facharbeitsthemas uneingeschränkt teilen. Die rund 160jährige Geschichte des Drei-S-Werks zeichnet ein Bild, das immer wieder vom Zeitwandel, aber auch von politischen Gegebenheiten, die sich in Deutschland abspielten, und von tatkräftigen Männern der Drei-S-Werkführung geprägt war. Mitglieder meiner eigenen Familie profitierten davon, daß das Drei-S-Werk nach dem Krieg wieder in den Besitz der Familie Schmauser gelangte, die sehr viel für ihre Mitarbeiter ermöglichte. Sie konnten sich in Schwabach eine Existenz in den schwierigen Zeiten des Wiederaufbaus in Deutschland sichern.

Am Beispiel des Drei-S-Werks wurde mir klar, daß durch die nationalsozialistische Willkürherrschaft nicht nur Juden, Fremdarbeiter, sondern auch alle Teile der Bevölkerung, die Industrie Deutschlands und die vom Nationalsozialismus überrannten Länder sehr schweren Schaden nahmen. Meiner Meinung nach blieb dem Drei-S-Werk in dieser Zeit gar nichts anderes übrig, als die Gesetze der damaligen Regierung im Bereich des Fremdarbeiterprogramms und im Bereich der Unternehmensführung zu befolgen. Ich erkannte,

daß anschließend, wenn die Regierung wechselt, es sehr schwierig ist, die Unschuld an entstandenen Leid als Folge diktatorischer Staatsgewalt zu beweisen, vor allem, wenn es auch Menschen gibt, die Schuld auf sich geladen haben. Die Herren Richard und Herbert J. Schmauser erwarben am 2. Februar 1938 das jüdische Fabrikunternehmen „Fr. Reingruber Drei-S-Werke“ in Schwabach. Herr Tuchmann verkaufte das Werk, weil er eine Strafverfolgung aufgrund der damals geltenden nationalsozialistischen Gesetze erwartete. Dieser Kauf wurde zum Verhängnis, weil ein ehemals jüdischer Betrieb in „arische“ Hände gelangte. Es ist schwierig, objektiv zu beurteilen, ob die Herren Schmauser politische Beziehungen nutzten, um so das Werk kaufen zu können. Hätten sie das Unternehmen nicht gekauft, hätte es ein anderer Unternehmer an ihrer Stelle getan. Wer trägt nun die Schuld? Die gesetzlichen Grundlagen lieferte die damalige Gewaltherrschaft des Dritten Reiches und machte es überhaupt erst möglich, daß solche schuldbeladenen Transaktionen stattfinden konnten. Schuld aus eigensüchtiger Handlungsweise ist meiner Meinung nach für die Herren Schmauser nicht entstanden. Sie haben aufgrund der gesetzlichen Möglichkeiten die wirtschaftlichen Vorteile genutzt, so wie es jeder andere Kaufmann auch getan hätte. Später hat Herbert J. Schmauser sich mit den Rechtsnachfolgern von Herrn Tuchmann vor der Wiedergutmachungskammer in Fürth lt. Rückerstattungsgesetz geeinigt und war bereit als Ausgleich für die wirtschaftlichen Vorteile 190.000 DM zu bezahlen. Herbert J. Schmauser gelang es durch seine psychische und physische Stabilität, die Kraft für seinen Unschuldsbeweis zu erbringen. Parallelen zu dieser Sachlage sehe ich dabei in Fällen, die sich nach der Wiedervereinigung Deutschlands abspielten. Dort war es ebenso schwierig zu beweisen, daß ein Widerstand oder Ungehorsam, beispielsweise gegen den Schießbefehl an der innerdeutschen Grenze, unmöglich gewesen wäre.

Das Zeitzeugengespräch mit meinem Großvater hat mich sehr beeindruckt. Es war für mich eine neue Erfahrung, Informationen aus erster Hand zu erhalten. Die Tatsache, daß mein Großvater im Alter von 17 Jahren das

Gymnasium verlassen mußte und so dem direkten Tod an der Ostfront entgehen konnte, hat mich sehr zum Nachdenken gebracht. Er hatte aber durch das einschreitende Handeln von mutigen Menschen Glück. Durch seine Arbeit mit Fremdarbeitern im Säckinger Aluminiumwerk wurde er erst viel später als seine anderen Mitschüler in den Krieg eingezogen und hatte damit eine bessere Chance, den 2. Weltkrieg zu überleben. Nach dem Krieg konnte er sein Abitur machen und wurde Elektroingenieur im aufblühenden Deutschland. Zum ersten Mal wurde mir bewußt, wie anders doch das Leben von Jugendlichen und Erwachsenen damals im Vergleich zur heutigen Zeit war. Wir beschäftigen uns jetzt mit völlig anderen Dingen. Letztlich erlangte ich noch eine Erkenntnis, nämlich daß es gerade für uns junge Menschen wichtig ist, aus den Fehlern der Geschichte zu lernen, damit es in Deutschland niemals mehr möglich ist, eine solche Gewaltherrschaft aufzubauen, unter der alle Menschen leiden müssen.<sup>67</sup>

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Smith, A.: Der Wohlstand der Nationen. München 1798, S. 10.
- <sup>2</sup> Bläuung war eine Polierung mit eckigem Schleifstein an der Spitze und Ohr, damit die Stellen bläulich anliefen.
- <sup>3</sup> Drees – Hüttemann, A./Tietmeyer, E.: Die Nadel. Produktion u. Anwendung. Iserlohn 1991, S. 7ff.
- <sup>4</sup> Abbildung entnommen aus Drees – Hüttemann/Tietmeyer: Nadel (wie Anm. 4), S. 11.
- <sup>5</sup> Schmauser, E. M.: 150 Jahre 1850–2000. Drei-S-Werk. Schwabach 2000, S. 1.
- <sup>6</sup> Salken, G.: SSS Fürsten. 100 Jahre Drei-S-Werk. Wiesbaden 1950, S. 13.
- <sup>7</sup> Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 2.
- <sup>8</sup> Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 13.
- <sup>9</sup> Bezeichnung dürfte auf die Besitzer hinweisen, allerdings keine Hinweise in einschlägiger Literatur (Häusergeschichte Schwabach).
- <sup>10</sup> Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 13.
- <sup>11</sup> Ebd., S. 14f.
- <sup>12</sup> Ebd., S. 16.
- <sup>13</sup> Bezeichnung nach dem damaligen Besitzer.
- <sup>14</sup> Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 16.
- <sup>15</sup> Ebd., S. 16ff.
- <sup>16</sup> O.V.: 125 Jahre Drei-S-Werk. O.O.u.J., S. 4.

- 17 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 20.
- 18 O.V.: 125 Jahre Drei-S-Werk. O.O.u.J., S. 4.
- 19 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 20.
- 20 Hofmeier, F.: Wege durch die Geschichte 4. Berlin 1994, S. 144.
- 21 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 21f.
- 22 Klageschrift v. 26.2.1947, Staatsarchiv Nürnberg, Spruchkammer Schwabach N Sch 95, Entnazifizierung Herbert Schmauser.
- 23 Kaufvertrag Drei-S-Werk v. 2.2.1938, Nürnberg, Spruchkammer Schwabach N Sch 95, Entnazifizierung Herbert Schmauser, S. 2f.
- 24 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 22.
- 25 Kaufvertrag Drei-S-Werk (wie Anm. 23), S. 4.
- 26 Abb. 3: Walter Tuchmanns Cadillac entnommen aus Photoalbum Drei-S-Werk, Firmenarchiv Schwabach.
- 27 Kaufvertrag Drei-S-Werk (wie Anm. 23), S. 7.
- 28 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 22.
- 29 Spruchkammerurteil v. 3.5.1947, Staatsarchiv Nürnberg, Akte Spruchkammer Schwabach N Sch 95, Band 1, Entnazifizierung Herbert Schmauser., S. 2.
- 30 Hofmeier: Wege (wie Anm. 20), S. 198.
- 31 Programm des Arbeitseinsatzes v. 20.4.1942, Firmenarchiv Drei-S-Werk Schwabach, Akte Russeneinsatz, S. 1.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd., S. 3.
- 34 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 25.
- 35 Programm des Arbeitseinsatzes (wie Anm. 31), S. 7.
- 36 Ebd., S. 8.
- 37 Aufstellung russischer Zivilarbeitskräfte, Firmenarchiv Drei-S-Werk Schwabach, Akte Russeneinsatz.
- 38 Interview mit Walter Brutsche, 13.3.2009.
- 39 Es verblieben je nach Arbeiter Restbeträge zwischen 0,34 RM und 3,10 RM pro Stunde.
- 40 Vereinbarung v. 24.6.1942, Firmenarchiv Drei-S-Werk Schwabach, Akte Russeneinsatz.
- 41 O.V.: „Der Krieg ist vergessen, ein ehemaliger Kriegsgefangener in Schwabach“, in: Schwabacher Tagblatt v. 1.7.1965, o.S.
- 42 Interview mit Walter Brutsche, 13.3.2009.
- 43 Hofmeier, F.: Wege durch die Geschichte 5. Berlin 1994, S. 7.
- 44 Gesetzliche Vorschriften der amerikanischen Militärregierung in Deutschland, Firmenarchiv Drei-S-Werk, Schwabach, Akte Russeneinsatz, Ausgabe A 1.6.1946, S. 27.
- 45 Klageschrift (wie Anm. 22), S. 1.
- 46 Ebd., S. 2.
- 47 Protokoll Spruchkammersitzung v. 2./3.5.1947, Staatsarchiv Nürnberg, Spruchkammer Schwabach N Sch 95, Bd. 1, Entnazifizierung Herbert Schmauser, S. 2ff.
- 48 Spruchkammerurteil v. 3.5.1947, Staatsarchiv Nürnberg, Spruchkammer Schwabach N Sch 95, Bd. 1, Entnazifizierung Herbert Schmauser, S. 3.
- 49 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 26f.
- 50 Spruchkammerurteil v. 3.5.1947 (wie Anm. 48), S. 1.
- 51 Revisionsbericht v. 30.8.1948, Staatsarchiv Nürnberg, Akte Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung Außenstelle Nbg. Nr. 3443, Vermögenskontrolle Drei-S-Werk, S. 9.
- 52 Spruchurteil v. 15.12.1948, Staatsarchiv Nürnberg, Akte Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung Außenstelle Nbg. Nr. 3443, Vermögenskontrolle Drei-S-Werk, S. 1ff.
- 53 Brief d. Drei-S-Werks v. 17.1.1952 an das BLA für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung, Staatsarchiv Nürnberg, Akte Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung Außenstelle Nbg. Nr. 3443, Vermögenskontrolle Drei-S-Werk.
- 54 Salken: SSS Fürsten (wie Anm. 6), S. 27.
- 55 Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 5.
- 56 Schöler, E./Weigand, S./Dippert, W.: Historisches Stadtlexikon Schwabach. Schwabach, 2008, S. 791.
- 57 Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 5.
- 58 O.V.: 125 Jahre Drei-S-Werk., O.O.u.J., S. 6.
- 59 Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 5.
- 60 O.V.: 125 Jahre Drei-S-Werk., O.O.u.J., S. 6.
- 61 Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 6.
- 62 Schmauser: 150 Jahre (wie Anm. 5), S. 5.
- 63 Schmauser T.: Kurzdarstellung Drei-S-Werk. Neuendettelsau 2008, S. 2.
- 64 Persönliches Gespräch mit E. M. Schmauser vom 23.2.2009 im Firmenarchiv Schwabach.
- 65 Schmauser: Kurzdarstellung (wie Anm. 63), S. 9.
- 66 Ebd., S. 10.
- 67 Besonders möchte ich mich bei Herrn Erik Schmauser bedanken, der mir auch Antworten geben konnte, die weder in Archiven noch in entsprechender Fachliteratur zu finden waren, und mir viele Unterlagen und Dokumente aus dem Firmenarchiv leihweise für die Erstellung der Facharbeit zur Verfügung stellte.

# Umgang mit der jüdischen Geschichte in Schwabach – Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit

von

Melanie Humpenöder

## 1. 2010 – ein besonderes Jahr für die jüdische Geschichte in Schwabach

Endlich ist es soweit! In Schwabach wird Ende des Jahres 2010 nach fast neunjähriger Forschungsarbeit ein jüdisches Museum eröffnet. Die bedeutende jüdische Geschichte Schwabachs beginnt im frühen Mittelalter und endet leider, wie in vielen deutschen Städten, mit dem Rassenwahn und der nationalsozialistischen Ideologie. Wieviel ist von dieser Vergangenheit heute noch vorhanden? Während sich im Jahre 2000 eine Studie mit dem allgemeinen Umgang mit der NS-Zeit beschäftigte,<sup>1</sup> soll in der folgenden Arbeit aufgezeigt werden, inwieweit man sich in Schwabach nach der Kapitulation 1945 speziell mit der jüdischen Geschichte und den Schicksalen der Juden im Dritten Reich auseinandergesetzt hat. Dies ist unter anderem für die künftige Museumsleitung interessant, die dadurch Ausstellungsschwerpunkte oder Versäumnisse in der jüdischen Geschichtsschreibung entdecken kann. Die vorliegende Untersuchung fügt sich größtenteils aus der Analyse von Dokumenten und Primärquellen des Stadtarchivs und Stadtmuseums Schwabachs sowie aus Artikeln der Regionalzeitung „Schwabacher Tagblatt“ zusammen. Leider verfügen beide Institutionen über verschiedene Ordnungssysteme, und so sind manche Zeitungsartikel in den Fußnoten unterschiedlich notiert. Die Aktualität kann nicht ganz gewährleistet werden. Die sehr gewissenhaft geführten Abheftungen über Pressebeiträge reichten im Jahr 2009 meist nur bis in das Jahr 2007. Unterstützend zu den schriftlichen Quellen und vielen Gesprächen mit dem Stadtarchivar und dem Museumsleiter sind wichtige Persönlichkeiten des lokalgeschichtlichen Bereichs Schwabachs und Mittelfrankens in Interviews befragt worden. Trotz alledem kann die Geschichts-

aufarbeitung des Judentums nach 1945 in Schwabach detailliert dokumentiert werden.

Die Gliederung der Arbeit orientiert sich an wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Vergangenheitsbewältigung der Zeit des NS-Regimes in Deutschland, da es auf Bundesebene kaum Literatur über den Umgang mit der jüdischen Geschichte dieser Zeit gibt. Die „Informationen zur politischen Bildung“ der Bundeszentrale für politische Bildung<sup>2</sup> verschaffen einen sehr guten Überblick über die Chronologie dieser NS-Vergangenheitsbewältigung.<sup>3</sup> Man findet in der Geschichtswissenschaft bald zwei vorherrschende Unterteilungsmuster für die Aufarbeitung: Der Politikwissenschaftler Helmut König schlägt vor, die Geschichtsaufarbeitung in Zeitphasen zu strukturieren,<sup>4</sup> wohingegen es der Historiker Peter Reichel für sinnvoller hält, diese verschiedenen Handlungsbereichen zuzuordnen.<sup>5</sup> Da sich die Handlungsbereiche bei Peter Reichel oft überlappen<sup>6</sup> und Helmut Königs Zeitphaseneinteilung für Schwabach etwas modifiziert werden muß, werden mit den nachfolgenden ersten Kapiteln vier Phasen einer Vergangenheitsbewältigung der jüdischen Geschichte in Schwabach aufgezeigt, die Ereignisse, Veranstaltungen und Trägerchaften zum Thema Geschichtsschreibung benennen. Gemäß Helmut König verschweigt man in der Schwabacher Nachkriegszeit und in der Ära Adenauer bis 1959 die jüdischen Opfer. Durch den Generationskonflikt von 1960 bis 1990 kommt es schließlich in den neunziger Jahren zum Höhepunkt der Geschichtsaufarbeitung. Helmut Königs Thesen, die sich bis ins Jahr 2000 erstrecken, müssen weiter gefaßt werden, und so bieten sich ab der Jahrtausendwende immer mehr Möglichkeiten, das Wissen über jüdische Geschichte zu vergrößern. Geschichtswissenschaft bald zwei vorherrschende Unterteilungsmuster für die Aufarbeitung: Der Politikwissenschaftler Helmut

König schlägt vor, die Geschichtsaufarbeitung in Zeitphasen zu strukturieren,<sup>4</sup> wohingegen es der Historiker Peter Reichel für sinnvoller hält, diese verschiedenen Handlungsbereichen zuzuordnen.<sup>5</sup> Da sich die Handlungsbereiche bei Peter Reichel oft überlappen<sup>6</sup> und Helmut Königs Zeitphaseneinteilung für Schwabach etwas modifiziert werden muß, werden mit den nachfolgenden ersten Kapiteln vier Phasen einer Vergangenheitsbewältigung der jüdischen Geschichte in Schwabach aufgezeigt, die Ereignisse, Veranstaltungen und Träger-schaften zum Thema Geschichtsschreibung benennen. Gemäß Helmut König verschweigt man in der Schwabacher Nachkriegszeit und in der Ära Adenauer bis 1959 die jüdischen Opfer. Durch den Generationskonflikt von 1960 bis 1990 kommt es schließlich in den neunziger Jahren zum Höhepunkt der Geschichtsaufarbeitung. Helmut Königs Thesen, die sich bis ins Jahr 2000 erstrecken, müssen weiter gefaßt werden, und so bieten sich ab der Jahrtausendwende immer mehr Möglichkeiten, das Wissen über jüdische Geschichte zu vergrößern. Im sechsten Kapitel wird schließlich festgehalten, wie intensiv man die jüdische Geschichte in Schwabach bis jetzt verfolgt hat, welchen Voraussetzungen und Bedingungen sich das zukünftige Museum zu stellen hat und welche Lücken in der Geschichtsaufarbeitung noch zu schließen sind.

## 2. 1949 – 1959: Schweigen

In den ersten Jahren nach der Kapitulation am 19. April 1945 wird der nationalsozialistische Antisemitismus in Schwabach aus der Artikulation und Erinnerung verdrängt. Schwabach sieht sich unter der Besatzung der US-Armee mit neuen Aufgaben konfrontiert, die die gesamte Konzentration der Verwaltung und Bevölkerung für sich beanspruchen. Somit bleibt keine Zeit für eine Aufarbeitung der Vergangenheit: Angeordnete Entnazifizierung, immense Bevölkerungsdichte aufgrund von Flüchtlingsströmen sowie ein zunehmender Mangel an Nahrung und Wohnraum sind Alltagsprobleme, für die selten einfache Lösungen gefunden werden können.<sup>7</sup> Die steigende wirtschaftliche Not und die Erleb-

nisse aus dem Krieg und der Kriegsgefangenschaft haben die Schwabacher traumatisiert.<sup>8</sup> Die Geschehnisse sind noch zu un-mittelbar im Gedächtnis, als daß man sie psychisch verarbeiten könnte oder wollte. Der Heimathistoriker Heinrich Krauß charakterisiert die wesentlichen Nachkriegs-verhältnisse Schwabachs in der kurzen Stadtchronik von 1950 : „*Die nationalsozialistische Zeit von 1933–1945, die auch den verhängnisvollen 2. Weltkrieg (1939–1945) mit seinen weltpolitischen Auswirkungen umfaßt, der von neuem die friedliche Aufwärtsentwicklung auch unserer Stadt Schwabach jäh unterbrach, kann infolge der eine objektive Beurteilung erschwerenden Zeitnähe und infolge der in raschem kaleidoskopartigen Wechsel sich vollziehenden, zur Zeit kaum ueberschaubaren Geschehnisse und der manigfaltigen Ueberfaelle der Ereignisse in dem vorliegenden ... kurz zusammengefaßten Geschichtsuueberblick nicht näher dargestellt werden.*“<sup>9</sup>

Nach den 1950ern kommt es in Schwabach zur „*Doppelstrategie der Vergangenheitsbewältigung*“:<sup>10</sup> Ehemalige NS-Aktivisten werden wieder in das soziale und wirtschaftliche Umfeld eingegliedert,<sup>11</sup> und gleichzeitig tabuisiert man die nationalsozialistische Vergangenheit im öffentlichen Diskurs. Historische Publikationen über Schwabach schildern vermehrt den 30jährigen Krieg<sup>12</sup> oder heben bekannte Personen, die in Verbindung mit der Stadt stehen, hervor.<sup>13</sup> Der 2. Weltkrieg findet nur durch städtebauliche Maßnahmen oder die Darstellung der gegnerischen Luftangriffe Erwähnung.<sup>14</sup> Die Existenz Schwabacher Juden wird in der Geschichtsschreibung bis ins Jahr 1960 ausgelassen. Dies belegen Jutta Beyers Forschungen aus den Jahren 1989 und 1994.<sup>15</sup> Selbst im „Schwabacher Tagblatt“ finden sich keine Artikel über die Zeitgeschichte.

## 3. 1960 – 1990: Generationskonflikt

In der Zeit von 1960 bis 1990 kommt es in Schwabach zu einem Diskurs zwischen der jungen und alten Generation: Die Jungen, die den Krieg nicht oder nur im Kindesalter miterlebt haben, wollen von ihren Eltern

und Großeltern, die vielfach im NS-Regime involviert gewesen sind, die Wahrheit über die Vorkommnisse des Dritten Reichs erfahren. Äußere Faktoren, wie die antisemitische Schmierwelle in Deutschland ab 1959 oder der Eichmannprozess 1961,<sup>16</sup> regen Diskussionen über Schuld und Versäumnisse an. Die ersten vereinzelt Ansätze für eine Geschichtsaufarbeitung werden von den älteren Zeitzeugen blockiert. Eltern und Großeltern fürchten, wegen ihrer beschämenden Taten angeklagt zu werden.

### 3.1. Erste Impulse

#### 3.1.1. Jugend- und Erwachsenenbildung – viele Fragen, wenig Antworten?

Die antisemitische Schmierwelle,<sup>17</sup> die im Januar 1960 auch Schwabach erreichte,<sup>18</sup> eröffnete eine Debatte über die NS-Vergangenheit: „Wie konnte das passieren?“<sup>19</sup> fragt sich die katholische Jugend und macht in dem Jugendprogramm „Wächst Gras drüber“ in Präsentationen, Filmvorführungen und Gesprächsrunden auf die Zeitgeschichte zwischen 1933 und 1945 aufmerksam. Die Vorstellung ist ein voller Erfolg: Zahlreiche Jugendliche interessieren sich für das Thema, und so sind bald nur noch Stehplätze im Veranstaltungsraum vorhanden.<sup>20</sup> Die Erwachsenenbildung befaßt sich auch mit der jüngsten Vergangenheit: In einem der fünf Diskussionsabende mit Studienrat Walter Vonficht wird das Thema „Liquidierung des Judentums“<sup>21</sup> besprochen. Ausschließlich junge Menschen besuchen die Abende, obwohl die ältere Generation doch aus eigener Erfahrung das Dritte Reich schildern könnte. Immer wieder tritt die Frage nach der Schuld und der Verantwortung der eigenen Vorfahren auf: Wer hat Schuld? Gibt es Kollektivschuld und warum hat man damals keinen Widerstand geleistet? Bis 1960 finden Jugendliche bei den Eltern oder in der Schule keine oder nur eine verfälschte Antwort auf ihre Fragen. Die Heranwachsenden wünschen sich verstärkt einen Umgang mit der Vergangenheit und kritisieren die Blockade der Alten. Sie möchten die gegenwärtige Situation wie zum Beispiel die Auschwitzpro-

zesse oder die antisemitischen Parolen an Hauswänden im historischen Kontext verstehen.<sup>22</sup>

#### 3.1.2. Schulbildung – Zeitgeschichte ein Thema?

Ein erster Fortschritt kann 1960 im Schulwesen erkannt werden: Ab diesem Schuljahr zählen Filme, wie „Das Tagebuch der Anne Frank“<sup>23</sup>, „Mein Kampf“<sup>24</sup> und thematisierte Studientage, wie „NS-Ursprung-Ideologie-Wirklichkeit“<sup>25</sup> zum Lehrprogramm des Adam-Kraft-Gymnasiums in Schwabach. Der Besuch der jüdischen Kultusgemeinde in Nürnberg wird ab dem Schuljahr 1971/72<sup>26</sup> eine Tradition des Gymnasiums, die bis heute andauert.<sup>27</sup> In Exkursionen werden die Konzentrationslager Dachau<sup>28</sup> und Flossenbürg<sup>29</sup> sowie das ehemalige Reichsparteitagsgelände und spätere Dokumentationszentrum in Nürnberg<sup>30</sup> besucht. Des weiteren finden 1988 bis 1989 wohl schulinterne Ausstellungen mit den Titeln „Schwabach im Dritten Reich“ und „Die Juden in Schwabach“ statt.<sup>31</sup> Ob sich die Fragen der Jugend damit gelöst haben, bleibt allerdings offen.

#### 3.1.3. Senator Jean Mandel in der Arbeitsgemeinschaft – ein Leidensweg der Juden?<sup>32</sup>

Der bayerische Senator und Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde in Fürth, Jean Mandel, referiert am 21. Februar 1973 bei der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben“<sup>33</sup> über die Geschichte der Schwabacher Juden und leistet somit den ersten, wenn auch noch sehr zwiespältigen Beitrag zur wissenschaftlichen Geschichtsforschung. Jean Mandel versucht, anhand weniger noch vorhandener Unterlagen den Leidensweg jüdischer Schwabacher von 1348 bis 1973 zurückzuverfolgen und hebt ihre besondere Bedeutung im sozialen und wirtschaftlichen Bereich hervor, die in der Festschrift zum 600jährigen Jubiläum der Stadt Schwabach<sup>34</sup> vergessen worden ist. Die frühe geschichtliche Judendiskriminierung hat er in den „Petzold-Chroniken“<sup>35</sup> nachgeschlagen. Der Senator mutmaßt, daß es infolge der rapiden



Abb. 1: Ausstellungsplakat „Unterbelichtet“  
(Photo: Melanie Humpenöder).

Abnahme in den Bevölkerungsstatistiken bereits vor 1933 einen starken Antisemitismus in Schwabach gegeben haben muß. Er hält fest, daß sich die jüdische Gemeinde am 25. August 1938, nach dem Verkauf der Synagoge und der Umbenennung der Synagogengasse in Schlöttergasse, aufgelöst haben muß. Dabei beruft er sich auf Aussagen Eugen Tanhausers<sup>36</sup> und von Nachkommen ehemaliger Schwabacher Juden, wie die des letzten amtierenden Rabbiners Dr. Salomon Mannes oder des Gemeindevorstandes Otto Feuchtwanger.<sup>37</sup> Diese hatte er bei seiner weltweiten Suche nach jüdischen Überlebenden aus Mittelfranken kennengelernt. Zum Abschluß geht Mandel auf die weitere Entwicklung des jüdischen Lebens ab 1945 ein und stellt fest, daß nach dem Tod des einzigen zurückgekehrten Schwabacher Juden Markus Graf 1948 keine Juden mehr in Schwabach ansässig sind. Auch wenn Jean Mandels persönliche Spekulationen hauptsächlich die Leiden der Juden fokussieren, ist seine Präsentation doch ein öffentlicher

und wissenschaftlicher Beginn für das Geschichtsgedächtnis in Schwabach. Eine große Zahl an Besuchern bestätigt das Interesse.

### 3.1.4. Unterbelichtet – Klaus Neunhoeffer berichtet<sup>38</sup>

Vom 7. bis 22. Oktober 1988 bieten Gerhard Bauer, Wolf Dieter Müller und Klaus Neunhoeffer in Eigeninitiative die Ausstellung „Unterbelichtet – Zur Geschichte des Nationalsozialismus in Schwabach“ in der Galerie „Wein und Kunst“<sup>39</sup> in Schwabach an. Diese zweigeteilte und eintrittsfreie Präsentation beleuchtet zum einen allgemein die Verführbarkeit der Jugend im Dritten Reich und zeigt zum anderen erstmals die Schicksale Schwabacher Juden vor und in der Reichspogromnacht des 9. November 1938 auf. Die Aussteller haben im Vorfeld das Stadtarchiv Schwabach nach Primärquellen durchsucht und Zeitzeugen befragt. Sie wollen mit dieser „notwendigen Ergänzung zur Schwabacher Geschichtsschreibung“<sup>40</sup> allen Miteinwohnern einen Einblick in die NS-Zeit Schwabachs ermöglichen und weitere Zeitzeugen dazu ermutigen, ihre Erfahrungen zu erzählen. Es gelingt ihnen eine authentische Darstellung mit Exponaten, Text- und Bildquellen sowie abwechslungsreichem Rahmenprogramm, bei dem der Oberbürgermeister Hartwig Reimann und der KZ-Überlebende Max Mannheimer mitwirken. Obwohl 600 bis 700 Besucher anfänglich deutlich zwischen Skepsis und Neugier für die Aufarbeitung der Schwabacher Vergangenheit geschwankt haben, halten später alle die Initiative für einen wichtigen Schritt. Dieser These schließen sich auch viele ältere Personen an. „Unterbelichtet“ liefert in der Schlüsselposition als erste realitätstreue Darbietung weitere Impulse für die Geschichtsaufarbeitung in den 1990er Jahren. Allerdings sammelten Gerhard Bauer, Wolf Dieter Müller und Klaus Neunhoeffer die Quellen keineswegs strukturiert oder themenorientiert, weshalb man noch nicht von einer wissenschaftlichen Arbeit

sprechen kann. Ihnen muß trotzdem ein großes Lob zugesprochen werden, da der grundsätzliche Versuch einer Dokumentation der dunklen Vergangenheit Schwabachs rein aus persönlichem Interesse und Engagement in Angriff genommen worden ist.

### 3.2. Blockade der alten Generation

#### 3.2.1. Joseph A. Seidling – ein Stadtheimatpfleger der Geschichtsverdrängung?

Auch wenn es durch den regen Erfolg von „*Unterbelichtet*“ so scheint, als habe nun auch die ältere Generation ihre Blockade gegen die Aufarbeitung aufgegeben, gibt es immer noch viele, teilweise einflußreiche Schwabacher, die die Wahrheit verschweigen: In einer internen Stadtratssitzung 1988 wird der Antrag der Partei Die Grünen für eine Rückbenennung der Schlötzergasse in Synagogengasse anläßlich des 50. Gedenkjahres des Judenpogroms abgelehnt.<sup>41</sup> Die ehemalige Synagogengasse war 1938 im Zuge des NS-Regimes in Schlötzergasse umbenannt worden.<sup>42</sup> Herr Schlötzer war ein Holzfigurenschneider und Spielwarenfabrikant, der von 1894 bis 1911 das Anwesen in der Synagogengasse Nr. 2 besessen hatte.<sup>43</sup> Allerdings wehrt sich 1998 Stadtheimatpfleger Joseph Andreas Seidling vehement gegen eine Änderung, und so kann man sich nur auf die Anbringung eines Zusatzschildes einigen, um an die jüdische Gemeinde zu erinnern. Die Streitfrage ist aber damit nicht beendet: Im Dezember des Jahres wird das Thema im „Schwabacher Tagblatt“ öffentlich,<sup>44</sup> und es entsteht schnell eine scharfe Kontroverse: Viele Leserbriefe werfen den Verantwortlichen Geschichtsverdrängung oder eine unsachgemäße Antragsabwicklung vor. Im Verhalten der Gremiumsmitglieder sehen einige sogar einen latenten Antisemitismus.<sup>45</sup> Ferner findet man, daß der Beschluß im Widerspruch zu anderen Gedenkaktionen des Jubiläumsjahres steht und spricht der Stadtverwaltung deshalb die Glaubwürdigkeit bei der Jugend ab. Die heftigste Attacke richtet sich gegen Seidling: In einem offenen Brief verlangt die Partei Die Grünen seinen Rücktritt.<sup>46</sup> Der Stadtheimat-

pfleger beendet daraufhin, ungeachtet einer bekräftigten Darstellung über den Antisemitismus in Schwabach von Wolfgang Dipert,<sup>47</sup> noch im Dezember 1988 die Beitragsserie. In seiner letzten Rechtfertigung in der Straßendiskussion legt er die jüdischen Schicksale für die NS-Zeit nach wie vor falsch aus.<sup>48</sup> Wie gewissenhaft er den Antrag der Partei ausgeführt hatte, mag strittig bleiben. Man muß jedoch stutzen, wenn Seidling mitteilt, am 21. Februar 1973 den Vorsitzenden der israelitischen Kultusgemeinde als Gastredner im „Geschichts- und Heimatverein Schwabach und Umgebung e.V.“ gehabt zu haben.<sup>49</sup> Erstens erwähnt er ein 16 Jahre zurückliegendes Referat im Kontext zur Straßenumbenennung und zweitens hatte der Vorsitzende Jean Mandel nachweislich, auf Einladung eines gewissen Richard Rometsch, an diesem Tag in der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben“ getagt. Richard Rometschs Einladungsgrund für Jean Mandel war darüber hinaus eine kurz zuvor erschienene historische Schrift Seidlings, die die jüdische Geschichte Schwabachs völlig ausspart.<sup>50</sup>

#### 3.2.2. Heinrich Schlüpfinger – der Neffe eines Antisemiten?

Als weitere Barriere im Umgang mit der Zeitgeschichte gilt der Heimatforscher und Herausgeber der Zeitungsbeilage „Schwabacher Heimat“ Heinrich Schlüpfinger. Dieser ist wie Seidling ein bedeutendes Mitglied des „Geschichts- und Heimatvereins Schwabach und Umgebung e.V.“<sup>51</sup> und verneint bis in den Tod den schriftlich fixierten Antisemitismus<sup>52</sup> seines Onkels Heinrich Krauß.<sup>53</sup> Schlüpfingers und Seidlings Einfluß nehmen im Alter ab, und so erwähnt eine Schwabacher Publikation aus dem Jahre 1986 zum erstenmal die jüdische Geschichte.<sup>54</sup> Schlüpfinger gibt 1997 die Produktion der „Schwabacher Heimat“ auf, als es zu einem heftigen Streit mit der Historikerin Sabine Weigand-Karg kommt, die ihren Aufsatz über die Schwabacher Opfer des nationalsozialistischen Euthanasie-Programms<sup>55</sup> in den Beilageheften veröffentlichen will.

#### 4. 1990 – 2000: Höhepunkt in der Geschichtsaufarbeitung

Nachdem viele der älteren Generation in den Ruhestand gegangen sind, löst sich die Blockade und der Weg einer umfassenden Geschichtsschreibung wird frei: Geschichtssprojekte neuer Größe entstehen, und Zeitzeugen, die sich ihrer befristeten Lebenszeit bewußt sind, beginnen nach 45 Jahren, ihre Erlebnisse zu schildern. Der Schock der Nachkriegszeit ist überwunden, und es gibt seit der Wiedervereinigung 1990 eine zweite zusätzliche Vergangenheit Deutschlands, die einen objektiven Umgang mit der NS-Geschichte erleichtert.<sup>56</sup> Im geschichtspolitischen Bereich entsteht eine Memorialkultur. Man zieht Gedenktafeln und neue Straßennamen in Betracht, die die Erinnerung an die jüdische Geschichte erhalten sollen. Politische Diskussionen finden in der Öffentlichkeit schnell Anschluß: Leserbriefe und Zeitungsartikel kommentieren einige Politiker und deren Analyse des Geschichtsverständnisses. Auch wenn im politischen Machtkampf die historische Problematik in den Hintergrund gerät, lassen sich neue Perspektiven für eine neutralere werdende Vergangenheitsbewältigung erkennen. Memoria sollen mitunter als mahnende Zeichen und Lehren für die Zukunft eingesetzt werden, und am Vorbild anderer Städte sowie mit Hilfe der Bürger können städtebauliche Maßnahmen in die Wege geleitet werden.

##### 4.1. *Vergessen und Verdrängt? – nichts als die Wahrheit?*<sup>57</sup>

Das bislang wohl größte Geschichtssprojekt Schwabachs ist Jürgen Sandwegs Aufarbeitung des Nationalsozialismus im Jahre 1997: Schüler, Lehrer, Historiker, Beamte und Mitbürger arbeiten gleichermaßen zusammen, um eine Ausstellung neuer Dimensionen zu erschaffen. Wissenschaftliche Arbeit, subjektive Sammlungen, Jugendinitiative und Lebensberichte von Zeitzeugen holen die Versäumnisse der Vergangenheitsbewältigung Schwabachs auf und vereinigen sich in der großen Sonderausstellung „*Vergessen und Verdrängt?*“, die man vom 19. Oktober bis 14. Dezember 1997 im Kaser-

nendepot des Stadtmuseums besichtigen kann. Der Erlanger Jürgen Sandweg will mit übersichtlichen Schautafeln und Exponaten einerseits der Jugend einen unvoreingenommenen Blick auf die Vergangenheit ermöglichen, andererseits ältere Personen dazu anregen, ihre eigene Geschichte festzuhalten. „*Vergessen und Verdrängt?*“ erhält große organisatorische und finanzielle Förderung von der Stadt, der Volkshochschule und anderen Sponsoren in Schwabach und kann deshalb mit einem anregenden Begleitbuch, einem vielfältigen Rahmenprogramm, Führungen und Diskussionsrunden der Museumspädagogen und jüngeren Mitarbeiter die Ausstellung untermalen.<sup>58</sup> Die Geschichte der Juden ist ein wichtiger Bestandteil von „*Vergessen und Verdrängt?*“. Forschungsergebnisse des Stadtarchivars Wolfgang Dipfert befassen sich mit den jüdischen Schicksalen von 1918 bis 1950 und weisen einen rassistischen Antisemitismus seit Beginn des 20. Jahrhunderts für Schwabach offen und unverfälscht nach. Knapp 25 Prozent des Zusatzprogramms thematisieren die Judenverfolgung im „Dritten Reich“, und man kann an einer Exkursion in das Konzentrationslager Flössenbürg sowie an einem Vortrag über Antisemitismus in Schwabach teilnehmen.<sup>59</sup> Das breite Angebot und eine gute Kooperation mit den Schulen holt zahlreiche begeisterte Besucher in das Stadtmuseum. Die Veranstaltung wird folglich um ein weiteres Wochenende verlängert und später als verkürzte Dauerausstellung in das Stadtmuseum übernommen.<sup>60</sup> Neonationalsozialisten stören leider mehrfach die Präsentation.<sup>61</sup> Die Partei Die Grünen ehrt das großartige Projekt 1999 mit der Auszeichnung des „*Kulturmeters*“.<sup>62</sup> Ab 1997 hat sich daraufhin das Stadtmuseum längerfristig im alten Kasernengebäude etabliert.<sup>63</sup>

##### 4.2. *Georgensgmünd und Roth – jüdischer Friedhof und Gedenkstein*

Die neuen Erkenntnisse über die jüdische Geschichte aus „*Vergessen und Verdrängt?*“ sind nicht die einzigen: Seit 1989 bearbeitet ein Arbeitskreis des „Geschichts- und Heimatvereins Schwabach und Umgebung e.V.“ die Vergangenheit der ehemaligen

Stadtbewohner,<sup>64</sup> und Ralf Roßmeisl, der Museumsleiter des jüdischen Museums in Fürth, verfolgt die Spuren Schwabacher Juden.<sup>65</sup> Ebenfalls der neue Stadtheimpfleger Mari engagiert sich sehr bei der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte.<sup>66</sup> Schwabach finanziert deshalb im Jahre 1997 die Sanierung des jüdischen Friedhofs in Georgensgmünd mit. Eine Gedenktafel am Totenwaschhaus soll mit an die 25 Schwabacher Opfer gemahnen.<sup>67</sup> Durch Peter Kuhns Dokumentation über den Friedhof in Georgensgmünd aus dem Jahre 2006 wird ersichtlich, daß viele Schwabacher Juden dort beerdigt sind. Friedhofspläne und Grabnummern verweisen auf die Familien Feuchtwanger,<sup>68</sup> Rosenstein<sup>69</sup> oder auf die Beisetzung Manuel Grafs<sup>70</sup> aus Schwabach. Im gemeinsamen Wirken mit der Stadt Roth und der Gemeinde Georgensgmünd wird im Jahre 2001, unter Mithilfe Ralf Roßmeisls, ein Gedenkstein im Vorhof der Georgensgmünder Synagoge eingeweiht. Auf ihm sind alle Namen jüdischer Opfer aus Georgensgmünd, Roth, Thalmässing und Schwabach eingemeißelt. Die Gemeinde Georgensgmünd bietet seitdem auf Anfrage Faltblätter und Rundgänge durch die Synagoge und den Friedhof an. Für interessierte Schwabacher wird damit die jüdische Geschichte der eigenen Stadt abgerundet, da die jüdischen Gemeinden aus Schwabach und Georgensgmünd damals in sehr engem Kontakt gestanden waren. Häufig enden die Zeitzeugenbesuche Schwabachs auch auf dem Georgensgmünder Friedhof.<sup>71</sup>

#### 4.3. Die Gedenktafel – eine Frage der Ortsbestimmung

Von der guten Zusammenarbeit mit Roth und Georgensgmünd bestärkt, will man 1997 in Schwabach gleichfalls eine Gedenktafel für die jüdischen Mitbürger anbringen. Bis damals deutete nichts auf die jüdische Geschichte Schwabachs hin, und daher bringt Oberbürgermeister Reimann am 24. Juli den Tagesordnungspunkt über das Aufstellen einer Gedenktafel in die öffentliche Stadtratssitzung ein.<sup>72</sup> Nachdem man sich schnell über den Text und die Ausgestaltung des Schildes, auch im Einvernehmen mit den



Abb. 2: Eingangstor zum jüdischen Friedhof in Georgensgmünd (Photo: Melanie Humpenöder).

jüdischen Vertretern, geeinigt hat, muß der Stadtratsbeschluß auf September des Jahres vertagt werden, da viele gegen die Anbringung am Rathaus protestiert hatten.<sup>73</sup> Die Montage der Gedenktafel, über die ab August 1997 auch im „Schwabacher Tagblatt“ berichtet wird, erfährt, je länger die Auseinandersetzung anhält, desto mehr Beachtung bei den Lesern. Es entsteht eine stark polemisch geführte Kontroverse: Die anfänglichen Leserbriefe begnügen sich noch mit Alternativempfehlungen, wie beispielsweise dem Apothekergarten<sup>74</sup> oder der Stadtkirche,<sup>75</sup> aber schon bald wird die Arbeitsweise des Stadtrates kritisiert.<sup>76</sup> Man greift die Gegner einer Anbringung am Rathaus scharf an und hält die Anbringung am Kriegerdenkmal des Alten Friedhofs oder an der Synagoge für inhuman<sup>77</sup> und unmoralisch.<sup>78</sup> Einige übertreiben und interpretieren in die Haltung der Politiker sogar Rassismus<sup>79</sup> und Geschichtsverdrängung.<sup>80</sup> Argumentationen für das Errichten an der Synagoge werden oft überhört oder überlesen.<sup>81</sup> Da die Gespräche zwischen den Fraktionen und der Stadtverwaltung im September 1997 scheitern, wird der Entschluß auf Anfang des nächsten Jahres verschoben. Man hofft, in der Zwischenzeit die Synagoge in städtischen Besitz zu bringen. Wäre dies der Fall, würde sich ein Kompromiß finden lassen.<sup>82</sup> Im Frühjahr 1998 bringt die Partei Die Grünen das Thema wieder in die Medien,<sup>83</sup> und die 1996 gegründete „Bürgerinitiative Gegen

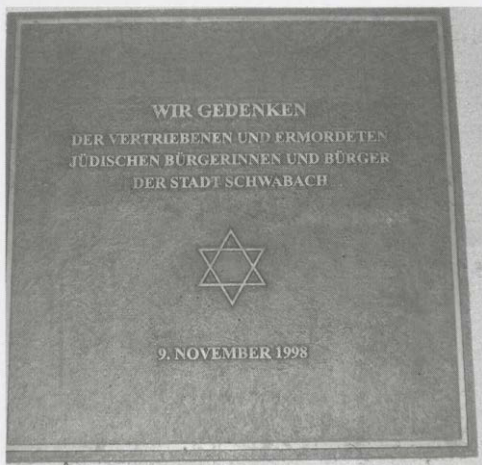


Abb. 3: Gedenktafel zur Erinnerung an die im Nationalsozialismus verfolgten jüdischen Mitbürger Schwabachs; angebracht am 9. November 1998, am ehem. Rathauseingang (Photo: Melanie Humpenöder).

Rechts“ sammelt an Infoständen auf dem Schwabacher Marktplatz rund 400 Unterschriften für eine Anbringung am Rathaus.<sup>84</sup> Ihre Flugblätter machen auf den Holocaust aufmerksam, und in Diskussionsabenden und Vorführungen im Jugendzentrum bewegt die Initiative nicht nur Jugendliche zum Nachdenken.<sup>85</sup> Im Juli 1998 hat man letztlich das Rathaus als Ort der Gedenktafel festgelegt<sup>86</sup> und weihet die Tafel schließlich in einer kleinen Feier am 60. Jahrestag der Reichspogromnacht ein.<sup>87</sup>

Die Tafel steht heute nicht nur für ein mahnendes Zeichen gegen Rassismus und Rechtsradikalismus, sondern auch für die Peinlichkeiten, die der Schwabacher Stadtrat durch den einjährigen Disput 1998 lokal<sup>88</sup> und überregional<sup>89</sup> erfuhr.

#### 4.4 Synagogengasse und Gasstraße – ein unglückliches Zusammenspiel

Im Folgejahr droht Schwabach erneut eine Blamage bei der Geschichtsaufarbeitung: Man hatte 1993 die Schlöttergasse ohne großes öffentliches Aufsehen in Synagogengasse umbenannt, allerdings dabei eine gewisse Problematik verkannt: Die Gasstraße mündet jetzt direkt in die Synagogengasse, und dies war bereits von Reportern der Bou-

levard-Zeitung „Bild“ entdeckt worden. Ein Stadtratskollege warnt den Oberbürgermeister infolgedessen vor einem kommenden Medienrummel.<sup>90</sup>

Möglichst reibungslos soll das Thema in einer Stadtratssitzung abgehandelt werden. Doch dies stellt sich als schwieriger heraus, als zunächst vermutet: Einiges spricht dafür, die Gasstraße beizubehalten: Sie steht in keinem Bezug zur Synagoge, da ihr geschichtlicher Hintergrund auf die mehr als 100jährigen Schwabacher Gaswerke zurückgeht. Tabuisiert man also in der Straßenbenennung das Wort „Gas“, so fällt jegliche Kommunikation über oder mit Juden aus, und es entwickelt sich ein sogenannter „positiver Antisemitismus“.<sup>91</sup> Ebenfalls könne mit der älteren Generation, die sich ständig ein schlechtes Gewissen einrede und die Untaten des „Dritten Reichs“ in Schuld- und Gedenkritualen immerzu predige, kein verantwortungsbewußter Umgang mit der Geschichte betrieben werden.<sup>92</sup> Die Wörter „Gas“ und „Synagoge“ können jedoch bei auswärtigen Besuchern Assoziationen hervorrufen und somit dem Prestige Schwabachs schaden. Die Straße soll deswegen von nun an Gaswerkstraße, Gaswerkstraße oder, wie im 19. Jahrhundert, wieder Zeughausgasse heißen.<sup>93</sup>

Wie auch schon im Streit um die Synagogengasse oder um die Gedenktafel kommt es zu einer massiven Aufmerksamkeit in der Presse, und der Stadtrat muß zügig handeln: Man vereinbart beim nächsten öffentlichen Treffen, die Gasstraße in Brauereistraße umzubenennen.<sup>94</sup> Bei einem entspannteren Arbeitsklima im Stadtrat ohne öffentlichen Druck hätte sich vielleicht ein zutreffenderer Name finden lassen. Die Brauereistraße würdigt zwar die Brauereitradition Schwabachs, unterstreicht aber auch den im Jahre 1938 notwendigen Verkauf der Synagoge an eine Brauerei.

#### 4.5 Die Synagoge als Haus der Begegnung – Zentrum für Kultur und Bildung

Die Schwabacher Synagoge, Baujahr 1799, ist 1938 im Zuge der NS-Herrschaft an die Brauerei Weller verkauft und von da an,

mit Ausnahme der Jahre 1946 bis 1949,<sup>95</sup> als Lagerstätte benutzt worden. Seit 1995 hatte der Stadtheimatspfleger Mari versucht, die Synagoge für die Stadt zu erwerben und scheiterte letztendlich im Jahre 1997 an den finanziellen Kapazitäten der Stadt.<sup>96</sup> Als sich Ende Januar 1998 die Haltung im Hause Weller abrupt wandelte, erkennt Ele Schöfthaler<sup>97</sup> die günstige Situation und stellt bis 5. Februar 1998 den Förderverein „*Synagogengasse 6 e.V.*“ aus einem kleinen Kreis einflußreicher Stadtratsmitglieder auf. Vorrangiges Ziel des Vereins ist der Kauf der Synagoge.<sup>98</sup> Informationsabende werben unverzüglich neue Mitglieder, und so vergrößert sich der Zusammenschluß, trotz anfänglich starker Kritik für ein Parallel-Politikum<sup>99</sup> zur Gedenktafeldebatte, innerhalb eines Jahres auf 40 Mitglieder.<sup>100</sup> Schnell wird der Eigentümer der Synagoge, Karl Weller, von einem Sanierungsprogramm in ein „*Haus der Begegnung*“ überzeugt, und der Verein unterschreibt im Sommer 1998 den Erbpachtvertrag.<sup>101</sup>

Bei der Neugestaltung der Synagoge und des Synagogenviertels soll die Gebäudefunktion, das heißt der ursprüngliche religiöse Charakter des ehemaligen Gotteshauses, beibehalten werden: „*Synagoge (von griechisch „synago“: sich versammeln) ist ein jüdisches Versammlungs- und Gotteshaus für Gebet, Schriftstudium und Unterweisung. Die hebräische Bezeichnung für die Synagoge ist „Beth kneset“ (Haus der Versammlung) [...]. Sie ist unterteilt in den Gebetsraum und kleinere Räume zum Studium. [...] Hinzu kommen meist weitere Räume zu Versammlungszwecken [...] und Toiletten [...].*“<sup>102</sup>

So definiert es das Lexikon Wikipedia, und genau das soll aus der alten Schwabacher Synagoge, nicht nur für Anhänger jüdischen Glaubens, werden: In einem modernen Seminargebäude mit Vortragsräumen, kleineren Zimmern, Büros und Sanitäranlagen möchte man Menschen jeder Religion und Herkunft zusammenbringen, um in einem respektvollen Miteinander Toleranz für Fremdes aufzubauen und dem Antisemitismus sowie Rassismus für die Zukunft zu begegnen. Dieser soziale Ansatz

greift einen neuen Umgang mit der Geschichte auf, der sich nicht mehr direkt auf den Holocaust bezieht oder als Geschichtsaufarbeitung erkannt wird. Finanziert wird das sehr kostspielige Projekt mittels öffentlicher Gelder der Stadt, großzügiger privater Spenden, staatlicher Zuschüsse und der regelmäßigen Miete der Volkshochschule Schwabach, die in der Synagoge kulturelle und geschichtspolitische Veranstaltungen abhält. Der „Treffpunkt Alte Synagoge“ steht ab 2003 für Kunstausstellungen, Konzerte, Tagungen, Seminare, Vorträge oder Kurse zur Verfügung und wird ansonsten von der Stadt Schwabach und einigen Vereinen genutzt.<sup>103</sup>

An der schlichten Konstruktion der Synagoge erinnern nur die 200 Jahre alte Eingangstür und zwei Informationstafeln im Empfangsraum an den jüdischen Ursprung des Gebäudes.<sup>104</sup> Laut der Leiterin des Jüdischen Museums Fürth, Daniela Eisenstein, ist dies eine Bedingung dafür, daß die Alte Synagoge vermietet werden darf. Religiösen Gegenständen würden meist Gottesdienste folgen, und die gesamte Synagoge müßte dann einer jüdischen Gemeinde übergeben werden.<sup>105</sup>

## 5. 2000 – 2009 : *Steigendes Angebot – im Einklang mit dem Interesse?*

Kurz nach der Jahrtausendwende entdeckt man in Schwabach weitere Relikte der jüdischen Gemeinde, und so bleibt das Judentum weiterhin ein kulturelles Thema der Stadt. Etliche Führungen und Kurse vermitteln ein weitreichendes Wissen über die Kultur und Geschichte der Juden, ohne dabei den Holocaust direkt anzusprechen. Bereits in den Vorjahren hatte man sich konzentriert und ausführlich mit dieser Zeit befaßt, und daher sollen weiterführende Untersuchungen nur noch die Lücken schließen und in Publikationen die Geschichte festhalten. Von Generation zu Generation wird die Distanz zum Nationalsozialismus größer und man befürchtet, daß sich Intoleranz oder Vorurteile wiederholt ausbilden könnten. Ein neues, weitreichendes Angebot macht Geschichte für jedermann verständlich und richtet einen Blick auf die Zukunft. Die Politik befaßt

sich, zum Beispiel in der „Allianz gegen Rechtsextremismus in der Metropolregion Nürnberg“,<sup>106</sup> mit gegenwärtigen Problemen des Rassismus. Leider ähnelt die Diskussion über Hitlers Ehrenbürgerschaft im Frühjahr 2009 sehr den Kontroversen der Gedenktafelanbringung oder der Straßenumbenennungen. Im Zuge dessen wollen viele Bewohner ihre jüdischen Mitbürger nicht nur durch jährliche Gedenkaktionen, sondern auch durch Straßennamen im Gedächtnis behalten.

### 5.1. Die Schwabacher Laubhütte – ein Fund mit Folgen

Im Jahre 2001 ereignet sich bei Sanierungsarbeiten in Schwabach eine Sensation: Man findet in einem Zimmer der Synagogengasse Nr. 10 eine eingebaute Laubhütte aus dem Jahre 1795, die der frühere Besitzer Moses Löw Koppel in Auftrag gegeben haben muß. Am jüdischen Laubhüttenfest, jüdisch „Sukkot“, bewohnt man anlässlich des Erntedanks und in Erinnerung an die 40jährige Wüstenwanderung der Israeliten sieben Herbsttage<sup>107</sup> lang eine mit Früchten geschmückte, drei- oder vierwändige<sup>108</sup> und zum Himmel geöffnete Laubhütte.<sup>109</sup> „Sukkot“ wird ursprünglich in einer provisorisch aufgebauten Holzhütte im Garten gefeiert, doch gibt es auch in Wohngebäude integrierte Laubhütten. Diese hatten vor allem in den letzten Jahrhunderten den Vorteil, daß angrenzende, meist christliche Nachbarn auf den Brauch nicht aufmerksam wurden. Die Schwabacher Laubhütte ist eine von vier bis jetzt entdeckten Hütten in ganz Franken, die in ein Gebäude einbezogen sind. Aufgrund ihrer einzigartigen Wandmalerei ist sie ein wichtiges Zeugnis der fränkisch-jüdischen Kultur, das auch überregional für Interesse sorgt.<sup>110</sup>

Swabach möchte dieses Kulturgut mit einem jüdischen Museum fördern und wägt lange ab, wer dafür die Trägerschaft übernehmen soll. In Frage kommen das Schwabacher Stadtmuseum, der Verein „Synagogengasse 6 e.V.“ und das Jüdische Museum Franken. Am Ende verständigt man sich auf das Jüdische Museum Franken, und die Stadt wird 2001 Vereinsmitglied.<sup>111</sup> Das Jüdische



Abb. 4: Die 200jährige Eingangstür des Synagogenumbaus – einziges Relikt der ehem. jüdischen Gemeinde im neuen „Haus der Begegnung“ (Photo: Melanie Humpenöder).

Museum Franken betreibt seit längerem ein Museum in Fürth und Schnaittach. Die Experten für jüdische Geschichte sollen deshalb die Lücken in der Schwabacher Geschichtsschreibung abdecken, um ein kompetentes und professionelles Museum in der Laubhütte aufzubauen, das der ehemaligen jüdischen Gemeinde gerecht wird. Inwieweit man dies erreichen wird, läßt sich ab dem Jahre 2010 erkennen, wenn das Museum in Betrieb genommen wird.<sup>112</sup>

### 5.2. Die Volkshochschule Schwabach – immer mit dabei

Das sach- und fachkundige Personal des Jüdischen Museums Franken arbeitet von Anfang an eng mit der Volkshochschule Schwabach zusammen, um im Wintersemester 2009/10 mit Rundgängen, Führungen und Kinderprogrammen durch das Synagogenviertel schon im Vorfeld für die Museumseröffnung zu werben.<sup>113</sup> Die Erwachsenenbildung Schwabachs hat sich schon 1960

für die Geschichtsaufarbeitung eingesetzt und dieses Engagement aufrecht erhalten: Bei Geschichtsausstellungen des Stadtmuseums, Stadtführungen durch Schwabach, Tagungen von externen Institutionen, Vereinen, Feierlichkeiten oder Gedenktagen ist sie sehr oft Mitveranstalter und bietet dazu selbst Kurse an.<sup>114</sup>

Seit ihrer Mitgliedschaft im Verein „Synagogengasse 6 e.V.“ im Jahre 1998 führt sie den Spezialbereich „Jüdische Lebenswelten“, der sich der Geschichte und Kultur des Judentums widmet.<sup>115</sup> Aus allen Kursbereichen des Programms<sup>116</sup> findet mindestens eine Fortbildung im „Treffpunkt Alte Synagoge“ statt,<sup>117</sup> und an den fränkischen Literaturtagen „Lesart“ im Jahre 2009 hat man fast alle Lesungen in der Alten Synagoge abgehalten. In besonderer Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Franken ist die deutsch-jüdische Autorin und Journalistin Voila Roggenkamp eingeladen worden.<sup>118</sup>

### 5.2.1. Franconia Judaica – Fränkens jüdische Vergangenheit<sup>119</sup>

Die Volkshochschule Schwabach finanziert im Jahre 2008 die Tagung der Veranstaltungs- und Publikationsreihe „Franconia Judaica“, die ein Zusammenschluß aus dem Bezirk Mittelfranken, der Geschichts- und Heimatpflege und dem Verein Jüdisches Museum Franken ist. In einer detaillierten, meist topographischen Grundlagenforschung wird die intensive Prägung Frankens durch jüdische Geschichte und Kultur betont. „Franconia Judaica“ sieht ihren Entstehungsgrund in der deutschen Vergangenheit. Sie setzt sich jedoch selten direkt mit dem Holocaust auseinander, weil sie vielmehr versucht, in einer komplexen Geschichtsaufarbeitung ab dem 12. Jahrhundert Erklärungsansätze für den rassistischen Antisemitismus des 19. Jahrhunderts zu finden. Ab 2006 stellt sich die Institution jedes Jahr eine neue Forschungsaufgabe, die in einer abschließenden Tagung und preiswerten Publikation die jüdische Geschichtsschreibung in Franken anregen soll.

Im Jahre 2008 will „Franconia Judaica“ für das zukünftige jüdische Museum den Rabbinatebezirk in Schwabach untersuchen. Dabei stoßen die Mitarbeiter auf große historische Lücken und konstruieren anhand weniger Quellen aus dem Stadtarchiv die Entwicklung des Bezirks so gut, wie es möglich ist.<sup>120</sup>

Am 28. November 2008 findet dann in der Alten Synagoge Schwabach die Tagung statt, und Wolfgang Dippert schildert als einer der acht Referenten die Schicksale Schwabacher Juden von 1918 bis 1945. Die neugierigen, meist 30- bis 50jährigen Zuhörer sollen nicht nur über die jüdische Geschichte Schwabachs informiert, sondern selbst ermutigt werden, neue Erkenntnisse für Schwabach zu ermitteln. In der Mittagspause hält der geschichtsbegeisterte Klaus Huber eine kleine Stadtführung durch Schwabach, um das Interesse zusätzlich zu wecken. „Franconia Judaica“ hat einen langen Prozeß als Ziel: Sie will jüdische Nachforschungen in Franken fördern und die breite Öffentlichkeit dabei miteinbeziehen. Wie effizient die junge Initiative ist, kann man jetzt noch nicht bestimmen. Hohe Verkaufszahlen der Schriftreihe und ein stets zufriedenes Publikum sprechen aber stark für eine positive Entwicklung. Die Organisation will auch im Rahmen des jüdischen Museums in Schwabach mit kreativen Ideen mitwirken. Projekte für andere fränkische Städte und Themen sind ebenfalls geplant.

### 5.2.2. Stadtführungen in Schwabach – Auf Spuren jüdischen Lebens

Schon 1997 hatte man in Schwabach die Möglichkeit, mit Dr. van Roijen, dem Vorsitzenden der israelitischen Kultusgemeinde in Fürth, die Synagoge und ein ehemaliges jüdisches Wohnhaus mit Ritualbad zu besichtigen.<sup>121</sup> Im Auftrag der Volkshochschule Schwabach übernahm ab 2002 Klaus Huber dieses Amt, der bei den Stadtführungen „Auf Spuren jüdischen Lebens in Schwabach“ die wichtigsten Stationen der Stadtgeschichte erklärt: Zwischenhalte sind die Gedenktafel am Rathaus, die Glockengießergasse mit jüdischer Wohnung und das Synagogenviertel. Die Zeit des Nationalsozialismus ist bei

Klaus Huber kein Schwerpunkt, da Zeitungsartikel des „Schwabacher Tagblattes“ von 1909 und 1910 bereits Antisemitismus nachweisen.<sup>122</sup> Steigende Besucherzahlen<sup>123</sup> und Schulklassen nehmen das kulturelle Angebot wahr, und so gehen bald auch allgemeine Stadtrundgänge auf das Judentum ein.<sup>124</sup> 2008 übernimmt das Jüdische Museum Franken die Stadtführungen und bildet fortan Interessenten in Seminaren zu geprüften Rundgangsleitern aus. Ursula Kaiser-Biburger aus dem „Geschichts- und Heimatverein Schwabach und Umgebung e. V.“<sup>125</sup> ist dadurch gleichermaßen Expertin für die jüdische Geschichte geworden.<sup>126</sup>

### 5.3. Literatur – geschriebene Geschichte

Auch von der Stadt selbst erscheinen Publikationen über die jüdische Geschichte Schwabachs: 2001 realisiert Stadtheimatspfleger Mari mit einer Namensliste aus dem Stadtarchiv das Gedenkbuch für die Schwabacher Juden mit dem Titel „*Nicht Vergessen*“. 1998 hatte er sich schon für dieses Memorbuch eingesetzt, um ein weiteres Stück bisher ungeschriebener Stadtgeschichte festzuhalten.<sup>127</sup> Die erforschten und bis dato ungeklärten Schicksale der 97 letzten Schwabacher Juden sind mittels einzelner Daten stichpunktartig und in Schreibmaschinen-Schrift in einem mit Metallspirale gebundenen Gedenkbuch festgehalten. Die schlichte, fast abbildungslose Aufmachung soll die inhumane und rigorose Judenabfertigung unter dem Hitler-Regime verdeutlichen und den Schwabachern die Lebensgeschichte ihrer früheren Mitbürger näher bringen.

Mit „*Nicht Vergessen*“ will man das Andenken an die jüdische Gemeinde wach halten und weitere Studien über die noch ungelösten Schicksale in die Wege leiten.<sup>128</sup> Laien der Geschichtsforschung können insofern mit „*Nicht vergessen*“ und Peter Kuhns Werk *Spuren jüdischen Lebens aus Schwabach auf dem Friedhof in Georgensgmünd* nachverfolgen.

Eine weitere Publikation ist das 891seitige historische Stadtlexikon Schwabachs aus dem Jahre 2008. Es beinhaltet in circa 2.500

verständlich geschriebenen Artikeln den neuesten Wissensstand und integriert das Schwabacher Judentum nicht nur in einem Hauptartikel.<sup>129</sup> Etliche Anzeigen über jüdische Gemeindemitglieder<sup>130</sup> und Relikte<sup>131</sup> vervollständigen das Geschichtsbild und verheimlichen in anderen Abschnitten auch nicht die nationalsozialistischen Bewegungen Schwabachs.<sup>132</sup> Das „Schwabacher Tagblatt“ berichtet heute immer wieder über die jüdische Geschichte: Zeitungsartikel von 2009 beinhalten Zeitzeugeninterviews,<sup>133</sup> Beiträge über Geschichtsromane und Autoren,<sup>134</sup> Berichte historischer Arbeiten in anderen Städten<sup>135</sup> oder Einladungen für kulturelle Veranstaltungen im Großraum, wie beispielsweise den „*Geschichtsbuss*“ in Roth.<sup>136</sup> Natürlich hängt die Menge an Lesestoff von Monat und Jahr ab. Im Frühling 2009 kann man einen sehr heftigen Streit um die Ehrenbürgerschaft Hitlers im Schwabacher Stadtrat verfolgen. Die Ehrenbürgerwürde Adolf Hitlers, Julius Streichers und Adolf Wagners aus dem Jahre 1933 hatte man bis 2009 noch nicht aufgehoben<sup>137</sup> und so beginnt ein ähnlicher Disput wie bei der Gasstraßenumbenennung 1998: Ein Machtkampf der Politiker und heftige Attacken auf den Stadtrat im Leserteil des „Schwabacher Tagblattes“ entfachen zusätzlich eine Debatte für Straßennamen ehemaliger jüdischer Schwabacher. Man möchte zum Beispiel mit einer Tuchmann-Straße<sup>138</sup> oder Eugen-Thanhauser-Straße der jüdischen Verfolgten aus Schwabach gedenken.<sup>139</sup>

### 5.4. Das Stadtmuseum – eine Reise in die Vergangenheit?

Nicht nur in der Literatur kommen die neuen Kenntnisse über das Judentum zur Geltung, sondern auch im Schwabacher Stadtmuseum. Hier gibt es viele Möglichkeiten, das Wissen über die jüdische Geschichte zu erweitern: 1998 präsentiert das Museum, zusammen mit der Volkshochschule Schwabach,<sup>140</sup> Jim Tobias' Photoausstellung über die Geschichte der fränkischen Landjuden. Der Forscher und Photograph eröffnet am 26. November mit einem Diavortrag und Referat persönlich die Photocollage und zeigt steinerne Zeugnisse aus

der jüdischen Gemeinde Schwabachs. Ergänzend zur Photoschau organisiert die Volkshochschule Schwabach historische Vorträge und Führungen. Man könnte auch selbst die jüdischen Relikte auf einem Spaziergang durch die Schwabacher Innenstadt suchen.<sup>141</sup> In Jürgen Sandwegs Nachfolgeprojekt „Wohlstand, Widerstand und Wandel“, das in der zweiten großen Sonderausstellung im Jahr 2000 die Zeitgeschichte zwischen 1945 und 1979 beleuchtet, deckt der oben erwähnte Jim Tobias eine neue jüdische Entwicklung für 1945 auf<sup>142</sup>, und die Leistungen des Schwabacher Landrats Eugen Thanhauser, der während der Hitler-Diktatur als „jüdischer Mischling“ verfolgt worden war, werden hervorgehoben.<sup>143</sup>

Allerdings behandelt das Rahmenprogramm der sehr erfolgreichen Dokumentation diesmal weniger gezielt die jüdische Geschichte. Dies liegt sicherlich am historischen Kontext der Darstellung.<sup>144</sup> Nachdem die Religionsgemeinschaft der Zeugen Jehovas im Jahre 2001 ihr Leiden im „Dritten Reich“ mit einer kleinen Präsentation, Veranstaltungen und Zeitzeugeninterviews geschildert hat,<sup>145</sup> kommt es 2009 zur nächsten Schau über jüdische Verfolgte des Nationalsozialismus: Der SPD-Bundestagsabgeordnete Martin Burkert<sup>146</sup> holt die Wanderausstellung „Sonderzüge in den Tod“ vom „Centrum Judaicum“, dem „Deutschen Technikmuseum“ und der „Deutschen Bahn AG“ für den 17. April bis 4. Mai 2009 in das Stadtmuseum und somit zum erstenmal nach Nordbayern. Die sehr professionell gestaltete Wanderausstellung verdeutlicht auf Stellwänden, mit Hilfe von Dokumenten und Graphiken, Einzelschicksale jüdischer Deportierter im NS-Regime. Da das Projekt vorwiegend aus Plakaten mit sehr viel Text aufgebaut ist, schreckt es manche Jugendliche ab. Nur die Studenten, die im Auftrag der Initiatoren durch die Ausstellung führen, machen die Schau lebendig. „Sonderzüge in den Tod“ verzeichnet, trotz kostenlosen Eintritts und zusätzlich angebotener Filmvorführungen, Referaten und Rundgängen, eine geringe Besucherzahl von nur 908 Personen.<sup>147</sup> Schulklassen nehmen das Angebot nur dürftig wahr, obwohl man, notfalls

außerhalb des Lehrplanes, im Unterrichtsgespräch die Möglichkeit hätte, eine Verbindung zur Schwabacher Stadtgeschichte und einen Bezug zur Gegenwart herzustellen, da dies in der Ausstellung ausgelassen wird.<sup>148</sup>

### 5.5. Gedenktage – sie bleiben in Erinnerung

Obwohl der 9. November kein offizieller Holocaust-Gedenktag ist,<sup>149</sup> erinnern viele deutsche Städte an diesem Tag an die Judenverfolgung im NS-Regime. Für das Jubiläumsjahr 1989 hatte man in Schwabach über erste Gedenkveranstaltungen spekuliert.<sup>150</sup> Nachdem man Anfang der neunziger Jahre versucht hatte, in Pressebeiträgen für den 9. November, bei Chorkonzerten oder in Landeskirchentagen mit jüdischen Gästen<sup>151</sup> auf den Antisemitismus des „Dritten Reichs“ aufmerksam zu machen, folgen erste umfassendere Gedenkveranstaltungen 1998. Im Sparkassensaal Schwabach referiert man im November 1998 über den Judenpogrom,<sup>152</sup> und die „Bürgerinitiative Gegen Rechts“ organisiert Mahnwachen, Gedenkfeiern, Schweigemärsche oder auch Lichterketten im Gedenken an den Holocaust und die Reichspogromnacht.<sup>153</sup> Schwabach hat seine Juden bis heute nicht vergessen: Jedes Jahr wird am 9. November ein Blumengesteck an der Gedenktafel am Rathaus niedergelegt und über die damaligen Verhältnisse in einer anschließenden Rede offen und authentisch aufgeklärt.<sup>154</sup>

### 6. Aufklärung und Versäumnis – die jüdische Geschichte in Schwabach

Wie man sieht, hat sich bereits einiges in der jüdischen Geschichtsschreibung getan: Seit 1973 versucht man in Schwabach, die Geschichte der Juden aufzudecken und zu veröffentlichen. Durch die rege Beteiligung besonders Engagierter wie Wolfgang DipPERT, Stadtheimatspfleger Mari, Ralf Roßmeißel oder Klaus Huber, vieler Vereine, Institutionen und Mitbürger hat man bis 1998 74 der 97 Lebenswege von Schwabacher Juden<sup>155</sup> aus dem „Dritten Reich“ nachgezeichnet, den Antisemitismus als unleugbare Tatsache in die Stadtgeschichte übernom-

men und, nicht nur in Kooperation mit anderen Städten, einen zukunftsstiftenden Umgang mit dem Holocaust erlernt. Zahlreiche Schwabacher haben durch ihr Interesse die Stadtratsentscheidungen der letzten Jahre mitgeprägt und sind dem neuen Museum gegenüber, das sowohl mit der Volkshochschule Schwabach als auch mit anderen Organisationen zusammenarbeiten wird, sehr aufgeschlossen. Da heute die Vergangenheit des Nationalsozialismus sehr lange zurückliegt, kann man diesen Geschichtsausschnitt viel einfacher und unbefangener wiedergeben, als dies vor einigen Jahren möglich gewesen wäre. Allerdings schafft die große Distanz auch Probleme: Ein Großteil der Zeitzeugen ist mittlerweile gestorben, und Jugendliche können sich die damalige Situation immer schwerer vorstellen. Der NS-Terror wird für sie mehr und mehr ein historisches und unpersönliches Ereignis.

In Schwabach steht dem Museum sowohl die Laubhütte als auch das gesamte äußere Ensemble der Synagogengasse zur Verfügung. So könnte man nicht nur museal und dokumentarisch, sondern auch lebendig in Stadtführungen, Hörstationen,<sup>156</sup> Bildern und der Laubhütte als begehbares Exponat eine möglichst realitätsnahe Präsentation bieten.<sup>157</sup> In der Geschichtsforschung über den Nationalsozialismus könnten im Museum die letzten ungeklärten Schicksale Schwabacher Juden aufgelöst und medial sowie visuell dargestellt werden. Jenseits der finanziellen Frage muß man selbstverständlich bedenken, daß ein jüdisches Museum anderen Versäumnissen, wie zum Beispiel dem Schwabacher Rabbinatsbezirk oder politisch aktuellen Debatten, nachgehen kann, da die jüdische Geschichte keineswegs abgeschlossen ist. In Schwabach existiert das Judentum im Museum auch ohne jüdische Gemeinde weiter, und so kann man nur gespannt abwarten, wie sich die jüdische Geschichte von jetzt an entwickeln wird.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Hoffmann-Rivero, S./Sandweg, J.: Wohlstand – Widerstand – Wandel. Schwabach 1945-1979. Schwabach 2000, S. 111-121.
- <sup>2</sup> Bundeszentrale für politische Bildung, Nr. 259, 2005, S. 26-38; Nr. 256, 2003, S. 3, S. 21-23; Nr.

258, 1998, S. 5-7; Nr. 270, 2001, S. 40-43; Ausgaben über spätere Zeitgeschichte befassen sich nicht mehr direkt mit dem Umgang mit der NS-Vergangenheit.

- <sup>3</sup> „Vergangenheitsbewältigung“ meint folglich immer die Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik.
- <sup>4</sup> König, Helmut: Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewußtsein der Bundesrepublik. Frankfurt/Main 2003, S. 17-19.
- <sup>5</sup> Reichel Peter: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute. München 2001, S. 9-10.
- <sup>6</sup> Reichel, P./Schmid, H./Steinbach, P.: Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung. München 2009, S. 8-9.
- <sup>7</sup> Weiterführende Literatur: Beyer, J.: Demokratie als Lernprozeß. Politische Kultur und lokale Politik nach 1945 am Beispiel der Städte Forchheim und Schwabach (Nürnberger Werkstücke zu Stadt- und Landgeschichte 43). Nürnberg 1989; ders.: Schwabach 1945 bis 1950 – eine Dokumentation zum gesellschaftlichen und politischen Neubeginn nach 1945. Not und Tugend – Leben im Vorfrieden. Schwabach 1994. Beyer, 1989, 1994.
- <sup>8</sup> Guthmann, G.: Kriegsende und Neubeginn. Eine Serie des Schwabacher Tagblattes zur 50. Wiederkunft des Kriegsendes. Schwabach, 1996, S. 122ff.
- <sup>9</sup> Krauß, H.: Kurze Stadtchronik Schwabachs nebst Einzeldarstellungen. Schwabach 1950, S. 269.
- <sup>10</sup> König: Zukunft (wie Anm. 4), S.25-26; nicht zu verwechseln mit *doppelter Vergangenheitsbewältigung* in Fischer, T./Lorenz, M. N.: Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld 2009, S. 275.
- <sup>11</sup> Beyer: Demokratie (wie Anm. 7), S.71-83.
- <sup>12</sup> Geschichts- und Heimatverein Schwabach und Umgebung e.V. (Hrsg.): Schwabach. Zur Stadtgeschichte von 1648 bis zur Gegenwart. Schwabach 1986, S. 21-24.
- <sup>13</sup> Krauß, H.: Erinnerungen an Goethe, in: Das Buch der Stadt und des Kreises Schwabach. Schwabach 1950; Schlüpfinger, H.: Schwabach. Beiträge zur Stadtgeschichte und Heimpflege – Festbuch zum 75-jährigen Jubiläum des Geschichts- und Heimatverein Schwabach und Umgebung e.V. Schwabach 1977, Inhaltsverzeichnis.
- <sup>14</sup> Geschichts- und Heimatverein Schwabach und Umgebung e. V. S. 21-24; Schöler, E.: Historisches Stadtlexikon Schwabach. Schwabach 2008, S. 452f.
- <sup>15</sup> Dazu auch: Krauß, H.: Die schöne Schwabacher Heimat. Skizzen und Abhandlungen. Schwabach 1954, Inhaltsverzeichnis; ders.: Schwabach. Die schöne Frankenstadt. Ein Gang durch das malerische Schwabach vom Bahnhof bis zum Marktplatz. Schwabach 1954, Inhaltsverzeichnis.

- 16 Fischer: Vergangenheitsbewältigung (wie Anm. 10), S. 124.
- 17 Ebd., S. 86.
- 18 Schwabacher Tagblatt (künftig: S. T. ) Nr. 05 v. 08.01.1960.
- 19 S. T. Nr. 07 v. 11.01.1960.
- 20 S. T. Nr. 13 v. 18.01.1960.
- 21 S. T. Nr. 108 v. 10.05.1960.
- 22 Ebd.
- 23 Adam-Kraft-Gymnasium, Jahresbericht (künftig: AKG: Jb), 1959/60, S. 35.
- 24 AKG: Jb, 1960/61, S. 30.
- 25 AKG: Jb, 1962/63, S. 30.
- 26 AKG: Jb, 1971/72.
- 27 AKG: Jb, 2008/09, S.130.
- 28 AKG: Jb, 1978/79.
- 29 AKG: Jb, 2002/03.
- 30 AKG: Jb, 1996/97.
- 31 AKG: Jb, 1988/89.
- 32 Informationen aus Mandel, Jean, Stadtarchiv (künftig: StadtA) Schwabach SC IV.1256; S. T. Nr. 48 v. 26.02.1973.
- 33 Eine Kooperation aus Volkshochschule Schwabach und ehem. Deutschen Gewerkschaftsbund.
- 34 Schlüpfinger, H.: 600 Jahre Stadt Schwabach. 1371-1971 – Festschrift zur 650-Jahr-Feier. Schwabach 1971, Inhaltsverzeichnis.
- 35 Die *Petzold Chroniken* beziehen sich u.a. auf Memorbücher des Schwabacher Landesrabbinats v. 1648.
- 36 Schwabacher Landrat von 1945–1964, mit jüdischer Abstammung.
- 37 Stadt Schwabach (Hrsg.): Nicht Vergessen. Gedenkbuch zur Judenverfolgung in Schwabach während der NS-Zeit. Schwabach 2001, alphabetisch geordnet.
- 38 Informationen aus dem Interview mit dem Politiker Klaus Neunhoeffer vom 07.10.2009.
- 39 Damalige Galerie *Wein und Kunst im Hinterzimmer*, Neuntorstraße 5.
- 40 So das Ausstellungsplakat.
- 41 S. T. Nr. 123 v. 01.06.1993.
- 42 S. T. Nr. 160 v. 15./16.07.1989.
- 43 Schöler: Stadtlexikon (wie Anm. 14), S. 624.
- 44 Zeitungsartikel S. T. vom Jahre 1988.
- 45 S. T. Nr. 282 v. 06.12.1988; S. T. Nr. 286 v. 10./11.12.1988.
- 46 S. T. Nr. 286 v. 10./11.12.1988.
- 47 Schwabacher Stadtarchivar ab 1985.
- 48 S. T. Nr. 294 v. 20.12.1988.
- 49 Ebd.
- 50 Telephonische Mitteilung Richard Rometschs im Sommer 2009.
- 51 Schöler: Stadtlexikon (wie Anm. 14), S. 624.
- 52 Z.B. Krauß, H.: Das Judentum in Stadt und Kreis Schwabach, in: Die Heimat, 1938, Nr. 21-23 u. 25-28.
- 53 Schlüpfinger, H.: Heinrich Krauß, in: Schwabacher Heimat 1991, Nr. 1.
- 54 Geschichts- und Heimatverein: Stadtgeschichte (wie Anm. 12), Inhaltsverzeichnis, S. 3-4.
- 55 Weigand-Karg, S./Hoffmann, S./Sandweg, J.: Vergessen und Verdrängt? Schwabach 1918–1945. Schwabach 1997, S. 113.
- 56 König: Zukunft (wie Anm. 4), S. 37-39.
- 57 Informationen aus Interviews und Gesprächen mit den Herausgeberinnen des Projekts Sabine Weigand v. 04.09.2009, Sandra Hoffmann-Rivero v. 13.10.2009 sowie dem ehem. Oberbürgermeister Hartwig Reimann v. 17.10.2009 u. dem Leiter des Stadtmuseums Herrn Söllner v. 22.09.2009.
- 58 S. T. Nr. 243 v. 21.10.1997; S. T. v. 28.11.1997; 26.09.1997; 6./7.01.1997; Wochenanzeiger v. 09.10.1997.
- 59 Weigand-Karg: Vergessen (wie Anm. 55), S. 105-113; S. 263; S. T. v. 25.11.1997.
- 60 S. S. T. Nr. 287 v. 12.12.1997.
- 61 Vgl. S.T. Nr. 23 v. 29.01.1998; Nr. 32 v. 09.02.1998; Nr. 243 v. 21.10.1997.
- 62 S. S. T. v. 30.11.1999.
- 63 Mitteilung aus einem Gespräch mit der Museumsleitung vom 22.09.2009.
- 64 S. T. v. 23./24.03.1989.
- 65 S. T. Nr. 172 v. 29.07.1997.
- 66 S. T. Nr. 109 v. 11./12.05.1996.
- 67 S. T. Nr. 17 v. 22.01.1997.
- 68 Kuhn, P.: Jüdischer Friedhof Georgensgmünd. o.O. 2006, Grabnummer 1674, 1701.
- 69 Ebd., Grabnummer 1688.
- 70 Ebd., Grabnummer 1651.
- 71 Vgl. Interview mit Hartwig Reimann vom 17.10.2009.
- 72 Aus Stadtratssitzung v. 24.07.1997, Protokoll, StadtA Schwabach.
- 73 S. T. Nr. 174 v. 31.07.1997; S. T. 11.11.1997.
- 74 S. T. Nr. 146 v. 29.07.1998.
- 75 S. T. Nr. 190 v. 19.08.1997.
- 76 S. T. Nr. 187 v. 15.08.1997.
- 77 S. T. Nr. 178 v. 05.08.1997.
- 78 S. T. Nr. 190 v. 19.08.1997.
- 79 S.T. Nr. 182 v. 9./10.08.1997
- 80 S. T. Nr. 178 v. 05.08.1997.
- 81 S. T. Nr. 180 v. 07.08.1997.
- 82 S. T. v. 18.11.1997.
- 83 Aus Stadtratsvortrag v. 28.04.2009, Protokoll, StadtA Schwabach.
- 84 S. T. Nr. 119 v. 26.05.1998.
- 85 S. T. Nr. 104 v. 07.05.1998.
- 86 S. T. Nr. 146 v. 29.07.1998.

- 87 S. T. Nr. 262 v. 11.11.1998.
- 88 Ausführliche Debatte in Zeitungsartikeln S. T. v. 07/1997–11/1998.
- 89 Vgl. Süddeutsche Zeitung Nr. 195 v. 26.08.1997.
- 90 S. T. Nr. 123 v. 01.06.1993; S. T. Nr. 150 v. 03./04.07.1993.
- 91 S. T. Nr. 109 v. 12.05.1999.
- 92 S. T. Nr. 114 v. 19.05.1999; S. T. Nr. 109 v. 12.05.1999.
- 93 S. T. 105 v. 07.05.1999.
- 94 S. T. Nr. 119 v. 25.05.1999.
- 95 Hoffmann-Rivero: Wohlstand (wie Anm. 1), S. 9–14.
- 96 S. T. Nr. 284 v. 08.12.1995; S. T. Nr. 242 v. 19.10.1995; S. T. Nr. 154 v. 06./07.07.1996.
- 97 Journalistin und Mitglied im Aufsichtsrat der Stadtstrukturgesellschaft Schwabach.
- 98 Vgl. Satzung des Vereins „Synagogengasse 6 e.V.“.
- 99 S. T. Nr. 34 v. 11.02.1998; S. T. Nr. 41 v. 19.02.1998; S. T. Nr. 54 v. 06.03.1998.
- 100 S. T. Nr. 41 v. 19.02.1998; S. T. Nr. 47 v. 26.02.1999.
- 101 S. T. Nr. 31 v. 07./08.02.1998.
- 102 [S.http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Synagoge&oldid=69141244](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Synagoge&oldid=69141244).
- 103 [S. http://schwabach.de/touris/sehenswert/jued/00296.html](http://schwabach.de/touris/sehenswert/jued/00296.html).
- 104 Kluxen, A.: Der Rabbinatsbezirk Schwabach, Franconia Judaica. Bd. 4. Ansbach 2009, S.142.
- 105 Information aus dem Interview mit Hartwig Reimann v. 17.10.2009.
- 106 Interview mit Klaus Neunhoeffer v. 07.10.2009.
- 107 Genauerhin vom 15. bis 22./21. Tischri des jüdischen Kalenders.
- 108 Eine Wand darf die Hauswand sein.
- 109 S. T. Nr. 4 v. 24./25.02.2001.
- 110 Süddeutsche Zeitung Nr. 76 v. 31.03.2001; S. T. Nr. 106 v. 08.05.2001. S. T. v. 17.04.2002.
- 111 S. T. Nr. 96 v. 25.04.2001.
- 112 Interview mit Hartwig Reimann v. 17.10.2009; S. T. v. 19./20.06.2003.
- 113 Volkshochschule Schwabach (VHS), Programm Winter 2009/10, S. 20–22.
- 114 Ebd., S. 158.
- 115 S. T. Nr. 201 v. 01.09.1998.
- 116 VHS, 2009/10, S. 4.
- 117 Ebd., Kurs-Nr. 2006, 3303, 4302, 4501, 5119, 5353, 5401, 5601, 6130.
- 118 Ebd., S.13.
- 119 Interview mit der Kulturreferentin d. Bezirks Mittelfranken Dr. Andrea Kluxen v. 06.10.2009 und dem Schwabacher Stadtführer Klaus Huber v. 11.09.2009.
- 120 Kluxen: Rabbinatsbezirk (wie Anm. 104), S. 9ff.
- 121 S. T. Nr. 84 v. 12./13.04.1997.
- 122 Interview mit Klaus Huber v. 11.09.2009.
- 123 Brief Hubers v. 11.10.2005 an die Stadt Schwabach.
- 124 Brief Hubers v. Januar 2008 an die Stadt Schwabach.
- 125 Interview mit Sabine Weigand v. 04.09.2009.
- 126 VHS 2009/10, S. 26.
- 127 S. T. Nr. 296 v. 19./20.12.1998.
- 128 S. T. Nr. 279 v. 03./04.12.2000.
- 129 Schöler: Stadtlexikon (wie Anm. 14), S. 345.
- 130 Ebd., S.198, 298, 463, 732.
- 131 Ebd., S. 348, 426, 713, 776.
- 132 Ebd., S. 42, 305, 516, 401, 153.
- 133 S. T. v. 10.10.2009, S. 13; S. T. v. 10.11.2009, S. 10.
- 134 S. T. v. 02.09.2009, S. 7.
- 135 S. T. v. 26.10.2009, S. 11.
- 136 Wochenanzeiger W1, v. 17.09.2009, S. 14.
- 137 S. T. Nr. 68 v. 23.03.2009.
- 138 Informationen zu Tuchmann: Schöler: Stadtlexikon (wie Anm. 14), S. 776.
- 139 Dazu näherhin: Zeitungsartikel d. S. T. v. 03.05.2009.
- 140 VHS, 1998/99.
- 141 S. T. v. 25.11.1998; Pressemitteilung d. Stadtmuseums Schwabach für d. Kulturtip Oktober 1998.
- 142 Hoffmann-Rivero: Wohlstand (wie Anm. 1), S. 9–18.
- 143 Ebd., S. 19–24.
- 144 Ebd., S. 331.
- 145 S. T. v. 14.03.2001; S. T. v. 09.03.2001.
- 146 [S. http://www.sueddeutsche.de/bayern/637/465229/text/](http://www.sueddeutsche.de/bayern/637/465229/text/).
- 147 Mitteilung d. Museumsleitung im Gespräch v. 22.09.2009.
- 148 AKG, Jb 2008/09, S. 131.
- 149 Fischer: Vergangenheitsbewältigung (wie Anm. 10), S. 76.
- 150 S. T. Nr. 282 v. 06.12.1988.
- 151 S. T. Nr. 260 v. 11.11.1990; S. T. Nr. 280 v. 05.12.1990; S. T. Nr. 155 v. 08.07.1992.
- 152 S. T. Nr. 261 v. 11.11.1998.
- 153 Brief d. „Initiative für Demokratie gegen Rechtsradikalismus“ v. 04.02.2001 an die „Bürgerbewegung für Menschenrechte“, Nürnberg.
- 154 S. T. Nr. 262 v. 10.11.2008.
- 155 Ausstellung „Schwabach 1918–1945“ im Stadtmuseum Schwabach.
- 156 Interview mit Andrea Kluxen v. 06.10.2009.
- 157 S. T. Nr. 35 v. 12.02.2003.

## Bericht über den 82. Bundestag des FRANKENBUNDES in Bad Neustadt/Saale mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

Am 7. Mai 2011 fand der 82. Bundestag des Frankenbundes bei fast schon fröhlichem Wetter in Bad Neustadt an der Saale statt. Es war nach 1928 und 1961 bereits das dritte Mal, daß wir mit einem Bundestag in dieser schmucken Rhönstadt zu Gast sein durften. Unter der perfekten organisatorischen Leitung der FRANKENBUND-Gruppe Bad Neustadt/Saale, mit ihrer ersten Vorsitzenden Dr. Karen Schaelow-Weber an der Spitze, gestalteten sich sowohl der Festakt im Alten Amtshaus am Hohntor als auch die nachmittägliche Delegiertenversammlung im ehemaligen Bildhäuser Hof zu einer sehr gelungenen Veranstaltung. Die Gruppe Bad Neustadt lud – mittlerweile schon traditionsgemäß – zu einem umfangreichen Begrüßungsfrühstück ein, bei dem sogar ein Gläschen Sekt als Muntermacher nicht fehlen durfte. Angeregte Gespräche und freundschaftliche Wiedersehensszenen stellten sich denn auch rege ein.

Um 10 Uhr begann im oberen Saal des modern restaurierten Amtshauses der Festakt, den Jürgen Weyer und Christian Sterzinger als Blechbläser und Anne Riegler am Flügel musikalisch umrahmten. Die Reihen waren mit zahlreichen Ehrengästen und Bundesfreunden bis fast auf den letzten Platz gefüllt. Zu Beginn hielt der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, eine besonders auf das mit dem Bundestag gemeinsam gefeierte Jubiläum des 50jährigen Bestehens der Gruppe Bad Neustadt eingehende Begrüßung, wobei er der Gruppe zu ihrem runden Jubiläum herzlich gratulierte. Er konnte unter den Ehrengästen vor allem den Bürgermeister der Stadt Bad Neustadt, Herrn Bruno Altrichter, und den Landrat des Landkreises Rhön-Grabfeld, Herrn Thomas Habermann, willkommen heißen. Beide gaben sich anschließend auch die Ehre eines Gruß-

wortes, wobei vor allem Landrat Habermann sich zur Freude der Zuhörer als prononciierter Franke zu erkennen gab. Nachdem weitere Ehrengäste aus Politik und öffentlichem Leben sowie alle zum Teil weit angereisten FRANKENBUND-Mitglieder begrüßt waren, ergriff Dr. Beinhofer die Gelegenheit, in seiner Ansprache die Bedeutung und die Leistungen historischer Vereine wie dem unseren für die Erinnerungskultur im Land deutlich hervorzuheben. Wörtlich führte er aus:

*„Gerade in unserer sich ständig verändernden Welt ist es wichtig, die lokalen Wurzeln unseres Lebens aufzuzeigen und so ein Heimat- und Geschichtsbewußtsein zu entwickeln und weiterzutragen. Nur wer die Vergangenheit kennt, versteht die Gegenwart und findet so einen Maßstab für künftiges Handeln.“*

*Menschen in einer Region entwickeln ein regionales Bewußtsein, weil die Region einen Erfahrungsraum darstellt, in dem sie selbst zusammenwirken. Sie identifizieren sich mit ihrer Region, ihren unverwechselbaren historisch gewordenen Merkmalen und fühlen sich in diesem Raum heimisch. Dieser subjektiv wahrgenommene Raum schafft ein Regionalbewußtsein, ein Wir-Gefühl. Für die Menschen vor Ort sind damit die Lokal- und die Regionalgeschichte Bestandteile ihrer persönlichen Lebenswelt. Sie prägen die erlebte gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Wirklichkeit.*

*In unserer Gesellschaft obliegt die Verantwortung für die Pflege und Entwicklung von historischem Bewußtsein der Bevölkerung nicht allein dem Staat. Heimat- und Geschichtsvereine übernehmen beispielhaft gesellschaftliche Verantwortung für die staatliche Gemeinschaft im Kleinen wie im Großen. Für unsere regionale Kulturarbeit sind Geschichts- und Kulturvereine unverzichtbare*



Abb. 1: Der Saal im Alten Amtshaus war beim morgendlichen Festakt fast bis auf den letzten Platz gefüllt.  
Photo: Andreas Weber.

*Einrichtungen, die nicht nur unserem Selbstverständnis in seiner regionalen Gliederung entgegenkommen, sondern auch Bildungsstandards sichern.*

*Die zahlreichen lokalen Geschichtsvereine mit ihren engagierten Mitgliedern sorgen dafür, daß uns unsere Geschichte lebendig und begreifbar bleibt. Die historischen Vereine sind nach wie vor wichtige Garanten für ein regionales Geschichtsbewußtsein.*

*Ich danke Ihnen allen, die sich für die Pflege des fränkischen Geschichtsbewußtseins einsetzen. Regionalgeschichte ist ein notwendiger Teil der fränkischen Identität. Viele unserer Geschichtsvereine sind Produkte einer fruchtbaren Bürgerkultur in einer demokratischen Gesellschaft. Ohne das bildungsbürgerliche Engagement der historischen Vereine sähe unsere regionale Kulturlandschaft garger aus, wäre es um die Ge-*

*schichtskultur unseres Landes schlechter bestellt.*

*Geschichts- und Heimatvereine sind auch Teil eines wissenschaftlichen Netzwerkes und praktizieren interdisziplinäre Zusammenarbeit. Ohne die kontinuierlichen Publikationsleistungen, Vorträge, Diskussionen, Seminare und Exkursionen wäre die Geschichte Frankens nicht zu erforschen, würden Stadtjubiläen und historische Feste entfallen, Stadtgeschichten müßten ungeschrieben bleiben.*

*Vereine sind aber auch Orte der Geselligkeit. Bildung und Geselligkeit, das eine schließt das andere nicht aus. Für unterhaltende Bildungsangebote mit erlebnishaftem Inhalt und aktiver Mitgestaltung besteht ebenso ein Bedarf, wie für geschichtliches Orientierungswissen und historische Beratung. Gerade eine zur Oberflächlichkeit nei-*



Abb. 2: Nach dem Festakt anlässlich des Bundestages (v.l.n.r.): Stefan Kritzer (2. Vors. der Gruppe Bad Neustadt), Erwin Genster (1. Vors. d. Gruppe von 1977-2007), Dr. Paul Beinhofer (1. Bundesvorsitzender), Dr. Karen Schaelow-Weber (1. Vors. d. Gruppe), Heribert Haas (2. Bundesvorsitzender), Bürgermeister Bruno Altrichter, Landrat Thomas Habermann.  
Photo: Andreas Weber.

gende Erlebnisgesellschaft – wie wir sie heute vorfinden – ist angewiesen auf Qualität, Substanz und Kompetenz.

Die Arbeit des Frankenbundes kann sich mit ihrer Sachkompetenz in allen Fragen des kulturellen Erbes Frankens sehen lassen. Enthusiasmus, Ausdauer, Zeit, Ideen, Sachkunde und Integrationsvermögen benötigen die Gruppen des Frankenbundes bei dieser Arbeit. Sie geben damit der Tätigkeit des Vereins Richtung und Inhalt.

Allen Bundesfreunden, die sich zur Erfüllung dieser schönen Aufgabe einbringen, gebührt für die geleistete Arbeit und ihr großes Engagement mein herzlicher Dank. Die örtlichen Gruppen des Frankenbundes öffnen für die Menschen in ihrer Region die Fenster, durch die sie den kulturellen Reichtum ihrer Heimat und seine Wurzeln sehen können und ihnen näher kommen.“

Da die vorgesehene Festrednerin, Dr. Annette Faber vom Landesamt für Denkmalpflege, leider erkrankt war, trug Frau Dr. Schaelow-Weber an ihrer Stelle das rechtzeitig fertiggestellte Manuskript zum Thema „Der Hochaltar in Alsleben und seine Künstler – ein Spiegel des Kunstbetriebes im spätbarocken Grabfeld“ den interessierten Zuhörern vor. Durch einige Bilder illustriert wurde klar, daß im 18. Jahrhundert auch außerhalb der großen Kunstzentren auf dem „platten“ Land erstaunliche Kunstschatze geschaffen wurden, die sich zum Teil nicht hinter den berühmten Namen der Hofkünstler zu verstecken brauchen.

Daran anschließend berichteten Dr. Karen Schaelow-Weber und Stefan Kritzer, die beiden Vorsitzenden der Neustädter FRANKENBUND-Gruppe, über die Anfänge ihrer Gruppe in den 1920er Jahren und dann nach



Abb. 3: Blick in den Saal des Bildhäuser Hofes während der Delegiertenversammlung des 82. Bundestages.  
Photo: Andreas Weber.

1961. Vor allem die großartige logistische Leistung Dr. Peter Schneiders, der in den 1920er Jahren die Salzburgfestspiele unter der zahlreichen Beteiligung der Bevölkerung der umliegenden Dörfer als Komparsen ins Leben gerufen hatte, ließ die Zuhörer erstaunen. Heute wird seine Idee seit einiger Zeit mit einer regelmäßigen Freiluftkonzertveranstaltung im Burghof wieder aufgegriffen.

Im Rahmen der nun folgenden Ehrungen wurde Bundesfreund Wolfgang Rosenberger aus Kitzingen, der seine Gruppe 40 Jahre lang geleitet hat, von der Bundesleitung zum Ehrenmitglied des FRANKENBUNDES ernannt (siehe eigenen Beitrag in diesem Heft). Aber auch einige hochverdiente Mitglieder der Gruppe Bad Neustadt wurden ausgezeichnet: Bundesfreund Josef Huthöfer, der von 1977 bis 1981 2. Vorsitzender und seither Schatzmeister der Gruppe ist, wurde für 40 Jahre Mitgliedschaft geehrt, genauso wie

Bundesfreund Erwin Gensler, der von 1977 bis 2007 1. Vorsitzender und Schriftführer war und seit 38 Jahren beim FRANKENBUND dabei ist. Für 25jährige Zugehörigkeit erhielt Bundesfreund Guido Saal das „goldene Bundesabzeichen“. In seinem obligatorischen Schlußwort dankte schließlich der 2. Bundesvorsitzende, Dipl.-Ing. Heribert Haas, nochmals allen Beteiligten und Organisatoren herzlich für ihr Engagement und beendete die Festsitzung des 82. Bundestages.

Nach der Mittagspause erläuterte der unterfränkische Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDES, Prof. Dr. Helmut Flacheneker, den Delegierten und sonstigen Teilnehmern die prächtig ausgestattete Neustädter Karmelitenkirche, wo durch den Organisator auch eine musikalische Kostprobe geboten wurde. Während anschließend die Delegierten zur Sitzung in den Bildhäuser Hof eilten, bot die Gruppe Neustadt den nicht de-

legierten Frankenbündlern eine Stadtführung bis zur bekannten Johanneskirche in Brendlorenzen sowie eine Führung auf der dem Geschlecht deren von Guttenberg gehörenden Salzburg und hinunter nach Schloß Neuhaus an.

Zu Beginn der Delegiertenversammlung im Bildhäuser Hof gab der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer den Jahresbericht der Bundesleitung für 2010 ab, der auf allgemeine Zustimmung stieß. Auch der Kassenbericht bzw. der Kassenprüfungsbericht wurden zustimmend zur Kenntnis genommen. Nachdem sich alles in bester Ordnung befand, wurden die Bundesleitung und der Kassier entlastet.

Einstimmig entschloß sich die Delegiertenversammlung, den „Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V.“ aus dem badischen Frankenland, der nach einer kurzen Vorstellung seiner Ziele und Aktivitäten um die Aufnahme in den FRANKENBUND ansuchte, in unseren Verein als selbständiges Mitglied aufzunehmen. Alle anwesenden Bundesfreunde waren von der Präsentation der Großrinderfelder angetan und hoffen auf eine gedeihliche Zusammenarbeit.

Da Neuwahlen anstanden, wurde die Bundesleitung zum allergrößten Teil in ihren Ämtern bestätigt. Änderungen gab es nur wegen des Ausscheidens von Bundesfreund Heribert Haas, Bamberg, der sich nicht mehr zur Kandidatur bereiterklärt hatte. Der 1. Bundesvorsitzende dankte ihm herzlich für acht Jahre Mitarbeit in der Bundesleitung (2003-2011) und fünf Jahre Vorsitz in der Bamberger Gruppe (1999-2004). Besonders hob er nochmals seine Leistungen im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Internet-Auftritts des FRANKENBUNDES hervor und wünschte ihm viel Gesundheit und Freude im wohlverdienten Ruhestand. Als seinen Nachfolger wählte man dann den bisherigen Bezirksvorsitzenden für Oberfranken, Prof.

Dr. Gert Melville aus Coburg, zum 2. Bundesvorsitzenden (siehe dessen Vorstellung in diesem Heft). Auf dessen damit frei gewordenen Posten wählten die Delegierten seinen bisherigen Stellvertreter Bernd Nägel aus Eifeltrich. Für diesen schließlich rückte aus der Gruppe Bayreuth Bundesfreund Gerhard Trausch als zukünftiger stellvertretender Bezirksvorsitzender für Oberfranken in die Bundesleitung auf. Alle anderen Positionen blieben unverändert besetzt.

Die Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen gab sodann einen Überblick über die Veranstaltungen des Gesamtbundes in diesem Herbst und im kommenden Jahr 2012. Am 16. Juli 2011 findet erstmals eine Regionaltagung „Handel am Main“ statt, die mit einer Schifffahrt und verschiedenen Besichtigungen sehr interessant zu werden verspricht (siehe eigenen Beitrag in diesem Heft). Am 3. Oktober findet der 1. Fränkische Thementag in Schwanfeld zu einem vor- und frühgeschichtlichen Thema statt. Am 15. Oktober dieses Jahres lädt dann die Historische Gesellschaft Coburg e.V. zur 64. Bundesbeiratstagung in ihre schöne Stadt ein. Nächstes Jahr soll am 12. Mai der von den Gruppen Nürnberg und Schwabach auszurichtende 83. Bundestag in Hilpoltstein und am 20. Oktober 2012 die 65. Bundesbeiratstagung stattfinden. Für die letztere Tagung wurde noch kein Ort festgelegt.

Am Ende der Beratungen bedankte sich der 1. Bundesvorsitzende bei allen Delegierten und der gesamten Bundesleitung für ihr Erscheinen sowie die erfolgreichen Weichenstellungen für die Zukunft. Mit einem kräftigen abermaligen Lob auf die ausrichtende Gruppe Bad Neustadt für ihr großes Engagement konnte daraufhin Dr. Beinhofer den 82. Bundestag des FRANKENBUNDES mit guten Wünschen für die Entwicklung der Gruppen und einen gesunden Nachhauseweg schließen.

PAS

## Prof. Dr. Gert Melville – unser neuer Zweiter Bundesvorsitzender

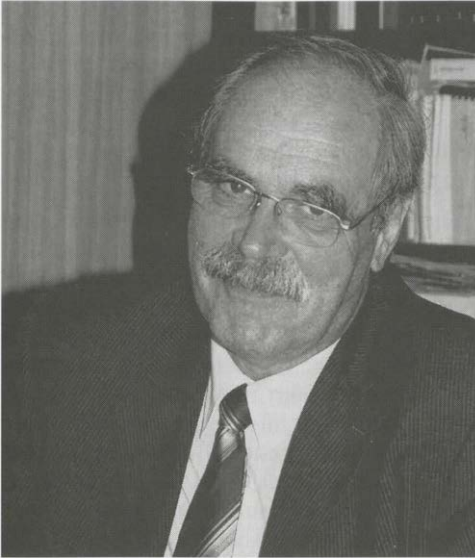


Abb.: Prof. Dr. Gert Melville.

Für den am 82. Bundestag in Bad Neustadt/Saale aus dem Amt scheidenden Zweiten Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas wählte die Delegiertenversammlung Prof. Dr. Gert Melville als Nachfolger. Schon seit dem Bundestag 2007 gehörte Bundesfreund Gert Melville als Bezirksvorsitzender für Oberfranken der Bundesleitung des FRANKENBUNDES an. In diese Funktion wurde er auch wegen seiner Tätigkeit als 1. Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Coburg e.V. – Gruppe des Frankenbundes berufen. Die ehemalige sächsische Residenzstadt ist Prof. Gert Melville zur Heimat geworden. Er hat zwei Söhne und lebt mit seiner Familie in Coburg.

Gert Melville kam am 27. November 1944 in Wartenberg (Bayern) auf die Welt. Von 1965 bis 1971 studierte er Rechtswissenschaften, Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er auch nach seiner Promotion von 1971 bis 1984 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Uni-

versitäts- und Bildungsgeschichte tätig war und 1983 habilitiert wurde.

Sein weiterer beruflicher Werdegang führte ihn zwischen 1985 und 1991 als Lehrstuhlvertreter an die Eberhard-Karls-Universität Tübingen und die Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität Frankfurt am Main sowie die Universität Passau. Zwischenzeitlich wirkte Melville auch als Gastprofessor an der Université de Paris I (Sorbonne) und der École des Hautes Études en Sciences Sociales. 1991 schließlich wurde er als Universitätsprofessor (C 3) für Mittelalterliche Geschichte an der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster berufen, von wo er 1994 als C 4-Professor mit dem gleichen Lehr- und Forschungsfeld an die Technische Universität Dresden wechselte. Dort wurde Melville am 1. April 2010 zum Seniorprofessor ernannt. Außerdem wirkt er seit dem Jahr 2004 als ständiger Gastprofessor an der Katholischen Universität Eichstätt, deren interimistischer Leitung er von Juni 2008 bis März 2009 angehörte.

Die Forschungsschwerpunkte Prof. Melvilles liegen hauptsächlich im Bereich der mittelalterlichen Historiographie, der spätmittelalterlichen Hofkultur sowie der vergleichenden Ordensgeschichte des Mittelalters. Über seine Forschungstätigkeit hinaus gilt er auch als Wissenschaftsorganisator von Rang. So stand Melville in Dresden unter anderem als Begründer und Sprecher an der Spitze des Sonderforschungsbereichs „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ und des internationalen Graduiertenkollegs „Institutionelle Ordnungen, Schrift und Symbole“. Seit 2005 leitet Melville als Direktor zusätzlich die „Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte“, die anfangs an der Katholischen Universität Eichstätt zu Hause war und 2010 an die Technische Universität Dresden übersiedelte. Daneben ist er seit 2010 Leiter des Forschungsprojektes „Klöster im Hochmittelalter: Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle“, das von der Heidelberger Akademie der Wissen-

schaften und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften finanziell unterstützt wird. Seit 2001 steht er auch dem „Centro italo-tedesco di storia comparata degli ordini religiosi ‚Secundum regulam vivere‘ (Sitz: Castello di Lagopesole, Basilicata) und seit 2004 der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim (Propstei Paring/Kath. Universität Eichstätt) als Leiter vor.

Der FRANKENBUND gratuliert Prof. Dr. Gert Melville herzlich zur Wahl zum Zweiten Bundesvorsitzenden und dankt ihm für die Bereitschaft, diese verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen. Wir wünschen ihm in seinem neuen Amt viel Freude und Schaffenskraft zum Wohle unserer Vereinigung.

PAS

## Bundesfreund Wolfgang Rosenberger zum FRANKENBUND-Ehrenmitglied ernannt

Im Januar 2011 konnte der FRANKENBUND ein ganz seltenes Jubiläum begehen, denn Bundesfreund Wolfgang Rosenberger leitete bis dahin seit 40 Jahren die Gruppe Kitzingen. Als er 1971 den Vorsitz übernahm, wußte der Jubilar durchaus, was auf ihn zukam, weil er schon gleich bei seinem Eintritt in die Gruppe Kitzingen im Jahr 1964 Führungsaufgaben übertragen bekommen hatte: Er war von 1964 bis 1997 Wanderwart, und von 1967 bis 1971 versah er den Posten des 2. Vorsitzenden in seiner Gruppe. Für seine

verdienstvollen Tätigkeiten im FRANKENBUND erhielt Herr Rosenberger 1981 die höchste Auszeichnung, die wir zu vergeben haben: das Große Goldene Bundesabzeichen.

Für den FRANKENBUND war der Eintritt von Herrn Rosenberger ein Glücksfall. Denn er bereichert seither das Programm u.a. mit seinen Wanderungen quer durch Franken auf meist eher unbekanntem Wegen. Dabei versteht er es meisterhaft, auf geologische, botanische und kunsthistorische Sehenswürdig-



Abb.: Das neue Ehrenmitglied des FRANKENBUNDES Bundesfreund Wolfgang Rosenberger zwischen dem 1. und 2. Bundesvorsitzenden bei der Übergabe der Urkunde. Photo: Andreas Weber.

keiten am Wegesrand aufmerksam zu machen und sie zu erklären. Hierbei kommt ihm seine Neigung zu den Fächern Geographie, Biologie und Chemie zugute, die er studiert hatte und als Lehrer am Gymnasium auch bis 1985 unterrichtete. Einen besonderen Ruf haben bis heute auch seine Vogelstimmen-Exkursionen; von seinen profunden Kenntnissen über die einheimische Vogelwelt zeugen seine Veröffentlichungen, wobei ein erster Artikel zu diesem Thema bereits 1956 in unserer Zeitschrift FRANKENLAND erschienen ist.

Ob Wanderung auf unbekanntem Terrain, ob Vogelstimmenerkundung oder Besichtigung von kulturhistorischen Raritäten – Kennzeichen all dieser Unternehmungen ist die präzise und umfassende Vorbereitung durch Herrn Rosenberger. Dank der Fülle seiner Kenntnisse konnte er seinen Zuhörern den Reichtum und die Vielfalt der fränkischen Landschaft vermitteln. Dabei basieren die von ihm entwickelten Jahresprogramme der Gruppe Kitzingen auf einem weitgefaßten Begriff von Kultur; neben Kunst und Geschichte Frankens gehören auch Geologie und Geographie für ihn ganz selbstverständlich dazu. Auch deshalb ist Bundesfreund Rosenberger ein Glücksfall für den FRANKENBUND. Denn auch der FRANKENBUND ist mehr als ein nur historisch ausgerichteter Verein; seit seiner Gründung im

Jahre 1920 gehören Landeskunde und Naturschutz zu den Themen, die immer wieder – sei's auf Exkursionen, sei's in Seminaren oder in unserer Zeitschrift – behandelt werden.

Diese Gemeinsamkeit bildete über all die Jahre das Fundament für eine erfolgreiche Zusammenarbeit; der FRANKENBUND und Bundesfreund Wolfgang Rosenberger paßten in den Zielen zusammen und ergänzten sich in ihrer Arbeit. Wenn auch nach vierzig Jahren der Zeitpunkt gekommen war, wo diese segensreiche Kooperation ein offizielles Ende finden mußte und Herr Rosenberger nicht mehr für den Kitzinger Vorsitz kandidierte, so hinterließ er doch kein unbestelltes Haus. Denn, wie es seine Art ist, hatte Bundesfreund Rosenberger bereits dafür gesorgt, daß mit Herrn Alfred Bohne ein geeigneter Nachfolger zur Wahl bereitstand.

Der FRANKENBUND verdankt Herr Wolfgang Rosenberger sehr viel und dankt ihm von Herzen für seine segenvolle Tätigkeit über die Jahrzehnte. In Anerkennung seines umfangreichen ehrenamtlichen Wirkens zugunsten Frankens und des FRANKENBUNDES wurde er am 82. Bundestag in Bad Neustadt/Saale beim Festakt vor den zahlreichen Gästen und Bundesfreunden zum Ehrenmitglied des FRANKENBUNDES ernannt.

## Der Heimat- und Kulturverein der Gesamtgemeinde Großrinderfeld e.V. – neue selbständige Gruppe des FRANKENBUNDES – stellt sich vor

von

*Jürgen Gernert*

„Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.“ Dieses große Wort von Richard von Weizsäcker steht zwar nicht expressis verbis in den Vereinsstatuten des Heimat- und Kulturvereins Großrinderfeld, aber sein Geist erfüllt doch gewissermaßen das Vereinsleben. Unser Bestreben ist darauf ausgerichtet, den Ort in seiner regionalen und nationalen Vernetzung

kulturhistorisch zu erforschen. Der Blick zurück in die Vergangenheit dient, ganz im Sinne des früheren Bundespräsidenten, dazu, die Entwicklung unseres Dorfes und unserer Heimat bis in die heutige Zeit zu erkennen und besser zu verstehen.

Bevor ich aber unseren Verein vorstellen darf, möchte ich unsere große Freude zum Ausdruck bringen, daß die Delegiertenver-

sammlung des Frankenbundes auf dem 82. Bundestag in Bad Neustadt/Saale unseren Antrag auf Mitgliedschaft in Ihrer Vereinigung einstimmig angenommen hat. Dafür danke ich Ihnen sehr und verbinde mit diesem Dank, liebe künftige Bundesfreunde im Frankenbund, auch im Namen unseres Vorsitzenden; Herrn Rudolf Geiger, ganz herzliche Grüße an den FRANKENBUND.

Nun aber zu unserem Verein, damit Sie sehen, wer sich Ihnen aus Tauberfranken angeschlossen hat. In meinen Ausführungen möchte ich Ihnen gerne vier Aspekte vorstellen: zu Beginn einige Hinweise über unsere Gemeinde Grobrinderfeld, dann die Entstehung des Heimat- und Kulturvereins, seine Ziele und schließlich ein Überblick über unsere Aktivitäten.

Grobrinderfeld liegt im badischen Frankenland an der Grenze zu Bayern, wenn Sie so wollen, vor den Toren Würzburgs. In der ersten Hälfte der 70er Jahre im vergangenen Jahrhundert entstand im Zuge einer Gemeinde- und Gebietsreform in Baden-Württemberg aus den ehemals selbständigen Ortschaften Gerchsheim, Schönfeld, Ilmspan und Grobrinderfeld eine Gemeinde mit ca. 4.400 Einwohnern. Alle vier Ortsteile erfuhren in ihrem Erscheinungsbild eine deutliche Prägung durch die Landwirtschaft, die allerdings heute als Erwerbssektor für die Bevölkerung nur noch eine untergeordnete Rolle spielt.

Als wir den Heimat- und Kulturverein vor mehr als sieben Jahren ins Leben gerufen haben, war den 16 Gründungsmitgliedern klar, daß Heimat und Kultur nicht nur für einen Ortsteil dargestellt werden könnten, sondern daß gerade von diesem neuen Verein eine integrative Wirkung für die Gesamtgemeinde ausgehen müsse. Nach außen manifestiert sich dies in der Mitgliedschaft des Bürgermeisters, Herrn Weiß, und aller vier Ortsvorsteher. Von Anfang an waren die Ortsteile nicht nur unter den Mitgliedern, sondern auch in der Vorstandschaft repräsentiert. Rudolf Geiger und ich führen den Verein seit seiner Geburtsstunde.

Die Zielsetzungen, und damit komme ich zum zweiten Punkt, sind mehrdimensional

ausgerichtet. Zum einen soll das örtliche Kulturgut, Traditionen, Feste und Bräuche, aber auch die Musik festgehalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Zum anderen liegt ein Hauptaugenmerk auf der Erforschung der Ortsgeschichte, ein Gesichtspunkt, der mir als Historiker besonders am Herzen liegt. Alles zusammen soll mittelfristig, so unsere Überlegungen, in eine Ortschronik einmünden. Kurz gesagt, wir wollen präsentieren und dokumentieren. Dabei legen wir Wert darauf, für alle Bürger zu agieren. Damit dies gelingt, geht der Verein prinzipiell von einer parteipolitischen Neutralität aus.

Bevor wir diese Ziele anvisieren konnten, wurde deutlich: Ohne vernünftiges Vereinsheim ist die Vereinsleitung und Archivarbeit nicht effizient zu leisten. Mit Hilfe der politischen Gemeinde konnte dieser dringende Bedarf dankenswerterweise im Zuge einer Renovierung der Festhalle gedeckt werden. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß in einer ländlichen Siedlung selbstverständlich auch Möglichkeiten für das Aufbewahren größerer Gegenstände vorhanden sind.

Nun lassen Sie mich abschließend noch einen kurzen Überblick über die Aktivitäten unseres jungen Vereins geben: Im kulturellen Bereich führen wir regelmäßig Musik- und Gesangsveranstaltungen durch, bei denen entweder alle Musikkapellen oder alle Chöre der Gesamtgemeinde teilnehmen. Diese Veranstaltungen bescheren uns immer wieder ein volles Haus. Wir können dabei sehr viele Gäste aus den Teilgemeinden willkommen heißen – sicherlich ein Beleg für die eingangs erwähnte integrative Funktion des Heimat- und Kulturvereins.

Ebenso erfolgreich sind wir mit Bildpräsentationen über das 20. Jahrhundert. Nicht minder groß fiel die Resonanz bei heimatgeschichtlichen Führungen aus. In diesen beiden Veranstaltungen sehen wir einen wesentlichen Grund für die steigende Mitgliederzahl. Heute zählen wir 85 Mitglieder aus allen vier Ortsteilen und sind Bestandteil des Vereinslebens in unserer Gemeinde geworden. War ich bei der Vereinsgründung noch mit 44 Jahren der Jüngste, so haben wir heute



*Abb.: Die Gäste des Heimat- und Kulturvereins (v.l.: Rudolf Geiger, Dr. Jürgen Gernert und Peter Mössinger) werden bei der Delegiertenversammlung am 7. Mai 2011 in Bad Neustadt/Saale vom Vorsitzenden des Frankenbundes, Dr. Paul Beinhofer (Regierungspräsident von Unterfranken, rechts im Bild), freundschaftlich begrüßt.*

*Photo: HKV.*

auch die Generation der 20jährigen erreicht; sicherlich sehr erfreulich, wie ich meine.

Auf dem historischen Feld nehmen wir regelmäßig an den Heimattagen unseres Landkreises teil und führten mit dem Staatsarchiv in Bronnbach in unserem Vereinsheim bereits zwei Schriftkundekurse durch. Wir kooperieren mit dem Waldsassengau-Projekt und werden uns an den Veranstaltungen zum 150jährigen Gedenken an den deutsch-deutschen Krieg beteiligen. Vom 24. bis 26. Juli 1866 fanden bei Großrinderfeld Kriegshandlungen statt. Seit etwa einem Jahr widmen wir uns auch der Arbeit in den Archiven und haben dabei Erwähnungen unserer Dörfer im 12. Jahrhundert ausfindig machen können.

Auf verschiedenen Wegen bemühen wir uns, durch Öffentlichkeitsarbeit die Intention des Vereins nach außen zu tragen. Wir orga-

nisieren jährlich historische Exkursionen in unsere Heimatregion, seien es Freilandmuseen, die Kartausen Grünau und Tückelhäuser sowie das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim.

Der Verein sucht aber auch den Kontakt zu Kindern und Jugendlichen. Mit ihnen erkunden wir unser Dorf oder suchen geschichtsträchtige Orte auf, z.B. die Festung Marienberg in Würzburg, aber auch die jüdische Synagoge in Wenkheim und den dortigen Judenfriedhof. Oft kooperieren wir dabei mit der Grundschule, bei deren Namensgebung unser Vereinsvorsitzender federführend beteiligt war. Die Freiherr-von-Zobel-Schule erinnert nun an die Dorfadligen im Mittelalter. Wie Sie sehen, hat unser junges Vereinspflänzchen begonnen, in verschiedene Richtungen zu sprießen.

Mit der Aufnahme in den FRANKENBUND würden wir nun sehr gerne – und ich spreche hier für den gesamten Verein – einen neuen, sehr vielversprechenden Weg einschlagen. So sind wir froh, der Satzung entsprechend ordentliches Mitglied Ihrer Vereinigung geworden zu sein. Wir möchten gerne eng mit dem FRANKENBUND zusammenarbeiten. Von unserer Mitgliedschaft ver-

sprechen wir uns hilfreiche Impulse für unsere Vereinsarbeit, nicht zuletzt bei der Suche nach unseren historischen Wurzeln. Mit Ihrer Unterstützung, so hoffen wir, möge es uns gelingen, unsere Gegenwart nicht aus einer dunklen Vergangenheit heraus zu erleben, sondern hier und da ein paar Lichtpunkte zu setzen, um wieder auf Altbundespräsident von Weizsäcker zurückzukommen.

## Bundesfreund Herbert Hackbarth, Nürnberg, verstorben

von

Hans Wörlein

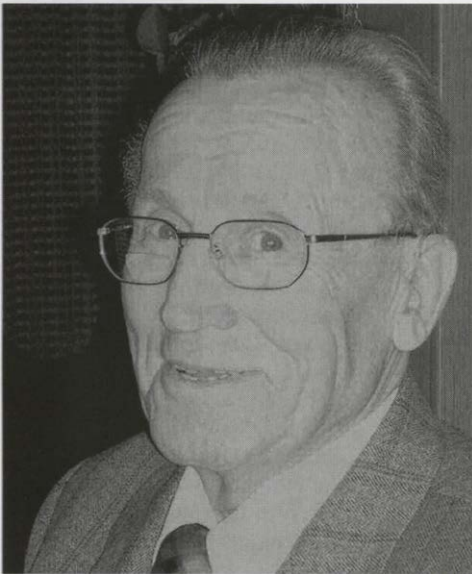


Abb.: Herbert Hackbarth †.

Die Bundesfreunde in Nürnberg und Umgebung trauern um ihren jahrzehntelangen Schriftführer und Fahrtorganisator, der am 24. März im Alter von 88 Jahren verstorben ist. Herbert Hackbarth wurde in Hinterpommern geboren und wuchs dort auf. Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges verschlugen ihn nach Nürnberg, wo er nicht nur seine Frau kennenlernte, sondern auch – wie er immer wieder betonte – eine zweite Heimat fand, die er bald lieben lernte. Dabei hatte unser

FRANKENBUND wesentlichen Anteil. Mitglied wurde Herr Hackbarth 1968, aber schon in den späten 1950er Jahren hatte er für seinen Chef, Geo Müller, die Kasse für die damals noch kleine FRANKENBUND-Gruppe geführt. Als dann diese Arbeit zu umfangreich wurde, um sie in einer Firma nebenbei zu machen, hatte er so viel Gefallen an dem FRANKENBUND gefunden, daß er das Amt des Kassenswartes ehrenamtlich übernahm. So führte er als gelernter Buchhalter unsere Kasse mit Sorgfalt und großem Erfolg. Aber weit darüber hinaus erledigte er für unsere Gruppe viele Aufgaben, vor allem bei der Planung unserer Studienfahrten, wobei er besonders auf die Qualität der Einkehrgaststätten achtete. Jahrzehntlang – bis zum Dezember letzten Jahres – war eine FRANKENBUND-Fahrt, eine Führung oder ein Vortrag der Nürnberger FRANKENBUND-Gruppe ohne Herbert Hackbarth nicht denkbar. Da er auch seit den 1960er Jahren bei fast allen Bundesveranstaltungen dabei war, kennen ihn viele ältere, aber auch jüngere Bundesfreunde in ganz Franken. Stolz war er darauf, daß er seinen Schwiegersohn, Wilfrid Muscat, vor einigen Jahren überzeugen konnte, sein Amt in der Gruppe Nürnberg weiterzuführen. So wird er nicht nur als freundlicher und vielseitig aktiver Bundesfreund in Erinnerung bleiben, sondern in Wilfrid Muscat mit seinen Aktivitäten weiterleben.

**Württembergisch Franken. Jahrbuch 2009, Band 93. Hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken e.V.** Schwäbisch Hall 2009, ISSN 0084-3067, 252 S., zahlr. Abb.

Teile des Nordostens Baden-Württembergs waren dem fränkischen Reichskreis zugehörig. Daran erinnert der „Frankenrechen“ in dessen großem Staatswappen. In diesen Regionen leben heute insgesamt ca. 1 Mio. Menschen. Der Historische Verein für Württembergisch Franken deckt mit seiner Arbeit die geschichtlichen Bezüge auf. Unter der bewährten Schriftleitung von Gerhard Fritz, Gerhard Taddey, Herta Beuttner, Herbert Kohl und Armin Panter wurde auch das neue Jahrbuch zusammengestellt. Dies spricht für die gewohnte hohe Qualität. Das Jahrbuch 2009 ist in zwei Teile – Schöntaler Vorträge und Sonstige Beiträge – gegliedert.

Gerhard Taddey berichtet unter dem Titel „Revolutionäre in Waldenburg?“ über „Unruhen am Ende des Alten Reiches“. Er zeigt in seinem Beitrag zunächst auf, daß sich die Hohenloher Landesteile unterschiedlich entwickelten. Im Neuensteinischen hatte Graf Wolfgang von Hohenlohe-Weikersheim mit den Dienstgeldassekurationen für Jahrhunderte befriedend gewirkt. Im Waldenburgischen setzten 1744 erste Proteste mit den Reichshofratsprozessen ein. Die Zwietracht setzte sich 1750 und 1758 mit Streit wegen der Taxordnung und Kontributionen fort. Auch schon 1767 gab es Streit um Steuern und Abgaben. Als Reflex auf die Französische Revolution gab es Untertanenbeschwerden. Auch damals hielten sich beide Parteien an Recht und Gesetz. Die Auseinandersetzung endete nicht durch Sieg oder Niederlage, sondern durch den Übergang Hohenlohes an Württemberg.

Ebenfalls zu den Schöntaler Tagen 2006 referierte Peter Exner ausführlich über „Poli-

tische Denk- und Handlungsmuster in Hohenlohe [Franken] zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik“. Start ist die Revolution 1848/49. Auch wenn der Beitrag chronologisch aufgebaut ist, greift er größere gesellschaftliche Veränderungen über längere Zeiträume auf. Insbesondere die Umbrüche, ausgelöst durch die Weltkriege, werden thematisiert. Wichtigste Botschaft des Aufsatzes ist die umwälzende Veränderung der Lebensweise in der Wirtschaftswunderzeit, die sich auch massiv in den politischen Verhältnissen niederschlug.

Jost Weyer hat in den vergangenen Jahren die alchimistische Leidenschaft Graf Wolfgangs II. von Hohenlohe beschrieben. Umsichtig, wie der Graf war, hatte er Kontakt zum Austausch mit Gleichgesinnten gesucht und gefunden. Unter dem Titel „Die Gesprächspartner und Mitarbeiter Graf Wolfgang II. von Hohenlohe bei seiner Beschäftigung mit der Alchimie“ werden uns Kurfürst August von Sachsen, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Herzog Friedrich I. von Württemberg, aber auch Bürgerliche, wie sein Leibarzt und der von Markgraf Georg Friedrich, ein weiterer Arzt in Straßburg, ein Chymicus, ein Bergfachmann, ein Notar, ein Apotheker usw., vorgestellt. Auch ein Betrüger war unter den vorgestellten Gesprächspartnern.

Marion Darilek veröffentlicht in einer angepaßten Fassung ihre vom Bundespräsidenten mit dem ersten Preis prämierte Geschichtsarbeit an Gymnasien. Sie beschäftigte sich mit der jüngst aufgefundenen Schulordnung von Jagsthausen. „Schule in Jagsthausen in der frühen Neuzeit – insbesondere die Jagsthäuser Schulordnung von 1611“ ist ihre Überschrift. Im reichsritterlichen Archiv der Freiherrn von Berlichingen hatte man die Schulordnung erst kurz zuvor wiederentdeckt. Besonders ist, daß dieser kleine Ort bereits so früh eine Schule hatte. Die Freiherren legten vor ihren

Standesgenossen Wert auf gebildete Untertanen, wohl auch – wie andernorts – zu ihrem Vorteil, weil schulisch entwickeltes Personal besser und vielseitiger einsetzbar war. Frau Darilek erläutert den Inhalt der Schulordnung, der originale Text wird editiert.

Der ehem. Vorsitzende des Bauländer Historischen Vereins, Helmut Neumaier, wurde kürzlich von der Kultusministerin Schick für sein ehrenamtliches Engagement geehrt. Für Württembergisch Franken war er schon mehrmals als Autor tätig. Hier meldet er sich mit einer Kriminalgeschichte wieder. Unter der Überschrift „Eine umstrittene Rezeption in den fränkischen Ritterkreis – der Assessor Sapupi in Goethes ‚Götz von Berlichingen‘“ wird mit dem Originaldialog aus dem zweiten Akt der Beitrag begonnen. Eine für Zeitgenossen aufsehen erregende Bestechungs- und Betrugsgeschichte. Der später enttarnte Betrüger am Reichskammergericht in Wetzlar wollte sich im fränkischen Ritterkreis immatrikulieren. Interessante Hintergründe zeigen die Verwaltung der Standeseinrichtung auf der Höhe der Zeit.

Hans Werner Hönes plaudert mit zwei Aufsätzen wieder aus dem Nähkästchen der baulichen Umgebung der Michaelskirche in Schwäbisch Hall. Mit „Der Treppenturm an der Westfassade von St. Michael in Schwäbisch Hall – ein Provisorium von Dauer“ wird jedem Besucher der Freilichtspiele an der großen Treppe erklärt, was es mit den Auffälligkeiten an der Westfassade der Kirche auf sich hat, die er sicher schon selbst beobachtet hat. Die Treppe selbst ist Gegenstand in „Ein kurioser Plan zur barocken Umgestaltung der Freitreppe bei St. Michael aus dem 18. Jahrhundert“.

Der umfangreichste Beitrag des Jahrbuchs beschäftigt sich mit dem Schloß Bad Mergentheim. Christoph Bittel schildert die veränderte Nutzung „Von der Residenz des Deutschen Ordens zum Württembergischen Herzogs- und Behördensitz“ im 19. Jahrhundert. Besonderes Verdienst dieses Beitrags ist die nüchterne Schilderung des Bedeutungsverlusts Bad Mergentheims als vormalige Hauptstadt des Ordenslands. Dieser Niedergang begann bereits vor dem

Übergang an Württemberg, weil die Ordensmeister nicht mehr in Mergentheim residierten. Später wurde der Bedeutungsverlust den Württembergern angelastet. So entstehen Legenden. Durch den Vergleich von Vorher- und Nachher-Beschreibungen sowie der Schilderung des Vollzugs der Übergangsphase und des Aufstandes, des Schicksals der Beamten und des Personals wird der Beitrag glaubwürdig. Auch wird nicht verschwiegen, daß das Schloßinventar abtransportiert wurde. Die neuen Bewohner um Herzog Paul Wilhelm und deren Verhältnisse werden beschrieben. Grundrisse und ein Modellbild schließen den Beitrag ab.

Rosemarie Wolf erklärt „Das Mair-Epitaph von Johann Schreyer in Lobenhausen“, ein Stadtteil von Kirchberg an der Jagst. Lobenhausen war zur Entstehungszeit des Epitaphs brandenburg-ansbachisch. Michael Mair war Schreiber der Herrschaft. Das Epitaph war zwei Jahrhunderte verschwunden, weil von den Nachkommen nicht gewünscht. Wahrscheinlich tauchte es im 19. Jahrhundert in der Burgkapelle wieder auf. Es wird der Schreyer-Werkstatt zugeschrieben, aber auch darauf hingewiesen, daß über Schreyers Gesamtwerk noch zu wenig bekannt ist, um es wissenschaftlich exakt zuzuordnen.

Dieter Wiedland erinnert an den Dichter Konrad Weiß (1880–1940). Im Hohenlohischen geboren, zog er nach München, wo er auch starb. Der Aufsatz entstand zu den Literaturtagen Baden-Württemberg, die 2006 in Schwäbisch Hall stattfanden.

Buchbesprechungen, der Bericht über die Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2008, das Orts- und Personenregister sowie das Verzeichnis der Mitarbeiter des Bandes schließen das Jahrbuch 2009 ab. Es ist einmal mehr eine Sammlung neuer Beiträge aus dem fränkischen Teil Baden-Württembergs. Die Jahrbücher und die weiteren Schriften des Historischen Vereins sind ein Schlüssel zu diesem Landstrich Frankens.

*Thomas Voit*

## „Mein Kind sei leis, draußen steht der Preuß“ Verstecken oder ausharren? – Franken 1866

von

Walter Hamm

Ein alter Kinderreim erinnert noch heute an das Dilemma, vor dem die verschreckte Bevölkerung in weiten Teilen Unter-, Ober- und Mittelfrankens im Sommer des Jahres 1866 stand. Der „Bruderkrieg“ zwischen Preußen und Österreich sowie ihren jeweiligen Verbündeten fand nicht nur bei Königgrätz, sondern auch in weiten Gebieten Frankens statt.

Soldatengräber, Denkmäler, Erinnerungstafeln oder Kanonenkugeln in Häusern erinnern noch heute an diesen „vergessenen“ Krieg. Vergessen, weil man vier Jahre später gemeinsam in den Krieg gegen das Frankreich Napoleons III. zog und sich nach der Errichtung des „Zweiten“ Deutschen Reiches 1871 schämte, gegeneinander gekämpft zu haben. Denn nun war die Einheit, der Staat der Deutschen, der 1805/06 auseinandergebrochen war, wieder erstanden. Nun mußte Deutschlands gemeinsame Stimme in Europa wieder gehört werden, auch wenn nicht alle Deutschen in ihm vertreten waren: Österreich hatte ja nach der Niederlage 1866 aus dem Deutschen Bund ausscheiden müssen.

Im Jahre 2016 jährt sich nun zum 150. Male dieses Ereignis. Grund ist genug, an die damaligen Begebenheiten, die damaligen Entscheidungen und die Schrecken des Krieges, die vor allem fränkische Landesteile betrafen, zu erinnern. Solche Ereignisse werfen auch ihre Schatten voraus. In Helmstadt bei Würzburg trafen sich deshalb Heimatforscher und Abgesandte vieler beteiligter Kommunen aus Unterfranken und den benachbarten Gebieten Thüringens, Hessens und Baden-Württembergs, Vertreter von Franken- und Spessartbund und Historiker, um einen würdigen Rahmen für dieses Ereignis zu finden, das Einfluß auf die weiteren Geschicke Mitteleuropas nehmen sollte.

Man war sich einig, daß Geschichte sowohl „vor Ort“ stattfinden sollte, aber auch eine gemeinsame Zusammenschau über die Geschehnisse wichtig wäre. „Vor Ort“ meint, daß an

den Originalschauplätzen in den Gemeinden selbst Veranstaltungen stattfinden sollen: etwa Ausstellungen, Vortragsreihen über das damalige Geschehen oder Rundwege zu den historischen Stätten. Diese Aktivitäten müßten eigene Arbeitskreise in den Kommunen festlegen und organisieren. Als zeitlichen Rahmen denkt man an die Juli-Wochenenden 2016, gestaffelt nach den historischen Daten. Interessierten Besuchern wird somit die Gelegenheit geboten, alle Schauplätze des Bruderkrieges zu besuchen.

„Übergeordnet“ bedeutet, daß hier eingedenk der weitreichenden Auswirkungen des Krieges von 1866 auch überregionale Institutionen miteinbezogen werden müssen, die mehr eine globale Übersicht geben sollen. Hier wurde insbesondere an das „Haus der bayerischen Geschichte“ gedacht, das eine „kleine“ Landesausstellung für Franken 2016 auf die Beine stellen könnte. Ob diese nun stationär an einem zentralen Ort oder besser als „Wanderausstellung“ an den ins Auge gefaßten Juliwochenenden „vor Ort“ – Roßdorf/ Dermbach, Kissingen/Hammelburg, Laufach und Aschaffenburg, Tauberbischofsheim/umliegende Gemeinden und das ehemalige Kampfgebiet im westlichen Landkreis Würzburg – organisiert werden kann, ist noch zu eruieren. Schön wäre es auch, wenn eine bundesländerübergreifende Veranstaltung initiiert werden könnte. Die Beteiligung der Landkreise Meiningen/Schmalkalden (Thüringen), Tauberbischofsheim (Baden-Württemberg), Kissingen, Schweinfurt und Würzburg u.a. (Bayern) läßt diese Hoffnung berechtigt erscheinen.

Jedenfalls waren sich fast alle Besucher darüber einig, sich im Oktober wieder in Helmstadt zu treffen, über erste Sondierungsgespräche und geplante Aktivitäten zu berichten, über die angesprochene Kontaktaufnahme zu überregionalen Institutionen zu sprechen und somit reale,

nachvollziehbare Geschichte den Einwohnern „vor Ort“ ein Stück näher zu bringen.

Um auf die zu Beginn angeführte Szene des Versteckens zurückzukommen, ist in der Geschichte des 3. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 20 die folgende Episode aus dem Gefecht vom 25. Juli 1866 bei Helmstadt vermerkt:<sup>1</sup> *„Erst auf diesem Rückwege zeigten sich die großen Verwüstungen, welche die Granaten in den Bäumen angerichtet hatten. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, als im dichten Gestrüpp und ganz in der Nähe von zwei durch Sprengstücke getöteten Soldaten unserer 4. Kompanie ein zurückgelassener Kinderwagen aufgefunden wurde, der darauf hindeutete, daß auch Bewohner der benachbarten Dörfer in diesem Walde Schutz gesucht*

*und gewiß mit Entsetzen sich in die Mitte der Kämpfe versetzt gefunden hatten.“*<sup>2</sup>

Die Zeitschrift FRANKENLAND plant, bis 2016 mit Artikeln in loser Folge über die Geschehnisse in Franken 1866 weiter zu informieren. Schriftleitung bzw. Autor würden sich freuen, wenn Sie, liebe Leser, aus Ihren Ortschroniken bzw. Unterlagen ähnliche Erlebnisse und Berichte über den Krieg von 1866 in unseren Gemeinden übermitteln könnten.

#### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Etwa dort, wo jüngst der neue Rastplatz der Autobahn A 3 zwischen Uettingen und Helmstadt angelegt wurde.
- <sup>2</sup> Hamm, Walter: Helmstadt im deutsch-deutschen Kriege von 1866. Helmstadt 2009, S. 54.

## Die Turmdichter von Nürnberg

von Irmi Kistenfeger-Haupt

An jedem dritten Donnerstag im Monat findet nachmittags im Tiergärtner Torturm am Albrecht-Dürer-Platz ein Treffen des Autoren-Verbands Franken (AVF) – die sog. „Turmlesung“ – statt. Dort oben, im letzten Stock des Turms, kommen diejenigen Autoren und Autorinnen des Verbands zusammen, die in Nürnberg und der näheren und weiteren Umgebung wohnen.

In offener Runde, d.h. mit willkommenen Gästen, lesen sie eigene Texte vor – von der Prosa über Lyrik bis hin zum Sachtext oder Dramenauszug. In der Regel werden unveröffentlichte Texte vorgestellt und anschließend konstruktiv diskutiert. Organisiert wird der monatliche Treff von den Autoren Friedrich Ach und Ulrike Rauh.

Die Pressereferentin des AVF und Schriftstellerin Irmi Kistenfeger-Haupt sieht den Autoren-Verband Franken als eine Art literarischer Heimat, in der sich professionelle Schreiber, aber auch Neulinge und Literaturinteressierte austauschen und konkrete Tips bekommen. Es werden gemeinsame Lesungen organisiert und Veranstaltungshinweise gegeben. Einmal jährlich veröffentlicht die Nürnberger Gruppe die „Turmlese“, eine Auswahl von Texten, die im vorangegangenen Jahr im Turm vorgelesen wurden. Auch mit anderen Literaturgruppen sind viele der Mitglieder „vernetzt“, d.h., sie besuchen z.B. das „Literarische Café“ des Bildungszentrums Nürnberg, schreiben in Schreibwerkstätten mit, lesen in der „Textarena“ im Marienortzwinger oder sind Mitglied im Pegnesi-

schen Blumenorden oder in literarischen Vereinigungen der Region.

Die Gründung des AVF geht auf das Jahr 1963 unter Harro Schaeff-Scheefen in Würzburg zurück. Das Image des ursprünglichen Verbands reiner Mundartdichter ist längst abgelegt und auch junge Dichter des AVF von zwölf bis 25 Jahren treffen sich unter dem Namen „Die jungen Frank'n“. Der Verein zählt inzwischen über hundert Mitglieder, die sich beim Jahrestreffen des AVF – abwechselnd in einer der fränkischen Städte – begegnen, dort öffentlich lesen und ihre Jahreshauptversammlung abhalten. Die letzte Tagung (2010) fand in Rothenburg ob der Tauber statt, worüber die Zeitschrift FRANKENLAND berichtete.

Ein literarischer Wettbewerb (Schaeff-Scheefen-Preis) sowie Anthologien in regelmäßigen Abständen haben den Autoren-Verband Franken weit über die Grenzen Frankens hinaus bekannt gemacht: Das Journal „Literarisches Leben“ wird von den Vorständen Karl-Heinz Schreiber und Helmut Stauder (Aschaffenburg) zweimal jährlich für die Mitglieder zusammengestellt und bildet eine wichtige literarische „Klammer“ zwischen den Autoren. Die Autoren und Autorinnen freuen sich über neue Gesichter, auch über Interessierte, die nur zuhören wollen – hoch droben über den Dächern von Nürnberg. Herzliche Einladung dazu!

## Tag der Franken am 3. Juli in Bad Kissingen

In diesem Jahr findet der *Tag der Franken* wieder in Unterfranken statt: In Bad Kissingen lautet das Motto: *Singendes, klingendes Franken*. Rund um die Obere Marktstraße und die Ludwigstraße treten Blaskapellen, Volksmusikspieler und (Kinder-)Chöre auf, tragen unterfränkische Künstler Rock- und Popmusik vor. Auch die (fränkische) Literatur kommt nicht zu kurz mit Büchertisch, Lesungen und einer Literaturwerkstatt. Ferner werden auf einem Genußmarkt Spezialitäten

aus der Rhön-Saale-Region angeboten. Der *Tag* beginnt um 10.00 Uhr mit einer ökumenischen Festandacht in der Wandelhalle in Bad Kissingen.

Schon am Tag zuvor gibt es in Bad Kissingen ein reichhaltiges musikalisches Programm in der Wandelhalle, auf dem Eisenstädter Platz und dem Klieglplatz.

Das ausführliche Programm finden Sie im Internet unter: <http://www.bezirk-unterfranken.de/tagderfranken>.

## Schiffsausflug + Tagung = Regionaltagung Handel am Main

Am 16. Juli 2011 findet – wie angekündigt – eine halbtägige Tagung auf dem Schiff zum Thema: *Handel am Main* mit anschließender Führung durch das Schifffahrts- u. Schiffbau-museum und den Ort Wörth oder Besichtigung der Werft in Erlenbach statt. (Eine ausführliche Beschreibung finden Sie im vorherigen Heft.) Danach ist Gelegenheit zum Besuch des Altstadtfestes in Wörth. Dieses Angebot richtet sich auch an Familien mit Kindern!

**Abfahrt: 13.00 Uhr** vom Anleger der Reederei Henneberger in Miltenberg (am Parkplatz *Pfarrkirche*) mit der MS Astoria

**Preis** inkl. Schifffahrt, Tagungsgebühr und Führungen: nur 22,00 € für Erwachsene, 5 € für Jugendliche bis 18 Jahre; Kinder bis 12 Jahre fahren kostenlos mit.

**Ende des offiziellen Programms:** gegen 17.00 Uhr

**Rückfahrt:** individuell ab Wörth mit der Deutschen Bahn (Abfahrtszeiten nach Miltenberg (lt. Online-Auskunft der Deutschen Bahn): 17.08 Uhr / 19.08 Uhr / 21.08 Uhr / 23.04 Uhr)

**Anmeldung:** bei Ihrer Gruppe / in der Bundesgeschäftsstelle (s. Anmeldebogen im letzten Heft) / vor Besteigen des Schiffes

Hier das Programm im Überblick:

<b>Abfahrt in Miltenberg: 13.00 Uhr mit der MS Astoria</b>		
Prof. H.-G. Wagner (Würzburg): <i>Die physisch-geographischen Grundlagen des Maintales</i>		
Kaffeepause		
<i>W. O. Keller (Miltenberg): Salzhering, Süßholz, Stein, Wein und Holz. Handel am Untermain in der Frühen Neuzeit</i>		
<b>Ankunft in Wörth: gegen 15.30 Uhr -&gt; Aufteilung in drei Gruppen:</b>		
<b>1. Gruppe:</b>	<b>2. Gruppe:</b>	<b>3. Gruppe</b>
Museumsbesichtigung + Stadtführung + Stadtführung	Museumsbesichtigung	Besichtigung der Werft in Erlenbach

Es sind genügend überdachte Plätze auf dem Schiff vorhanden.

**Aufsätze**

*Erwin Muth*

Die Vorführung eines „gelehrten“ Elefanten in Kloster Ebrach im Jahre 1695 ..... 235

*Leonhard Tomczyk*

Die Architektur öffentlicher Gebäude in Lohr 1900 bis 1914..... 246

*Manfred Welker*

Herzogenauracher Frauen kämpften 1941 für das Kreuz in den Klassenzimmern..... 256

**Frankenbund intern**

Einladung zur 64. Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 2011 in Coburg..... 273

1. Fränkischer Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld ..... 275

Sitzung der Bundesleitung am 13. Juli 2011 in Herzogenaurach..... 276

Dank an unseren ehemaligen 2. Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas..... 276

**Mundart in Franken**

*Walter Tausendpfund*

Nix gsachd, is gnouch globd..... 278

**Kunst und Kultur**

*Christoph Bittel*

Vor 150 Jahren starb Herzog Paul Wilhelm von Württemberg –  
Forschungsreisender, Entdecker, Sammler – in Bad Mergentheim..... 279

*Frank Piontek*

Viel hat sich in den letzten Jahren getan: Jean Paul im Bayreuth des Jahres 2011..... 282

*Alexander von Papp*

Ein fränkisch-jüdisches Leben im 20. Jahrhundert –  
Zum 100. Geburtstag von David Schuster ..... 284

**Bücher zu fränkischen Themen..... 295**

**Aktuelles**

*Erich Meidel*

Exkursion des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt in den Aischgrund..... 299

*Israel Schwierz*

Archivalien einstiger jüdischer Gemeinden aus Mittelfranken neu verzeichnet.... 300

*Teresa Wölkner*

1. Bad Salzunger A-Capella-Fest mit „Viva-la- musica“..... 301

1711 – 2011: 300 Jahre Schloß Pommersfelden: Wissenschaftliches Symposium..... 303

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Christoph Bittel	Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim
Dr. Erich Meidel	Altstadtstraße 2, 97422 Schweinfurt
Dr. Erwin Muth	Sonnenleite 1, 97723 Wittershausen
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Dr. Frank Piontek	Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Walter Tausenpfund	Gymnasiallehrer i. R. Banater Straße 8, 91257 Pegnitz
Dr. Leonhard Tomczyk	Spessartmuseum Schloßplatz 1, 97816 Lohr a. Main
Dr. Manfred Welker	Kreisheimatpfleger Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
Teresa Wölkner	Viva la musica Theo-Neubauer-Straße 8, 36469 Tiefenort

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

## Die Vorführung eines „gelehrten“ Elefanten in Kloster Ebrach im Jahre 1695

von

Erwin Muth

### *Der Bericht von P. Burkard Bausch*

Der Münsterschwarzacher Chronist P. Burkard Bausch OSB (1656 – ca. 1721/1723) zeichnete in seinen Chroniken aus der Sicht eines kritischen und um ein regelgetreues Klosterleben besorgten Mönches ein farbiges Bild des Klosterlebens in seiner Zeit. An vielen Stellen kommt er auch auf Ereignisse aus dem fränkischen Umland des Klosters Münsterschwarzach zu sprechen.<sup>1</sup> Für den Mai des Jahres 1695 berichtete er von einem ihn tief beeindruckenden Ereignis, das er bei einem Besuch im Zisterzienserkloster Ebrach erlebt hatte, nämlich der Darbietung der Fertigkeiten eines von einem fahrenden Schausteller vorgeführten Elefanten.

„Um die gleiche Zeit im Mai wurde von einem Belgier ein Elefant nach Würzburg gebracht, ein furchtbares, aber seiner Übungen erstaunlich kundiges Ungetüm. Er war 8 Jahre alt, aschfarbig, und obwohl er seine volle Höhe und Länge erst nach 16 Jahren erreichen sollte, hatte er trotzdem eine Höhe von mehr als 1 Rute oder 12 Fuß.<sup>2</sup> Als er von Würzburg nach Wien geführt wurde, bot sich sein Lenker an, in unserem Kloster die Übungen durchzuführen. Da aber Abt Augustin nicht anwesend war, zog er nach Ebrach weiter. Ich hielt mich zu dieser Zeit dort auf und sah, daß tatsächlich kein Tier klüger ist als der Elefant. Nachdem nämlich der Konvent in den Vorhof gerufen worden war, erhielt der Elefant von seinem Lenker

[1.] den Befehl, Abt Ludwig zu begrüßen, und beugte alsbald zwei Knie auf den Boden, nahm brüllend mit seinem Rüssel vom Kopf seines Lenkers den Hut herunter, hob diesen in die Höhe, nahm ihn wieder herunter und empfing so dienstefrig den Abt; danach stand er vom Boden auf und setzte sehr ge-

schickt den Hut wieder auf den Kopf seines Lenkers.

[2.] Als dann der Lenker einige Maß Bier in den Rüssel des Elefanten goß, trank dieser auf das Wohl des Abtes und des Konvents und ließ dabei immer sein Brüllen ertönen. Auf den Befehl, auf das Wohl des römischen Kaisers zu trinken, gehorchte er sofort und voll Eifer; anders aber, als man ihm anbot, auf die Gesundheit des türkischen Herrschers zu trinken; denn das verweigerte er, während er am Kopf und am ganzen Körper zitterte und dabei brummte.

[3.] Vom Lenker gefragt, wo er Kaiser Leopold liebe, zeigte er mit dem Rüssel auf seine Brust; auf die Frage aber, wo er den Türken liebe, warf er seinen Rüssel zu seinem Hintern hin.

[4.] Er ergriff mit seinem Rüssel eine Fahne; auf den Befehl, sie 30mal zu Ehren des Abtes zu schwenken, hielt er jedesmal aufs genaueste die aufgetragene Zahl ein; auf den Befehl, es 8mal oder 10mal zu tun, tat er es genauso und schwenkte die Fahne nicht mehr oder weniger oft als die aufgebene Zahl.

[5.] Ein Gewehr präsentierte und schoß er wie ein geübter Soldat ab.

[6.] Die Gefäße, aus denen er getrunken hatte, gab er genau dem, der sie herbeigebracht hatte, wieder zurück, da er ihn unter dem vielen Volk genau beobachtet hatte, und ließ zum Zeichen seines Dankens ein Trompeten ertönen.

[7.] 3 Zehner und 3 Pfennig hob er mit seinem Rüssel vom Boden auf und zeigte sie dann allen Dabeistehenden ringsum so gründlich, daß man auf den einzelnen die Prägung ganz deutlich sehen konnte.

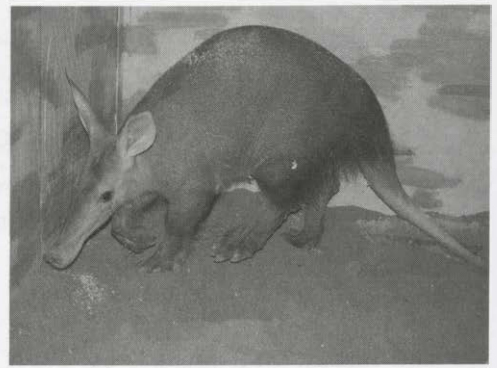
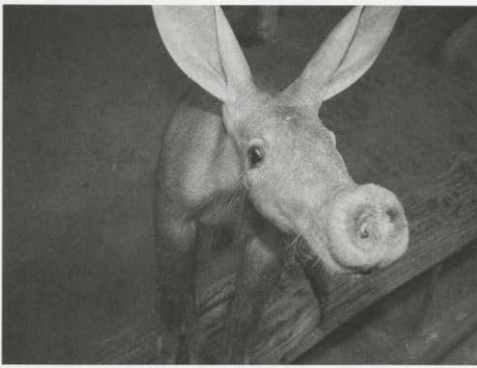


Abb. 1: Erdferkel. Photo: Zoo Saarbrücken.<sup>7</sup>

[8.] Dargereichtes Brot teilte er mit seinem Rüssel so elegant in Stücke, brach und trug sie, daß nicht einmal ein Brösel auf den Boden fiel.

[9.] Nachdem sich 10 Männer mit Hilfe einer Leiter auf seinen Rücken hinaufbegeben hatten und sich niedergelassen hatten, legte er seinen Rüssel um seinen Lenker und hob diesen zum Staunen der Zuschauer in die Höhe über alle übrigen hinaus, die dort saßen, ging herum und zeigte ihn. Auf einen weiteren Befehl hin setzte er ihn sanft auf den Boden, während die übrigen, die oben gesessen waren, sich vor Furcht vom Rücken herunterstürzten.

[10.] Er besaß einen so großen Sinn für Reinlichkeit, daß er vom Hafer nichts fressen wollte, bis der Katzendreck, der darin war, entfernt worden war; die Heubündel schlug er alle an seine Haut – diese war einer Eicherinde ähnlich –, da er sie von jedem Stäubchen reinigen wollte. Mit einem Wort: Alles, was das so große und so furchtbare Tier trieb und tat, stimmte ganz mit dem menschlichen Tun überein.<sup>3</sup>

### *Der furchtbar anzuschauende afrikanische Esel – ein Erdferkel aus Afrika*

Zur Truppe mit dem „gelehrten“ Elefanten, die der belgische Schausteller von Münsterschwarzach auf dem beschwerlichen Weg nach Ebrach geführt hatte, gehörte auch ein weiteres exotisches Tier, das Burkard

Bausch als „afrikanischen Esel“ bezeichnete und das vermutlich auf einem Ackerwagen in einem Käfig transportiert wurde. Burkard Bausch beschrieb ihn folgendermaßen:

„Der gleiche Belgier hatte auch einen afrikanischen Esel dabei, der in der Größe einem halben Schwein gleichkam. Das Tier war furchtbar anzuschauen. Die vorderen Füße waren Menschenhänden ähnlich; es hatte nämlich Finger mit länglichen Nägeln, mit denen es wie ein Mensch das Brot brach; es hatte einen handbreiten Rachen, war vom Kopf bis zum Ende des Rückens struppig, am übrigen Körper ganz nackt, einem Schwein nicht unähnlich. Der Belgier sagte, es sei ein grimmiges Tier.“<sup>4</sup>

Nach dieser anschaulichen Charakterisierung handelte es sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit um ein Erdferkel (*Orycteropus afer*),<sup>5</sup> wie sie südlich der Sahara weit verbreitet sind. Dieses auch für moderne Zoologen noch in manchem rätselhafte Tier, das (einschließlich Schwanz) eine Körperlänge von bis zu 200 cm und ein Gewicht von bis zu 100 kg erreichen kann, nimmt in der Klassifizierung der Säugetiere eine besondere Stellung ein und ist mit keinem anderen Säugetier näher verwandt.<sup>6</sup>

### *Der Weg des Ebracher Elefanten*

Wie P. Burkard Bausch erfahren konnte, war der in Ebrach 1695 gezeigte Elefant etwa um 1687 geboren worden und zunächst nach Würzburg gekommen. Von dort aus

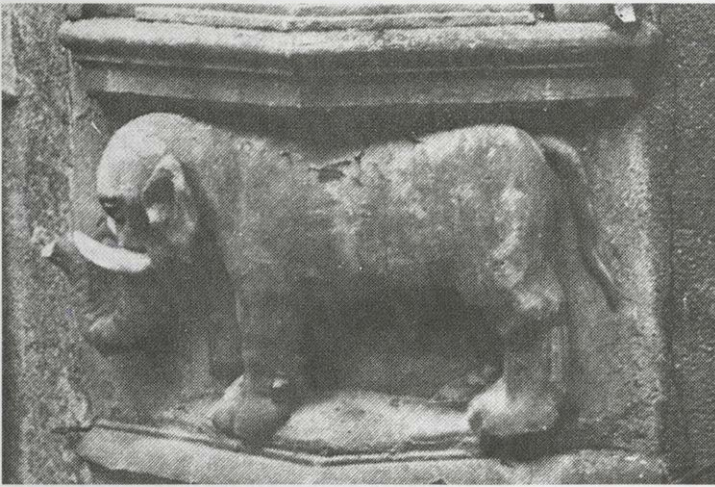


Abb. 2: Elefantendarstellung 1693 am Haus Nr. 7 in der Elefantengasse Würzburg. Seit 1945 verloren. Photo: Gundermann (Ausschnitt). Aus: Reitberger, *Das alte Würzburg* [wie Anm. 11].

war er – vermutlich auf dem Weg über die Mainbrücke von Kitzingen – nach Münsterschwarzach geführt worden. Da die Abtei wegen der Abwesenheit des Abtes Augustin Voit der geplanten Schaustellung nicht zustimmte, zog der Belgier mit dem Elefanten und dem auch noch mitgeführten „afrikanischen Esel“ in das knapp 18 Kilometer weiter am Fernweg nach Bamberg liegende Zisterzienserkloster Ebrach weiter. Als Ziel seiner Wanderung hatte der Schausteller die Kaiserstadt Wien genannt. Wie von anderen Schaustellern im 17. Jahrhundert bekannt ist, kann damit gerechnet werden, daß der ‚Ebracher Elefant‘ nicht auf direktem Weg sein Ziel Wien erreichte, sondern kreuz und quer von Stadt zu Stadt geführt wurde.

Nach den Darlegungen von Oettermann in seiner materialreichen Monographie über die Kulturgeschichte des neuzeitlichen Interesses an Elefanten in Europa war die Zahl von umherziehenden Schaustellern mit Elefanten im 17. Jahrhundert noch sehr klein.<sup>8</sup> Selbst dem Verfasser der wichtigsten Monographie über Elefanten im frühen 18. Jahrhundert, Petrus ab Hartenfels, kam nur einmal im Leben ein lebender Elefant zu Gesicht.<sup>9</sup>

Das Erscheinen eines Elefanten war deshalb immer eine besondere Sensation, die je-

desmal großes Aufsehen erregte und über die sich gelegentlich auch Hinweise in Archiven und der zeitgenössischen Literatur oder an Gebäuden, wie der öfters vorkommende Hausname mit dem Zusatz „zum Elefanten“,<sup>10</sup> finden lassen. Allerdings ist meistens nicht klar, um welches Tier es sich dabei jeweils handelte. Für den Weg des Ebracher Elefanten ließen sich

aus der Zeit um 1695 einige Hinweise finden, die mit diesem in Verbindung stehen oder in Verbindung stehen könnten.

So wurde 1693 in Würzburg an einem Wohnhaus in der Sander Vorstadt, das später den Namen „Zum Elefanten“ erhielt, ein offensichtlich noch junger Elefant als Steinrelief abgebildet,<sup>11</sup> möglicherweise weil ein Schausteller ihn dort während einer Tournee untergebracht hatte. Leider gibt es jedoch keine Überlieferungen zu Elefant und Relief.<sup>12</sup> Die Darstellung könnte sich vom anscheinend noch jugendlichen Alter des abgebildeten Tieres her auf den Ebracher Elefanten beziehen, doch stellt sich dann die Frage, wo sich der junge Elefant von 1693 bis zu seinem Auftauchen im Mai 1695 aufgehalten hat.

Auch in Bamberg, der nächsten Stadt nach Ebrach an der von Würzburg kommenden Straße, die 1695 der Ebracher Elefant vermutlich passierte, gab es ein „Hotel zum Elefanten“. Doch steht dieses Gebäude, das schon 1582 erbaut wurde, offenbar nicht im Zusammenhang mit dem Besuch des Ebracher Elefanten 1695. In den dem Stadtarchiv zur Verfügung stehenden Quellen konnte ein Aufenthalt des Elefanten 1695 in Bamberg nicht nachgewiesen werden.<sup>13</sup>

Die nächste sichere Spur findet sich in zwei Abhandlungen mit dem Titel „de Elephante“, die im Jahr 1696 in der Universitätsstadt Altdorf und in Rothenburg ob der Tauber erschienen sind.<sup>14</sup> Im Februar 1696 veröffentlichte der an der Universität in Altdorf wirkende Mathematiker und Philosoph Johann Christoph Sturm, der es wegen eines Lehrbuches für höhere Mathematik und vor allem wegen zahlreicher physikalischer Untersuchungen zu einer „europäischen Berühmtheit“<sup>15</sup> gebracht hatte, eine ausführliche Darstellung des Ebracher Elefanten. Sie entstand – noch merklich unter dem Eindruck der persönlichen Begegnung mit dem Elefanten im August 1695 – als „Dissertatio Physica“ und sollte seinem Schüler Johann Heinrich Burckhardt als ‚Respondenten‘ für die Disputation als Vorlage dienen.<sup>16</sup>

Auf dem Weg nach Nürnberg hatte der belgische Elefantenführer auch in Altdorf Halt gemacht, doch versäumte es Sturm wegen des großen Andranges dort den Elefanten aus der Nähe zu besichtigen. Mit anderen Honoratioren begab er sich deshalb am folgenden Tag nach Nürnberg und konnte schließlich gegen ein besonderes Honorar vom Elefantenführer sogar die Erlaubnis bekommen, den Elefanten in seinem Stall aufzusuchen. Dort konnte er das Tier von allen Seiten anfassen, die Maße des Tieres aufnehmen und den riesigen Körper genau nach Belieben untersuchen. Die Vorstellungen des Elefanten und anderer Tiere, wozu auch ein „Waltesel auß Africa und ein dreibeinig Thier“ gehörten, waren in Nürnberg am 13. August 1695 im Fechthaus zu sehen, wie eine private Chronik festhielt.<sup>17</sup>

In der „Dissertatio physica“ beschreibt Sturm: zunächst mit kritischem Blick, was bisher über Elefanten in der Literatur zu finden war. Dann befaßt er sich eingehend mit den Berichten über Elefanten, wie sie besonders durch Handlungsreisende und französische Missionare aus Vorder- und Hinterindien verbreitet wurden, bevor er auf die ihnen nachgesagten geistigen Eigenschaften eingeht. Besonders diese weiter unten vorgestellten Darlegungen verdienen im Vergleich zur Darstellung Burkard Bauschs be-

sonderes Interesse. Im letzten Kapitel befaßt sich Sturm mit religiösen und philosophischen Fragestellungen im Zusammenhang mit Elefanten.

Wie aus Sturms Beschreibung des von Ebrach nach Nürnberg geführten ‚Ebracher Elefanten‘ hervorgeht,<sup>18</sup> handelte es sich bei diesem um eine Elefantenkuh. Die Erwähnung der Rüsselspitze mit nur einem „Finger“<sup>19</sup> durch Sturm beweist, daß er nicht aus Afrika, sondern aus Asien stammte.

Sturm nennt auch den – von Bausch nicht genannten – Namen des belgischen Elefantenführers Jean Jansen,<sup>20</sup> von dem kurz vorher in Nürnberg ein kleines Buch in deutscher Sprache über Elefanten mit dem Titel „Curieuse Elephantenbeschreibung“<sup>21</sup> erschienen war. Nach einer anatomischen Beschreibung der indischen Elefanten, lieferte dieser dort unter anderem anschauliche Berichte über ihre Wertschätzung und Verwendung in den indischen Königreichen, zu verschiedenen Formen der Jagd auf Elefanten und zu den ihnen nachgesagten besonderen, speziell auch charakterlichen Eigenschaften.

Zum Troß des Belgiers gehörte auch in Nürnberg der von Bausch beschriebene „furchtbar anzuschauende afrikanische Esel“. Sturm empfand das Tier als „ziemlich

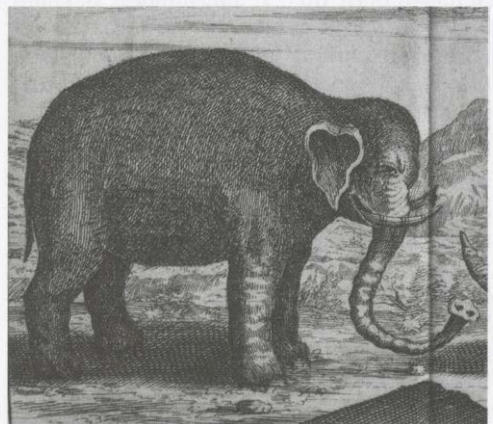


Abb. 3: Indischer Elefant, aus Jean Jansen: *Curieuse Elephanten-Beschreibung*. Detail aus der Abbildung „Der Streit des Rhinoceros mit dem Elephanden“.<sup>22</sup>

unnatürlich und unfreundlich“ und bezeichnete es als „Onager“ oder „Waldesel“, fügte aber hinzu, er habe nichts von einem Esel an sich. Wie Sturm bemerkte, führte der Belgier auch einige kleine Äffchen mit, über die Bausch nichts berichtet hatte.

Wenige Monate nach der Dissertatio von Johann Christoph Sturm erschien im Mai 1696 in Rothenburg ob der Tauber eine weitere Schrift, die durch den Besuch des Belgiers mit seinem Elefanten, den ersten Besuch eines Elefanten in Rothenburg überhaupt, angeregt wurde.<sup>23</sup> Christoph Friedrich von Seckendorff legte sie als Autor und Respondens unter dem Praesidium des Superintendenten und Professors Sebastian Kirchmaier vor. Gewidmet wurde sie dem in Ansbach residierenden Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg. Sorgfältig wurde dort von ihm zusammengetragen, was aus der Literatur über Elefanten zu erfahren war. Eigene Beobachtungen konnte der Autor nur insoweit beitragen, wie sie bei der öffentlichen Vorführung zu erhalten waren.

Aus dem Jahr 1695 stammen noch weitere Nachrichten von Elefanten, die auf Jahrmärkten und Messen in München und in Frankfurt am Main zu sehen waren,<sup>24</sup> wobei nicht zu entscheiden ist, ob auch der Ebracher Elefant dazu gehörte. Nur

wenig später, im Februar 1697, wurde in Stuttgart von zwei „Holländern“ ein Elefant gezeigt,<sup>25</sup> der ausdrücklich als afrikanischer Elefant bezeichnet wird, bei dem es sich also nicht um den Ebracher Elefanten, der nach Sturms Beschreibung ein asiatischer Elefant war, handeln kann. „Met sinen Künsten“ beeindruckte er den schwäbischen Pfarrer Daniel Pfisterer so sehr, daß er ihm ein Gedicht widmete und ihn auf einer Buchseite seines „Barockes Welttheaters“ in einem Gemälde abbildete.

### Elefanten auf Jahrmärkten

In Europa waren Elefanten seit der Antike bekannt,<sup>26</sup> als diplomatisches Geschenk und

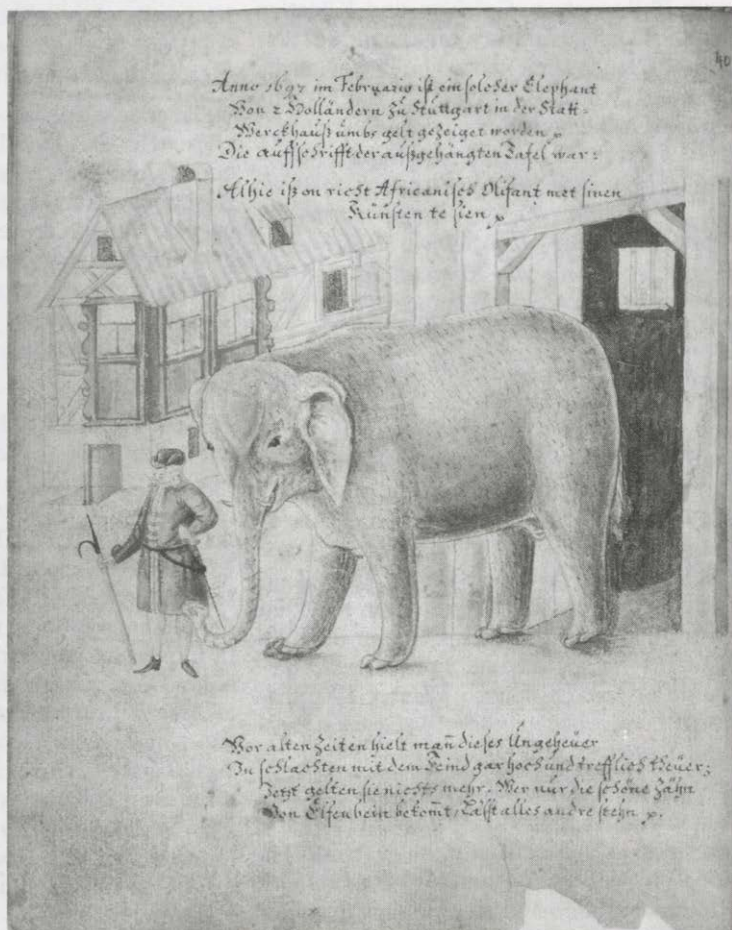


Abb. 4: Vorführung eines afrikanischen Elefanten in Stuttgart 1697. Buchmalerei von Daniel Pfisterer, aus: Barockes Welttheater [wie Anm. 25].

Repräsentationstiere dienten sie bis in die Neuzeit europäischen Herrschern und Päpsten zur Demonstration ihrer Machtansprüche, waren also ausschließlich „*Staatselofanten*“.<sup>27</sup> Erst ab dem frühen 17. Jahrhundert,<sup>28</sup> als von holländischen und englischen Handelsgesellschaften Elefanten als Handelsware in Europa eingeführt wurden, begannen Schausteller von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zu ziehen und Elefanten – gegen Bezahlung – vorzuführen. Oettermann zählte sieben Elefanten, die im 17. Jahrhundert in Europa öffentlich vorgeführt wurden, doch dürfte ihre Zahl größer gewesen sein.<sup>29</sup>

Elefanten wurden vor allem wegen ihrer Größe als „*große Wunderthiere*“ bestaunt, auch Philosophen, Gelehrte und Künstler befaßten sich ausführlich mit ihnen. Auf den Jahrmärkten faszinierten zahlreiche in langer Dressur erworbene Fähigkeiten der Elefanten. Sie erschienen als „*gelehrte Elefanten*“, die auf Befehl, Tätigkeiten verrichten konnten, „*die auch der Bürger täglich verrichtete*“.<sup>30</sup> „*Dann trug er Wasser, kehrte die Stube, schwang das Schwert oder eine Fahne, schoß auf ein Kommando eine Pistole, legte sich nieder, stand wieder auf – alles auf Befehl seines Herrn.*“<sup>31</sup>

Der erste Elefant in Deutschland, von dem bekannt ist, daß er von Ort zu Ort geführt und von einem Tierführer zur Schau gestellt wurde, traf 1629 zur Fastenmesse in Frankfurt am Main ein, wurde dann in zahlreichen Städten von Nürnberg bis Graz gezeigt und gelangte im Mai 1630 nach Rom, wo er das Vorbild für den obeliskentragenden Elefanten auf dem 1667 aufgestellten Brunnen Giovanni Lorenzo Berninis vor der Basilika Santa Maria sopra Minerva lieferte.<sup>32</sup> 1631 wurde er zu Schiff nach Frankreich transportiert und reiste möglicherweise nach England weiter.

Nach Frankfurt kam 1646 auch ein Elefantenweibchen, das 1637 aus Ceylon nach Amsterdam gebracht worden war und bis 1655 über Holland, Hamburg, Bremen und Rotterdam durch Mitteleuropa bis Rom geführt wurde. Es erhielt von den Holländern den [fälschlicherweise männlichen] Namen

„*Hansken*“ und wurde von Rembrandt in drei Kohlezeichnungen porträtiert.<sup>33</sup>

Nach 1688 wurden bei Messen und Jahrmärkten in mehreren Städten (Leipzig 1688, 1692, Danzig 1694, München 1695, Frankfurt am Main 1696) Elefanten gezeigt. Wie Oettermann vermutet, handelte es sich dabei mit „*aller Wahrscheinlichkeit um das gleiche Tier*“, vielleicht einen 1683 vor Wien von den Türken erbeuteten indischen Kriegselefanten.<sup>34</sup>

Verständlicherweise ist nicht sicher zu erkennen, ob es sich in den Berichten über verschiedene umhergeführte Elefanten um dasselbe Tier handelt. Auch ihre Herkunft ist oft nicht geklärt. In der Regel dürften es im 17. Jahrhundert indische Elefanten gewesen sein, die über die ostindische Kompanie nach Europa eingeführt wurden.

Die ersten afrikanischen Elefanten kamen zwischen der Mitte des 15. und dem Ende des 16. Jahrhunderts aus den portugiesischen Besitzungen im Kongo nach Portugal.<sup>35</sup> Der nächste Elefant, dessen Herkunft aus Afrika gesichert ist, war 1668 ein Geschenk des Königs von Portugal an Ludwig XIV.<sup>36</sup>

### *Die Darbietungen des Elefanten in Ebrach*

Bausch schildert zehn kunstvolle Übungen und Fertigkeiten, die der Elefant im Mai 1695 in Ebrach den zusammengerufenen Mönchen und Ortsbewohnern vorführte. In der Mehrzahl der Fälle handelte es sich dabei um die üblichen, durch langjährige Dressur erworbenen Elefantenkunststücke, die der Elefant vorführte, nachdem ihm der Tierführer einen bestimmten Befehl gegeben hatte. Dazu gehörte die Begrüßung des Abtes, das Trinken auf das Wohl des Abtes oder des Kaisers, die Demonstration der Liebe zum Kaiser bzw. der Abneigung gegen den türkischen Sultan, das Abschießen eines Gewehres, das Aufheben und Zeigen von Geldmünzen und das Hochheben des Tierführers. Daß der Elefant sich weigerte, vom Hafer zu fressen, bis der Katzendreck entfernt war, und daß er die ihm vorgelegten Heubündel durch Schlagen an seinen Körper

zuerst vom Staub reinigte, war für die Zuschauer ein Beleg für die besondere Reinlichkeit des Elefanten.

Mindestens in zwei Fällen schien der Elefant jedoch nicht nur eine stereotype Vorführung eines vorher adressierten und durch ein Zeichen abrufbaren Verhaltens zu zeigen. Vielmehr sahen die Zuschauer, wie er während der Tiervorstellung auf eine besondere, dem Anschein nach nicht vorher adressierte Situation reagierte. So konnte er einen Becher, den ihm ein Zuschauer gereicht hatte, wieder genau der betreffenden Person zurückbringen, obwohl sich diese wieder in die Gruppe gemischt hatte.

Als ihm der Tierführer eine Fahne übergeben hatte, die der Elefant zu Ehren des Abtes so oft schwenken sollte, wie er ihm durch Ansagen einer Zahl angab, hielt er sich genau an die ihm jedesmal genannte Zahl, auch nachdem diese mehrmals verändert wurde. Nach dem Eindruck der Zuschauer verstand der Elefant offenbar genau, welche Zahlen ihm genannt wurden.

Nicht nur die präzise Ausführung von vielerlei Kunstfertigkeiten, sondern auch die vermeintlich nicht bestreitbare Kenntnis von Zahlen und das Wiedererkennen fremder Personen, die sich in die Zuschauermenge mischten, veranlaßten Burkard Bausch zur Schlußfolgerung: „*alles was das große und so furchtbare Tier trieb und tat, stimmte ganz mit dem menschlichen Tun überein*“.

### *Die Untersuchung des Ebracher Elefanten und seiner Darbietungen in Nürnberg durch Johann Christoph Sturm*

Auf 6 ½ Seiten seines Buches „de Elephant“<sup>37</sup> geht Johann Christoph Sturm mit dem kritischen Blick des Naturwissenschaftlers den besonderen geistigen Fähigkeiten, die Elefanten nachgesagt wurden, nach und nimmt mit klarem Urteil Stellung zu den von dem Belgier Jean Jansen in Nürnberg im August 1695 vorgeführten erstaunlichen Fertigkeiten seines Elefanten. Zunächst stellt er fest, über Elefanten werde viel Falsches, das schlecht von Richtigem zu

unterscheiden sei, erzählt, von Plinius und Claudius Aelianus in der Antike bis zum Beispiel auch von Caspar Schott<sup>38</sup> und Justus Lipsius<sup>39</sup> in der neuesten Zeit. So würde sogar behauptet, Elefanten könnten die Sprache ihres Herkunftslandes verstehen. Er selbst wolle dagegen dem nachgehen, was sicher und durch Beobachtung erkannt sei.

Unter dem, was man sicher wisse, sei sicher bemerkenswert, daß der Elefant an Gelehrigkeit nahezu alle anderen Tiere übertreffe und es sehr leicht hinnehme, daß er an diese und jene Aufgaben gewöhnt wird. Das heiße allerdings nicht, daß er an Verstand den übrigen Tieren etwas voraus hätte. Er sei lediglich in der Stärke und in der Sensibilität der Sinne besonders gut ausgestattet, die auch bei den Menschen unterschiedlich ausgeprägt seien und die der Grund dafür seien, daß er etwas schneller oder genauer erfasse.

Der Elefant des Belgiers, für Sturm war es „unser Elefant“, folgte nach Überzeugung Sturms immer nur gehorsam den Worten seines Tierführers, nicht weil er dessen Worte verstand, sondern weil beim Klang der Wörter über die Aufnahme durch die Ohren immer dieselben Reaktionen eintraten. Diese Verbindung mit den von ihm vernommenen Wörtern sei ihm nicht durch Überzeugung oder Beratung beigebracht worden, sondern durch tägliche Gewöhnung mit vielfacher Wiederholung unter Hieben und Schlägen. Das sei nichts anderes als die adressierte Fähigkeit von Zugochsen, die allerdings sehr unbegabt seien, bei einem Befehl nach rechts oder links bzw. schneller oder langsamer zu gehen. Jedesmal beim Hören eines Befehles verbinde sich bei ihnen die Empfindung des Lautes mit der während der Dressur erlebten Behandlung.

Johann Christoph Sturm beschreibt und kommentiert nun Punkt für Punkt die einzelnen Kunststücke des Elefanten. Mit wenigen Abweichungen finden wir wieder die von Burkard Bausch in Ebrach beobachteten Darbietungen.

Als besonders erstaunlich erschien, daß der Elefant auf Befehl mit dem Rüssel eine Flagge nahm und wie befohlen genau zwanzigmal, nicht weniger und nicht mehr, in ab-

wechselnde Richtungen schwenkte. Allerdings hatte er beim ersten Versuch das Schwenken der Flagge etwas zu lange fortgesetzt. Als er zur Strafe für seinen Irrtum Prügel zu spüren bekam, hielt er beim nächsten Mal genau die Zahl Zwanzig ein.

Ausführlich diskutiert Sturm nun, wie man die scheinbaren Zähl- und Rechenfähigkeiten des Elefanten und die Überzeugung der Zuschauer, es handele sich beim Elefanten um einen „*wahrhaftigen Rechenkundigen*“, zu beurteilen habe. Wer annehme, es handelte sich hierbei um echtes Rechnen, möge sehen, ob man das dann nicht konsequenterweise auch bei einer Turmuhr annehmen müßte, die ja auch mit dem Schlagen der Glocke zu einer vorgegebenen Zeit aufhört. Die Turmuhr wisse nicht, welche Bedeutung die Anzahl der Schläge hat und höre doch zur richtigen Zeit auf. Hierfür gäbe es einen einsichtigen Grund, ihr stellt sich nämlich dann zum richtigen Zeitpunkt ein Widerstand entgegen, der das Anheben des Hammers an der Glocke verhindert. Ohne diesen Eingriff würde die Uhr weiter schlagen. Johann Christoph Sturm setzt dies in Parallele zum Zählen des Elefanten beim Schwenken der Flagge. Der Führer des Tieres; und nicht der Elefant, zähle nämlich mit. Auf ein bestimmtes, eintrainiertes Zeichen hin, hört der Elefant mit dem Schwenken auf. Tierführer würden solche Zeichen allerdings den Zuschauern geschickt verbergen, damit die Vorführung um so bewundernswürdiger erscheine.

Sturm erinnert sich an einen ähnlichen Fall wenige Jahre vorher,<sup>40</sup> als ein englisches Pferd vorgeführt wurde, das – neben anderem Verwunderlichem – angeblich die Uhrzeit von einer Taschenuhr ablesen konnte. Daß dies jedoch nicht stimmen konnte, stellte sich heraus, als Sturm, den man zu Rate zog, beobachtete, wie der Tierführer die Uhr so nahe vor ein Auge des Pferdes hielt, daß es für das Pferd unmöglich war, Ziffernblatt und Zeiger zu erkennen. Das Hinhalten der Uhr hatte vielmehr nur die Aufgabe, die Zuschauer abzulenken, während der Tierführer auf den Boden stampfte oder dem Pferd ein anderes Zeichen gab.

Zu den Kunststücken des Elefanten gehörte auch eine militärische Übung, bei der auf Befehl des belgischen Tierführers der Elefant ein Gewehr präsentierte, es im Winkel von 45 Grad in die Höhe, dann über die Schulter und schließlich vor die Stirne hielt „*und derlei Eitelkeiten*“. Hierfür sei nichts anderes erforderlich als Gewöhnung, wie man sie von der Erziehung von Hunden – mit Schlägen und Hieben auf für die Übung bedeutsame Körperpartien – kenne, und eine gewisse passive Gelehrsamkeit.

In einem weiteren Teil der Vorführung hob der Elefant eine Münze mit der Rüsselspitze vom Boden auf und zeigte sie den Zuschauern. Er beugte die Knie der Vorder- und Hinterbeine und stellte sich auf die Hinterbeine, was beim Gewicht des Elefanten nicht einfach war. Auf einer Leiter durften dann zehn oder mehr junge Zuschauer auf den Rücken des Elefanten steigen und auf ihm im Kreis reiten. All dies ist nach dem Urteil Sturms nichts, was nicht durch Dressur bewirkt werden könnte.

Auch weitere Vorführungen, wie das Abschießen eines Gewehres und die ebenfalls von Bausch berichtete Verehrung des Kaisers und Verachtung des türkischen Sultans, würden nur scheinbar eine gewisse Intelligenz voraussetzen. In Wirklichkeit seien sie bloß das Ergebnis einer langen vorausgegangenen Dressur.

Abschließend stellt Sturm fest, Elefanten seien im Vergleich zu den meisten anderen Tieren zwar lernfähiger und für Schulungen besser geeignet, aber mit Vernunft, Schlaueheit, Klugheit oder Denken und echter Erkenntnisfähigkeit habe das nichts zu tun, sondern mit einem gewissen Instinkt und einem in ihrer Natur liegenden Antrieb („*instinctu quodam et impulsu Naturae*“).

Im übrigen würden sich Elefanten, wenn sie so schlau und klug wären, wie sie allgemein eingeschätzt werden, wohl kaum von den Menschen fangen und täuschen oder durch Feuer erschrecken lassen, sondern sich leicht Abstand verschaffen und mit vereinten Kräften gemeinsam gegen die menschlichen Verfolger anstürmen.

## Die Darbietungen des Ebracher Elefanten aus heutiger Sicht

P. Burkard Bausch hatte offenbar nicht beobachtet oder vermutet, daß der Elefant in Ebrach bei einigen seiner Kunststücke, beispielsweise beim Wiedererkennen einer Person in einer Zuschauermenge, Zeichen erhalten hatte, die sein Verhalten hätten beeinflussen können. Nach der Überzeugung des sonst so kritischen Chronisten besaß der Elefant vielmehr Fähigkeiten, die von denen der Menschen nicht grundsätzlich verschieden waren, sein Verhalten „*stimmte ganz mit dem menschlichen Tun überein*“.<sup>41</sup>

Daß nicht bei allen Vorführungen des Elefanten eine bewußte Einwirkung des Elefantenführers oder einer anderen Person angenommen werden muß, ergibt sich aus den Forschungen, die der aus dem unterfränkischen, nur etwa 10 km von Ebrach entfernten, Markttort Wiesentheid stammende Pionier der experimentellen Psychologie Carl Stumpf<sup>42</sup> und sein Mitarbeiter an der Universität Berlin Oskar Pfungst zweihundert Jahre später durchführten.

Den Anstoß für ihre Untersuchungen gab die große öffentliche Beachtung, die der pensionierte Lehrer Wilhelm von Osten im Sommer 1904 in Berlin erfuhr, als er wochenlang sein Pferd, das bald den Namen „*Der kluge Hans*“ erhielt, einer stetig zunehmenden Zuschauerschar vorführte. Es zeigte erstaunliche und für die Psychologen unerklärbare Fertigkeiten (Rechnen, Zählen, Ablesen der Uhr u.v.a.), die an die eines Kindes erinnerten.<sup>43</sup>

Nachdem eine dafür eingesetzte dreizehköpfige Kommission aus Experten und Wissenschaftlern keine Hinweise auf geheime dem Pferd gegebene Zeichen oder von Betrug hatte feststellen können, erhielt der auf verschiedensten Wissensgebieten verdiente Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin Carl Stumpf den Auftrag, die eindeutig zu beobachtenden, aber von den versammelten Experten nicht erklärbaren Fähigkeiten des Pferdes wissenschaftlich zu untersuchen.

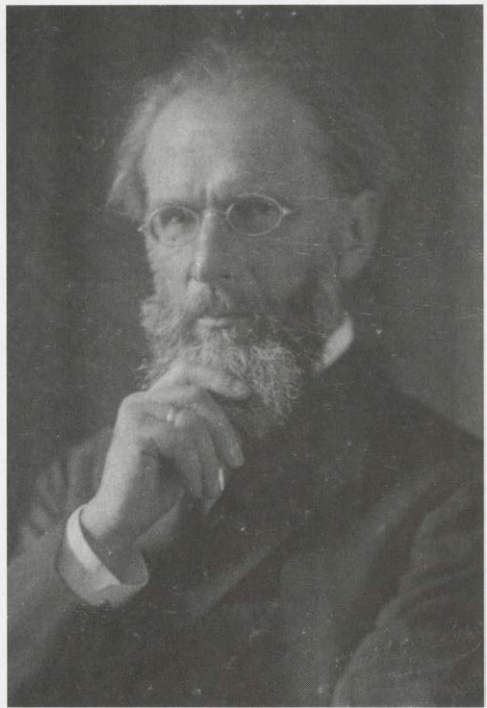


Abb. 5: Carl Stumpf 1907 in Berlin.

Photo: Archiv der Marktgemeinde Wiesentheid.

Durch systematisch geplante und genaue Beobachtungen des Pferdes unter veränderten Versuchsbedingungen konnte Stumpfs Doktorand Oskar Pfungst (1874–1933) innerhalb weniger Monate das Rätsel lösen.<sup>44</sup> Er erkannte, daß der „*kluge Hans*“ durch das intensive Training, das der erfahrene Lehrer von Osten jahrelang mit ihm durchgeführt hatte, eine solche Sicherheit im Erkennen auch kaum wahrnehmbarer Körpersignale, wie geringfügigster Veränderungen der Kopf- und Körperhaltung und der Mimik, erworben hatte, daß er die Erwartungen seines Lehrers oder einer anderen Person, die ihm die Aufgaben stellte, sicher erkennen konnte. Durch Treten und Scharren mit den Hufen, Kopfnicken und Kopfschütteln gab der „*kluge Hans*“, dann die von ihm erwartete Lösung der ihm gestellten Aufgaben wieder. Bei der Untersuchung der Rechenfertigkeiten konnte Pfungst zeigen, daß das Pferd sich dabei an kleinsten unbewussten Kopfbewegungen orientierte. So begann es nach dem Nennen einer Rechenaufgabe, mit

den Hufen zu scharren. Als die richtige Zahl erreicht war, stoppte es. Zu diesem Zeitpunkt hatte sein Lehrer den Blick auf die Hufe gelenkt und kaum merklich genickt. Den letzten schlüssigen Beweis lieferte Pfungst, als er feststellte, daß das Pferd alle besonderen Fähigkeiten verlor, sobald bei den Vorführungen der Sichtkontakt zu seinem Lehrer oder einer anderen die Aufgabe stellenden Kontaktperson unterbrochen war.

## Schluß

Professor Johann Christoph Sturm an der Universität Altdorf hatte bereits 1695 erkannt, daß die scheinbare Fähigkeit des Elefanten, korrekt zu zählen und die eines Pferdes, die Uhrzeit von einer Uhr abzulesen, darauf beruhten, daß der Tierführer seinem Tier bei der Vorführung von den Zuschauern nicht bemerkte Zeichen gab. Carl Stumpfs Mitarbeiter Oskar Pfungst in Berlin bewies 1904, daß solche Zeichen auch unbewußt, ohne Täuschungsabsicht, übermittelt werden können.

Eine Verallgemeinerung dieser Beobachtungen ist in die Geschichte der Psychologie als ‚Versuchsleitereffekt‘ eingegangen, der auch im Verhältnis einer prüfenden oder fragenden Person zu ihrem Gesprächspartner als oft unerkannte Fehlerquelle bei der Bewertung von Antworten von Bedeutung ist. Er bietet – außer den Beobachtungen und Schlußfolgerungen von Johann Christoph Sturm – in Analogie zu den Forschungsergebnissen von Oskar Pfungst am „*klugen Hans*“ auch den Schlüssel zur Erklärung für das scheinbar „menschliche“ Verhalten des Elefanten, das die Zuschauer in Ebrach 1695 in Erstaunen versetzt hatte.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Zu P. Burkard Bausch siehe: Muth, Erwin: Burkard Bausch. Chronist von Münsterschwarzach. Ein Mönch sieht sein Kloster (Münsterschwarzacher Studien 50). Münsterschwarzach 2002.

<sup>2</sup> Eine Würzburger Rute (*virga*, Gerte) entspricht etwa 3,5 Meter. Vgl. Hendges, Gabriele: Maße und Gewichte im Hochstift Würzburg vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Materialien zur Bayerischen Landesgeschichte 8). München 1989, S. 38.

<sup>3</sup> Bausch, Burkard: *Felicitas rediviva* I, lat. Manuskript 1700, Abteiarchiv Münsterschwarzach, S. 472. Fast wortgleich auch in der Chronik *Platanus exaltata* III (1700), fol. 151r. Übersetzungen von P. Leo Trunk sind in der Abteibibliothek Münsterschwarzach vorhanden.

<sup>4</sup> Ebd., S. 473.

<sup>5</sup> Meiner Frau, der Biologin Ingeborg Muth, und Herrn Dipl.-Biol. Joachim Knöthig (E-Mail vom 17.12.2010) danke ich für diese Zuschreibung aufgrund der Angaben von Burkard Bausch; vgl. Knöthig, Joachim: *Biology of the Aardvark*. Diplomarbeit Heidelberg 2005 (<http://www.tierseiten.com/roehrenzaehner/aardvark.pdf>). Erdferkel (*Orycteropus afer*) werden im Frankfurter und Saarbrücker Zoo gehalten und gezüchtet. Die Darstellung von P. Burkard Bausch ist vermutlich die älteste Beschreibung eines Erdferkels in Deutschland.

<sup>6</sup> Ebd., S. 13.

<sup>7</sup> Ich danke Herrn Dr. Francke, Zoo Saarbrücken, für die Überlassung der Bilder.

<sup>8</sup> Oettermann, Stephan: *Die Schaulust am Elefanten*. Eine Elephantographia curiosa. Frankfurt/Main 1982, S. 89.

<sup>9</sup> Georg Chr. Petri ab Hartenfels: *Elephantographia curiosa*. [...] Erfurt 1715. Zitiert nach Oettermann: *Schaulust* (wie Anm. 8), S. 75, S. 193.

<sup>10</sup> Viele dieser Hausnamen beziehen sich auf die gut dokumentierte Reise des Elefanten Soliman, den Kaiser Maximilian II. im Jahre 1551 von Johann III. von Portugal zum Geschenk bekam und der aus Portugal über Spanien und nach der Fahrt über das Mittelmeer von Genua bis Wien geführt wurde. Oettermann: *Schaulust* (wie Anm. 8), S. 109–116.

<sup>11</sup> Reitberger, Heiner: *Das alte Würzburg*. Würzburg 1977, S. 131.

<sup>12</sup> Auskunft des Stadtarchivs Würzburg vom 22.12.2010. Auch eine Durchsicht der Ratsakten von 1693 bis 1695 ergab keine Hinweise.

<sup>13</sup> Schreiben des Stadtarchivs Bamberg (E-Mail) vom 25. Januar 2011. Ich danke Herrn Dr. Zink, Stadtarchiv Bamberg, für diese Information und die Durchführung der Recherchen.

<sup>14</sup> Sturm, Johann Christoph/Burckhard, Johann Heinrich: *Dissertatio de Elephante*. Altdorf 1696; Kirchner, Sebastian/Seckendorff, Christoph Friedrich von: *De Elephante varie considerato Exercitatio*. Rothenburg 1696.

<sup>15</sup> Kraus, Andreas: *Der Beitrag Frankens zur Entwicklung der Wissenschaften (1550–1800)* in: Spindler, Max (Begr.): *Handbuch der Bayerischen Geschichte* Bd. 3/1. Geschichte Frankens

- bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Hrsg. v. Andreas Kraus. München 3. Aufl. 1997, S. 1065; siehe auch: Herrmann, Volker/Platz, Kai Thomas: *Der Wahrheit auf der Spur. Johann Christoph Sturm (1635–1703). Mathematiker, Physiker, Astronom* (Schriftenreihe des Museums Schwarzes Roß Hilpoltstein 3). Büchenbach 2003.
- <sup>16</sup> Eine umfassende Darstellung zur Funktion von gedruckten Dissertationen in den von der mündlichen Verteidigung von Thesen in Rede und Gegenrede bestimmten Prüfungsverfahren des 18. Jahrhunderts und zur Frage der Autorenschaft von Dissertationen siehe in: Schulze, Renate: *Justus Henning Böhmer und die Dissertationen seiner Schüler*. Tübingen 2009, S. 14–28.
- <sup>17</sup> „Bei der Quelle handelt es sich um eine private Chronik der Stadt Nürnberg von ihren Anfängen bis 1702, die von unbekannter Hand begonnen und bis 1677 geführt und ab 1678 von einem Herrn A. G. von Schöppach fortgesetzt worden ist.“ Für Recherchen und diese Information danke ich Herrn Dr. Beyerstedt, Stadtarchiv Nürnberg; Das Fechthaus war „eine Art Multifunktionsarena“ für Theaterraufführungen unterschiedlichster Art, die 3.000 Zuschauern Platz bot. Sie stand auf der Insel Schütt. Weinrich, Matthias: *Nürnberg – Geschichte, Geschichten und Gesichter einer Stadt*, <http://www.nuernberginfos.de/>.
- <sup>18</sup> Sturm: de Elephante (wie Anm. 14), S. 8f.
- <sup>19</sup> Ebd., S. 7, S. 24. Afrikanische Elefanten haben dagegen zwei „Finger“ an der Rüsselspitze.
- <sup>20</sup> Ebd., S. 18.
- <sup>21</sup> Jansen, Jean: *Curieuse Elephanten-Beschreibung, ihre Gestalt, Aufenthalt, Hochachtung, Wildheit, Bezähmung, Eigenschaften u. wunderwürdige Verrichtungen betreffend*. [Nürnberg ?] 1695.
- <sup>22</sup> Wie Anm. 21. Für die Abbildung danke ich der Universitätsbibliothek Erlangen.
- <sup>23</sup> Kirchmaier: *De elephante* (wie Anm. 14).
- <sup>24</sup> Oettermann: *Schaulust* (wie Anm. 8), S. 132; vergleiche Anm. 34.
- <sup>25</sup> Lächele, Rainer: *Daniel Pfisterer – Pfarrer, Künstler, Zeitgenosse*, in: *Pfisterer, Daniel: Barockes Welttheater. Ein Buch von Menschen, Tieren, Blumen, Gewächsen und allerlei Einfällen*. Hrsg. v. Württembergischen Landesmuseum und dem Geschichts- und Kulturverein Köngen. 2. Band. Stuttgart 1961, S. 229; *Abbildung des Elefanten in Bd. 1* (Edition), S. 81. Für die Überlassung der Abbildung danke ich dem Geschichts- und Kulturverein Köngen.
- <sup>26</sup> *Berühmte Elefanten erhielten als Geschenk: Karl der Große, Friedrich II. von Hohenstaufen, Ludwig der Heilige, Leo X., Maximilian II., Ludwig XIV.*
- <sup>27</sup> Oettermann: *Schaulust* (wie Anm. 8), S. 33.
- <sup>28</sup> Ebd., S. 119–133.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 89.
- <sup>30</sup> Ebd., S. 40.
- <sup>31</sup> Ebd.
- <sup>32</sup> Ebd., S. 120–124; Horn, Caspar: *Elephas. Das ist Historischer und Philosophischer Diskurs/ von dem großen Wunderthier dem Elephanten/ Dessen wunderbarer Natur vnnd Eygenschaften; dergleichen vnlangsten einer in Teutschland umbgeführt/ und von vielen Tausend Menschen gesehen worden. Auß bewehrten alten und neuen Historien zusammen getragen und verfasst durch Caspar Hornium Phil & Med Doctorem*. Simon Waldmayer. Nürnberg 1629.
- <sup>33</sup> Oettermann: *Schaulust* (wie Anm. 8), S. 124–129.
- <sup>34</sup> Ebd., S. 132.
- <sup>35</sup> Ebd., S. 101.
- <sup>36</sup> Ebd., S. 129.
- <sup>37</sup> Sturm: *de Elephante* (wie Anm. 14), S. 19–26.
- <sup>38</sup> Schott, Caspar: *Physica curiosa, sive mirabilia naturae et artis libris XII*. Würzburg 1662.
- <sup>39</sup> Lipsius, Justus: *Laus elephantis*, in: *Dornavius, Caspar: Amphitheatrum sapientiae Socraticae ioco-seriae*. Hanau 1619, S. 480–484.
- <sup>40</sup> Sturm: *de Elephante* (wie Anm. 14), S. 22f.
- <sup>41</sup> Bausch: *Felicitas rediviva I* (wie Anm. 3), S. 472.
- <sup>42</sup> Carl Stumpf, geb. 21.04.1848 in Wiesentheid als Sohn des Landgerichtsarztes Eugen Stumpf, gestorben am 25.12.1936 in Berlin-Lichterfelde. Professor der Philosophie und Psychologie. Er erhielt im Parkfriedhof in Berlin ein Ehrengrab der Stadt Berlin.
- <sup>43</sup> Schneider, Reto U.: *Der Pferdeinflüsterer*, in: *ders.: Das Buch der verrückten Experimente*. München 6. Auflage 2006, S. 63–68.
- <sup>44</sup> Ebd., S. 65–68; Pflugst, Oskar: *Das Pferd des Herrn von Osten (Der kluge Hans). Ein Beitrag zur experimentellen Tier- und Menschen-Psychologie*. Leipzig 1907 (1. Auflage), mit einer Einführung von Carl Stumpf; Pflugst, Oskar: *Der kluge Hans. Ein Beitrag zur nicht-verbalen Kommunikation*. Hrsg. v. Helmut E. Lück. Frankfurt am Main 3. Auflage 1983; Vgl. Sprung, Helga: *Carl Stumpf – eine Biographie. Von der Philosophie zur Experimentellen Psychologie*. München 2006; Gundlach, Horst: *Carl Stumpf, Oskar Pflugst, der Kluge Hans und eine geglückte Vernebelungsaktion*, in: *Psychologische Rundschau* 57, 2006, S. 96–105.

# Die Architektur öffentlicher Gebäude in Lohr 1900 bis 1914

von

Leonhard Tomczyk

Zwischen 1900 und 1914 fand in Lohr a. Main eine rege Bautätigkeit statt, die sich hauptsächlich auf das Gebiet außerhalb des ehem. Stadtmauerings erstreckte. Zu den damals in ziemlich großer Quantität errichteten Gebäuden gehören neben den privaten auch mehrere mit öffentlichem Charakter, die eine schier bis heute unerreichbare qualitative Dimension auszeichnet. Sie sind vom Stil her den Vorbildern aus der Vergangenheit verpflichtet, vor allem der sog. Deutschen Renaissance und dem italienischen Barock. Diese, damals im Deutschen Kaiserreich vorherrschende Tendenz in der Architektur hing zum großen Teil mit ihrem starken repräsentativen Charakter und mit dem enorm gestiegenen Interesse für Burgenforschungen um 1900 zusammen. Viele Burgen und Schlösser wurden auf ihre Vergangenheit hin erforscht, restauriert und dienten nun vielen Architekten als Vorbild für ihre Entwürfe. Die mangelnde Begeisterung für die aus Großbritannien ausgehenden neuen Impulse hinsichtlich der Baugestaltung, das Festhalten an alten Bauvorbildern und das Verknüpfen des „Alten“ mit dem „Neuen“ wurde von einigen Architekten und Ästheten stark kritisiert.

Hermann Muthesius (1861–1927), der Mitbegründer des Deutschen Werkbundes, forderte u.a. die Aufgabe der historisierenden Stile zugunsten einer sachlichen Bauweise, die sich vor allem an ihrer Funktionalität orientieren sollte, denn man könne nicht moderne Räume mit diversen neuen Funktionen mit einer „alten Haut“ überziehen. Kritik übte er aber auch an dem damals neuaufgekommenen Jugendstil. 1905 schrieb er dazu u.a. folgendes: *„Wenn man heute unsere Vororte durchstreift, so findet man Häuser, an denen der ganze Motivenschatz eines Zeitalters angebracht ist. Giebelchen, Erkerchen, Türmchen drängen und schieben sich förmlich. Man sieht keine Wand, die nicht durch Risalite, Vorbauten und zurückspringende Teile unterbrochen wäre, und keinen Quadratmeter Fläche, der nicht irgendein Dekorations-*

*motiv aufwies. In dem Streben nach Wechsel sind am selben Bau alle Materialien herangeholt und verwendet, die der Baumarkt bietet, und im allgemeinen hat man den Eindruck einer großen Narretei. Es herrschen die Ideale des Maskenballs. Man hängt dem Haus tausend bunte Flicker und Fetzen an und freut sich desto mehr, je burlesker die Gesamterscheinung geworden ist.“<sup>1</sup>*

Trotz der in vielerlei Hinsicht berechtigten Kritik an der damaligen Bauweise, stellt Lohr a. Main, unter Berücksichtigung der Baudimension in einem relativ kurzen Zeitraum im Verhältnis zu anderen Orten mit vergleichbarer Größe, dennoch unbestritten ein Sonderbeispiel, nicht nur zwischen Würzburg und Frankfurt, dar. Den Grundstein für diese beinahe revolutionäre Entwicklung legte der einflußreiche Abgeordnete der Bayerischen Zentrumspartei im Bayerischen Landtag und Lohrer Bürgermeister Franz Josef Keßler (1838–1904). Dessen Ambitionen und Visionen, dieses nur ca. 4.500 Einwohner zählende Provinznest in den Rang einer Stadt zu heben, die sich dynamisch weiterentwickeln, über gut ausgebildete Menschen und moderne Einrichtungen verfügen, und über die man positiv sprechen und gerne besuchen sollte, trugen auch noch viele Jahre nach seinem Tod prächtige Früchte. Durch eine geschickte Platzierung der in dem Zeitraum errichteten öffentlichen Gebäude als architektonische Eckpunkte bekam Lohr a. Main ein neues und markantes Gesicht. Noch vor dem Betreten der Stadt wurde man bereits von weitem auf diese neuen Merkmale aufmerksam gemacht. Durch ihre Qualität dienten sie nicht nur als beliebte Postkartenmotive, sondern in gewissem Sinne als Vorbild und Zugpferd für den privaten Bau, insbesondere in deren unmittelbarer Nachbarschaft.

Im Laufe der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts haben einige von ihnen leider vieles von ihrem ursprünglichen Zustand eingebüßt. Dem

Besitzerwechsel folgten starke bauliche Veränderungen in Form von neuen, stilistisch wenig angepaßten Fenstern, Anbauten und „modernen“ Innenelementen, wie Türen, Geländern und Decken. Diese Maßnahmen haben den Gebäuden nicht nur das alte Flair genommen, sondern sie teilweise leider fast bis zur Unkenntlichkeit architektonisch und optisch verunstaltet und somit der ursprünglichen, beabsichtigten Aufgabe der besonderen Wahrnehmung durch den Betrachter beraubt. Am deutlichsten äußert sich dieser Verlust bei den beiden ehemaligen Lungensanatorien, deren Gesamtantlitz in erster Linie durch unkontrollierten Baumwuchs in deren Vorfeld und einen mächtigen Anbau deutlich zugeeckt bzw. entstellt wurde.

Hinzu kommt noch eine andere wichtige Eigenschaft dieser Einrichtungen, die mit ihrer Auflösung ebenfalls leider verschwunden ist. Sie dienten nicht nur dem Zweck der Pflege und Heilung von Kranken oder der Ausbildung von Schülern, sondern lange Zeit auch als Bühne für kulturelle Veranstaltungen. Dort fanden Lesungen, Theateraufführungen, Konzerte, Ausstellungen und ähnliches für Kunst- und Kulturinteressierte aus Lohr und Umgebung statt. Bedauerlicherweise hat sich in dieser Angelegenheit auch die Stadt Lohr a. Main nicht gerade mit Ruhm bekleckert. Der Stadtrat weigerte sich mehrmals, einige der vom Landesamt unter Denkmalschutz gestellten Gebäude in die Denkmalliste aufzunehmen.<sup>2</sup> Ein wahres Trauerspiel findet zur Zeit um die letzte, fast unberührte Perle aus dieser Zeit, das „Aloysianum“, statt. Man kann nur hoffen, daß das seit 2003 leer stehende und zum Verkauf angebotene Objekt bald wieder mit kulturellem Leben gefüllt wird und nicht zum abrißreifen sog. Schandfleck verkommt.

Den Anfang im Bereich der öffentlichen Gebäude in der Zeit von 1900 bis 1914 in Lohr a. Main machte das am 27. Juni 1901 eröffnete Sanatorium „Luitpoldheim“, benannt nach dem Prinzregenten Luitpold von Bayern (1821–1912). Es war das erste Sanatorium für unbemittelte Lungenkranke in Bayern, mit 40 Betten für männliche lungenkranke Patienten, deren Zahl sich wenige

Jahre später auf 60 erhöhte. Zwecks seiner Errichtung wurde 1894 in Würzburg unter der Leitung des Professors für Pathologie und Therapie an der dortigen Universität, Wilhelm von Leube (1842–1922), ein eigener Verein gegründet. Der Einweihung ging ein lautstarker Protest von vielen Lohrer Bürgern voraus, die sich zu einem Komitee zusammenschlossen und im März 1896 dem Stadtmagistrat eine Liste mit über 570 Unterschriften gegen den Bau der Einrichtung übergaben.<sup>3</sup> Sie befürchteten u.a., die Stadt würde dadurch neue schwere Schädigung erleiden, nachdem erst vor kurzem zwei Kreditinstitute zusammengebrochen waren, weswegen die Preise für Grund, Boden, Wohnungen und Häuser in den Keller sanken. In Gefahr sahen sie auch die touristische Attraktion der, wie sie es nannten, „kleinen, im Rahmen von Wald und Strom gelegenen Perle“ und natürlich die „Gefahr der Ansteckung der Lungenschwindsucht, der ansteckendsten aller Krankheiten“.

Die Liste der befürchteten Gefahren, die auf die gesunde Stadt zukommen sollten, wie der Verseuchung, des Wegziehens von Neubürgern, der Zusammenbruch des Gewerbes und des Handels, das Fernbleiben von Schülern der Präparanden- und der Waldbauschule und des Progymnasiums u.s.w., liest sich beinahe wie ein Szenario für einen schlechten Gruselfilm. Man könnte denken, nicht nur die Schwindsucht, sondern auch die Pest und Cholera hätten damals vor den Toren der Stadt gestanden. Zum Glück bewies Bürgermeister Franz Josef Keßler genug Mut und Verstand in dieser Angelegenheit, um auch den Stadträten schließlich klar zu machen, daß, wie die Erfahrungen in anderen Orten, u.a. in Meran, gezeigt hätten, eine derartige Einrichtung positive Auswirkungen auf den Handel und das Gewerbe hätte und somit auch Lohr letztendlich nur zugute kommen würde. Wenige Monate später stimmte der Lohrer Stadtrat dem Bau des „Luitpoldheims“ zu und ein Jahr später, 1897, wurde der Vertrag abgeschlossen. Es kamen 15 Plätze zur Wahl: u.a. im Rechtenbachtal, im Lehmgrund, im Sackebacher Tal und am Diebbrunnen. Der Bau wurde schließlich 1899 an der jetzigen Stelle begonnen.



Abb. 1: Das „Luitpoldheim“, um 1905.

Das „Luitpoldheim“ ist ein Werk des Architekten Christoph Mayer (1864–1931), der in Würzburg ein „Technisches Büro für Hochbau“ unterhielt. Von ihm stammen Entwürfe für mehrere Würzburger Gebäude, u.a. die „Landhauskolonie“ und Villen in Dallenberg, das Central-Hotel in der Schönbornstraße, die Sparkasse und mehrere Geschäftshäuser in der Schönborn-, Dom- und Theaterstraße. Etwa um die gleiche Zeit schuf Mayer für Lohr noch einen anderen, nicht verwirklichten Entwurf, und zwar für die Neugestaltung der Rückseite des Lohrer Schloßareals, in Form einer kleinen Parkanlage mit einem Denkmal für den aus Lohr stammenden Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwig von Erthal (1730–1795), abgeschlossen von drei Seiten durch eine Steinbalustrade.

Das „Luitpoldheim“ verrät als Vorbild eine Burganlage mit spätmittelalterlichen und Renaissanceelementen, plaziert auf einem Berg, hoch über der im Tal liegenden Stadt, mit charakteristischen großen Erkern im mittleren Teil der Fassade als besonderen Blickfang. Der Platz war, wie es aussieht, bewußt ge-

wählt worden, sowohl um den architektonischen Charakter der Anlage zu unterstreichen als auch aus praktischen Gründen, und zwar der unmittelbaren Nähe des Nadelbaumwaldes, dessen gesunde Luft heilende Wirkung auf die Patienten haben sollte, vor allem bei Anwendungen in mehreren sog. Liegehallen. Beim Bau achtete man auch darauf, daß nur so viele Bäume auf dem Bauplatz entfernt wurden, wie es unbedingt notwendig war. Das Vorfeld der Ostfassade des „Luitpoldheims“ sollte auf einer bestimmten Fläche mit neuen Büschen und Blumen bepflanzt werden, die in den folgenden Jahren den Patienten eine Möglichkeit zu erholsamen Spaziergängen und Spielen anbieten und gleichzeitig eine optisch ungehinderte Wahrnehmung von weitem garantieren sollte (Nach gleichem Prinzip wurde 1914 auch das zweite Sanatorium „Maria-Theresien-Heim“ konzipiert). Im Inneren des Hauptgebäudes befanden sich Patientenzimmer, Untersuchungs- und Wirtschaftsräume, Bad, Toiletten, Freizeiträume sowie eine katholische Kapelle und ein protestantischer Betsaal. Das „Luitpoldheim“ wurde zwar nicht so prachtvoll und

mondän gestaltet, wie manche Häuser in weltbekannten Kurorten, z.B. im erwähnten Meran, nicht zuletzt deswegen, weil es nicht auf zahlungskräftige Patienten ausgerichtet war.

Dennoch, wie alte Photographien zeigen, wurde hier Wert auf möglichst abwechslungsreichen Aufenthalt gelegt, u.a. durch die Möglichkeit diverser Gesellschaftsspiele im Freien sowie Theaterspiele, Musikkonzerte und Ausstellungen von Gemälden, die die Patienten (darunter auch einige Künstler) anfertigten. 1911 ging das „Luitpoldheim“ in den Besitz der Landesversicherungsanstalt über. 1969 kauften die Dillinger Franziskanerinnen das Gebäude samt Grundstück und richteten dort fünf Jahre später (1974) das Erholungsheim „Franziskushöhe“ ein.<sup>4</sup> Seit 2002 gehört die Franziskushöhe Hermann Joha und wird als Hotel mit Gaststätte betrieben. Auch hier haben die Modernisierungsmaßnahmen ihre Spuren hinterlassen: Die beiden Giebel wurden zugunsten einer Loggia abgerissen, die Empfangshalle teilweise umgebaut, rechts von ihr eine über mehrere Etagen führende metallene Fluchtwendeltreppe plaziert und die an der Stelle

der abgerissenen Liegehallen in den 1960er Jahren errichtete Kapelle nach dem Auszug der Schwestern säkularisiert.<sup>5</sup>

Am 20. September 1904 wurde dank eines geschickten Schachzuges und starken Engagements des Lohrer Bürgermeisters Keßler im bayerischen Landtag das **Humanistische Gymnasium** feierlich eröffnet.<sup>6</sup> Das Gebäude ist ein Entwurf des Architekten Franz Rank (1870–1949), der mit seinen Brüdern Josef (1868–1956) und Ludwig (1873–1932) in München die „Baugesellschaft Gebrüder Rank“ betrieb. Rank schuf ca. 250 diverse Gebäude, wie Schulen, Kirchen, Krankenhäuser, Gasthöfe, Geschäftshäuser und Villen, hauptsächlich im Jugendstil, darunter das Geschäftshaus Lindwurmhof in München (1912) und das Schloß Mainberg bei Schweinfurt (1925). Das Gebäude ist konzipiert als eine Burg nach Vorbildern aus dem 16. Jahrhundert im Stil der sog. Deutschen Renaissance, in dem sich Elemente des Spätmittelalters und der Renaissance mischen. Die Fassade ist mit zwei Risaliten mit Schweifgiebeln und Bossenwerk an den Ecken sowie einem dazwischen liegenden portikusartigen Eingangsvorbau mit reich ver-



Abb. 2: Das Humanistische Gymnasium, um 1910.

zierten Säulen versehen und besitzt innen ein Treppengeländer aus geschmiedetem Eisen. Die Schule wurde auf einer Anhöhe und axial zum Alten Rathaus plaziert.

Zwischen diesen beiden Punkten wurde eine Straße verlängert bzw. als eine Art Promenade ausgebaut, die von einer repräsentativen Bildungsstätte über die Parkanlage in die Innenstadt führt. 1961 bekam die Schule den südlichen Anbau und 1998 eine Aula, wodurch das Gesamterscheinungsbild des Gebäudes teilweise stark beeinträchtigt wurde. 1975 zog das Gymnasium in das neuerrichtete Negelseeschulzentrum aus und die Realschule hier ein.

Am 30. Mai 1910 wurde unter Federführung der Mariannahiler Missionare die „Convict-Gesellschaft Lohr a. Main“ mit Sitz in Würzburg gegründet. Deren Ziel war es, in Lohr eine Erziehungsanstalt zu errichten, in der katholische Gymnasiasten erzogen und ausgebildet werden und sich später auch der Missionsarbeit widmen sollten.<sup>7</sup> Am 7. September 1911 fand die Einweihung des Studentenkonvikts „Aloysianum“ statt. Mit dem Entwurf wurde der Würzburger Architekt Rudolf Hofmann (1863–?) beauftragt, der in Würzburg ein Büro für Hochbauten unter-

hielt.<sup>8</sup> Hofmann war spezialisiert auf Neubau und Erweiterungen von Kirchen, Pfarrhäusern, Kindergärten und Klosterbauten. Zwischen 1897 und 1932 war er an 30 Projekten beteiligt. Zu den komplett von ihm entworfenen Kirchen gehören die Christus-Kirche in Altenmünster (1901), die St. Peter und Paul-Kirche in Eßfeld (1902), die Pfarrkirche in Böttigheim (1907/08) und die St. Barbara-Kirche in Würzburg (1926/27). In Steinfeld entwarf er 1914 das Benefiziatenhaus und in Marktheidenfeld 1897/98 die Seitenschiffe an der St. Laurentius-Kirche.

Das „Aloysianum“, Hofmanns größte und beste Arbeit, ist nach dem Vorbild einer barocken Palastanlage aus dem 18. Jahrhundert konzipiert, mit einem Garten, Spielplätzen, mehreren großen Studien- und Schlafsälen, Waschräumen, einem Speisesaal, Rekreationsälen, Musik- und Unterrichtszimmern, Krankenzimmer, Sprechzimmer, Badeanlage sowie Wohnungen für Vorstände, Schwestern und Personal.<sup>9</sup> Zum unverzichtbaren Bestandteil einer derartigen Anlage gehört natürlich auch eine Kapelle, die sich im ersten Stock des Nordflügels befindet. Das Hauptgebäude ist mit einem Satteldach und die Flügel sind mit Mansarddächern versehen.



Abb. 3: Das „Aloysianum“, um 1915.

Besonders auffällig ist auch der Ostflügel mit zwei übereinanderliegenden Loggien sowie der Mittelrisalit mit einem dreieckigen Giebel und der darin plazierten reliefierten Darstellung „Maria mit Jesuskind, umgeben von Kindern und Jugendlichen“.

Das „Aloysianum“ diente in seiner 100jährigen Geschichte diversen Zwecken, u.a. während des 1. Weltkrieges teilweise als Hilfslazarett und während des 2. Weltkrieges und danach bis 1947 als Quartier für Rückgeführte aus dem Westen, als Krankenhaus, als Lager für Volksdeutsche, Reservelazarett, Hospital und Sanatorium für Lungenkranke und Schulinternat, bis es schließlich 2003 endgültig geschlossen wurde. Äußerlich, wie auch innerlich, wurde es seit seiner Erbauung kaum verändert, vor allem die künstlerische Gestaltung der fest integrierten Einzelelemente blieb erhalten.

Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist die ebenfalls im neobarocken Stil erbaute Kapelle. Im Inneren ist sie mit zwei Stuckreliefs (an der Nordwestwand mit der Darstellung der Anbetung der heiligen Drei Könige vor der thronenden Maria mit Jesuskind und im Chor mit Gottvater mit zwei Franziskanerheiligen und zwei Kindern), einem imposanten Deckengemälde (mit der Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit, des hl. Aloysius, der einen Kranz von den Engeln empfängt, und der Abbildung des „Aloysianums“) und Glasmalereien (Kreuzwegstationen) ausgestattet. Letztere bilden wohl den künstlerischen Höhepunkt des gesamten „Aloysianums“.

Es handelt sich hierbei um eine Arbeit der 1857 durch den Arzt Dr. Heinrich Oidtmann (1838–1890) gegründeten gleichnamigen Werkstätten für Glasmalerei, Mosaik und Restaurierungen in Linnich. Das weltweit bekannte Unternehmen kann Ausführungen von imposanten Entwürfen international bekannter Künstler verbuchen. Die Nachfolger von Heinrich Oidtmann betätigten sich seit dem 19. Jahrhundert auch wissenschaftlich und veröffentlichten zahlreiche Schriften über die Geschichte der Glasmalerei.<sup>10</sup> Beim näheren Betrachten der 14 Kreuzwegstationen und der beiden Szenen („Josefs Traum“ und „Je-

sus und die Samariterin am Jakobsbrunnen“) im ehem. Speisesaal stellt man fest, daß sie möglichst realistisch und teilweise mit einer hohen Präzision gemalt sind. In jeder Szene findet man nämlich immer mindestens ein Gesicht, das sich deutlich vom „durchschnittlichen“ Rest abhebt (z.B. Pilatus). Sie verraten die Absicht des Künstlers, ihnen Gesichtszüge bestimmter, damals lebender Personen zu verleihen, um somit eine Verbindung zu den Ereignissen um 1911 herzustellen. Sie sind zurückhaltend in der Farbintensität und verzichten auf überflüssige Dekorationen und Nebenmotive. Erstaunlicherweise sind sie nach 100 Jahren immer noch in einem einwandfreien Erhaltungszustand.

1906 wurde die Stadt Lohr vom Königlichen Bezirksamt aufgefordert, ein neues Schulhaus zu errichten. Nach, wie es scheint, nicht nur fruchtloser, sondern auch lustloser, mehrjähriger Suche nach einem geeigneten Ersatzgebäude bzw. Grundstück für einen Neubau sowie ernstzunehmenden administrativen Drohungen des Bezirksamtes an den Stadtmagistrat aufgrund dessen unerklärlicher Verzögerungstaktik, und schließlich nach einer Bauzeit von über einem Jahr wurde am 21. Oktober 1911 die **Knabenschule** (heute Grundschule) vom Stadtpfarrer Andreas König eingeweiht. Am darauffolgenden Sonntag konnte sie von der Bevölkerung in einer stadtfestähnlichen Atmosphäre auch besichtigt werden.

Kennzeichnend für diesen Bau ist dessen ungewöhnliche Klarheit der Form: ein Würfel mit Mansarddach mit einer fast rasterartigen Gliederung der Fenster. Hätte das Gebäude ein flaches Dach, könnte man es mit modernen Bauten der 1920er Jahre im sog. Bauhaus-Stil verwechseln. Das einzige dekorative Element an der Außenhaut beschränkt sich auf einen dreieckigen Giebel über dem Eingangsportal aus rotem Sandstein verziert mit zwei Puttofiguren mit stilisierten Palmetten, ausgeführt wahrscheinlich von dem Lohrer Bildhauer und Steinmetz Nikolaus Josef Wirth (1881–1939). Erhalten aus der Anfangszeit sind im Inneren ein Farbglasfenster und ein Treppengeländer aus geschmiedetem Eisen sowie ein Deckenge-

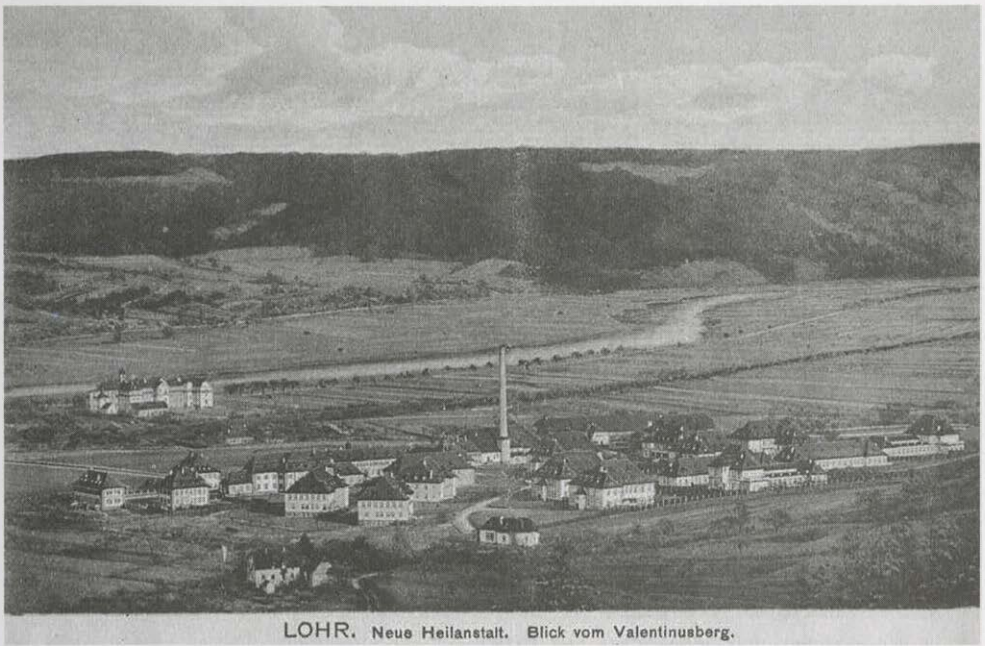


Abb. 4: Knaben-Schule, um 1910.

mälde im Eingangsbereich, ausgeführt von dem mittlerweile leider in Vergessenheit geratenen und an der Münchner Kunstakademie ausgebildeten Lohrer Maler Hans Müller (1883–1965). Von den elf Sälen wurden um 1930 sechs Säle von der katholischen Knabenschule, ein Saal von der evangelischen Volksschule und drei Säle von der städtischen Berufsschule (errichtet 1923) benutzt.<sup>11</sup> 1912 wurde im Keller der Schule ein Brausebad für die Lohrer Bürger „im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege“ eingerichtet (zerstört 1999), in dem Männer, Frauen und Jugendliche gegen Entgelt an bestimmten Wochentagen und zu bestimmten Uhrzeiten getrennt voneinander duschen konnten. Es war geöffnet von Oktober bis April an fünf Wochentagen von 16 bis 20 Uhr und zwar Montag und Freitag für die Männer, Dienstag für die Frauen, Mittwoch für die Schüler des Gymnasiums und Donnerstag für die Schüler der Präparanden- und Waldbauschule, gegen 20 Pfennig für ein gewöhnliches Bad mit Seife, 25 Pfennig für ein Bad mit Handtuch und Seife eventuell auch Badehose, die beim Verlassen der Zelle an der Kasse abzugeben

waren. Frauen mußten ihre wasserdichte Kopfbedeckung selbst mitbringen.<sup>12</sup> 1966 erhielt der Nordflügel einen gleichhohen architektonisch angepaßten Anbau. 1998/99 führte man nach einem Brand eine Generalsanierung durch. Beide Maßnahmen haben glücklicherweise das Gesamterscheinungsbild des Gebäudes nicht verändert.

Am 13. November 1912, wurde die bezirkseigene **Heil- und Pflegeanstalt** eröffnet, entworfen vom dem damals 34-jährigen Münchner Architekten und Bauamtsassessor Fritz Gablonsky (1876–1971). Die Anlage bestand ursprünglich aus 14 Krankengebäuden, zwölf Wirtschaftsgebäuden, acht Häusern für Ärzte und Beamten und einer Kirche. Sie wurde von 1910 bis 1912 im sog. Pavillonstil errichtet, der im frühen 20. Jahrhundert als modern und richtungsweisend galt und beim Bau von Heil- und Pflegeanstalten, aber auch anderen Krankenhäusern, in Deutschland, Österreich und der Schweiz vorrangig angewandt wurde, u.a. bei der Heilanstalt für psychisch Kranke in Teupitz (1905) und beim Bezirkskrankenhaus Haar bei München (1905–1912), der größten Heilanstalt dieser



LOHR. Neu Heilanstalt. Blick vom Valentinusberg.

Abb. 5: Heil- und Pflegeanstalt, um 1915.

Art in Bayern mit rund 130 Gebäuden auf einem 95 Hektar großen Areal.

Charakteristisch für diesen aus der englischen und französischen Psychiatrie übernommenen Stil ist, daß die Anlage aus mehreren Gebäuden in einer grünen Umgebung besteht, die einzelnen Gebäude ein Bettenhaus und Behandlungsräume in sich vereinen, wodurch eine Therapie in Gruppen in einer angenehmen Atmosphäre unter Miteinbeziehung der Natur bzw. in einer Parkanlage gefördert und ermöglicht werden soll. Das Haupttherapieprogramm bestand aus Arbeit und Dauerbädern, medikamentöse Therapie wurde nur sporadisch angewandt.<sup>13</sup> Pläne zur Errichtung einer Heil- und Pflegeanstalt in Lohr gab es bereits 1806. Zu Wahl standen damals das ehem. Rienecker Schloß und die ehem. Spiegelmanufaktur in Lohr a. Main. Erst 1855 entschied man sich, die erste unterfränkische Heil- und Pflegeanstalt im ehemaligen fürstbischöflichen Schloß Werneck zu eröffnen, das durch den unterfränkischen Landrat vom bayerischen König gekauft wurde.

Die Lohrer Einrichtung war die zweite dieser Art in Unterfranken. Die Zahl der Patienten betrug im März 1913 400, die meisten kamen aus Werneck. Die Gebäude sind ein- bis zweigeschossig im neobarocken Stil. Die künstlerischen Höhepunkte in der Kirche stellen das 1928 entstandene Altarbild des Aschaffener Malers Adalbert Hock mit der Szene „Christus am Kreuz“ und das Gemälde „Maria mit Jesus“ des norwegischen Malers Markus Grönvold (1845–1914) dar, der in München lebte und zahlreiche Studienreisen durch Europa unternahm.<sup>14</sup> Nach 1945 wurden in der Heilanstalt in den folgenden Jahrzehnten größere Renovierungs- und Umbauarbeiten durchgeführt, gleichzeitig jedoch der Altbestand an Gebäuden größtenteils, zumindest äußerlich im Originalzustand erfreulicherweise erhalten (25 dieser Gebäude stehen mittlerweile unter Denkmalschutz). Es wurden u.a. neue, mehrstöckige Häuser gebaut, große Schlafsäle zu kleineren Krankenzimmern umgewandelt, eine Druckerei, Therapieräume für Sport, Musik, Kunst und Bastelarbeiten sowie eine Berufsfachschule für Krankenpflege eingerichtet.



*Lohr a. Main, Institut der höheren Fächerschule*

Abb. 6: Klosterschule, Anbau (mit Turm), um 1915.

Am 4. September 1912 wurde in Sendelbach der Grundstein für den Bau des **Sanatoriums für kränkliche Klosterfrauen**, heute Schwesternheim der Dillinger Franziskanerinnen, gelegt. Die Einweihung fand gut ein Jahr später, am 28. Oktober 1913, statt. Wir haben es hier mit einem ursprünglich ziemlich vertikal konzipierten Bau mit Mansarddach und einem hervorstehenden Risalit mit dreieckigem Giebel und Loggien im Westen zu tun, errichtet auf einer Anhöhe nicht weit vom Main entfernt. In den letzten Jahrzehnten erlebte das Gebäude innen und außen starke Veränderungen: Der Südflügel erhielt einen neuen Anbau mit Kapelle, die Fenster wurden gegen neue aus Kunststoff ausgetauscht und die Innenräume komplett verändert bzw. modernisiert.

1863 wurde in Lohr a. Main von den Dillinger Franziskanerinnen ein **Erziehungsinstitut für höhere Töchter** eröffnet, 1911 in eine höhere Mädchenschule und 1932 in ein Mädchenlyzeum umgewandelt. 1937 entzogen die Nationalsozialisten den Franziskanerinnen die Unterrichtserlaubnis für die Volksschule und 1941 schlossen sie das Pensio-

nat.<sup>15</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten die Schwestern ihren Unterrichtsauftrag wieder aufnehmen.

1913 erhielt der neoromanische Hauptbau einen stilistisch angepaßten Anbau, in dem u.a. Turnsaal, Musiksaal und Handarbeitsraum, die damals von 161 Schülerinnen benutzt werden konnten, untergebracht waren. Die Anlage erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg mehrmals bauliche Veränderungen. Das Hauptgebäude erhielt 1949 eine zusätzliche dritte Etage, und in den folgenden Jahrzehnten wurden die Fensterläden entfernt, die Fenster, auch jene mit Bleiverglasung aus dem 19. Jahrhundert, durch neue aus Kunststoff ersetzt und der Garten und die anderen Nebengebäude beseitigt. 1976 gaben die Schwestern die Schule auf. Zwei Jahre später übernahm die Fa. Mannesmann-Rexroth (heute Bosch-Rexroth) den gesamten Geländekomplex.

Am 11. Juli 1914 wurde auf Initiative des bereits erwähnten „Vereins zur Gründung eines Sanatoriums für unbemittelte Lungenkranke“ das „**Maria-Theresien-Heim**“ für weibliche Lungenkranke in Sackenbach er-

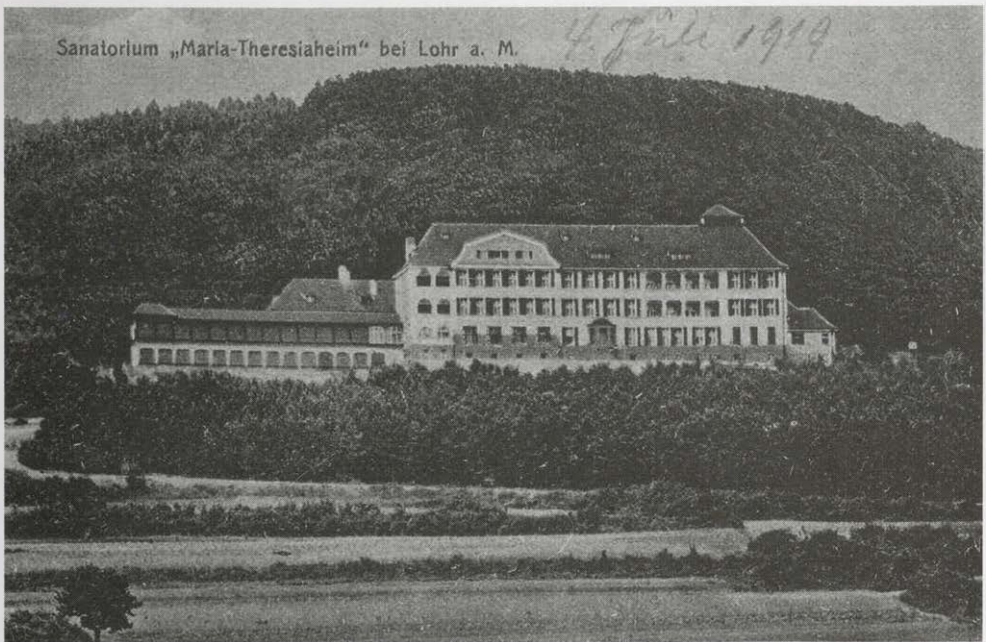


Abb. 7: Maria-Theresien-Heim, um 1915.

öffnet. Das Heim, benannt nach der Königin von Bayern, Marie Therese von Österreich-Este (1849–1919), wurde, ähnlich wie das Luitpoldheim, auf einem Berg außerhalb der Stadt und mitten im Wald errichtet. Die Hauptfassade des palastartigen Gebäudes ist ziemlich symmetrisch gegliedert mit einem dezenten und gleichzeitig sehr klaren Akzent in Form eines breiten Risalits mit Knickgiebel. Die Nordfassade und die Liegehallen zierten ursprünglich blühende Kletterpflanzen. Alte Photographien vermitteln den ziemlich mondän erscheinenden Charakter dieser Einrichtung in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens, die dadurch mit einigen bekannten Sanatorien aus dieser Zeit, zumindest in dieser Hinsicht, durchaus konkurrieren könnte.

Dem Bau des Heims ging eine lange Vorbereitungszeit voraus, die ihre Ursache hauptsächlich im Geldmangel hatte. Bereits von 1909 bis 1912 veranstaltete das Luitpoldheim vier Sommerfeste, auf denen 2.850 Mark für den Bau gesammelt wurden, was angesichts der letztlichlichen Gesamtkosten von ca. 600.000

Mark ziemlich wenig war. An der Verwirklichung dieses Projektes haben sich jedoch zahlreiche private Unterstützer mit großzügigen Spenden beteiligt, u.a. das bayerische Königspaar selbst und Dr. Gustav Woehrntz, so daß 1912 der Grundstein gelegt werden konnte.<sup>16</sup> Die Einrichtung war innen ähnlich konzipiert wie das Luitpoldheim mit einer Reihe von Schlaf-, Behandlungs-, Wirtschafts- und Freizeiträumen, und auch hier wurde nicht nur auf die Gesundheit der Patientinnen, sondern auch auf deren Unterhaltung durch entsprechende Angebote Wert gelegt. 1951 hat die Landesversicherungsanstalt das Heim übernommen, 1963 modernisiert und schließlich 1969 an die Dillinger Franziskanerinnen verkauft. 1970 bekam die Anlage anstelle der abgerissenen Liegehallen ein neues Bettenhaus in Form eines mächtigen weißen Betonwürfels, der sie architektonisch und optisch geradezu „erschlagen“ hat. 1986 erwarb die Mannesmann-Rexroth GmbH (heute Bosch-Rexroth) das ehem. Maria-Theresien-Heim.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Muthesius, Hermann: Das moderne Landhaus. München 1905, S. 4.
- <sup>2</sup> Pleier, Roland: Stadtrat stellt sich weiter stur, in: Main-Post, 23.11.2001. 1999 weigerte sich die Stadt Lohr die möglicherweise älteste Turnhalle Bayerns in die Denkmalliste aufzunehmen, 2000 das Trafo-Haus (heute ein privates Isolatoren-Museum) und 2001 25 Häuser des Bezirkskrankenhauses. 1998/99 gab es Pläne, die ehem. Knabenschule abreißen zu lassen. Die Stadt lehnt es seit Jahren auch ab, das Aloysianum zu kaufen und es für kulturelle Zwecke nutzen.
- <sup>3</sup> Das Original befindet sich im Stadtarchiv, eine Kopie im Spessartmuseum in Lohr a. Main.
- <sup>4</sup> Hauck, Waldemar: Über Sanatorium für Schwindsüchtige waren Lohrer zunächst gar nicht erfreut, in: Lohrer Echo, 01.06.2001.
- <sup>5</sup> Die ehem. Kapelle dient heute als ein Raum für musikalische und kulinarische Veranstaltungen.
- <sup>6</sup> Kempf, Johannes: Geschichte der Studienanstalten Lohr, in: Hönlein, Hans/Kempf, Johannes: Geschichte der Studienanstalten in Lohr am Main. Lohr a. Main 1930, S. 24–25.
- <sup>7</sup> Stadtarchiv Lohr a. Main, Akte IV B, 25 c. Die sog. Aloysianum Akten enthalten neben der Auflistung der ausgeführten Arbeiten auch von Hofmann angefertigte genaue Pläne der gesamten Anlage.
- <sup>8</sup> Rudolf Hofmanns letzte Arbeit in der Diözese Würzburg war, wie es scheint, die Sakristei an der Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Stadtprozelten im Jahr 1931. Vermutlich kurze Zeit danach verzog er laut Eintragung in der Meldekartei im Würzburger Stadtarchiv nach Eickel/Bochum. Seine Personalakte dort wurde jedoch gegen Ende des Zweiten Weltkrieges vernichtet.
- <sup>9</sup> Informationsbroschüre: Studentenconvikt Aloysianum Lohr a. M. Lohr a. Main ca. 1915, S. 1.
- <sup>10</sup> Die Werkstatt Oidtmann ist die älteste Werkstätte für Glasmalerei Deutschlands. Sie wird gegenwärtig von den Gebrüdern Heinrich und Dr. Stefan Oidtmann geführt. Ihnen gilt auch besonderer Dank für einige Informationen. Für die Fa. Oidtmann waren auch bekannte, fremde Künstler tätig. Wer die Lohrer Arbeiten genau ausgeführt hat, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Sicher ist nur, daß es ein Firmenangestellter gewesen sein muß (Die Unterlagen darüber sind nicht mehr vorhanden). Lit. u.a.: Stephany, Erich u.a.: Licht, Glas, Farbe. Arbeiten in Glas und Stein aus den Rheinischen Werkstätten Dr. Heinrich Oidtmann. Aachen 1982.
- <sup>11</sup> Brenner: Das Volksschulwesen, in: N.N.: Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadt Lohr a. M. Lohr a. Main 1936, S. 33.
- <sup>12</sup> Bade-Ordnung, erschienen im Lohrer Anzeiger, 06.10.1913.
- <sup>13</sup> Höpfl, M.: Das Nervenkrankenhaus Lohr – eine historische Notwendigkeit, in: N.N.: Nervenkrankenhaus des Bezirks Unterfranken Lohr am Main 1912–1987. Lohr a. Main 1987, S. 12.
- <sup>14</sup> Thieme, Ulrich (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Leipzig 1999, Bd. 15, S. 71–72.
- <sup>15</sup> Dehm, Wolfgang: Vom Kloster zum Verwaltungsgebäude, in: Main-Post, 17.08.2007.
- <sup>16</sup> Harth, Josef G.: Die Lungensanatorien von Lohr am Main, in: Spessart, H. 10, S. 7.

## Herzogenauracher Frauen kämpften 1941 für das Kreuz in den Klassenzimmern

von

Manfred Welker

Erst im Juni 2007 war an der ehemaligen Mädchenschule von Herzogenaurach eine Gedenktafel enthüllt worden, die an ein Ereignis vom 11. Juli 1941 erinnert. Herzogenauracher Frauen wehrten sich damals erfolgreich gegen die Abnahme der Kreuze aus den Zimmern des Mädchenschulhauses.

### *Die Vorgeschichte*

Im Jahr 1941 lebten in Herzogenaurach 4.993 Einwohner.<sup>1</sup> Die katholische Pfarrei St. Maria Magdalena in Herzogenaurach zählte 4.717 Seelen. Pfarrer war Franz Rathgeber, der durch die Kapläne Thomas Walter und Walter Uhlemayr unterstützt

wurde. Herzogenaurach besaß 1941 eine Sprengelschule, in der Knaben und Mädchen getrennt unterrichtet wurden. In die Mädchenschule am Kirchenplatz gingen 340 Schülerinnen. Bereits 1918 hatten die Maria-Ward-Schwwestern (Englische Fräulein) den Schulunterricht an der Mädchenschule übernommen. An dieser Schule wirkten vier klösterliche und zwei weltliche Lehrerinnen. Dabei handelte es sich um Hauptlehrerin und zugleich Schulleiterin M. Benedikta Schöber, die Hauptlehrerinnen M. Berchmana Hagen, M. Angela Löhrlein, Margareta Hofmann, Babette Neukam sowie die Lehrerin M. Ernestine Vogt.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland im Jahr 1933 veränderte auch in Herzogenaurach das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Die neue politische Konstellation bekam in Herzogenaurach neben Stadträten der KPD und SPD als einer der Ersten Bürgermeister Dr. Valentin Fröhlich von der BVP zu spüren, der am 4. Mai 1933 in Schutzhaft genommen und am 18. Mai wieder entlassen wurde. An seiner Stelle übernahm Justizinspektor Adam Keller als kommissarischer Bürgermeister die Amtsgeschäfte. In der Folgezeit traten die meisten BVP- und SPD-Stadträte zurück. Seit dem 21. Juli 1933 gehörten sämtliche Stadträte der NSDAP an, so daß Bürgermeister Adam Keller ungehindert agieren konnte. Am 4. November 1933 trat Keller von seinem Posten als erster Bürgermeister zurück und nahm die Stelle als zweiter Bürgermeister an. Zum Stadtoberhaupt wurde der Schuhfabrikant Karl Körner bestimmt.<sup>2</sup>

Bereits im März 1933 wurden unter anderem auch das Liebfrauenhaus und das Pfarrhaus in Herzogenaurach mit dem Vorwand durchsucht, versteckte Waffen aufzufinden, „... gefunden wurde aber nichts“, wie Chronist Fischer vermerkte.<sup>3</sup> Bereits frühzeitig versuchten die nationalsozialistischen Parteiorgane mit den verschiedensten Maßnahmen, der Kirche die Gläubigen zu entziehen. Durch das Einwirken auf die Parteimitglieder sollte der Ministrantendienst ihrer Kinder unterbunden

werden. Öffentliche Musikkapellen durften nicht mehr bei Prozessionen (z.B. an Fronleichnam) spielen. Den Lehrern wurde nahegelegt, den Chorregenten- und Organistendienst in den Kirchen niederzulegen. Außerdem wurden speziell „katholische“ Feiertage abgeschafft, wie z.B. auch das Fest der Heiligen Drei Könige am 6. Januar. Diese Maßnahmen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg. Noch in der Meldung Nr. 156 der geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS vom 23. Januar 1941 findet sich die Notiz, „daß von einer Abschaffung des Feiertages nicht zu merken gewesen sei.“<sup>4</sup>

### *Die Entfernung der Maria-Ward-Schwwestern aus der Schule*

Zu Beginn des „Dritten Reiches“ waren immer noch Ordensschwwestern im Schuldienst tätig. Im Jahr 1935 schrieb die Oberin der Maria-Ward-Schwwestern in Herzogenaurach: „Wir haben 5 Stellen der Elementarlehrerinnen an der hiesigen Volksschule inne, zwei Handarbeitslehrerinnen übernehmen Pflicht- und Privathandarbeitsstunden in der Volkshaupt- und Fortbildungsschule und geben Abendkurse für erwachsene Mädchen...“<sup>5</sup> 1936/37 war erstmals einer Mitschwester die Leitung der Mädchenschule übertragen worden. Aber auch hier verschärfte sich der Konflikt mit den NS-Behörden. In ihrem Halbjahresbericht an die Provinzialoberin in Bamberg schrieb die Herzogenauracher Oberin Sr. Benedikta Schöber im Juli 1937: „Am 1. April wurden 5 an der hiesigen Volksschule tätige Elementarlehrerinnen durch Beschluß der Regierung abgebaut. Dazu noch 1 Handarbeitslehrerin, die einige Unterrichtsstunden an der Volkshauptschule erteilte. [...] Ohne einen Pfennig Entschädigung wurden die staatlich geprüften Lehrerinnen ihres Dienstes enthoben.“ Dann zählt sie die betroffenen Schwwestern namentlich auf, nämlich Berchmana Hagen, Rosalie Göller, Ernestine Vogt, Edmunda Kramer, Siglinde Wittmann und Benedikta Schöber. Sie berichtete weiter: „Die Kinder zeigten große Liebe und Dankbarkeit. Die Bevölkerung bekundete warme Anteilnahme. [...] Zwei Mitschwe-

stern helfen im Pfarramt, die übrigen suchen durch Handarbeiten den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen.“<sup>6</sup>

Auch eine von Pfarrer Franz Rathgeber angestrebte Unterschriftensammlung für den Verbleib der Englischen Fräulein in der Schule brachte nicht den gewünschten Erfolg, obwohl sich 99% für deren Beibehaltung ausgesprochen hatten.<sup>7</sup> Ein Jahr später vermerkte Oberin Benedikta Schöber: „Der Konvent zählt noch 11 Mitglieder. Zwei der abgebauten Lehrkräfte sind als Pfarrhelferinnen tätig, drei beschäftigen sich mit Näh-, Flick- und Strickarbeiten, eine Handarbeitslehrerin erteilt noch Unterricht an der städtischen Fortbildungsschule. Mater Ida hat für die Werktage das Orgelspielen übernommen. An Nachmittagen erteilen wir Kindern in verschiedene Fächern Nachhilfe.“<sup>8</sup>

Mit Verfügung des Landrates vom 17. Juni 1941 wurde das Haus der Englischen Fräulein mit allen Räumen und dem ganzen Inventar beschlagnahmt. Angeblich wollte die

NSV-Kreisleitung in Gräfenberg Familien aus luftkriegsgefährdeten Gebieten darin unterbringen. Diese Verfügung setzte sich über den § 5 des Reichsleistungsgesetzes hinweg, nach welchem der Bewohner für sich und seinen Betrieb die erforderlichen Räume behielte. Dagegen wurde durch die Rechtsanwälte Dr. Ort und Dr. Weißgerber, Nürnberg, und durch den Justitiar der Erzdiözese, Dr. Angermeier, Beschwerde bei der Regierung eingelegt. Diese blieb aber ohne Antwort. Die Englischen Fräulein würden nur der Gewalt weichen, vermerkte dazu Pfarrer Rathgeber in seiner Chronik. Die wie ein Damoklesschwert über den Schwestern schwebende Beschlagnahmung wurde erst 1942 aufgehoben, wie die Rechtsanwälte Dr. Ort und Dr. Weißgerber in einem Schreiben vom 28. Mai mitteilen konnten.<sup>9</sup>

Mit einer weiteren Verfügung vom 1. Juli 1941 wurde den Englischen Fräulein noch dazu die Erteilung von Privatstunden untersagt. In der Beschwerde dagegen schrieben sie: „Der Erlaß vom 17.VI. [1941] bedrohte



Abb. 1: Die ehemalige Mädchenschule Herzogenaurach.

uns mit Obdachlosigkeit, der gegenwärtige mit Brotlosigkeit. Wir scheinen das Ziel besonderer Härtemaßnahmen zu sein.“<sup>10</sup> Seit 1939 befand sich Deutschland im Kriegszustand. Am 22. Juni 1941 begannen noch zusätzlich die Kampfhandlungen mit der Sowjetunion.

### *Die Situation in der Mädchenschule*

Eine entscheidende Figur im Herzogenauracher Streit um die Kreuze in den Klassenzimmern war die Lehrerin Magdalena Metschnabl.<sup>11</sup> Diese wurde am 7. März 1912 in Lam im Bayerischen Wald als zweites von vier Geschwistern geboren. Dort war ihr Vater als königlich-bayerischer Posthalter beschäftigt. Ihre Lehrerausbildung begann in Lichtenfels, das Examen legte sie in Selb ab. Da ihre Prüfungsnote sehr gut war, konnte sie sich ihre Wirkungsstelle aussuchen. Sie war zunächst als Lehrerin in Bamberg an der Wunderburgschule tätig. „Damals war es schon anrühlich, wenn man in die Kirche ging“, erzählte sie. Aus diesem Grund kam sie bereits in Bamberg in Konflikt mit dem dortigen Schulleiter. Als sie sich gemeinsam mit ihrem Onkel und einer Kollegin weigerte, ein Protokoll gegen die katholische Bekenntnisschule zu unterschreiben, reagierten die braunen Machthaber sofort: Ihr Onkel wurde zwangspensioniert. Um die Konfliktsituation zu entschärfen, wurde die Kollegin nach Hannberg, Metschnabl aber nach Herzogenaurach strafversetzt, was sie allerdings als Glücksfall bezeichnete, „...denn nur so konnte ich auf die Probe gestellt werden.“ Der Grund dafür war, daß die Maria-Ward-Schwester in Herzogenaurach am 1. April 1937 von ihren Stellen als Lehrerinnen entfernt worden waren.

Nach der Entfernung der Maria Ward-Schwester aus dem Schuldienst im Jahr 1937 herrschte bis 1941 angespannte Ruhe in der Aurachstadt. Dieser Zustand wurde durch einen Erlaß des bayerischen Innenministers und Kultusministers, Gauleiter Adolf Wagner, unter dem Betreff „Umrahmung des täglichen Unterrichts an den Schulen“ vom 23. April 1941 gestört. Darin

hatte er die allmähliche Entfernung der Kreuzfixe und religiösen Bilder aus den Schulen und das Unterlassen der Schulgebete angeordnet.<sup>12</sup> Pfarrer Rathgeber notierte in seiner Chronik, daß der Unterricht statt mit einem Gebet mit einem Wochenspruch aus nationalsozialistischem Gedankengut oder mit einem Lied der Hitlerjugend begonnen werden sollte.<sup>13</sup> Die damalige Schülerin Irene Hertwich erinnert sich noch, daß dazu eine Hymne an den Führer zählte: „Grüßet die Fahne, grüßet die Zeichen, grüßet den Führer, der sie schuf usw.“<sup>14</sup>

Daß diese Anordnung nicht einfach umzusetzen war, zeigt sich in einem Schreiben des für Lichtenfels/Staffelstein zuständigen Bezirksschulrates. Dieser empfahl, kirchliche Bilder und Kreuzfixe durch zeitgemäße Bilder zu ersetzen. Eine geeignete Gelegenheit dazu schien sich ihm „...beispielsweise bei Erneuerungsarbeiten in den Klassenzimmern und Anstaltsgebäuden oder im Zuge räumlicher Aenderungen“ zu ergeben. Der „Brisanz“ dieser Anordnung zur Kreuzfixentfernung war er sich also durchaus bewußt.<sup>15</sup>

So lange die altgedienten Lehrer in Herzogenaurach wirkten, tat sich in dieser Richtung eher wenig. Allerdings ergab sich eine völlig neue Situation, als der Schulleiter der Knabenschule, Oberlehrer Heinrich Welker, in Pension gegangen war. Als neuer Schulleiter für die Knaben- und Mädchenschule, mit dem Titel eines Rektors, wurde ab dem 1. Juli 1941 Georg Schlee aus Forchheim nach Herzogenaurach beordert. Sein Schulzimmer befand sich im Erdgeschoß des Mädchenschulhauses an der Front zum Kirchenplatz, Ecke Marienkapelle. Der erste Eindruck für Lehrerin Metschnabl war: „Dieser Mensch sieht aus wie der leibhaftige Teufel.“ Rektor Schlee ließ wenig diplomatisches Gespür für die Situation erkennen. Kurz nachdem er seine Stellung angetreten hatte, rief er in der Pause alle Lehrer zusammen und verkündete: „Von jetzt ab wird nicht mehr gebetet, sie haben statt dessen ein nationalsozialistisches Lied zu singen, das Beten ist verboten und die Schulkreuze müssen entfernt werden.“

Pfarrer Rathgeber notierte in seiner Chronik: „*Er verlangte von den Lehrkräften die völlige und endgültige Einstellung des Schulgebets und behorchte sie an den Türen. Zwei Lehrerinnen, die ihm erklärten, daß sie weiter beten würden (Frl. Metschnabl und Frau Neukam) verklagte er beim Schulrat und erwirkte die Drohung der Entlassung. Sein Verhalten in der Schule war grob und aufreizend. So erklärte er, daß die Kirche noch einmal ein Turnsaal werden müsse.*“<sup>16</sup> Metschnabl sah die Situation damals noch eher gelassen: „*Der steigt mir den Buckel 'nauf, ich bet' weiter.*“ Ähnlich entschied sich auch Lehrerin Babette Neukam. Diese erkrankte jedoch und ging später in Pension. Daher war sie an den nachfolgenden Ereignissen unbeteiligt. Andere Lehrer hielten sich aber bereits frühzeitig an das Verbot. Zwei Schultage nach dem Erlaß des Verbots teilte Lehrerin Reta Müller Magdalena Metschnabl mit, daß Rektor Schlee an der Tür lausche, wenn sie mit ihren Kindern beten würde. Am nächsten Tag, den 4. Juli, ein Freitag (es war sogar ein Herz-Jesu-Freitag) sagte Metschnabl zu ihren Schülern: „*Jawohl Kinder, wir beten.*“ Die Kinder öffneten die Fenster und beteten möglichst laut, damit es auch Rektor Schlee zu Ohren kam. Schlee ließ die Lehrerin als Reaktion auf diese Provokation aus dem Klassenzimmer rufen und sagte auf's Äußerste erregt: „*Was fällt Ihnen ein? Das Beten ist verboten.*“ Metschnabl bat um Bedenkzeit bis zum Samstag. Danach beriet sie sich mit Pfarrer Franz Rathgeber und Dr. Valentin Fröhlich. Fröhlich sagte zu ihr: „*Machen Sie, was Sie für richtig halten, denn dieses Reich hält keine 1.000 Jahre.*“ Für sich selbst betete sie, daß sie die richtige Entscheidung treffen würde. An dem Tag, an dem sie vor Rektor Schlee erscheinen sollte, war sie in der hl. Messe. Die biblischen Texte paßten auf ihre Situation. Wie sie sich noch gut erinnern konnte, wurde als Epistel eine Stelle aus dem Römerbrief des Apostels Paulus (Kap. 12,12) gelesen: „*Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet!*“ Das Evangelium hatte die Nachfolge Jesu zum Thema. Ein reicher Jüngling, der sich ihm anschließen

wollte, kam zu Jesus. Dieser trug ihm auf, zuerst sein Gut an die Armen zu verteilen und ihm dann nachzufolgen.<sup>17</sup>

Kaplan Eduard Krenner hatte ihre erste Religionsstunde übernommen. Nach der hl. Messe frühstückte sie im Handarbeitszimmer. Dann klopfte sie an die Schultür von Rektor Schlee und eröffnete ihm, daß Sie weiter beten wolle. Schlee darauf: „*Sie werden sehen, daß sie sich falsch entschieden haben. Sie werden sich nicht mehr auskennen. Wenn Sie das weiter machen wollen, dann muß ich es dem Schulrat melden.*“<sup>18</sup> Die schriftliche Antwort des Schulrates war deutlich. Sie sollte ihre Bereitschaft zum Beten zurücknehmen. Er drohte Metschnabl in dem Brief sogar: „*Wenn Sie sich nicht ändern, besteht die Gefahr, daß Sie nach Polen versetzt werden.*“

Diese Androhung erzählte sie auch den Mädchen in ihrer Klasse. Betty Sieber brachte diese Neuigkeit mit nach Hause zu ihrer Mutter. Es verbreitete sich durch die anderen Schülerinnen aber auch überall im Städtchen, nicht nur bei deren Eltern. Vor allem die Mütter der Schulkinder waren aufgebracht, daß eine beliebte Lehrerin wie Magdalena Metschnabl wegen ihres Engagements und ihres Glaubens die Strafversetzung drohte.

### *Der Konflikt wird zum Aufstand*

Am Donnerstag, den 10. Juli 1941 wurde Braumeister Franz Zimmerer, Hauptstraße 71, beerdigt, der am 8. Juli 1941 im Alter von 64 Jahren im Fürther Krankenhaus verstorben war. Die Beerdigung vollzogen Pfarrer Franz Rathgeber, Kuratus Georg Jung und Père Paul Dumont, der Liederkranz umrahmte die Feier musikalisch.<sup>19</sup>

Da es sich um eine prominente Persönlichkeit handelte, war auf der Beerdigung natürlich zugegen, wem sich von der Herzogenauracher Bevölkerung die Möglichkeit dazu bot. Hier hatte sich eine günstige Gelegenheit ergeben, das weitere Vorgehen abzusprechen. Die Hauptinitiatoren waren Margarete Kern, Katharina Maier, Kuni-gunda Schmitt, Maria Schürr, Regina Wirth,

Margarete Hornfischer und Ursula Sieber.<sup>20</sup> Als Magdalena Metschnabl am 11. Juli 1941 zum Unterricht in das Schulzimmer kam, waren die Kinder sehr aufgeregt. Auf ihre Unterrichtseröffnung: „*Wir waren letztes Mal beim 30-jährigen Krieg*“, sagten die Kinder: „*Und jetzt beginnt bei uns der Krieg*“, machten jeden nur erdenklichen Lärm, schlugen auch mit ihren Linealen auf die Pulte.

Rektor Georg Schlee hatte offensichtlich kurz zuvor ein Kreuz von der Wand des Handarbeitssaales genommen und in den Papierkorb geworfen.<sup>21</sup> Obwohl die Frauen von diesen Ereignissen nichts wissen konnten, versammelten sich am „*Freitag, 11. Juli vormittags nach dem 9 Uhr Gottesdienst [...] zunächst ca. 50 Mütter vor dem Schulhaus um dem Rektor ihre Meinung zu sagen.*“<sup>22</sup> Sie waren sich der Brisanz ihrer Aktion wohl bewußt, die Frauen „*hatten schon Sorge*“, daß nichts passiert.<sup>23</sup> Bald waren es an die 200, es wurden immer mehr. „*Der ganze Kirchenplatz war voll mit Menschen*“, wie sich eine damalige Schülerin erinnerte.<sup>24</sup>

Wie konnte es zu dieser Situation kommen? Barbara Eitel war Bilanzbuchhalterin bei der Schuhfabrik Ort, Kaltenhäuser und Co. in der Störcherstraße 14. Sie erfuhr bei der Arbeit, daß in der Schule die Kreuze abgenommen werden. Die Reaktion darauf war: „*Da geh'n mir nei!*“ Auf diese Nachricht hin zogen einige Leute, z.T. mit Besen bewaffnet, zur Schule. Auch Eitel erinnerte sich, daß sich zunächst nur wenige Personen am Kirchenplatz befanden, die Menge aber durch Mund-zu-Mund-Propaganda immer mehr zunahm.<sup>25</sup> Besonders die religiöse Erziehung ihrer Kinder war den Anwesenden ein Anliegen, wie Pfarrer Rathgeber niederschrieb. Die Frauen beriefen sich darauf, „*daß bei der Agitation für die Gemeinschaftsschule – die in Herzogenaurach nur ein kümmerliches Resultat hatte – die Beibehaltung des Schulgebetes und des vollen Religionsunterrichtes versprochen worden sei.*“<sup>26</sup> Angesichts der wachsenden Menschenmenge vor dem Schulgebäude fühlte sich Rektor Schlee immer mehr bedroht und sagte zur Hausmeisterin: „*Gehen sie ins Rat-*

*haus, der Bürgermeister soll 'rauf, denn hier oben sperren die Weiber den Rektor ein.*“ Auch die Mütter verlangten, daß der Bürgermeister kommen solle. Aber natürlich nicht, um den Rektor in Schutz zu nehmen, sondern um ihm ihre Meinung mitteilen zu können. Bürgermeister Karl Körner hatte dagegen verlauten lassen: „*Ich habe keine Zeit, ich kann nicht 'rauf kommen.*“<sup>27</sup> Auch ein paar Männer waren dazugekommen, darunter ein Fronturlauber. Der Schulleiter fühlte sich immer weniger wohl in seiner Haut.<sup>28</sup> In der Pause stürmten die Schülerinnen aus dem Gebäude auf den Kirchenplatz. Zur gleichen Zeit drangen die Frauen über die zwei Eingänge in das Mädchenschulhaus ein. Einige sagten: „*Wir kommen heute und verteidigen unsere Kinder.*“ In der Schule angekommen wurde Rektor Schlee gesucht: „*Wo ist der Kerl!*“ Dieser hatte sich in ein WC gerettet. Nachdem auch Lärm vor dieser Tür aufkam, hatte er versucht, sich durch das Fenster abzusetzen und zum Rathaus zu flüchten. Die aufgebrachte Menschenmenge konnte diesen Fluchtversuch jedoch vereiteln und umringte Schlee. Der zu diesem Zeitpunkt auf Heimaturlaub befindliche Soldat Hans Propst sagte: „*Du Berschla, was willst du? Die Kreuze entfernen? Du, geh halt hinaus an die Front, dann hörst du, wie die jungen Soldaten nach dem Herrgott schreien! Und du willst ihn draus haben aus der Schul, untersteh dir's nicht und tu das Kreuz heraus!*“<sup>29</sup>

Da der Bürgermeister nicht zur Schule kam, beschlossen die Anwesenden, zusammen mit Rektor Schlee zu gehen: „*Dann gehen wir runter*“, lautete die Devise. Die Frauen trieben Rektor Schlee vor sich her den Marktplatz hinunter. Anscheinend führte Schlees Weg jedoch zu Ortsgruppenleiter Markus Sehring, der seine Apotheke im Anwesen Hauptstraße 31 betrieb. Dieser versuchte, die inzwischen auf 400 bis 500 Personen angewachsene Menge mit dem Hinweis zu beschwichtigen, daß es keinen Grund zur Aufregung gebe: „*Was wollt Ihr denn? Wir sind doch alle gottgläubig!*“ Worauf die Frauen geantwortet haben sollen: „*Nein, katholisch sind wir.*“<sup>30</sup> Schlee rettete sich dann im Rat-

haus in das Zimmer des Bürgermeisters. Die Frauen belagerten von außen das Gebäude, hielten aber auch innen das erst neu errichtete, repräsentative Treppenhaus zum ersten Stock besetzt. Die Frauen im Rathaus debattierten außerdem erregt mit dem Bürgermeister über die Situation. Gegen 17 Uhr verlief sich die Menge langsam.

Auch Pfarrer Rathgeber notierte die Ereignisse in seiner Chronik. Die auf 400 bis 500 Personen angewachsene Menge hatte sich also weder von Bürgermeister Körner, noch von Ortsgruppenleiter Sehring beschwichtigen lassen. Der Schulleiter mußte sogar unter Gendarmeriebegleitung nach Hause geführt werden.<sup>31</sup>

Nachdem Rektor Schlee unter der „Bedeckung“ der Frauen zum Rathaus begleitet worden war, rieten einige Frauen Lehrerin Metschnabl, in der Schule zu bleiben, damit sie nicht in die Sache hinein gezogen werde. Daher sagte sie zu ihren Kindern: „*Geht heim, heute geht nichts mehr zamm*“. Aber ihre Schülerinnen blieben zunächst bei ihr. Auf dem Heimweg wurde sie von den Leuten freudig begrüßt. Frau Bauer in der Würzburger Straße, bei der sie logierte, sagte: „*Heute gibt's nichts zum Essen, ich hatte keine Zeit zum Kochen*.“ Auch sie war also bei der Demonstration dabei gewesen. Noch am Freitag kamen die Frauen zusammen und verfaßten den Text für eine Petition.<sup>32</sup> Es ist allerdings anzunehmen, daß bereits am Donnerstag, nach der Beerdigung von Braumeister Zimmerer, Vorarbeiten geleistet worden waren.

Die Schreibearbeit wurde vermutlich bei der Firma Schürr angefertigt, da dort Schreibmaschinen vorhanden waren.<sup>33</sup> Besonders interessant ist auch die Tatsache, daß sich in Herzogenaurach eine Abschrift (oder der Entwurf?) in Familienbesitz erhalten hat. Danach trugen die Frauen das Schriftstück zum Rathaus, wo allerdings niemand mehr anzutreffen war.

Die Tatsache, daß die Herzogenauracher Frauen nicht nur eine Resolution aufgesetzt, sondern sogar nach München abgeschickt hatten, erwähnte Pfarrer Rathgeber in seiner Chronik allerdings nicht. Vielleicht war ihm

dies aufgrund der sich überschlagenden Ereignisse gar nicht mitgeteilt worden oder ihm erschien diese Tatsache als zu brisant für eine Niederschrift. Die vorbildliche Archivierung dieses Schriftstückes in München ermöglicht es aber, anhand der Unterschriften die Hauptakteurinnen namentlich zweifelsfrei benennen zu können.<sup>34</sup>

Das mit der Schreibmaschine verfaßte Schriftstück ist datiert „*Herzogenaurach, den 11. Juli 1941*“ und enthält als Anschrift „*An das Staatsministerium für Unterricht u. Kultus, München*“. Es trägt den Eingangsstempel: „*Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus Eingel.: 12. Juli 1941. IV 35660 A III Beil.: 14/7 S.*“ Unter der Resolution befinden sich die Unterschrift von vier Frauen: Marie Schürr, Rina Maier, Kuni Schmitt und Regina Wirth. Der Schreiber oder die Schreiberin war offensichtlich versiert im Maschinenschreiben, einige über-tippte Schreibfehler sind wohl eher auf den hohen Erregungsgrad bei der Arbeit zurückzuführen.

Der Text beginnt mit „*Im Namen der Mütter & Frauen H[erzogenaurachs]...*“ und unterrichtet den zuständigen Schulrat von ihrer „*Entschliebung*“. Grund für ihre Eingabe an die Behörden sei die Tatsache, daß der Elternschaft bei Einführung der Gemeinschaftsschule versprochen worden war, daß sich an den bestehenden Verhältnissen nichts ändern würde. Dieses Versprechen wurde allerdings nicht eingehalten. Die Eltern hätten vielmehr feststellen müssen, daß der Religionsunterricht in der Schule immer mehr eingeschränkt und in absehbarer Zeit vermutlich ganz aus dem Lehrplan gestrichen würde. Zu ihren Kritikpunkten zählte auch die Tatsache, daß das Schulgebet teilweise bereits abgeschafft wurde und in Zukunft ganz aus der Schule verschwinden solle. Mit der Entfernung der Kreuze sei im Handarbeitsschulraum bereits begonnen worden.

Auch enthielten die meisten Briefe von der Front die Bitte zur Unterstützung der Kämpfer durch das Gebet. Aus diesem Grund solle man die Kinder eher „*zum Gebet anhalten*“, als sie dem „*Herrgott entfremden zu wollen*.“ Die Frauen verliehen

ihrem Ansinnen durch die Aussage den nötigen Nachdruck, daß sie bereit wären, die „...Religion u. deren Einrichtungen bis zum äußersten, ja bis zum Tode zu verteidigen.“ Sie verlangten, „...daß die hiesige Lehrerschaft, soweit sie auf Gebet u. Kreuz verzichteten, wieder zur Sitte der Väter zurückkehrt.“ Außerdem forderten sie die Entfernung von Rektor Schlee von seinem Posten, da dieser der Auslöser für die Unstimmigkeiten gewesen sei. Außerdem würde er die Schulkinder in Angst versetzen. Angefügt wurde auch noch der Hinweis, daß durch sein Gebaren die Kampfeskraft der an der Front stehenden Herzogenaauracher in Gefahr sei. Auch verwandten sie sich mit ihren Kindern für den Verbleib der Lehrerinnen Neukam und Metschnabl, die noch das Schulgebet verrichten würden. Eine Versetzung der beiden würde „...große Wellen der Empörung verursachen.“ Außerdem verlangten sie einen völlig ungestörten Kirchenbesuch ihrer Kinder. Als Adressaten ihrer Forderungen wurden in Herzogenaaurach der Bürgermeister [Karl Körner] und der Ortsgruppenleiter [Markus Sehring] aufgeführt. Außerdem sollte die Petition an den Kreisschulrat in Bamberg [wohl Bezirksschulrat Johann Wagner], die Regierung von Ober- und Mittelfranken in Ansbach, das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München sowie das Unterrichtsministerium in Berlin versandt werden.

Die Aktion in Herzogenaaurach fand sogar Eingang in den Monatsbericht der Regierung in Ansbach für Juli 1941 vom 8. August 1941. Dort ist zu lesen: „Die Bevölkerung ist z.T. wegen der Maßnahmen auf religiösem Gebiet (Entfernung der Kreuzfixe aus den Schulen, Abschaffung der kirchlichen Gebete in den Schulen, Schließung konfessioneller Kindergärten, Einstellung des Erscheinens der kirchlichen Blätter u.dgl.) immer noch stark beunruhigt. In Herzogenaaurach, LK Höchstadt, entlud sich am 11. Juli die Mißstimmung eines Teiles der Bevölkerung in Demonstrationen vor dem Rathaus, bei denen scharfe Kritik an den getroffenen Maßnahmen geübt wurde. Äußerlich herrscht zwar jetzt überall, auch in Herzogenaaurach, wieder Ruhe, die innere Erre-

gung hält aber an, zumal sie durch die Verlesung des Hirtenbriefs der deutschen Bischöfe vom 26. Juni neue Nahrung erhielt. Es ist zu befürchten, daß die Frauen ihre Besorgnisse auf religiösem Gebiet auch ihren im Felde stehenden Männern mitteilen und so die Stimmung der gerade jetzt hart kämpfenden Front ungünstig beeinflussen.“<sup>35</sup>

### *Die Aktion in Herzogenaaurach zieht Kreise*

Am Nachmittag war die Nachricht von den Ereignissen in Herzogenaaurach bereits nach Erlangen gedrungen. Die Erlanger Penäler der Gymnasien sagten zu ihren Herzogenaauracher Mitschülern: „Fahrt nur heim, bei den Kümmeltürken ist Aufstand.“<sup>36</sup> Daß die Aktion aber auch noch weitere Kreise zog, belegt der auf den 10. August datierte, anonyme Brief einer Forchheimerin an den dortigen Schulleiter, der die Drohung enthält: „Wir machen es gründlicher wie die Herzogenaauracher dem Schuften [sic!].“<sup>37</sup>

Noch am Freitag wurden in Herzogenaaurach die Frauen von der Polizei beim „Ratwitzer“, d.h. im Gasthof „Weißes Roß“, Hauptstraße 27, verhört.<sup>38</sup> Pfarrer Rathgeber notierte wiederum in seiner Chronik, daß am nächsten Tag in der Stadt die Gendarmerie der ganzen Umgebung aufgeboten war. Auf dem Flugplatz soll eine Maschinengewehrabteilung bereitgestellt worden sein. Täglich waren zwei Gendarme im Schulhaus anwesend, um zu verhindern, daß sich Derartiges wiederholen könnte.<sup>39</sup> Wurden die Verhöre zunächst noch von der Polizei oder der Gendarmerie geführt, so kam am Sonntag die Gestapo aus Bayreuth nach Herzogenaaurach und hielt eine große Untersuchungsaktion ab. Bei der Brisanz der ganzen Aktion schien dies angebracht. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte der Eingang der Petition in München die Alarmglocken schrillen lassen. Die Rädelsführerinnen wurden einzeln zu unterschiedlichen Uhrzeiten auf die Polizeiwache in der Glockengasse bestellt.

Diese hatten sich zuvor über die Vorgehensweise beraten. Damit nicht der Eindruck entstehen könne, daß die Männer von der

**AM 11. JULI 1941 VERTEIDIGTEN HIER MUTIGE  
 FRAUEN UND MÄNNER AUS HERZOGENAURACH  
 DIE KREUZE IN DEN KLASSENZIMMERN DER  
 DAMALIGEN MÄDCHENSCHULE, ALS SIE  
 AUFGRUND EINER ANORDNUNG DER  
 NATIONALSOZIALISTISCHEN REGIERUNG ENTFERNT  
 WERDEN SOLLTEN.  
 AUSGELÖST WURDE DIESE PROTESTAKTION DURCH  
 DIE WEIGERUNG DER BEIDEN LEHRERINNEN  
 MAGDALENA METSCHNABL UND BARBARA  
 NEUKAM, AUF DAS SCHULGEBET ZU VERZICHTEN.  
 DURCH IHR VERHALTEN GABEN ALLE BETEILIGTEN  
 EIN HERAUSRAGENDES BEISPIEL PERSÖNLICHER  
 ZIVILCOURAGE GEGEN TYRANNEI UND  
 MENSCHENVERACHTUNG.**

Abb. 2: Gedenktafel an der ehemaligen Mädchenschule Herzogenaurach.

Gestapo nur alte Frauen vor sich hätten, beschlossen sie, besonders adrett aufzutreten. Obwohl die Frauen einzeln befragt wurden, ergaben sich übereinstimmende Aussagen. Jeder Verhörte wurde gefragt, ob nicht Geistliche die Sache angeregt hätten. Die Gestapobeamteten waren eher ungehalten, da ihre Verhöre nichts Verwertbares ergaben. Vermutlich waren sie der Überzeugung gewesen, mit ein paar Frauen leichtes Spiel zu haben. Über ihre Vernehmung befragt, war Grete Kern der Überzeugung, daß die Frauen glücklicherweise keinen größeren Repressalien ausgesetzt wurden. Nach der Aktion wurden sie zwar im Rathaus verhört: „*Da kriegt man es schon mit der Angst zu tun.*“<sup>40</sup>

Auch Barbara Eitel konnte sich erinnern, daß zahlreiche Akteurinnen verhört wurden. In ihrem Fall hatte dies Amtmann Amon von der Gendarmerie (also nicht die Stadtpolizei) übernommen. Die Sache ging einigermaßen glimpflich ab, Eitel mußte allerdings eine Geldstrafe zahlen, die „*schon schmerzte.*“ Allerdings wurde sie als Reaktion auf ihre Beteiligung am Aufstand im September 1941 zum Roten Kreuz eingezogen. Einen Lehrgang absolvierte sie mit Betty Rösch. Diese wurde auf Intervention der Schuhfabrik Gebrüder Dassler wieder nach Herzogenaurach entlassen. Eitel mußte zunächst bleiben, wurde aber wegen des Jahresabschlusses in der Firma Ort, Kaltenhäu-

ser und Co. ebenfalls nach Hause entlassen. Im Frühjahr 1942 wurde sie abermals zum Roten Kreuz eingezogen, und war auf Kriegsschauplätzen in Rußland, Stettin und Südtirol im Einsatz.<sup>41</sup>

Auch Lehrerin Metschnabl wurde von einem Polizisten zur Vernehmung abgeholt. Da der Weg an der Stadtpfarrkirche vorbei führte, nutzte sie die Gelegenheit hineinzugehen, um zu beten. Der sie begleitende Polizist wartete bezeichnenderweise draußen.

Die Gestapo hatte sich zwar verspätet, schritt aber sogleich zum Verhör. Warum sie das Beten nicht aufhören wolle, bei wem sie sich beraten habe, beim Pfarrer? – Ja – Was hat er gesagt? – Da muß jeder selber wissen, was er zu tun hat. Ob sie beim Bischof gewesen wäre? Metschnabl verwies nur darauf, daß alles so schnell gegangen wäre, daß sie dazu keine Zeit gehabt hätte. Die Beamten reagierten ungehalten und sagten: *„Ihre Lügen werden wir bald herausgebracht haben.“* Offensichtlich wollten sie ihr nachweisen, daß sie den „Aufstand“ veranlaßt habe. Die ganze Befragung ging aus wie das Hornberger Schießen. Die Anstiftung zum Aufstand war nicht zu belegen, auch konnten ihr keine Äußerungen gegen das nationalsozialistische Regime nachgewiesen werden.

Daß die Behörden die Sache aber nicht sofort als erledigt betrachteten, ist daran zu ersehen, daß die führenden Frauen neun Tage lang beschattet wurden. Ihr Ziel hatten sie allerdings erreicht: Die Kreuze wurden nicht aus den Klassenzimmern entfernt.

### *Das Vorgehen gegen Lehrerin Metschnabl*

An einem der nächsten Tage kam Bezirksschulrat Gebhardt nach Herzogenaurach in die Mädchenschule.<sup>42</sup> Zuständig gewesen wäre eigentlich Bezirksschulrat Johann Wagner.<sup>43</sup> Mit dabei waren ein Gendarm sowie der stellvertretende Landrat, der es nicht einmal für nötig befand, sich namentlich vorzustellen. Dabei muß es sich allerdings um Dr. Max Krebs gehandelt haben.<sup>44</sup>

Ziel ihres Besuchs war Lehrerin Magdalena Metschnabl. *„Kennen Sie nicht die Verordnung zum Schulgebet?“*, lautete die Frage an sie. Metschnabl entgegnete nur: *„Ich werde weiter beten!“* Der Stellvertreter des Landrats äußerte nur kurz angebunden: *„Das ist ein Staatsverbrechen! Ich werde sie sofort ihres Dienstes entheben. Sie haben die Schule zu verlassen und dürfen nicht mehr mit den Kindern zusammenkommen.“* Als Nachfolger für ihre Klasse wurde Lehrer Jakob Noppenberger bestimmt, der zuvor in Niederndorf tätig war.

Um niemandem zu begegnen und um nicht gesehen zu werden, ging sie am Tag darauf heimlich in die zweite hl. Messe auf die Empore der Stadtpfarrkirche St. Maria Magdalena. Da Lehrer Noppenberger nicht zwei Klassen beaufsichtigen konnte, hatte er die Schülerinnen ihrer Klasse heimgeschickt. Da den Kindern in der Schule das Gebet untersagt war, kamen sie in die Kirche, um es dort zu verrichten. Die Schülerinnen bemerkten jedoch ihre Lehrerin auf der Empore und kamen zu ihr. Dort versuchte sie Ihnen die Situation so gut wie möglich zu erklären. In dieser schwierigen Zeit kam die Mutter von Magdalena Metschnabl nach Herzogenaurach und fuhr mit ihr nach Nürnberg zu ihrem Bruder Paul Metschnabl, der Kaplan in Nürnberg, St. Josef war. Metschnabl war ab 1. Juni 1946 Domvikar und Domkapellmeister an der Bamberger Metropolitankirche. Der Bruder unterstützte sie in ihrer Haltung. Darauf begab sie sich zu ihrer Mutter nach Bamberg. Am 22. August mußte sie sich in Ansbach bei der Regierung melden. Zuvor hatte sie noch in Bamberg die Obere Pfarre besucht. Am Sonntag davor, den 17. August, war die traditionelle Marienprozession abgehalten worden, die auch damals stets nach dem Fest Mariae Himmelfahrt am 15. August stattfand.

Während der Zugfahrt nach Nürnberg schlug sie die Bibel auf. Zufällig traf sie eine Stelle im Matthäusevangelium, die auf ihre Situation zutraf. *„Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt, damit ihr vor ihnen und den Heiden Zeugnis ablegt. Wenn man euch vor Gericht stellt,*



Abb. 3: Mädchenklasse von Magdalena Metschnabl 1941.

*macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt; denn es wird euch in jener Stunde eingegeben, was ihr sagen sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden“ (Matthäus 10, 18-20).*

Daher vertraute auch sie in ihrer Situation auf den Hl. Geist. In Ansbach wurde sie vom zuständigen Schulrat befragt. Sie sagte: *„Der Führer hat selbst gesagt, daß er auf dem Boden des Christentums steht“*, worauf dieser nur sagte *„Das war einmal, die Kirche hat sich von dieser Vereinbarung entfernt.“* *„Wohin wollen Sie gehen, wenn Sie entlassen werden? Es wird sich keine Firma trauen, Sie anzustellen, auch keine Haushalte. Oder denken Sie, der Herrgott legt Ihnen einen Laib Brot auf den Tisch?“*, fragte er die beurlaubte Lehrerin. Als sie dies bejahte, sagte er nur: *„Dann kann Ihnen niemand mehr helfen!“* Auf ihre Frage: *„Kann man die Kinder nicht mehr nach christlichen Grundsätzen unterrichten?“*, gab er ihr zu verstehen, daß dies nicht mehr möglich sei, worauf sie nur antwortete:

*„Dann kann ich nicht mehr im Schuldienst tätig sein, ich trete zurück.“* Ein Protokoll wurde erstellt und Metschnabl entlassen. Das Gehalt für August wurde ihr noch ausbezahlt, aber der Anspruch auf eine Pension entfiel. Metschnabl war jedoch froh, daß sie ihrer Sache treu geblieben war. In Ansbach ging sie in die Ludwigskirche und betete ein *„Te Deum“*. Einige Tage später holte sie in Herzogenaurach ihre verbliebenen Sachen ab. Bei ihrer letzten Fahrt aus Herzogenaurach begleiteten sie Kinder aus ihrer Klasse mit Rosen im Zug bis Erlangen-Bruck, wo sie in den Zug nach Bamberg umsteigen mußte.

Obwohl ihr prophezeit worden war, daß sie keine Stelle erhalten würde, wurde Metschnabl von einem ihr bekannten nationalsozialistischen Amtsträger eine Stelle in der Krankenkasse angeboten. Sie zog es jedoch vor, bei Philipp Kröner, Kuratus beim Diözesan-Caritasverband in Bamberg, im Büro zu arbeiten. 1943 begann sie eine Ausbildung zur Seelsorgehelferin in Freiburg. Diese bezahlte sie teilweise von ihrem Rest-

lohn. Auch die Herzogenauracher hatten sie nicht vergessen und finanziell durch eine Sammlung unterstützt. Aufgrund dieser Ausbildung wurde sie von Pfarrer Franz Rathgeber, der am 16. Juli 1942 als Seelsorger an die Frauenkirche in Nürnberg versetzt worden war, nach Nürnberg geholt. Dort erlebte sie die schweren Bombenangriffe auf die ehemalige Reichsstadt mit, besonders den am 2. Januar 1945, der nahezu die gesamte Altstadt in Schutt und Asche legte. Da sie ihre Wohnung direkt am Hauptmarkt beim Mesner hatte, wurde sie natürlich ausgebombt und lebte nach Kriegsende im notdürftig reparierten Pfarrhaus.

Eigentlich wäre sie gerne bei dieser Aufgabe verblieben. Auf ihre Anfrage an die Behörden, ob sie mit einer Wiedergutmachung als Benachteiligte durch das NS-Regime rechnen könnte, wurde ihr schriftlich mitgeteilt, daß sie wieder in ihren alten Beruf zurückkehren müsse/könne. Auf die Versicherung Rathgebers, daß die Pfarrei in Nürnberg auch ohne sie zurechtkommen könne, trat sie wieder in den Schuldienst ein. Zunächst wurde sie ein Jahr in Gaustadt eingesetzt. Danach wechselte sie nach Bamberg, St. Gangolf und dann wieder an die „Wunschschule“ Wunderburg.

Ihre Arbeit wurde Metschnabl nach dem Krieg durch ihren Status als politisch belastete Person erleichtert. Bereits 1953 wurde sie Rektorin an der Bamberger Wunderburgschule, die schon immer ihre Wunschadresse gewesen war. Rückblickend auf ihre Zeit in Herzogenaurach äußerte sie: *„Ich bin froh, daß ich damals Widerstand geleistet habe, ich würde mich heute zu Tode schämen!“* Bei allen Turbulenzen in ihrem Leben ist sie außerdem der Überzeugung: *„Gott hat immer für mich gesorgt, er hat es immer gut gemacht.“*

### *Ähnliche Vorkommnisse um Kruzifix-entfernungen im Erzbistum Bamberg*

Trotz der Erfahrungen in Herzogenaurach, glaubte das Kultusministerium zunächst, im Konflikt um die Kreuze in den Schulen bestehen zu können. Auch ein Protestschreiben Kardinal Faulhabers im Namen der bayeri-

schen Bischöfe vom 26. Juli 1941 führte zu keinem Umdenken. Noch am 14. August 1941 verfügte das Ministerium die Beseitigung der Kruzifixe bis zum Ende der Sommerferien.<sup>45</sup> Damit wurden aber wie in Herzogenaurach auch andernorts Konfliktsituationen heraufbeschoren. Aus diesem Grund sah sich das Erzbischöfliche Ordinariat in Bamberg veranlaßt, am 2. Oktober 1941 eine Anfrage an die *„Hochw. Erzb. Dekanate des Erzbistums“* zu starten, um über die Vorkommnisse informiert zu sein, *„in welchen Schulen die Kreuze auf die ministerielle Anordnung hin entfernt wurden und in welchen sie geblieben sind.“* Die Rückantwort sollte bis zum 1. November 1941 erfolgen.<sup>46</sup> Für das Erzbischöfliche Dekanat Erlangen antwortete Dekan Franz Rathgeber in Herzogenaurach am 22. Oktober 1941. Wie dieser mitteilte, wurde in der Pastoralkonferenz des Dekanates vom 21. Oktober festgestellt, *„daß in allen kath. Schulen des Dekanates hinsichtlich des Schulkreuzes keine Veränderung eintrat.“* Lediglich in einem Schulzimmer in Hannberg sei das Kreuz an die hintere Wand verbracht worden, sodaß es nun im Rücken der Kinder hänge.<sup>47</sup> Die Vorkommnisse in Herzogenaurach rund drei Monate zuvor erwähnte er in diesem Schreiben mit keinem Wort.

Ähnliche Situationen wie in Herzogenaurach gab es im Erzbistum noch weitere, wie aus den Rückmeldungen der zuständigen Geistlichen zu entnehmen ist. Diese fanden im Gegensatz zu Herzogenaurach größtenteils im August statt.

Pfarrer Joseph Hildenbrand von Dormitz erklärte in einem Schreiben vom 17. September 1941, daß es wegen der Abhängung der Kruzifixe in den Schulzimmern am 25. August 1941 einen Aufruhr gegeben habe, sodaß die Kreuze wieder angebracht wurden. Ähnlich verhielt es sich in seiner Filiation Kirchengemeinde Kleinsendelbach. Nach Auskunft von Pfarrer Georg Jung wurde das Kruzifix in den Schulzimmern in Effeltrich am 27. August nach massivem Protest der Bewohner wieder angebracht. Wie Kuratus Joseph Pieger in seinem Brief vom 22. September 1941 erkennen ließ, wurde in Wein-

Erzbischöfliches Ordinariat  
B a m b e r g

An  
die Hochw. Krzb. Dikanate des Erzbistums

Betroff: Schulkreuz.

Bis zum 1. November ds. J. wolle von den einzelnen Seelsorgestellten anher berichtet werden, in welchen Schulen die Kreuze auf die ministerielle Anordnung hin entfernt wurden und in welchen sie geblieben sind.

gez. G e i g e r

*Dr. n. Dr. Meit.*

Abb. 4: Anfrage Erzbischöfliches Ordinariat Bamberg vom 2. Oktober 1941.

garts am 25. August 1941 das Kreuz in den Schulzimmern durch die Bevölkerung wieder angebracht, nachdem es während der Ferien entfernt worden war.<sup>48</sup> Weitere Vorkehrungen sind aus den Ortschaften Oberehrenbach, Eggolsheim und Wiesenthau im Landkreis Forchheim aktenkundig.<sup>49</sup>

Wagner sah sich durch die ablehnende Haltung weiter Kreise der Bevölkerung dazu gezwungen, am 28. August 1941 den Erlaß zurückzunehmen.<sup>50</sup> Die Ereignisse in Herzogenaurach flossen außerdem als Begründung in den Stopperlaß für die Kreuzabnahme am 2. September 1941 ein.<sup>51</sup>

### Die Auswirkungen

Stadtpfarrer Leonhard Ritter notierte in seinem Rückblick auf das vergangene Jahr 1945: „Mit der Schuleröffnung im Herbst ist auch in der Schule wieder ein neuer Geist eingezogen. Es hat das Kreuz wieder seinen Ehrenplatz erhalten. Das Schulgebet, an dessen Stelle in den letzten Jahren allerlei Lieder getreten [waren], eröffnet jetzt wieder den Unterricht. Die klösterlichen Lehrkräfte betreuen wieder die Jugend.“<sup>52</sup> Am Feste

Kreuzerhöhung 1946, dem 14. September, konnte er 20 neue Schulkreuze in Herzogenaurach weihen. Ein anonymes Gedicht zu diesem Anlaß nimmt nochmals Bezug auf die Ereignisse von 1941.

„...Vor Jahren war's, bekannt ist's allen –  
da sollt verschwinden für und für,  
Auch aus des Schulgebäudes Hallen  
Des hl. Kreuzes Siegspanier, –  
Wie Wetterdräu'n u. Sturmgebraus  
Flog rasch die Kund von Haus zu Haus,  
Und was die Männer nicht vermochten,  
Der tapfren Frauen fromm Geschlecht  
Hat damals siegreich durchgefochten  
Nach heiligem Väterbrauch u. Recht:  
Den Kampf ums Kreuz, des Christen  
Schatz,  
Den Kampf um dessen Ehrenplatz;  
Gott dank, die Zeiten sind am Schwinden,  
Wo frecher Buben Hohn und Spott  
Den Niedergang des Volks durft künden



Herzlich Willkommen!

**J. OPPMANN**

SEKT AUS BESTEM HAUS.

## Sommer-Genuss- Paket

Ausgewählte  
Spezialitäten von  
J. Oppmann



**Sehr geehrte  
Genießerinnen  
und Genießer,  
liebe Freunde des  
Hauses J. Oppmann,**

mit unserem „Sommer-Genuss-Paket“ bieten wir Ihnen drei ausgewählte Spezialitäten unserer Kellerei an, die wunderbar zu einem schönen und angenehmen Sommer passen.

Lassen Sie sich vom eleganten **J. Oppmann Rosé Brut** Sekt und dem jungen, beschwingten und prickelnden **J. Oppmann Rosé Secco** überraschen, die Ihnen durch die Leichtigkeit und Frische der spanischen Roséweine die mediterrane Genusswelt näherbringen werden. Genießen Sie auch den unverwechselbaren frischen, frechen, fruchtigen ... und sündig guten **J. Oppmann Cassisco**, der mit einem Alkoholgehalt von nur 6,0 % Vol. wunderbar zum Sommer passt.

Genießen Sie den Sommer und lassen Sie sich verzaubern von unseren Spezialitäten.

Ich wünsche Ihnen einen unbeschwernten Sommer und verbleibe

mit freundlichen Grüßen aus Würzburg

*A. Friedrich*

Ihr Albert Friedrich  
Vorstand Sektkellerei  
J. Oppmann AG

**Bis 30.09.2011 bestellen  
Sonderpreis sichern**

# Das Sommer-Genuss-Paket mit ausgewählten



Jetzt testen –  
je 2 Flaschen à 0,75 Ltr.

## J. Oppmann CASSISCO

Frisch, frech, fruchtig ... und sündig gut

Der wohl bekannteste Aperitif „Kir Royal“ hat uns inspiriert, aus 52 % J. Oppmann Sekt extra trocken und 48 % Schwarzem Johannisbeer-Nektar einen prickelnd-frischen, leichten Sekt-cocktail mit feinerbem Cassis-Geschmack zu kreieren, dessen lang anhaltendes, fruchtiges Finale die Erwartungen bei Weitem übertrifft.

Trinktemperatur 6-8 °C,  
6,0 % Vol. Alkohol

Keine Aromastoffe  
und sonstige  
Geschmacksverstärker!



Sommer-  
Genuss-Paket mit  
6 Flaschen à 0,75 Ltr.  
nur **28,74 Euro\***

...bis 30.09.2011 zum Sonderpreis

# Spezialitäten von J. Oppmann



## J. Oppmann ROSÉ BRUT

### Elegant

Die speziell für unseren Sekt als Roséweine ausgebauten berühmten Rebsorten Cabernet Sauvignon und Tempranillo, aus dem spanischen Weinanbaugebiet Penedès, sorgen für die filigranen Geruchsnuancen von reifen roten Beerenfrüchten. Seinen unverwechselbaren Charakter erhält er durch die dezente Säure und das zarte Mousseux.

*Naturkork, brut*

## J. Oppmann ROSÉ SECCO

### Jung, beschwingt und prickelnd

Die Tempranillo-, Merlot-, Syrah- und Cabernet-Sauvignon-Trauben, unter der spanischen Sonne gereift, wurden speziell für diesen Rosé Secco angebaut. Die lachsrote Farbe sowie die ausgewogenen Aromen nach frischen Streuobstwiesen machen ihn im Geschmack durch die feine Säure, die tragende Süße und das dezente Mousseux zum Lustobjekt – leicht und beschwingt.

*Rosé Perlwein, trocken*

**Mehr Infos: [www.oppmann.de/sommergenuss](http://www.oppmann.de/sommergenuss)**

zzgl. 9,50 Euro Versand

**von 28,74 Euro bestellen oder weiterempfehlen!**



Antwort

Sektkellerei J. Oppmann AG  
Martin-Luther-Str. 7  
97072 Würzburg

Ja, ich bestelle \_\_\_\_\_ (Anzahl)  
**Sommer-Genuss-Paket(e)**

bestehend aus 2 Flaschen à 0,75 Ltr. J. Oppmann Rosé BRUT,  
2 Flaschen à 0,75 Ltr. J. Oppmann Rosé Secco und  
2 Flaschen à 0,75 Ltr. J. Oppmann Cassisico  
zum Sonderpreis von Euro 28,74\* pro Paket

**Meine Adresse:**

Name

Straße, Hausnr.

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail

Datum, Unterschrift

Bitte informieren Sie mich weiterhin über Ihre erlesenen Ange

... oder faxen an Fax-Nr.

**09 31/35574-40**



## J. OPPMANN

SEKT AUS BESTEM HAUS.

Sektkellerei J. Oppmann AG · Martin-  
Luther-Straße 7 · 97072 Würzburg  
Telefon 09 31/35574-0  
Telefax 09 31/35574-40  
E-Mail: info@oppmann.de

**www.oppmann.de**



Versand:

Wir berechnen folgende Frachtkosten:  
Bis zu einem Warenwert der Bestellung von  
€ 200,- fallen Frachtkosten in Höhe  
von € 9,50 an. Ab einem Warenwert von € 200,-  
liefern wir „frei Haus“.

Alle Preise beinhalten die gesetzliche Mehrwert-  
steuer in Höhe von 19 %.

Sämtliche angegebenen Preise verstehen sich

*Durch Frevel selbst am heiligen Gott.*

[...]

*Herzogenaurach, merk es Dir;*

*Für Christi Fahne kämpfen, streiten,*

*War Deiner Väter schönste Zier;*

*Gelobe drum auch Du aufs neu*

*Dem Kreuzesbanner ewige Treu“.<sup>53</sup>*

Die Ereignisse des Jahres 1941 waren stets im Bewußtsein der Herzogenauracher präsent. Während der Jahre von 1933 bis 1945 gab es verschiedene Möglichkeiten des Widerstands gegen das nationalsozialistische Regime.<sup>54</sup> Diese konnten vom Nicht-Mitmachen bis zum aktiven Widerstand reichen, der das NS-Regime als ganzes ablehnte und Vorbereitung zu seinem Sturz traf.

Bei vielen Deutschen äußerte sich die ablehnende Haltung in der Verweigerung gegen nationalsozialistische Eingriffe in das gesellschaftliche Eigenleben. Daher sind Akte der Nonkonformität hauptsächlich im privaten Bereich zu suchen. Dazu zählte die Verweigerung der Teilnahme am Eintopfsonntag, aber auch die Entscheidung, die Kinder nicht an den Aktivitäten von HJ und BDM teilnehmen zu lassen. Besonders gläubige Christen zeigten sich resistent gegen die Ideologie des Führerstaates.

Zwar ist das Kreuz, als christliches Symbol schlechthin, in der Öffentlichkeit als Wegkreuz, Sühnekreuz und Flurkreuz allgegenwärtig. Eine besondere Wertschätzung erfuhr es jedoch im privaten Bereich. Das Kreuz war für den katholischen Gläubigen, mehr noch als für den protestantischen, nahezu allgegenwärtig. Sei es als Kreuzzeichen beim Gebet, beim Bezeichnen eines neuen Brotes oder gegenständlich als Kreuz an der Wand oder in der Ecke eines Zimmers.

Es stellt sich daher natürlich die Frage, warum diese Aktion am 11. Juli 1941 gerade in Herzogenaurach möglich war. Konflikte um die Entfernung von Schulkreuzen gab es während des „Dritten Reiches“ mehrere. Bereits im Januar 1937 hatten sich die Eltern

der Katholischen Volksschule zu Bislich (Kreis Rees, Diözese Münster in Westfalen) gegen ein derartiges Ansinnen zur Wehr gesetzt.<sup>55</sup> Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es sich bei Herzogenaurach um eine Kleinstadt, einen überschaubaren Bereich handelte. 1941 lebten in der Aurachstadt 4.993 Einwohner.<sup>56</sup> Grundlegend für ihre mehr oder weniger spontane Demonstration war, daß sich die Hauptakteurinnen untereinander kannten. Es traf die Menschen in ihrem Innersten, als die Kreuze abgehängt werden sollten. Weder die Auflösung der Vereine, noch die Ablösung der Ordensschwwestern vom Schuldienst hatten es vermocht, die Bewohner derart zu mobilisieren. Mit der provozierend vorgenommenen Entfernung der Kreuze war jedoch eine Schmerzgrenze erreicht. Durch ihre Kinder in der Schule waren viele Bürger der Stadt betroffen und fühlten sich auch angesprochen.

Der Verlauf zeigt außerdem, daß die Durchführung des Aufstandes durch glückliche Umstände begünstigt wurde. Dazu zählt die Beerdigung von Braumeister Zimmerer, die eine gute Gelegenheit zum Organisieren bot. Versammlungen waren ja schon jahrelang nicht mehr möglich. Wichtig ist auch der Umstand, daß der Überraschungseffekt auf Seiten der Frauen lag. Daß die Kleinstadt über keine größere Polizeitruppe verfügte und auch keine Gestapo vor Ort war, kommt noch hinzu. Ein zweites Mal wäre etwas Derartiges nicht mehr möglich gewesen. Denn die handelnden Personen waren nach ihrer Aktion aktenkundig, und die Bürokratie der Nationalsozialisten funktionierte bekanntermaßen bis zum letzten Tag.

Der Text, der verschickt wurde, war gut ausformuliert, sodaß anzunehmen ist, daß die Frauen bei der Abfassung Unterstützung erhielten. Auch die Adressen, an die er geschickt werden sollte, verraten interne Kenntnisse behördlicher Strukturen. Vermutlich waren Dr. Valentin Fröhlich und/oder Pfarrer Franz Rathgeber daran beteiligt. Beide konnten sich jedoch nicht übermäßig exponieren. Sie hätten dadurch den



Abb. 5: Magdalena Metschnabl mit Dr. Manfred Welker in Herzogenaurach 16. Dezember 2004.

braunen Machthabern eine Handhabe für eine Anklage gegen sie in die Hand gespielt. Die Frauen dagegen kamen jedoch halbwegs glimpflich und relativ ungeschoren davon. Die Kriegsumstände begünstigten diese Entscheidung der Behörden.

Natürlich konnten die Herzogenauracher Frauen mit ihrer Aktion die Maschinerie des NS-Staates nicht in die Knie zwingen. Dies gelang rund drei Jahre später nicht einmal den Attentätern des 20. Juli 1944. Aber die Herzogenauracher Frauen vermochten mit ihrer Aktion zu zeigen, daß selbst ein Unrechtsstaat gewisse Grenzen nicht überschreiten kann.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bayerisches Jahrbuch 1942. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Partei, Staat, Verwaltung, Wirtschaft und alle Berufe nebst Kalendarium. 53. Jahrgang München [1941], S. 152.
- <sup>2</sup> Fischer, Andreas: Chronik von Herzogenaurach, für die Jahre 1926–1935, S. 49–53.
- <sup>3</sup> Fischer: Chronik (wie Anm. 2), S. 46.

- <sup>4</sup> Boberach, Heinz (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939–1944. Neuwied und Berlin 1965, S. 121.
- <sup>5</sup> Aus den Halbjahresberichten des IBMV Herzogenaurach 1930 mit 1968, entfällt ab 1970 (noch nicht katalogisiert). Januar mit Juni 1935.
- <sup>6</sup> Halbjahresberichte IBMV (wie Anm. 5). Januar mit Juni 1937.
- <sup>7</sup> Chronik Ursula Sieber, Typoskript [1977], S. 3.– Siehe auch Breuer, Thomas: Verordneter Wandel? Der Widerstreit zwischen nationalsozialistischem Herrschaftsanspruch und traditionaler Lebenswelt im Erzbistum Bamberg (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B: Forschungen. Band 60). Mainz 1992, Tabelle 2, S. 225.
- <sup>8</sup> Halbjahresberichte IBMV (wie Anm. 5). Januar mit Juni 1938. Dies ist auch im Gedächtnis der Stadtbewohner verhaftet geblieben. Wie sich Elfriede Denkler in einem Gespräch am 13. Juli 2001 erinnerte, erledigte Sr. Christine die Buchführung am Milchhaus. Mater Rosalie war Mesnerin, Pfarrsekretärin und gab Unterricht in Stenographie und Maschinenschreiben.
- <sup>9</sup> Pfarrarchiv Herzogenaurach, Chronik der Pfar-

- rei Herzogenaurach 1914-1982, S. 77.– Siehe auch Halbjahresberichte IBMV (wie Anm. 5), Januar mit Juni 1942.
- <sup>10</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77.– Siehe auch Halbjahresberichte IBMV (wie Anm. 5). Juli mit Dezember 1941. Mit einem Bescheid des Höchststadter Landrates vom 6. August 1941 wurde den Englischen Fräulein aufgrund einer Anordnung des Regierungspräsidenten die Erteilung von Privatunterricht untersagt.
- <sup>11</sup> Die Ausführungen beruhen größtenteils auf Gesprächen am 30. Juli 2003 und am 29. Februar 2004 in Bamberg mit Magdalena Metschnabl. Sie lebte bis ins hohe Alter in Bamberg. Die Ereignisse in Herzogenaurach blieben ihr unauslöschlich im Gedächtnis verhaftet. Frau Metschnabl verstarb am 17. Dezember 2007 in Bamberg.– Der bei Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), S. 285, Fußnote 111 angeführte Bericht der Lehrerin Metschnabl, die wegen ihrer Weigerung, auf das Schulgebet zu verzichten, aus dem Schuldienst entlassen wurde (Archiv des Erzbistums Bamberg, Rep. 4/2, 4310/21), konnte nicht eingearbeitet werden, da diese Aktennummer dort nicht existiert.
- <sup>12</sup> Witetschek, Helmut: Die kirchliche Lage in Bayern nach den Regierungspräsidentenberichten 1933–1943. Band II: Regierungsbezirk Ober- und Mittelfranken (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte bei der katholischen Akademie in Bayern. Reihe A: Quellen, Band 8). Mainz 1967, S. 381, Anm. 4. Gauleiter Wagner leitete neben dem bayerischen Innenministerium seit März 1935 auch das bayerische Ministerium für Unterricht und Kultus, nachdem sein Vorgänger Hans Schemm am 5. März 1935 bei einem Flugzeugabsturz in Bindlach ums Leben gekommen war. Siehe Fränkische Heimat 14. Jg. Nürnberg 1935, S. 49/50.– Weiß, Hermann (Hrsg.): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich. Frankfurt/Main 2002, S. 472.
- <sup>13</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77.
- <sup>14</sup> Hertwich, Irene: Aufstand der Frauen, in: Frauenbund-Frauen leisteten Widerstand im Dritten Reich. Dokumentation. München 1993, ohne Seitenzählung.
- <sup>15</sup> Zitiert nach: Jung, Norbert: Dreihundert Jahre der Ebensfelder Pfarrgeschichte seit Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Arnet, Gerhard (Hrsg.): 1200 Jahre Ebensfeld. Beiträge zur Geschichte einer Marktgemeinde am Obermain. Ebensfeld 2003, S. 83–114, hier S. 103.
- <sup>16</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77.
- <sup>17</sup> Zu finden bei Mt 19, 16-26, Mk 10, 17-27, Lk 18,18-27.
- <sup>18</sup> Gespräch am 30. Juli 2003 mit Magdalena Metschnabl.
- <sup>19</sup> Der französische Geistliche Père Paul Dumont war mit weiteren Gefangenen im ehemaligen Gefängnis im Herzogenauracher Schloß untergebracht. Zur Arbeit ging er in das Lagerhaus (BayWa) unter der Anleitung von BayWa-Hausverwalter Heinrich Klinger. Eine Zeit lang feierte er täglich vor Arbeitsbeginn im engsten Familienkreis die hl. Messe im Wohnzimmer des Fröhlich-Anwesens. Als dies nach einiger Zeit öffentlich bekannt wurde, erfolgte seine Verlegung nach Frankfurt, wie sich Fritz Fröhlich in einem Gespräch am 18. September 2003 erinnerte.– Diese Tatsache ist auch belegt durch die Regierungspräsidentenberichte für den Monat Oktober 1944. Darin wird angeführt, daß der frühere BVP-Abgeordnete und „Bauer“ Dr. Valentin Fröhlich in Herzogenaurach (LK Höchststadt) staatspolizeilich verwarnt wurde, weil er einen französischen Geistlichen in einem Raum seines Anwesens jeden Morgen die Messe für sich zelebrieren ließ. In etwa 30 Fällen soll er sogar für gefallene deutsche Soldaten Seelenmessen abgehalten haben. Aus diesem Grund wurde der französische Priester wieder in die Kriegsgefangenschaft rücküberführt. Vgl. Witetschek, Helmut: Die kirchliche Lage in Bayern nach den Regierungspräsidentenberichten 1933–1943. Band VII: Ergänzungsband: Regierungsbezirke Oberbayern, Ober- und Mittelfranken, Schwaben 1943-1945 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen, Band 32). Mainz 1981, S. 43.
- <sup>20</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Grete Kern. Ursula Sieber konnte allerdings nur bedingt daran mitwirken, da am 13. Juli 1941 ihre Tochter Hanni, verheiratete Erhardt, geboren wurde. Aber ihre Schwester Katharina Maier („Hansameiers Rina“) organisierte die Aktion mit und hielt ihre Schwester auf dem Laufenden. Siehe Chronik Ursula Sieber (wie Anm. 20), S. 12.
- <sup>21</sup> Gespräch am 30. Juli 2003 mit Magdalena Metschnabl. Ähnlich Pfarrer Rathgeber in seiner Chronik: „*Er [Schlee] entfernte das Kreuz aus dem Handarbeitssaal, wo er Berufsschulunterricht gab – und nach Aussage einiger Kinder auch aus seiner Klasse.*“ Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.
- <sup>22</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.

- <sup>23</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Grete Kern.
- <sup>24</sup> Gespräch am 12. September 2003 mit Evi Haag.
- <sup>25</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Barbara Eitel.
- <sup>26</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.
- <sup>27</sup> Gespräch am 30. Juli 2003 mit Magdalena Metschnabl.
- <sup>28</sup> Vgl. Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.
- <sup>29</sup> Chronik Sieber (wie Anm. 20), S. 12f.
- <sup>30</sup> Ebd.– Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), S. 285.
- <sup>31</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.
- <sup>32</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Grete Kern. Daß das Schriftstück seine endgültige Fassung erst am Freitag erhielt, ist auch daraus zu schließen, daß in der Petition Punkt 3 eindeutig Bezug auf die Ereignisse des Tages genommen wird, nämlich daß das „... Kreuz [...] aus dem Handarbeitsschulraum des hiesigen Mädchenschulhauses bereits beseitigt worden“ sei.
- <sup>33</sup> Gespräch am 28. Oktober 2003 mit Betty Mergenthal.
- <sup>34</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv München Akt MK 42584.
- <sup>35</sup> Witetschek: Regierungspräsidentenberichte (wie Anm. 12), S. 388f.
- <sup>36</sup> Gespräch am 26. Januar 2002 mit Dr. Rudolf Walther. Die Bezeichnung „Kümmeltürken“ ist der Neckname der Erlanger für die Herzogenauracher.
- <sup>37</sup> Vgl. Staatsarchiv Bamberg, K9 (XV) 280, Kriminalpolizei Forchheim an den Bürgermeister der Stadt, 5.9.1941. Zitiert nach: Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), S. 285, Fußnote 113.
- <sup>38</sup> Gespräch am 28. Oktober 2003 mit Betty Mergenthal.
- <sup>39</sup> Chronik der Pfarrei Herzogenaurach (wie Anm. 9), S. 77f.
- <sup>40</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Grete Kern.
- <sup>41</sup> Gespräch am 29. August 2003 mit Barbara Eitel.
- <sup>42</sup> Alle Angaben nach einem Gespräch mit Magdalena Metschnabl am 29. Februar 2004.
- <sup>43</sup> Wagner war zuständig für den Landkreis Bamberg West sowie den Landkreis Höchstadt a.d. Aisch. Siehe Jahrbuch 1942 (wie Anm. 1), S. 75.– Siehe auch Wölker, Anton: Aus der Geschichte der Stadt Höchstadt a.d. Aisch. Höchstadt [1979], S. 241.– Die offensichtliche Diskrepanz der Angaben konnte nicht aufgeklärt werden.
- <sup>44</sup> Während der letzten drei Kriegsjahre hatten drei Staatsbeamte das Amt des Landrates ausgeübt, darunter Dr. Max Krebs vom 11.4.1941 bis 10.12.1942. Angaben nach: Dassler, Georg: 110 Jahre bayerische Landkreise, in: Amtsblatt der Stadt Herzogenaurach 15. Jahrgang Nr. 32 vom 10. August 1962, Nr. 33 vom 17. August 1962 und Nr. 34 vom 24. August 1962, hier besonders Nr. 33.– Pfarrer Rathgeber wurde ebenfalls am 21. Oktober 1941 vom stellvertretenden Landrat Krebs sowie Kreisabschnittsleiter Wachsmuth aus Höchstadt zum Rathaus bestellt, wo versucht wurde, ihm die Zustimmung abzupressen, den Kindergarten zu schließen und die Betreuung der Kinder allein dem Kindergarten der NSV zu überlassen. Siehe Niederschrift Pfarrer Franz Rathgeber vom 21. Oktober 1941, Stadtarchiv Herzogenaurach, Nachkriegsakten V/267, Nr. 217.
- <sup>45</sup> Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), S. 285.
- <sup>46</sup> Archiv des Erzbistums Bamberg (AEB) Rep. 4/2 Nr 4312/12. AZ Nr. 4606.
- <sup>47</sup> AEB Rep. 4/2 Nr. 4312/12.
- <sup>48</sup> Alle Mitteilungen ebd.
- <sup>49</sup> Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), S. 286.
- <sup>50</sup> Angaben nach Witetschek: Regierungspräsidentenberichte (wie Anm. 12), S. 381, Anm. 4. M.A. 107 257.
- <sup>51</sup> Breuer: Wandel? (wie Anm. 7), Anm. 114.
- <sup>52</sup> Jahresbericht der Pfarrei Herzogenaurach. Jahr 1945, in: Chronik Maier/Kuhn zw. S. 96/97.
- <sup>53</sup> Typoskript, Privatbesitz.
- <sup>54</sup> Peukert, Detlev: Alltag unterm Nationalsozialismus. Beiträge zum Thema Widerstand. Heft 17 des Informationszentrums Berlin. Gedenk- und Bildungsstätte Stauffenbergstraße. Berlin 1981, besonders S. 24f.
- <sup>55</sup> Neuhäusler, Johann: Kreuz und Hakenkreuz. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen die katholische Kirche und der kirchliche Widerstand. Erster Teil. München 1946, S. 116.
- <sup>56</sup> Jahrbuch 1942 (wie Anm. 1), S. 152.

Einladung zur 64. Bundesbeiratstagung:

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des  
FRANKENBUNDES  
zu unserer 64. Bundesbeiratstagung

**am Samstag, den 15. Oktober 2011, nach Coburg  
in das Pfarrzentrum St. Augustin ein.**

Die Vorsitzenden der Gruppen werden - entsprechend § 17 der Satzung - gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein.

10.00 Uhr **Festakt** im großen Saal des Pfarrzentrums St. Augustin, Coburg,  
Festungsstraße 2  
Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden  
Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken  
Grüßworte  
Festvortrag von Herrn Prof. Dr. Ludwig Wamser (München)  
Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES  
Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden  
Herrn Prof. Dr. Gert Melville (Coburg)

12.15 Uhr **Mittagessen** im Pfarrzentrum St. Augustin

13.30 Uhr **Stadtführung** für alle

15.00 Uhr **Delegiertenversammlung** im kleinen Saal des Pfarrzentrums St. Augustin

**Tagesordnung:**

1. Situationsbericht der Bundesleitung
2. Aktivitäten der Gruppen im Jahr 2011
3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2012
4. Verschiedenes

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich bis zum 07. Oktober 2011 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

*gez. Dr. Paul Beinhofer*

1. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES e.V.

## Nachmittagsprogramm für die Nichtdelegierten

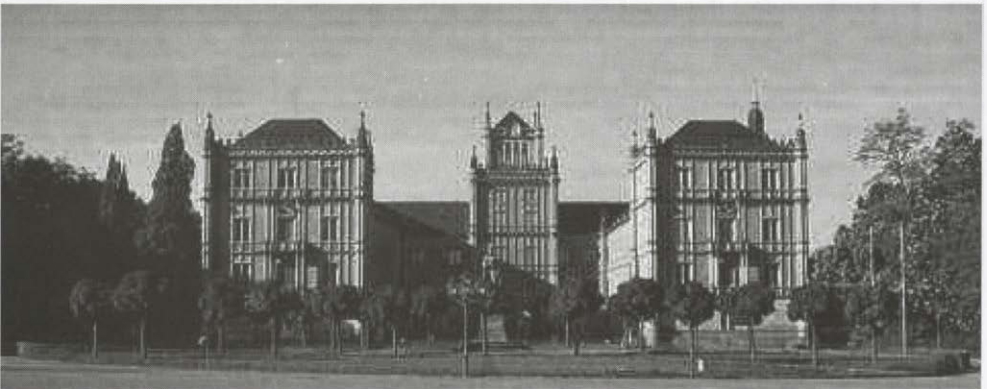
Für die Nichtdelegierten wird um 15.00 Uhr angeboten:

bei gutem Wetter: entweder zu Fuß oder mit der Bimmelbahn (ab Herrngasse/Schloßplatz) hoch zur Veste Coburg, die zu den größten und am besten erhaltenen Burganlagen Deutschlands gehört; Besichtigung der vier historischen Bauten der Veste mit dem Fürstenbau, der Steinernen Kemenate (mit dem Lutherzimmer), dem Herzoginbau und dem Carl-Eduard Bau. In ihnen sind die *Kunstsammlungen der Veste Coburg* untergebracht mit Gemälden (u.a. von Lucas Cranach d.Ä., Dürer, Grünewald, Holbein), Plastiken (u.a. von Tilman Riemenschneider), Kupferstichen, Rüstungen und Waffen, Prunkwagen, Kutschen und Turnierschlitten.



Westansicht der Veste Coburg  
©störfix

bei schlechtem Wetter: Führung durch das Schloß Ehrenburg, der ehemaligen Stadtresidenz der Coburger Herzöge von 1547 bis 1918, die damit auf eine 450-jährigen Geschichte zurückblicken kann und glanzvolle Empfänge mit Mitgliedern der bedeutendsten europäischen Adelsfamilien erlebt hat. Zu besichtigen sind Prunkräume und Wohnräume mit kostbarem Mobiliar, die Schloßkirche, der Thronsaal etc.; diese Räumlichkeiten beherbergen ferner eine umfangreiche Gemäldesammlung der Coburger Herzöge.



Schloßplatz mit Denkmal Herzog Ernst I. und Schloß Ehrenburg

©störfix

## Neu im Programm:

# Der FRANKENBUND und die Gemeinde Schwanfeld (Unterfranken) laden Sie ein zum 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 (Tag der Deutschen Einheit)!

Die Veranstaltung findet den ganzen Tag rund um das 2010 eröffnete Bandkeramik-Museum in Schwanfeld statt. Dieses Museum ist ein erlebnisreich gestaltetes Anfass- und Mitmachmuseum, das den Besucher anschaulich in die Zeit der Bandkeramik vor 7.500 Jahre einführt. Viele Nachbauten – von Werkzeugen, Geschirr, Bekleidung, Schmuck bis hin zum Grab des Dorfgründers – geben einen Einblick in die Lebenswelt der Bandkeramiker, die, wie die Ausgrabungen der Jahre 1979 bis 1985 und von 2003 ans Tageslicht brachten, in Schwanfeld ein Dorf mit vier Höfen besiedelt hatten. Gleichzeitig punktet das Museum mit ganz besonderen Exponaten wie der ersten bisher gefundenen bandkeramischen Steinplastik. Ausführliche und allgemeinverständliche Texttafeln vermitteln dem Betrachter Hintergrundwissen zu der Zeit der Bandkeramik, die um 5.000 v. Chr. zu Ende ging. (Nähere Informationen zum Museum finden Sie unter: [www.schwanfeld.de/Bandkeramik-Museum.html](http://www.schwanfeld.de/Bandkeramik-Museum.html))

Maßgeblich beteiligt an den Ausgrabungen wie auch an der Konzeption des Museums war und ist Herr Prof. emeritus Dr. Jens Lüning vom Institut für Archäologie, Abt. Vor- und Frühgeschichte, an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Er wird am Fränkischen Thementag die ganze Zeit vor Ort sein und auch am Morgen den ersten, einführenden Vortrag über die „Lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld“ halten.

Vorher haben Sie Gelegenheit, in der nahegelegenen Pfarrkirche St. Michael einen ökumenischen Gottesdienst mitzufeiern, der musikalisch gestaltet wird von einem Blechbläserensemble. Am Nachmittag können Sie



*Blick in das Obergeschoß des Museums*

Kurzvorträge zu Themen aus der Bandkeramikzeit hören, das Museum besichtigen, die Mitmachstationen aufsuchen (s. Übersicht).

Für das leibliche Wohl sorgt die Gemeinde Schwanfeld; es werden warme Speisen zu Mittag angeboten, Kaffee und Kuchen, Getränke – alles zum Selbstkostenpreis. Weder Regen noch große Hitze können die Veranstaltung stören, da die meisten Veranstaltungen unter einem Dach stattfinden. Kinder sind herzlich willkommen, es gibt einen Spielplatz und Mitmachaktionen für sie!

Schon jetzt dankt der FRANKENBUND dem Schwanfelder Bürgermeister Richard Köth ganz herzlich für seine Unterstützung; ohne ihn und seine Gemeinde könnten wir unseren 1. Fränkischen Thementag nicht in diesem Umfang abhalten. Ein herzliches Vergelt's Gott!

Hinweis für die Anfahrt: Schwanfeld liegt zwischen Würzburg und Schweinfurt; es werden genügend Parkplätze im Ort ausgewiesen. Die Adresse des Museums lautet: Pfarrgasse 4 in 97523 Schwanfeld.

## Sitzung der Bundesleitung am 13. Juli 2011 in Herzogenaurach

Auf Einladung von Herrn Klaus-Peter Gäbelein, Mitglied der Bundesleitung und 1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach, tagte die Bundesleitung am 13. Juli 2011 im Vereinshaus des Herzogenauracher Heimatvereins. In einem der ältesten Bürgerhäuser der Stadt im Steinweg konnte Herr Gäbelein nicht nur seine Kollegen aus der

Bundesleitung begrüßen, sondern auch die 2. Bürgermeisterin Frau Renate Schroff, die die Grüße der Stadt überbrachte. Gut versorgt vom Verein konnte die Bundesleitung die anstehenden Punkte der Tagesordnung abarbeiten, wozu auch die Diskussion über das neue Werbefaltblatt des FRANKENBUNDES gehörte.



### Dank an Bundesfreund Heribert Haas

Wie bereits im Juni-Heft der Zeitschrift FRANKENLAND im Bericht über den 82. Bundestag in Bad Neustadt/Saale mitgeteilt, hat sich Bundesfreund Heribert Haas in diesem Frühjahr entschieden, nicht mehr für die Position des Zweiten Bundesvorsitzenden zu kandidieren und schied folglich am Bundestag aus seiner Leitungsaufgabe im FRANKENBUND aus. Wie er es selbst einmal formulierte, fühlt sich Bundesfreund Haas, der in Mittelfranken geboren wurde, in Unterfranken aufwuchs und zuletzt dienstlich in Oberfranken tätig war, als „Gesamtfranke“ und stellt auf diese Weise ein regelrechtes Idealbild eines Frankenbündlers dar. Aus diesem gesamtfränkischen Geist heraus konnte er seit seiner Wahl auf dem Bundestag in Coburg

im Jahr 2003 nur eine hervorragende Besetzung für die verantwortungsvolle Aufgabe als Zweiter Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES sein.

Die Entscheidung von Bundesfreund Heribert Haas, nicht mehr zur Neuwahl anzutreten, wurde von der Bundesleitung mit großem Bedauern zur Kenntnis genommen, denn in den acht Jahren seines Wirkens hat er unsere Vereinigung entscheidend mitgeprägt. So möchte die Zeitschrift FRANKENLAND zusammen mit der gesamten Bundesleitung des FRANKENBUNDES das Ausscheiden von Bundesfreund Haas zum Anlaß nehmen, ihm für all' seine Mitwirkung, seine Arbeit und seinen Einsatz für unsere Vereinigung von Herzen zu danken. In einer Zeit, in der immer



*Abb.: Verabschiedung von Bundesfreund Heribert Haas beim Bundestag 2011. Photo: Andreas Weber.*

weniger Menschen sich die Zeit nehmen und die Bereitschaft besitzen, Verantwortung in einem Ehrenamt zu tragen, muß Bundesfreund Heribert Haas ein großes Lob ausgesprochen werden, daß er sich für diesen Dienst über viele Jahre zur Verfügung gestellt hat.

Die Bundesleitung wird seine konstruktiven und sachlichen Beiträge in den Diskussionen über die Weiterentwicklung unseres Vereins vermissen. Auch seine ruhige, angenehme Art, an Fragestellungen heranzugehen, seine fachlichen Hilfestellungen und seine wohlüberlegten Vorschläge werden uns ausgesprochen fehlen. Nicht zuletzt werden Bundesfreund Haas' große Leistungen unvergessen bleiben, als es darum ging, nach dem Ausscheiden von Frau Edda Miltenberger als Bundesgeschäftsführerin die Nachfolgefrage zu lösen. Er hat sich nicht nur besonders um die Ausschreibung und die Auswahl aus den Bewerbern verdient gemacht, sondern auch einen reibungslosen Übergang auf deren Nachfolgerin, Frau Dr. Christina Bergerhausen, in die Wege geleitet. Allen Bundesfreunden wird vor allem auch sein nachhaltiges Engagement für den neuen, zeitgemäßen Internet-Auftritt des FRANKENBUNDES, der sich seit einiger Zeit positiv im Netz präsentiert, in lebhafter Erinnerung bleiben. Dafür

hat sich Bundesfreund Haas mit viel Herzblut und Zeitaufwand eingesetzt. Bei der aktuellen Gestaltung der Seite des FRANKENBUNDES, der aktiven Umsetzung der technischen Fragen (mit reger Unterstützung seines Sohnes) sowie durch etliche Schulungen für die prospektiven Nutzer und diverse Vorführungen der neuen Möglichkeiten hat sich Bundesfreund Heribert Haas stark ins Zeug gelegt.

Bundesfreund Heribert Haas wird uns in der Leitung des FRANKENBUNDES sicher sehr fehlen – aber unsere große Dankbarkeit vermag vielleicht über diesen Verlust eines engagierten Mitstreiters für die gesamtfränkische Sache ein wenig hinwegtrösten. So bleibt allen Bundesfreunden und der Bundesleitung des Frankenbundes nur, Bundesfreund Dipl.-Ing. Heribert Haas, der am 13. März 2011 sein 65. Lebensjahr vollenden konnte, alles erdenklich Gute für seine Zukunft, vor allem eine gute Gesundheit, viel Schwung und große Lebensfreude für die Zeit seines Ruhestandes zu wünschen – verbunden mit der Hoffnung, ihn möglichst häufig bei den Veranstaltungen der FRANKENBUND-Gruppen oder des Gesamtbundes wiederzutreffen.

PAS

Nix gsachd, is gnouch globd...

von

Walter Tausendpfund

Goud is wiede,

alles,

aa dees

und aa dees,

und aa dees

und no dees...

echd goud,

arch goud sogor...

Wos soll me eds

doodezou soong?

Am besdn goor nix,

iiiehabds nix:

Waal nix gsachd,

is doch imme no

gnouch globd!

# Vor 150 Jahren starb Herzog Paul Wilhelm von Württemberg – Forschungsreisender, Entdecker, Sammler – in Bad Mergentheim<sup>1</sup>

von  
Christoph Bittel

Vor 150 Jahren, am 27. November 1860, lasen die Mergentheimer in der „Tauber-Zeitung“ die folgende Nachricht: „Mergentheim, 25. Nov. Heute in aller Frühe verbreitete sich in der Stadt die Schmerzenskunde, daß morgens vor 4 Uhr Seine Hoheit der Herr Herzog Paul Wilhelm von Württemberg nach kurzem Krankenlager sanft verschieden sey. Derselbe traf nach längerer Abwesenheit vor vierzehn Tagen aus Carlsruhe in Schlesien wieder im hiesigen Schlosse, das Er seit 1827 als Seine Residenz inne hatte, ein, und war wieder sehr thätig mit Ordnung Seines in den letzten Jahren wieder ausserordentlich bereicherten Naturalien Cabinetts, bis Ihn vor wenigen Tagen ein Unterleibsleiden, das Er sich wahrscheinlich durch Erkältung zuzog, aufs Bett brachte, das Er nicht mehr verlassen sollte!“<sup>2</sup>

Im folgenden soll in aller Kürze das Leben und Wirken des Herzogs vergegenwärtigt werden, der vor 150 Jahren im städtischen Blatt als „unermüdlicher Naturforscher“ bezeichnet wird, der sich „einen europäischen Ruf“ erworben habe, und mit dessen Tod, wie beklagt wird, „die Armen einen großen Wohlthäter“, die Wissenschaften „aber einen ihrer größten Förderer“ verloren hatten.<sup>3</sup>

Herzog Paul Wilhelm erblickte am 25. Juni 1797 als zweiter Sohn des Herzogs Eugen Friedrich Heinrich von Württemberg und dessen dritter Ehefrau, der Herzogin Louise, geborene Prinzessin zu Stolberg-Gedern, in Carlsruhe in Oberschlesien – heute polnisch Pokój – das Licht der Welt. Wie sein Vater und sein Bruder Eugen für den Militärdienst vorgesehen, besuchte Paul Wilhelm auf Wunsch seines Onkels, des Königs Friedrich von Württemberg, ab 1806 das Stuttgarter „Kadetten-Institut“ im Gebäude der ehema-



Abb. 1: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg 1797-1860, anonyme Kreidezeichnung. (Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, Inv.-Nr. 2532).

ligen Karlsakademie. Hier erweckte in ihm der Gymnasialprofessor für Naturgeschichte, Albrecht Benjamin Lebet, die Liebe zu den Naturwissenschaften, die sein ganzes Leben bestimmen sollte. Von 1817 bis 1822 folgten Jahre soldatischer Ausbildung im aktiven Militärdienst in der preußischen Armee, die Paul Wilhelm später auf seinen Reisen in ferne Kontinente zu straffer Organisation und zur Überwindung von Ausnahmesituationen befähigten.

Von Oktober 1822 bis Februar 1824 unternahm der Herzog seine erste Forschungsreise nach Nordamerika, die ihn den Mississippi

und Ohio aufwärts bis Louisville, St. Louis und Fort Atkinson führte. Der Ertrag dieser ersten Expedition bestand nicht nur in einer großen Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Tierpräparaten und völkerkundlichen Objekten, sondern auch in einer Vielzahl von botanischen, zoologischen, mineralogischen und ethnographischen Aufzeichnungen. Ihren literarischen Niederschlag fand die Erkundung in dem 1835 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen erschienenen Buch „Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824“, dessen Originalausgabe seit einigen Jahren im Deutschordensmuseum (Schloß) in der Großen Kreisstadt Bad Mergentheim ausgestellt ist.

Nach der Vermählung mit Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis im April 1827 bezog Herzog Paul Wilhelm mit einem kleinen Hofstaat Ende Dezember jenes Jahres den Hauptflügel des Mergentheimer Schlosses

um den inneren Schloßhof als Apanageschloß. Das Eheglück des jung vermählten Ehepaares währte indessen nicht lang: schon vor der Geburt des einzigen Sohnes Maximilian im September 1828 kehrte Sophie Mergentheim den Rücken. Seit 1829 lebten beide offiziell getrennt, 1835 wurde das Ehepaar geschieden.

Im Mai 1829 brach der Herzog zur zweiten Forschungsreise nach Nordamerika (bis 1831) auf, bei der er in den Rocky Mountains die Quellen des Missouri entdeckte. Weitere Reisen in den Sudan 1839 bis 1840, nach Nord-, Mittel- und Südamerika 1849 bis 1856 sowie wiederum nach Nordamerika und nach Australien 1857 bis 1859 folgten. Wie schon von seiner ersten Expedition brachte der Herzog wiederum neben umfangreichen Tagebüchern, Notizen und Zeichnungen vor allem unzählige zoologische, botanische, mineralogische und ethnographische Objekte mit

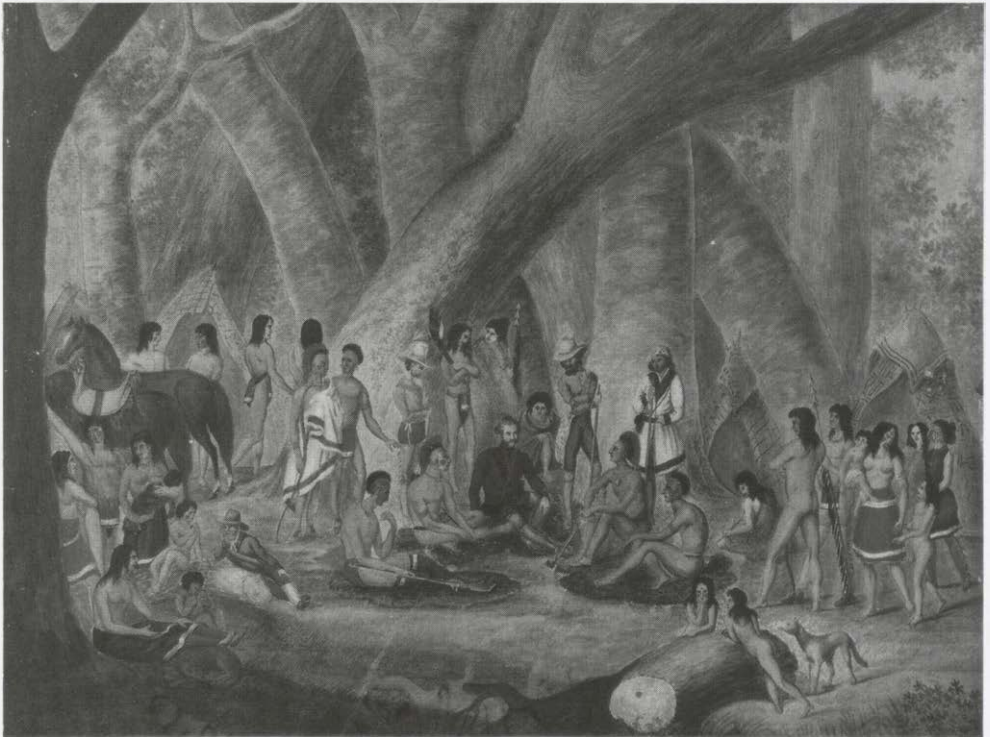


Abb. 2: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg im Lager der Kanza-Indianer am Blauen Fluß, Juli 1823, anonyme Gouache. (Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, Inv.-Nr. 2533a /

Photographie: Pohl, Bad Mergentheim).

nach Hause, die nach und nach viele Säle und Zimmer des inneren Schlosses füllten. Die gegen geringes Eintrittsgeld auch für die Bevölkerung zugänglichen Ausstellungsräume enthielten u.a. die – neben der des Prinzen Maximilian zu Wied – älteste Sammlung indianischer Ethnographica in Europa.

„Der Herzog war“, wie sich fast ein Lebensalter später der gebürtige Mergentheimer F. Kauffmann erinnerte, „ein jovialer, freimütiger Herr, der den Mergentheimern wohlgesinnt war.“<sup>4</sup> Diese Leutseligkeit, wahrscheinlich aber auch seine militärische Ausbildung und sein soldatisches Zugehörigkeitsgefühl bewogen Paul Wilhelm zum Eintritt in das in den 1820er Jahren als spezielle Einheit der örtlichen Schützengesellschaft gebildete Schützencorps. Er übernahm das Amt eines „Chefs“ – wohl eine Art Schirmherrschaft oder Patronage – dieser bei besonderen Feierlichkeiten in Uniform paradiere Formation. Als die württembergische Oberamtsstadt am 7. September 1831 auf Beschluß des Gemeinderats und Bürgerausschusses dem prominenten Herzog die Ehrenbürgerwürde antrug, nahm sie ausdrücklich auf den „durch Höchsteroselben Beitritt als Chef zum hiesigen Schützen-Corps bewiesenen Bürgersinn“ Bezug.<sup>5</sup> Ausschlaggebend für die Ehrung war allerdings laut Urkunde „die innigste Anhänglichkeit der gesamten Einwohnerschaft dahier an Höchstero Person.“<sup>6</sup>

Seine Mergentheimer Dienerschaft bereicherte der Herzog durch zeitweilig mitgebrachte, einzelne junge nordamerikanische Indianer, Mexikaner und Afrikaner, die für nicht geringes Aufsehen in der damaligen württembergisch-fränkischen Oberamtsstadt sorgten. Eine neue Ehe ging Paul Wilhelm nicht ein, unterhielt jedoch nacheinander kurze, nicht standesgemäße Beziehungen zu zwei jungen Mergentheimerinnen, die durch zwei 1833 und 1836 geborene Töchter nicht ohne Folgen blieben. Indessen ließen die kostspieligen Expeditionsreisen, die Geld verschlingenden Sammlungen sowie die Ausgaben für die mitunter aufwendige Hofverwaltung die Schulden des adligen Naturforschers bis an die Grenze des Konkurses an-

wachsen. Da Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, ein rastloser Jäger und Sammler, nur wenig selbst publizierte und seine Sammlungen heute verstreut in verschiedenen Museen des In- und Auslandes verwahrt werden, läßt sich sein Lebenswerk nur mit erheblichem Aufwand angemessen würdigen.

Nachdem eine „zahllose Menschenmenge“ am 28. November 1860 von dem in der Mergentheimer Schloßkirche in württembergischer Generalsuniform aufgebahrten Paul Wilhelm Abschied genommen hatte, bildeten jeweils Abteilungen des Schützenkorps die Vor- und Nachhut des langen Leichenzugs bis zur Kapelle vor dem Boxberger Tor.<sup>7</sup> Am Abend des nächsten Tages wurde der Sarg „des Hohen Verewigten“ nach einem Trauergottesdienst unter großer Anteilnahme des Hofes, des diplomatischen Korps und der Bürgerschaft der künftigen Residenzstadt in der Gruft der Stuttgarter Stiftskirche eingeseget.<sup>8</sup> Es sei abschließend der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß das (Historische) Schützenkorps, dessen „Chef“ er einst war, die Stadt Bad Mergentheim, deren Ehrenbürger er war, und das Deutschordensmuseum, in dessen Räumen einst seine Sammlungen aufgestellt waren, die Erinnerung an Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, an sein Leben und sein Werk, auch in Zukunft stets wach halten werden.

## Literatur

- Württemberg, Paul Wilhelm Herzog von: Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824. Stuttgart 1835. (Neuausgaben München 1980 und Bremen 2009).
- Württemberg, Paul Wilhelm von: Reisen und Streifzüge in Mexiko und Nordamerika 1849 bis 1856. Hrsg. u. eingel. von Siegfried Augustin. Mit ethnolog. Anm. von Egon Renner. Stuttgart u.a. 1986.
- Firla, Monika: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) – Facetten seines Lebens, in: Württembergisch Franken 82 (1998), S. 181–198.
- Firla, Monika: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg. Naturforscher, Ethnograph, Reisender, Sammler und Museumsgründer. 1797–1860, in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg. Bd. 20. Stuttgart 2001, S. 226–257.

Firla, Monika/Forkl, Hermann: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) und Afrika (Sudan, Äthiopien, Kanuri und Afroamerika), in: *Tribus* 47 (1998), S. 57–95.

Gibbs, Peter: Duke Paul Wilhelm Collection in the British Museum, in: *American Indian Art Magazin*. Vol. 7, No. 3 (Summer 1982), S. 52–61.

Klann, Kilian: Die Sammlung indianischer Ethnographica aus Nordamerika des Herzog Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg. Wyk auf Foehr 1999.

Schulze-Thulin, Axel: Indianer der Prärien und Plains. Reisen und Sammlungen des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg (1822–34) im Linden-Museum Stuttgart. Stuttgart 1987.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Unwesentlich überarbeiteter Text einer am 27. November 2010 auf der Gedenkfeier des „Historischen Schützen-Corps Bad Mergentheim e.V.“ im ehem. Deutschordensschloß in Bad Mergentheim (Deutschordensmuseum) gehaltenen Ansprache.

<sup>2</sup> Tauber-Zeitung v. 27.11.1860.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> F. Kauffmann: Mergentheim vor 60 Jahren, in: *Fränkische Chronik* Nr. 1-4/1925, hier Nr. 2/1925.

<sup>5</sup> Stadtarchiv Bad Mergentheim, Rep. 255.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Tauber-Zeitung v. 30.11.1860.

<sup>8</sup> Tauber-Zeitung v. 04.12.1860.

## Viel hat sich in den letzten Jahren getan: Jean Paul im Bayreuth des Jahres 2011

von

Frank Piontek

Viel hat sich in Sachen Jean Paul in den letzten Jahren getan. Seit November 2010 hat die Rollwenzerei wieder geöffnet, in der der Dichter 1809 das erste Mal mit seiner Familie einkehrte, und wo der Familienflüchtling später regelmäßig saß, schrieb und trank. Auf Initiative von Christine Sommer-Fiederer wurde das Schmuckstück mehr als poliert, das Dachgeschoß und die berühmte Stube saniert, die Fenster erneuert, eine pädagogische Abteilung eingerichtet, die Haube der Rollwenzelin restauriert – und die Gästebücher mit den zahlreichen Einträgen der berühmten und weniger berühmten Besucher komplett digitalisiert. Eine alte Ofenseite, mit schönen Darstellungen, wurde entdeckt und freigelegt, die alte Schmuckbemalung der Jean-Paul-Stube im ehemaligen Zollhaus an der Königsallee rekonstruiert. Museumstage erschließen das kleine Idyll auf anregende Weise, wenn der Schauspieler und sehr aktive Jean-Paul-Freund Hans-Jürgen Schatz dort einkehrt, um bei Spritzkuchen und braunem Bier öffentlich Jean Paul zu lesen: was nicht museal, sondern sehr heutig ist.

Gleichzeitig entstanden – dramaturgisch konstruiert von Dr. Karla Fohrbeck und Dr. Frank Piontek, unter dem Schirm des Bayreuther Büros KulturPartner und des Regio-



Abb.: Jean Paul (1763-1825).

nalmagements, unterstützt von vielen Institutionen – neue Tafeln auf dem oberfränkischen Jean-Paul-Weg, der im März, pünktlich zum Geburtstag des Dichters, in Bayreuth angekommen ist. Seit Frühjahr 2011

kann der Wanderer den Bayreuther Weg mit insgesamt 22 mehrteiligen (Hör-)Stationen erlaufen. Am Ende wird der gesamte Weg 200 Kilometer lang sein und etwa 150 Stationen und 25 Hörtexte umfassen, mit deren Hilfe man sich das im ehemaligen Markgrafentum Bayreuth gelebte Leben und das Werk des bedeutendsten bayerischen Dichters erwandern kann, der zugleich einer der bedeutendsten deutschen Dichter war.

Die Wegstrecke innerhalb Bayreuths unterscheidet sich wesentlich vom nördlichen und südlichen Streckenverlauf, der 2012 in Sanspareil enden wird: in Bayreuth repräsentieren nicht einzelne Aphoristentafeln, sondern in der Regel drei große, mehrteilige Tafeln die Bayreuther Existenz des Dichters und seine geistige Umwelt, auch die Erinnerungen an sein Werk. Die genau rekonstruierte, bisweilen fast verschollene Ortsgeschichte verbindet sich mit Jean Pauls Bayreuther Leben, die Literaturgeschichte mit der Bayreuther Garten- und Genuß- und Schulhistorie, der Mikrokosmos der Bayreuther Bürgerlichkeit mit dem Makrokosmos von Literatur und Geist. In Colmdorf erfährt man einiges über Jean Pauls Ansichten vom „Hohen Adel“, bei der Jean-Paul-Schule geht's um – die Schule. In Miedels Park an der Königsallee betreten wir einen der noch erhaltenen, schönen Rückzugsorte des Dichters, am Jean-Paul-Museum erhält man zentrale Informationen zur Chronologie des Jean-Paulschen Lebens, zu seinem Bild und zur Geschichte des Museums. Am Hofgarten werden die Musiker Wilhelmine von Bayreuth, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und Richard Wagner miteinander ins Gespräch gebracht, auf dem Geißmarkt kann man die Bayreuther Gartengeschichte erkunden. Das Denkmal bietet die Möglichkeit, einer kleinen Denkmalkunde und Jean Pauls vielfältigen Ansichten über Bayreuth nachzugehen, in der Friedrichstraße kann man sich über den besten Freund Emanuel Osmund und – im Garten des Sterbehauses – über die Eheleute Schwabacher, Jean Pauls Vermieter, informieren, auch über den Kleingartenfreund und den Familienvater. In der Richard-Wagner-Straße erinnert eine Tafel an das ehemalige Hotel „Zur Sonne“, in der einst Jean Paul

(Nietzsche und andere) wohnte und seinen Siebenkäs dort einkehren ließ. Am Schloßberglein wird der „Harmonie“ gedacht, also Jean Pauls bürgerlichem Salon, am Haus des „Nordbayerischen Kuriers“, in der Maxstraße, erkennt man Jean Pauls innige Beziehungen zur Presse, und unten am Sendelbach bewegen wir uns Richtung Galgenberg. Der Friedhof ist nicht weit: der Tod war immer ein Thema des großen Visionärs Jean Paul. In der Altstadt kann man sich bei einem Glas Bier angesichts der Tafeln zur Altstädter Biergeschichte und zur Genußregion des ehemaligen Markgrafentums und des ehemaligen Obermainkreises laben (Jean Paul war ein großer Genießer von allem Guten), um sich schließlich auf den langen Weg nach Fantaisie zu begeben: über Mayernberg (wo Jean Pauls verarmter Bruder Adam starb) und das Gut Geigenreuth (Jean Paul und die Tiere: das ist neben dem Reiterzentrum ein köstliches, beglückendes Thema). In Fantaisie selbst stehen zwei Tafeln, die in der Nähe des von ihm errichteten Jean-Paul-Steins an Herzog Alexander I. von Württemberg und an seine Zuneigung zum Dichter, auch an Siebenkäs und des Dichters adlige Bekanntschaften auf Fantaisie erinnern. In Eckersdorf ist man schließlich schon auf dem Land, und noch einmal geht es um das dankbare Thema „Schule“, das den Pädagogen und begeisterten Schüler Jean Paul so faszinierte.

Da gibt es viel zu lesen – und viel zu sehen. Etwa 60 Bilder wurden herausgesucht, mit der konzertierten Hilfe vor allem des Historischen Museums, des Stadtarchivs, der Schlösserverwaltung und der an Bayreuther Dokumenten überreichen Bayreuther Bernd-Mayer-Stiftung. Es gibt auch viel zu hören: der Bayreuther Schauspieler Wolfram Ster hat insgesamt 25 Texte von und über Jean Paul gesprochen, die haargenau zu den einzelnen Stationen passen, und die der Wanderer per Telefon zum Ortstarif abhören kann. Jean Paul sich erwandern, die literarische und die Lebenswelt des Dichters sich erlaufen – das kann man nun auch in Bayreuth, denn die detailgesättigten wie heiter konzipierten Tafeln laden geradezu ein, wesentlich mehr als den Bayreuther Biertrinker Jean Paul zu erkunden.

# Ein fränkisch-jüdisches Leben im 20. Jahrhundert – Zum 100. Geburtstag von David Schuster

von

Alexander von Papp

38 Jahre lang leitete und repräsentierte David Schuster sel.A. die nach der Shoa neu entstandene jüdische Gemeinde in Würzburg und Unterfranken. 1910 wurde er in Bad Brückenau geboren. Die Nazis steckten seinen Vater und ihn in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald und zwangen die Familie zur Emigration. Trotz dieses Schicksals hatte er den Mut und auch den Willen, in Würzburg wieder jüdisches Leben aufzubauen. In einer bewundernswerten Lebensleistung brachte er sie in die Mitte der Gesellschaft, ja in viele Herzen.

Wer dem kleinen freundlichen Herrn mit seinen unglaublich achtsamen Augen begegnete,<sup>1</sup> traf eine authentische, geradlinige und prinzipienfeste Persönlichkeit. Jeden beeindruckte seine stets aufmerksame Präsenz, sein hellwacher und kritischer Geist, seine große Offenheit, sein sorgsamer Umgang mit Worten und seine tiefe Verwurzelung im jüdischen Glauben. Jeder Besucher wußte: Der Gesprächspartner ist in der Nazizeit „davongekommen“ – aber er trug seine entsetzliche Erfahrung, die Brutalität und Ungerechtigkeit seines Schicksals im Nationalsozialismus, nicht vor sich her. Statt dessen hat er in Franken bis zu seinem Tod am 8. Oktober 1999 zwischen Juden und Nichtjuden solide Brücken gebaut. Anlässlich seines 100. Geburtstages würdigten zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens zusammen mit Weggefährten und Freunden in einer bewegenden Gedenkfeier am 4. Mai 2010 David Schuster als eine Institution, als „den“ Repräsentanten des Judentums und der Aussöhnung zwischen Juden und Christen in Unterfranken.

Unterfranken war bis zum „Dritten Reich“ der deutsche Regierungsbezirk mit der größten Dichte jüdischer Gemeinden. Alle wurden von den Nationalsozialisten ausgelöscht. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist nur in



Abb. 1: David Schuster 1996.  
Photo: Jüdisches Dokumentationszentrum (JDZ).

Würzburg wieder eine jüdische Gemeinde entstanden. Ihre Mitglieder stammten aus der Region und waren nach Würzburg zurückgekehrt, überwiegend ältere Leute, denn die Gemeinde hatte ein Altersheim, das zudem koscher geführt wurde. Auch die Menschen, die nicht im Altersheim wohnten, hatten einen koscheren Haushalt. Dieser kleinen Gemeinde schloß sich David Schuster an, als er aus der von den Nazis erzwungenen Emigration nach Palästina wieder nach Deutschland zurückkam.

## *Lebenswerk: Aufbau der neuen jüdischen Gemeinde in Würzburg*

Bei seiner Ankunft fand David Schuster die Würzburger Gemeinde „mehr oder weniger auf das Altersheim konzentriert. Es gab dort einen kleinen unwürdigen Betsaal. Einer der ersten Gedanken, den ich nach

meiner Rückkehr gefaßt habe, war, daß man eine Synagoge bauen müßte.“<sup>2</sup> Der damalige Vorsitzende und einige Mitglieder wollten indes keine eigene Synagoge neu errichten. Sie „haben gesagt: Für wen? Für was?“<sup>3</sup> Für David Schusters tiefe Religiosität freilich war eine Synagoge unabdingbar. In seiner Vision sollte wieder volles jüdisches Leben in einer Region entstehen, in der Juden seit Jahrhunderten zu Hause waren. So trat er leidenschaftlich und überzeugend für den Neubau ein und wurde 1958 zum neuen Vorsitzenden gewählt. Dieses Amt hat er dann bis 1996 mit außerordentlichem Geschick und Einsatz, ja mit Herzblut ausgefüllt.

Das Gemeindeleben nahm bald einen deutlichen Aufschwung. Jedes Mitglied hatte sein eigenes Schicksal. David Schuster kümmerte sich um die Menschen und um ihre sozialen Bedürfnisse. Er war „immer“ zugegen, nahm sich Zeit, sorgte wie ein Vater für die Menschen und für die Gemeinde. Er begegnete den Menschen offen und respektvoll. So gelang es ihm, eine gemeinschaftli-

che Atmosphäre zu schaffen, in der sich alle, von den streng orthodoxen bis zu den weniger religiösen Menschen zu Hause fühlen konnten.

Mit Elan betrieb er die Renovierung des Altersheims. Ab Mitte der 1960er Jahre verfolgte er dann zielstrebig den Neubau einer Synagoge. Unermüdlich, konsequent und mit langem Atem kämpfte er auf allen Ebenen für dieses Projekt, für „ein Gotteshaus, um das sich die Menschen scharen können.“<sup>4</sup> Als ihm beispielsweise vom Zentralrat der Juden empfohlen wurde, das Vorhaben besser als Mehrzweckraum zu planen, verzichtete er lieber auf den Zuschuß. Schließlich wurde eine neue Synagoge mit einem kleinen Gemeindezentrum gebaut und 1970 eingeweiht. Jüdisches Leben war endgültig wieder anerkannter Bestandteil der Stadt.

Fortan sorgte sich David Schuster in besonderer Weise um regelmäßige und würdige Gottesdienste und Gemeindefeiern. Das

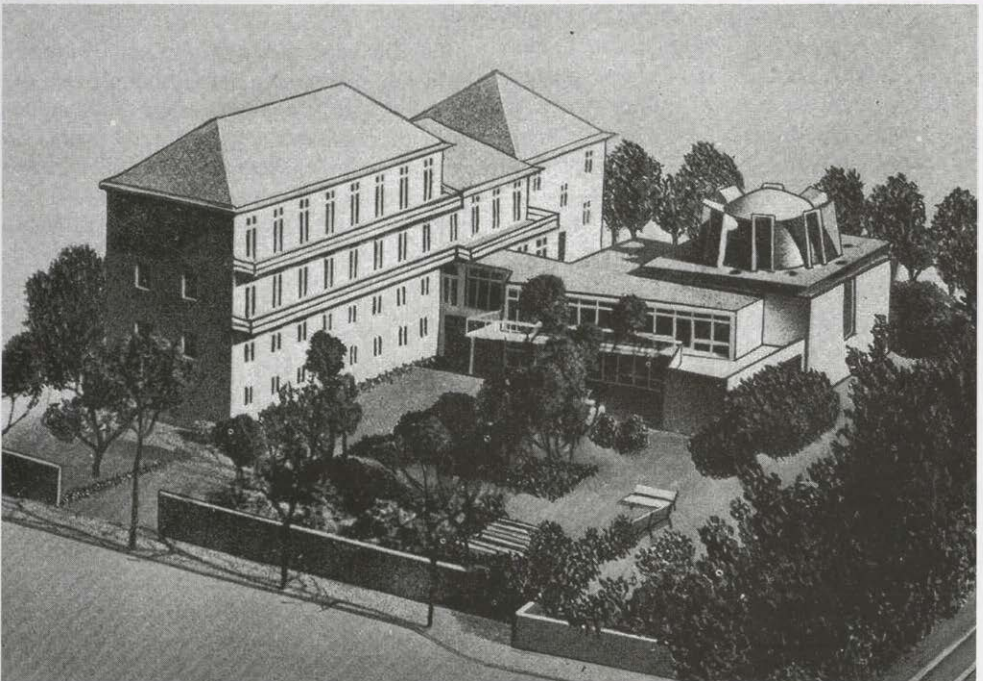


Abb. 2 : Modell des jüdischen Altersheims (l.) und der Synagoge (die Ende der 1960er Jahre errichtet und 1970 eingeweiht wurde).  
Photo: JDZ.

bedeutete insbesondere, daß jeden Freitag der Schabbatgottesdienst stattfand und danach die Gemeinde im Speisesaal zu einem kleinen Essen beisammen saß. An den Feiertagen nahmen immer auch Gäste aus der Region, bis aus Schweinfurt, Miltenberg und Aschaffenburg an den Gottesdiensten teil. Häufig waren außerdem jüdische Gäste aus dem In- und Ausland anwesend, die über den Schabbat oder Feiertag Würzburg besuchten, nicht zuletzt wegen dieser sicheren Gottesdienste.

Das neue Zentrum wurde rasch zu einer Stätte der Begegnung. Unzählige christliche Besucher und Besucherinnen erinnern sich, wie sie David Schuster beim ersten Zusammentreffen in der Gemeinde am Schluß persönlich durch „seine“ Synagoge führte und eindrucksvoll vom jüdischen Glauben sprach. Tausende waren es im Laufe der Jahre, darunter ungezählte Schulklassen. Gerade das war ihm besonders wichtig: Junge Menschen über das Judentum zu informieren, Klischees und Vorbehalte abzubauen. Überdies freute er sich, wenn er bei Jugendlichen Interesse wecken und ein Zunehmen dieses Interesses feststellen konnte. Immer legte er Wert darauf, daß Fragen gestellt wurden, auch wenn es oft mühsam war, zu antworten. Doch diese Last nahm er gerne auf sich. Er wünschte, daß die Menschen sich frei und offen begegnen, ohne Vorurteile, ohne Berührungängste.

Zahlenmäßig blieb die jüdische Gemeinde in Würzburg bis 1991 sehr klein, umfaßte etwa 180 Mitglieder. Dann kamen ab 1992, nachdem der Kommunismus zusammengebrochen war, plötzlich aus der ehemaligen Sowjetunion viele Juden nach Würzburg und Umgebung – eine überraschende Entwicklung und eine gewaltige Herausforderung. David Schuster hat sie sehr schnell aufgegriffen. Mit seiner grundsätzlichen Offenheit und menschlichen Wärme hieß er die „Kontingentflüchtlinge“ in der Gemeinde nicht nur willkommen. Er sorgte darüber hinaus für eine Atmosphäre der Aufmerksamkeit, der Hilfsbereitschaft und des Vertrauens. Von Anfang an und immer wieder sagte er den Zuziehenden: „Diese Gemeinde ist Ihr

Haus“ – für ihn keine Floskel, sondern praktizierte Überzeugung. Mit seinem visionären Blick nach vorne erkannte er überdies sehr rasch die große Chance und Bereicherung für seine bisherige Gemeinde. Mit Weisheit und Weitsicht erreichte er, daß zwischen alten und neuen Mitgliedern das Verständnis wuchs und Konflikte vermieden wurden.

Durch den Zuzug nahm Würzburgs jüdische Gemeinde einen ungeahnten Aufschwung und wuchs auf über tausend Mitglieder an. Darunter waren zahlreiche Kinder. Besonders Kinder lagen David Schuster seit jeher am Herzen. „Die jungen Menschen sind unsere Zukunft, und wir sind für die ihrige verantwortlich.“ Ein großes Anliegen war es ihm denn auch, daß alle jüdischen Kinder in Würzburg Religionsunterricht bekamen – und nun eben auch die Zuwanderer. Überhaupt hatte er große Freude an Kindern, in der Gemeinde, in der Mitwelt, und natürlich in der Familie an seinen beiden Enkelkindern. Er hielt auch immer etwas bereit für Kinder. So unterstützte er dann auch nach Kräften die Kinder der Zuwanderer.

Für die vermehrten Aufgaben waren inzwischen die Räume der Gemeinde und die Synagoge zu klein geworden – ein neues Gemeindezentrum war dringend nötig. So entstanden in den letzten Jahren seiner Amtszeit die Pläne für das neue jüdische Gemeinde- und Kulturzentrum „Shalom Europa“, das schließlich 2006 eröffnet werden konnte. Dessen Bedeutung reicht über die bauliche Funktion als moderner Mittelpunkt und Begegnungsort einer altehrwürdigen jüdischen Gemeinde weit hinaus. Es ist obendrein ein Symbol: für die Lebensleistung David Schusters und für die Heimkehr der Würzburger Juden in die Mitte der Gesellschaft.

David Schusters Lebenswerk war für die Zukunft gesichert, als er Ende 1996 vom Vorsitz der Gemeinde zurücktrat. Nicht mehr erleben konnte er, daß die Gemeinde erstmals nach der Shoa im Jahr 2001 wieder einen Rabbiner bekam. Außergewöhnlich wie sein Leben war auch sein Tod am 8. Oktober 1999. Still entschlief er nach dem Schab-

batgottesdienst, beim Zusammensein im Gemeindesaal, umgeben von seinen Gemeindegliedern.

### *Traditionstreue und Aufgeschlossenheit*

Den Vorsitz der jüdischen Gemeinde hatte David Schuster aus Überzeugung übernommen. Das war für ihn nicht bloß ein Amt, sondern Berufung und wurde ein Teil seiner Persönlichkeit. Nach Deutschland zurückgekommen war er zunächst aus Fürsorge für seine Eltern. Sein Vater Julius Schuster war schon 1954/55 wegen seines Besitzes in Bad Brückenau aus Palästina zurückgekehrt. David Schuster konnte den alten Vater nicht allein lassen und folgte ihm 1956 nach. Zum Wohnort wählte er die nächste jüdische Gemeinde (s.u.).

Hier engagierte er sich, denn er war der *„Ansicht, wenn ein Jude, der das erlebt hat, was wir erlebt haben, wieder in Deutschland ist, dann muß es in ihm ein Gefühl erwecken, etwas für die jüdische Öffentlichkeitsarbeit zu tun.“*<sup>5</sup> Das verwirklichte er dann mit vollem Einsatz. Sein Sohn beschreibt das so: *„Der Grundbesitz in Brückenau hat sowohl die Großeltern wie unsere Familie ernährt. Dazu kam eine Wiedergutmachungsrente, die mein Vater dann relativ bald bekommen hat. Er war eigentlich in der glücklichen Lage, daß er einen Tag, manchmal auch zwei Tage in der Woche für Brückenau gearbeitet hat, dorthin gefahren ist, und vier Tage für die Gemeinde.“*<sup>6</sup>

Diese prägte er, der selbst das fränkische Landjudentum erlebt und gelebt hatte, ganz bewußt als Nachfolge des weltberühmten „Würzburger Rav“ und dessen „Würzburger Orthodoxie“. Wie der in Wiesenbronn geborene Rabbiner Seligman Bär Bamberger (1807–1878), der 1840 in Würzburg zum Distrikts-Rabbiner gewählt worden war, verband David Schuster religiöse Traditionstreue mit geistiger Aufgeschlossenheit, mit Offenheit für den religiösen Fortschritt wie für die praktischen Bedürfnisse der Menschen, bei denen er oft pragmatisch menschenfreundliche Entscheidungen traf. So machte er die Jüdische Gemeinde Würzburg

und Unterfranken zu einer ziemlich einzigartigen traditionell-orthodoxen und dennoch für die moderne Welt offenen Gemeinde.

### *Überzeugender Vertreter des deutschen Judentums*

In seinem Glauben wie in seiner Haltung war David Schuster ein überzeugter Jude, und er lebte das sehr konsequent. Zugleich war er ein überzeugender Vertreter des Judentums, der es verstand, Außenstehenden das Judentum in seiner Substanz sichtbar zu machen: die hohen ethischen Werte, die religiöse Kraftquelle, die reiche Kultur, die große Geschichte und Tradition. In seiner Stadt und in der ganzen Region repräsentierte er wie kein Zweiter und völlig unbestritten das deutsche Judentum.

In diesem Sinne wirkte David Schuster auch in München im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. 1960 wurde er ins Präsidium gewählt, von 1971 bis 1999 war er Erster Vizepräsident. Zugleich war er Mitglied der Ratstagung des Zentralrates der Juden in Deutschland. In diesen Gremien hat er es mit seinem starken Willen zu Einigkeit und Versöhnlichkeit stets verstanden, sowohl intern als auch nach außen ausgleichend zu wirken.

Kontakte, Dialog, Mitwirken – das gehörte zu seiner Persönlichkeit. Für die jüdischen Interessen und für seine Würzburger Gemeinde trat er kompromißlos ein. Gleichzeitig war er stets bereit, auf andere zuzugehen, auf die Menschen und ebenso auf die Institutionen: auf Staat, Kirchen, Stadt, Bildungseinrichtungen usw. – selbst auf antisemitische Provokationen.<sup>7</sup> Gerade bei letzterem versuchte er, ins direkte Gespräch zu kommen, in der Gewißheit, daß Unkenntnis, Vorurteile, Klischees und Berührungsängste sich am besten von Angesicht zu Angesicht ausräumen lassen. Viele, die mit ihm zu tun hatten, bewunderten die Klarheit und Präzision seiner Beobachtungen und Gedanken und mit welcher geistiger Kraft David Schuster es immer wieder verstand, sich auf die verschiedensten Gesprächsteilnehmer einzustellen und komplizierte Diskurse in offene Gespräche zu verwandeln.

Sehr viel lag ihm insbesondere am jüdisch-christlichen Verhältnis und Dialog. Obwohl ehrenamtlich schon stark ausgelastet, engagierte er sich 1962 als Gründungsmitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Unterfranken, in der er dann auch den jüdischen Vorsitz (neben den evangelischen und katholischen Vorsitzenden) übernahm. 1976 wurde er als Vertreter der bayerischen Juden in den Bayerischen Senat, Bayerns Zweite Kammer, berufen. Dort wirkte er bis 1981, u.a. im Wirtschafts-, Sozial- und Hauptausschuß. Als sich in Deutschland 1993 der Verein „Gegen Vergessen – für Demokratie“ bildete, beteiligte er sich an der Gründung der Regionalgruppe Würzburg-Unterfranken (1994).

Eine zentrale Rolle spielte David Schuster bei der Planung und Realisierung des Würzburger Dokumentationszentrums für jüdische Geschichte und Kultur, das 1987 eröffnet wurde und von der Stadt Würzburg und dem Bezirk Unterfranken gemeinsam getragen wird. Es wurde zum 1. Januar 2011 umbenannt in Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. Mit großem Engagement begleitete er schließlich auch die komplizierte Bewahrung und Erforschung der mittelalterlichen jüdischen Grabsteine, die 1987 in Würzburg im Stadtteil Pleich beim Abriß eines alten Gebäudes entdeckt und geborgen wurden.<sup>8</sup>

Wer war nun dieser Mensch, der sich selbst unbeirrbar treu blieb?

### *Verwurzelt in Familie, Religion und Heimat*

Die Familie väterlicherseits lebte seit 450 Jahren im Raume Südhessen/Nordunterfranken. Der Vater Julius Schuster war um 1900 nach Bad Brückenau gezogen, nachdem er dort ein Haus errichtet hatte. Er führte hier ein Textil- und Schuhgeschäft sowie das Central-Hotel, ein koscheres Haus für jüdische Kurgäste, das auch viele Nichtjuden beherbergte. Zudem hatte er eine kleine Landwirtschaft. Außerdem übernahm und betrieb er die Posthalterei, zu der auch Pferde gehörten. Zeitlebens bewahrte sich David Schuster eine große Liebe zu Pferden



*Abb. 3 : Überzeugender Vertreter des Judentums: David Schuster in der ehemaligen Synagoge Gaukönigshofen. Photo: JDZ.*

und zum Pferdesport. Im Ersten Weltkrieg kämpfte der Vater als deutscher Soldat und erhielt dafür das „Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer“.

In Bad Brückenau kam David Schuster am 26. Mai 1910 zur Welt. Hier, in der Region, in der die Familie seit Generationen verwurzelt war, hatten er und seine zwei älteren Schwestern, wie er in seinen Erinnerungen betonte, eine glückliche Kindheit. In der Familie erlebte er eine bewußt orthodoxe Erziehung und Religiosität, in der Mitwelt eine heimatische Vertrautheit – 27 Jahre lang. Das prägte seine eigene tiefe Verwurzelung: in seiner Religion, im fränkischen Landjudentum und in der fränkischen Heimat. Vier Jahre ging er in Bad Brückenau in die Volksschule. Da war „mit allen Mitschülern ein sehr gutes Verhältnis. Es gab keine Unterschiede zwischen Juden und



Abb. 4 : David Schuster (2. v.l.) in den 1940er Jahren in Israel mit seinen Eltern Julius und Auguste Schuster und seinen Schwestern Sylvia (l.) und Käthe.  
Photo: Dr. Josef Schuster.

*Nichtjuden. Im Unterricht mußte ich öfters den Kindern das ‚Vaterunser‘ vorsagen.‘ Nur in der Osterzeit habe er öfters ‚aus dem Religionsunterricht gehört: Ihr habt den Jesus gekreuzigt. Damit kann man schon ein Kinderherz beeindruckten.‘*

Mit zehn Jahren, ab der fünften Klasse, besuchte David Schuster in Würzburg die Oberrealschule. Sie hatte in jeder Jahrgangsstufe jeweils bis zu vier oder fünf Klassen. „Die jüdischen Kinder waren alle in einer bestimmten Klasse (c) vereint. Da hatten wir z.B. am Samstag keine Schularbeiten. Auf die jüdischen Feiertage wurde immer Rücksicht genommen.“ Jüdisches Leben war ein ganz selbstverständlicher integrierter Bestandteil der Stadt, in der rund 2.500 Juden wohnten, einer von ihnen war stellvertretender Bürgermeister.

Während der Schulmonate lebte David bei einer jüdischen Lehrerfamilie, zusammen mit weiteren Schülern vom Land. Nach vier Jahren wechselte er vom Gymnasium auf die „Israelitische Präparandenschule“ in der Stadtrandgemeinde Höchberg. Die Schule

hatte zwei Abteilungen. In der einen lernten zukünftige jüdische Lehrer, die andere vermittelte jüdischen und christlichen Schülern kaufmännisches Wissen und schloß mit der Mittleren Reife.

Neben den Handelsfächern erhielt David Schuster auch einen umfassenden Unterricht im jüdischen Glauben. Die starke geistig-religiöse Atmosphäre der Schule vermittelte tiefe Religiosität, aber auch mutige geistige Selbständigkeit. Beides prägte seine Persönlichkeit sein ganzes Leben lang. Nach der Abschlußprüfung 1926 absolvierte er in Bad Brückenau eine kaufmännische Lehre im elterlichen Textil- und Schuhwarengeschäft, das er dann 1930 übernahm.

### *Verfolgung und Vertreibung*

Antisemitismus bekam die Familie Schuster erst mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus zu spüren. Wie unverzagt David Schuster dem zunächst begegnete, zeigt eine kleine Episode, die auch seine Persönlichkeit treffend charakterisiert. Etwa 1932 hatte er geschäftlich in Frankfurt zu tun. Überall in

der Stadt warben Plakate für eine Großkundgebung mit Adolf Hitler. Auf den Plakaten stand auch: „*Juden haben keinen Zutritt.*“ Doch David Schuster dachte: „*Wer kennt mich in Frankfurt?*“ und besuchte die überfüllte Veranstaltung, in der Hitler dann eine Hetzrede gegen die Juden hielt. Einige Zeit später begegnete er in Bad Brückenau einem gleichaltrigen Bekannten, der ihn ironisch fragte: „*Na David, wie spricht denn unser Führer?*“ Es stellt sich heraus, daß der junge Mann Nationalsozialist war und in Frankfurt bei Hitlers Rede Propagandabroschüren verkauft, aber David Schuster nicht verraten hatte.<sup>9</sup>

Gleich nach der Machtergreifung durchsuchte die Polizei das Haus der Familie Schuster nach Waffen. Die Schusters erlebten, wie schnell sich die Behörden und Teile ihres Bekanntenkreises wandelten. Andererseits „*gab es Leute, die sich loyal verhielten. Aber heimlich, versteckt.*“ Schon 1933 wurde der Vater Julius Schuster verhaftet, weil er Ferienkinder in sein Hotel aufnehmen wollte. Sieben Monate saß er „zum eigenen Schutz“ im Brückenauer Gefängnis. Die Posthalterei wurde ihm entzogen. 1934 enteigneten die örtlichen Behörden sein Central-Hotel. In dem entsprechenden Schreiben heißt es: „*Wir haben mit dem heutigen Tag Ihr seitheriges Anwesen Central-Hotel für unsere Zwecke adoptiert und mit einem Wahlspruch ‚Heil Hitler‘ versehen. Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Das mag Ihnen ein Trost sein.* Unterschrift und ‚Heil Hitler‘“. Umgehend wird das Gebäude als ‚Braunes Haus‘, als örtliche NSDAP-Zentrale genutzt. Im Rückblick sagte David Schuster: „*Die NSDAP hat schon 1934 gezeigt, wozu die Nazis fähig waren.*“

Die gingen bald daran, den gesamten Besitz der Familie zu „arisieren“. Der Vater hatte sich nach der Schutzhaft auf die kleine Landwirtschaft konzentriert. Er glaubte, das neue System würde sich nicht lange halten, die Familie könnte von der Landwirtschaft leben und über die Hitlerzeit kommen. Der Hof wurde Ausbildungsbetrieb für jüdische Jugendliche, die nach Palästina auswandern wollten. Das lieferte der NSDAP den Vor-

wand, am 29. September 1937 Vater und Sohn ‚in Schutzhaft‘ zu nehmen, zunächst im Gefängnis Bad Brückenau und dann, ‚auf Schub‘ über Karlstadt, Würzburg, Nürnberg und München, schließlich im KZ Dachau (Über die dortigen schrecklichen Erlebnisse und die Schikanen durch die SS-Leute hat David Schuster zu Fremden kaum gesprochen. Etwas ausführlicher berichtete er in dem o.a. Interview<sup>10</sup>).

Allgemein scheute die NSDAP noch davor zurück, jüdischen Besitz in großem Maße einfach zu enteignen. Im KZ verstärkte sie deshalb immer mehr den „Verkaufs-Druck“ auf die Häftlinge. Als im September 1938 das KZ Dachau „judenrein“ gemacht wurde – im Vorgriff auf den Platzbedarf nach dem kommenden Pogrom vom 9. November – werden Julius und David Schuster ins KZ Buchenwald verlegt. Dort unterschreiben sie schließlich den Verkaufsvertrag – mit einer Klausel, daß der Verkauf (weit unter Wert) erst dann wirksam wird, wenn die Familie nach Palästina ausgewandert ist.



Abb. 5 : Im ehemaligen KZ Dachau: David Schuster an der Stelle von Baracke 4.

Photo: Konrad Weigelt.

In dem o.a. Interview sagte David Schuster: „Am 16. Dezember wurden wir dann aus dem KZ Buchenwald entlassen, mit der Auflage, Deutschland innerhalb von drei Tagen zu verlassen. Zuvor hörten wir noch die ‚Entlassungspredigt‘ des Oberführers: ... Ihr dürft nichts sagen. Wir holen Euch wieder herein, gleich wo Ihr seid, auch aus dem Ausland.“ Wie durchdringend diese Drohung wirkte, verdeutlichte David Schuster 1996 in dem Satz: „Es kamen Nachrichten aus Deutschland nach Israel, die waren so greuelhaft, daß die Leute es nicht glaubten. Ich habe es gehört, habe aber nie etwas dazu gesagt. Mir war klar, daß es wahr ist.“

Am 24. Dezember 1938 bestieg David Schuster mit seinen Eltern in Triest das Schiff nach Palästina. Eine Schwester folgte bald nach, die zweite emigrierte nach Amerika. Sie konnten dem NS-Terror entkommen, während ihre Angehörigen in Auschwitz umgebracht wurden.

### Rückkehr nach Deutschland

In der neuen Heimat lebte David Schuster mit seinen Eltern achtzehn Jahre in Haifa. Er arbeitete für eine Baufirma, die im ganzen Land tätig war, zunächst als Bauarbeiter, später als Bauleiter. Bei dieser Tätigkeit lernte er seine Frau Anita, geborene Grünpeter, kennen, eine überzeugte Jüdin voll tiefer Religiosität. Ihre Eltern und Angehörigen waren in Auschwitz umgekommen. Beide heirateten 1953, ein Jahr später kam ihr Sohn Josef zur Welt.

Anita Schuster hatte im Weizmann-Institut als Lebensmittelchemikerin gearbeitet. Mit der Heirat beendete sie ihr Berufsleben zugunsten der Familie.<sup>11</sup> Als David Schuster später den Vorsitz der Jüdischen Gemeinde in Würzburg ausübte, hat sie sich in Gemeinde und Öffentlichkeit selbst sehr zurückgehalten. Nichtsdestoweniger trug sie seine Arbeit immer voll mit und ermutigte ihn; auch erledigte sie in ihrer Wohnung viel Büroarbeit des Ehemannes.

An eine Rückkehr nach Deutschland wurde in den Jahren nach dem Krieg nicht gedacht. Ihr Central-Hotel, das ja zu Bad

Brückenaus „Braunem Haus“ umgewandelt und mit dem Schriftzug „Heil Hitler“ versehen worden war, hatten die Amerikaner bei ihrem Einmarsch sofort besetzt und dann dort ihre Militärverwaltung eingerichtet. Anfang der 1950er Jahre bekam Julius Schuster dieses Haus und bald auch den übrigen Besitz in Bad Brückenaus „rückübereignet“. Er verwaltete ihn zunächst von Israel aus. Nach einiger Zeit ergab sich jedoch, daß die Fernverwaltung auf Dauer nicht gut funktionierte. Das veranlaßte ihn, 1954/55 nach Deutschland zurückzukehren. Der Vater war über 80 Jahre alt, und so entschloß sich der Sohn, sich von der Firma für zwei Jahre beurlauben zu lassen und seinen betagten Eltern 1956 zu folgen. Er wollte den Vater unterstützen, wobei er „zuerst den Gedanken hatte, nach Israel zurückzukehren. Aber es hat sich so ergeben, daß man an Ort und Stelle sein mußte.“

Das neue Deutschland sah er auf einem guten Weg. Er bekam Vertrauen. Später sagte er einmal: „Ich habe dann gesehen, daß die neue Generation eine andere ist.“ So entschied er sich, zu bleiben und seine Frau und den kleinen Sohn nachkommen zu lassen. Zuvor schon hatte er sich noch in Israel „entschlossen, wenn ich schon in Deutschland lebe, daß ich dann auch etwas im Sinne der jüdischen Religion zu erfüllen habe und insbesondere für diejenigen, die umgekommen sind.“ Da in Bad Brückenaus keine Juden mehr lebten und Würzburg die nächste Gemeinde war, wurden sie in Würzburg wohnhaft.

Die Entscheidung fiel David Schuster nicht leicht. „Wer einmal ein Konzentrationslager kennengelernt hat, der ist mit dem Gefühl weggegangen: ‚Gott sei Dank‘, und hat nicht an Rückkehr gedacht. Dieser Gedanke kam erst später, nachdem mein Vater aufgrund der Rückstellungsgesetze diese Anmeldungen durchgeführt hatte und eine Anwesenheit an Ort und Stelle notwendig war.“<sup>12</sup> Zudem sah er, daß seine Frau „etwas skeptischer ist, ... sie hat es schwerer hinter sich gebracht.“

So erwies sich der Besitz in Bad Brückenaus zweimal als großes Glück: für die Fa-

milie Schuster wie auch für das Judentum in Unterfranken. In der Nazizeit half er Vater und Sohn, der Unentrinnbarkeit des KZ-Schicksals doch noch zu entkommen, und nach dem Krieg führte er sie nach Deutschland, nach Unterfranken zurück und damit auf den Weg zum Wiederentstehen jüdischen Lebens in Unterfranken.

### „Erinnerungskultur“

Großen Wert legte David Schuster auf das Erinnern, auf das Nicht-Vergessen. Lange, bevor der Begriff im öffentlichen Diskurs auftauchte, hat er zum erlittenen persönlichen Schicksal wie zur Unterdrückung und Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten eine „Erinnerungskultur“ entwickelt. Für ihn war unstrittig, „daß das, was geschehen ist, nicht vergessen werden darf. Man muß wissen, wozu Menschen in der Lage sind.“ Zu diesem Thema und zum eigenen Schicksal hat er nicht geschwiegen, nicht „abgeblockt“. Vielmehr war es ihm ein starkes Anliegen, die Erinnerung an das erlittene Unrecht wachzuhalten. Aber er blieb nicht in der Vergangenheit hängen. Weit wichtiger war ihm die Zukunft: die Aufgaben, die sich stellten, und die Möglichkeiten, wie sich alles weiterentwickelt.

In diesem Rahmen konnte er für sich persönlich mit der eigenen Erinnerung an Verfolgung, KZ, Enteignung und erzwungene Emigration „gut und recht unbefangen umgehen“.<sup>13</sup> Ein „Tag, der sein mußte“, war für ihn der alljährliche Gedenktag im ehemaligen KZ Dachau. Da fuhr er regelmäßig hin, privat oder mit größeren Gruppen aus Würzburg. Auch mit Schülern oder Studenten ist er oft nach Dachau gefahren. Zu Außenstehenden sprach er über das eigene Schicksal eher zurückhaltend. Andererseits achtete er bei zeitgenössischen Gesprächspartnern sehr genau darauf, ob diese sich über ihre früheren Zeiten ehrlich und selbstkritisch äußerten.

Das Erinnern verstand er nie als Selbstzweck, sondern als unkündbaren Auftrag, als das Vermächtnis der Opfer. „Und zwar haben wir in den Vernichtungslagern in den Mauern eingraviert vorgefunden den Satz

„Wenn Ihr das Glück habt, davonzukommen, vergeßt nicht, was mit uns geschehen ist. Erzählt es weiter. Erzählt es euren Kindern und Kindeskindern.“ Das bestimmte auch seine Haltung zum Vergeben. „Ich kann vergeben, was mir geschehen ist. Das kann ich. Und wenn ich das nicht getan hätte, könnte ich nicht hier sein. Aber ich kann nicht vergeben für eine Mutter, die gesehen hat, wie ihr Baby zertrampelt wurde. ... Ich kann vergeben. Aber nicht für andere.“ Dann fügte er hinzu: „Heute ist eine andere Generation. Die ist nicht schuld daran. Die bekommt von mir auch keine Vorwürfe.“

Eine besondere Sorge galt den Orten der ehemaligen Synagogen. Beispielsweise setzte er sich in Würzburg in den 1990er Jahren leidenschaftlich dafür ein, daß das ehemalige Synagogengrundstück an der Dommerschulstraße der jüdischen Gemeinde



Abb. 6 : Erinnerungskultur: Eine besondere Sorge David Schusters galt den ehemaligen jüdischen Friedhöfen und Synagogen in der Region; hier vor der ehemaligen Synagoge in Laudenbach.

Photo: Konrad Weigelt.

rückübertragen wurde, was 1998 schließlich geschah. An die ehemalige Synagoge im Stadtteil Heidingsfeld erinnert seit Ende 1986 eine Gedenksäule.

Solche Initiativen richtete David Schuster auch weit in die unterfränkische Heimat hinein. Für diese Arbeit gewann er die Mitwirkung des Bezirks Unterfranken. Anfang der 1980er Jahre wurden z.B. alle Bürgermeister angeschrieben, wie in ihrem Ort eine würdige Erinnerung geschaffen werden könnte, etwa mit Gedenktafeln oder mit Schulprojekten (Letztere haben dann u.a. zu vielen Facharbeiten über ‚Juden in Unterfranken‘ geführt.). Der Bezirk entwickelte eine einheitliche Erinnerungstafel, deren Text jeweils an den betreffenden Ort angepaßt wurde. Bei der Ausarbeitung dieser Texte haben David Schuster und seine Frau intensiv mitgewirkt.

Wie so oft bei seiner Arbeit hat sich David Schuster auch bei diesen Prozessen, wenn es notwendig war, sehr offen und deutlich geäußert. Dafür gibt es viele Beispiele,<sup>14</sup> etwa das Bild der Hostienschändung in der Kirche von Röttingen, das Ende der 1980er Jahre noch einmal heftige Diskussionen hervorrief, oder die ehemalige Synagoge in Rimpar, wo seit dem 16. Jahrhundert bis 1942 Juden gelebt hatten. Beim Novemberpogrom 1938 war der Innenraum der Synagoge verwüstet worden, das Gebäude blieb original erhalten und wurde danach als Lagerhalle und Hühnerstall genutzt. Von Rimpar waren in den 1840er Jahren die Brüder Lehman in die USA ausgewandert, wo sie später die Lehman Brothers Bank gründeten. Als die Heimatgemeinde Mitte der 1990er Jahre an deren Geburtshaus vor geladenen Gästen (u.a. auch Ignaz Bubis) eine Gedenktafel anbrachte, äußerte David Schuster deutlichen Unmut: Für Juden sei die Synagoge wichtig, aber die zeige der Ort nicht, weil er sie verfallen lasse.<sup>15</sup> Bei solchen Themen hat sich David Schuster auch nicht wegreden lassen. Da hielt er allen Holocaustopfern und ihrem Schicksal die Treue, darin blieb er dem zeitlosen Auftrag des Rememberns verpflichtet.

## Ehrungen

Für seine Verdienste um die Aussöhnung zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland wurde David Schuster 1972 mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Der Freistaat Bayern verlieh ihm 1979 den Bayerischen Verdienstorden.

Die Stadt Würzburg würdigte seine Leistungen 1980 mit dem ‚Goldenen Stadtsiegel‘ und 1985 mit dem ‚Tanzenden Schäfer‘. Am 31. Mai 1990 verlieh sie ihm die ‚Bürgermeister-Behr-Medaille‘. Diese erinnert an den Würzburger Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Joseph Behr (1775–1851), der u.a. von 1821 bis 1833 Erster Bürgermeister der Stadt war und in der Zeit des ausklingenden Absolutismus leidenschaftlich und mit persönlichen Opfern für Freiheit, Demokratie, Menschenrechte und Frieden kämpfte sowie für die Freiheit der kommunalen Selbstverwaltung und für die Mitwirkung der Bürger am kommunalen Geschehen. Mit der Medaille würdigt die Stadt großen bürgerschaftlichen Einsatz für das Gemeinwesen und für das Miteinander der Menschen.

In seiner Laudatio sagte Würzburgs Oberbürgermeister bei der Auszeichnung: *„Mit dieser Ehrung will die Stadt Würzburg Dank sagen und diesen Dank auch sichtbar ausdrücken, daß und wie Sie in Würzburg leben und wirken. Es ist ein Wunder, daß wir heute in Würzburg wieder eine lebendige jüdische Gemeinde haben. Das ist vor allem David Schuster zu verdanken, dessen Energie und Einsatz nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Wir sind dankbar, daß Sie nach einem schweren und unbegreiflichen Schicksal wieder nach Würzburg zurückgekehrt sind, daß Sie unter uns leben, daß Sie ganz wesentlich in Würzburg wieder neue, haltbare Brücken zu den jüdischen Menschen der Stadt aufgebaut haben.“*

*Vor allem haben Sie durch Ihr Beispiel und durch Ihre Mahnungen uns immer wieder bewußt gemacht, daß für das Zusammenleben der Menschen Toleranz und Aufgeschlossenheit unverzichtbar sind. Ohne diese Werte kann keine Gesellschaft in Frieden und Freiheit leben. Sie, Herr David*

*Schuster, haben im Sinne von Bürgermeister Behr viel von ihrer Zeit geopfert ‚für den Bestand und den Fortgang des Gemeinwensens‘. Sie waren und sind der Stadt über viele Jahre nicht nur ein aktiver, verantwortungsbewußter und engagierter Mitbürger, sondern auch ein aufrichtiger Gesprächspartner und Ratgeber. Ihr Wesen und Wirken gibt Zeugnis von einer vernunftgeleiteten Humanität. Sie geben uns ein großes Vorbild. Dafür sind und bleiben wir Ihnen dankbar und verbunden.“*

Zur Würzburger Julius-Maximilians-Universität hat David Schuster vielfältige Verbindungen unterhalten. Als er wahrhaft biblisches Alter erreichte, ehrte ihn die Universität zum 85. Geburtstag mit einem Empfang am 28. Mai 1995 in den Räumen der Universität als Rahmen für eine bewegende gemeinsame Geburtstagsfeier der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der jüdischen Gemeinde. Eingeladen waren rund 200 Juden und 200 Nichtjuden. Damit dürfte dieser Festakt die größte Begegnung von Juden und Nichtjuden gewesen sein, die Würzburg seit langem – vielleicht sogar überhaupt – erlebt hatte. Mit dabei waren auch die jüdischen Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, die damit erstmals in Würzburg offiziell in Erscheinung traten. Ansprachen hielten elf Repräsentanten der Universität und des öffentlichen Lebens, darunter der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, Ignaz Bubis.

Zuvor hatte die Alma Julia ihn schon am 27. Juni 1990 als Anerkennung und Dank mit der Würde eines ‚Ehrenbürgers der Universität‘ ausgezeichnet. In der Feierstunde hob der Präsident der Universität u.a. hervor: Am Lehrstuhl für Fränkische Kirchengeschichte und Kirchengeschichte der neuesten Zeit hatte David Schuster im Sommersemester 1986/87 einen Lehrauftrag über „Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Würzburgs nach dem Kriege“. Er war Mitglied des Collegium Judaicum der Universität, das seine ordentlichen Sitzungen meist im jüdischen Gemeindesaal veranstaltete. Er führte unzählige Studentinnen und Stu-

dentent durch die Synagoge und erklärte dabei eindrucksvoll und geduldig das Judentum. Bei vielen einschlägigen Diplom- und Doktorarbeiten (nicht nur der theologischen Fakultät) stand er als kompetenter Ratgeber zur Verfügung.

Als 1987 die mittelalterlichen jüdischen Grabsteine aus der Pleich geborgen waren, unterstützte David Schuster intensiv deren jahrelange wissenschaftliche Bearbeitung durch Fachleute der Universität. Auch das von ihm vorangetriebene „Jüdische Dokumentationszentrum“ wurde mehr und mehr zu einer wichtigen Anlaufstelle für Wissenschaftler.

### *In Würzburg unvergessen*

David Schuster hat das öffentliche Bild des Judentums in Würzburg und Unterfranken entscheidend geprägt. In seiner Person wie in seinem Leben verkörperte er die vielfältigen Aspekte jüdischen Lebens. Er war ein unerschütterlicher und anspruchsvoller Charakter, ein Vorbild. Aufrichtigkeit, Anstand, Gerechtigkeit – das waren für ihn nicht nur Schabbat-Tugenden. Sie gehörten zu seinem Wesen, er hatte sie tief in sich und verkörperte sie mit seinem Leben.

Die Vorsitzenden einer Gemeinde haben viel zu schreiben. Geschichte schreiben nur wenige. David Schuster hat Geschichte geschrieben. Ohne ihn wäre die Jüdische Gemeinde in Würzburg und Unterfranken nicht das, was sie ist, Gott sei Dank wieder ist und in Zukunft sein wird: fester, selbstverständlicher, selbstbewußter und anerkannter Bestandteil der Gesellschaft. David Schuster bleibt in Würzburg unvergessen: in den Herzen vieler Weggefährten, im Gemeinde- und Kulturzentrum „Shalom Europa“ und, nicht zuletzt, im Namen der Würzburger David-Schuster-Realschule.<sup>16</sup>

### **Anmerkungen**

<sup>1</sup> Zahlreiche persönliche Begegnungen sind auch eine Grundlage dieses Porträts, ferner die Äußerungen von David Schuster in einem Interview: David Schuster (Disc). December 1, 1996, by USC Shoah Foundation Institute. University of Southern California, Interviewerin: Julia Otte.

- <sup>2</sup> Schuster, David: Wiederaufbau einer jüdischen Kleingemeinde, in: Brenner, Michael: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–1950. München 1995, S. 175.– Vgl. auch Schuster, David: Die jüdischen Kultusgemeinden in Bayern nach 1945, in: Frankenland 1978, S. 31–37.
- <sup>3</sup> Ebd.
- <sup>4</sup> Dieses und die meisten der nachfolgenden Zitate finden sich im in Anm. 1 angegebenen Interview mit David Schuster.
- <sup>5</sup> Vgl. Schuster: Wiederaufbau (wie Anm. 2), S. 175.
- <sup>6</sup> Ries, Rotraud/Flade, Roland: David Schuster. Blicke auf ein fränkisch-jüdisches Leben im 20. Jahrhundert. Würzburg 2010 (= Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg Band 7), S. 35.
- <sup>7</sup> Vgl. dazu auch Flade, Roland: David Schuster – ein jüdisches Leben, in: Jüdisches Leben in Bayern, Nr. 104/2007, S. 29–31, hier S. 31.– abgedruckt auch in Ries/Flade: David Schuster (wie Anm. 6).
- <sup>8</sup> Dazu u.a. Ries/Flade: David Schuster (wie Anm. 6), u.a. S. 108f.
- <sup>9</sup> Vgl. Flade: David Schuster (wie Anm. 7), S. 30.
- <sup>10</sup> Interview (wie Anm. 1).
- <sup>11</sup> David Schusters Ehefrau und ihr aufopferndes Wirken im Hintergrund werden gleichfalls vorgestellt in Ries/Flade: David Schuster (wie Anm. 6), u.a. S. 42ff.
- <sup>12</sup> Schuster: Wiederaufbau (wie Anm. 2), S. 174.
- <sup>13</sup> So sein Sohn, Dr. Josef Schuster, in: Ries/Flade: David Schuster (wie Anm. 6), S. 38.
- <sup>14</sup> Zahlreiche Hinweise dazu ebd.
- <sup>15</sup> Ebd., S. 46. – Eine Gedenktafel am Rathaus weist auf die frühere jüdische Gemeinde und ihre Synagoge hin.
- <sup>16</sup> Die erwähnte Israelitische Präparandenschule war 1931 von Höchberg nach Würzburg umgezogen, zur dortigen Israelitischen Lehrerbildungsanstalt, die der Pädagoge Jakob Stoll 1930/31 gegründet hatte. In dieses Schulgebäude kam 1957/58 die Jakob-Stoll-Realschule und nach deren Umzug dann 2001 die Staatliche Realschule Würzburg III. Diese erhielt 2007 den Namen „David-Schuster-Realschule“. Der Festvortrag von Roland Flade zur feierlichen Namensgebung am 4. Mai 2007 ist als Artikel publiziert (s. Anm. 7).

## Bücher zu fränkischen Themen

---

**Rudolf Schlauch: Eine Reise durch Hohenlohe. Geschichte – Kunst – Kultur.** Crailsheim (Baier Bpb Verlag) 2009, ISBN 978-3-929233-85-8, 335 S., zahlr. s/w Abb., ca. 20,- Euro.

Rudolf Schlauch (1909–1971) gilt als Entdecker Hohenlohes. Ohne Schlauch wäre heute das Gütesiegel Hohenlohe nicht möglich. Ohne Hohenlohe kein Hohenlohe-Franken; Rudolf Schlauch hat Hohenlohe in Franken verortet. Dieser Dreisatz wird durch das Literaturverzeichnis nachhaltig bewiesen. Seit der Nachkriegszeit bis zu seinem frühen Tod sind eine Vielzahl von Buchver-

öffentlichungen verzeichnet, u.a. für den Glock und Lutz Verlag Nürnberg, der in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts regionale Kunst-, Kultur- und Geschichtsführer veröffentlichte. So z.B. „Unterfranken“ von Karl Treutwein und eben „Hohenlohe-Franken“ von Rudolf Schlauch.

Schlauch war Wahlhohenloher. Seit 1934 bis zu seinem Tod war er ev. Pfarrer in Bächlingen am Fuße Langenburgs. Als gebürtiger Württemberger aus Esslingen gebührt ihm das Verdienst, die Einzigartigkeit und Schönheit des Hohenloher Landes, seine ab-

wechsungsreiche Geschichte und reizvolle Landschaft, seine mittelalterlichen Städte, Burgen und Schlösser mit ihren einzigartigen Kunstschätzen in seinen Büchern und Schriften aufgezeichnet zu haben. Er war wohl der Erste, der die Bedeutung Hohenlohes erkannt hat und über die Gabe verfügte, dies zu vermitteln. Schlauch hat drei Söhne, Rezzo (ehem. Staatssekretär im Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit), Bernulf und Prof. Wolfgang Schlauch. Der Älteste, Wolfgang, hat die vorliegende Zusammenstellung zum hundertsten Geburtstag seines Vaters herausgegeben. Versammelt sind vornehmlich Artikel aus dem Hohenloher Tagblatt, der Stuttgarter Zeitung, den Stuttgarter Nachrichten, der Heilbronner Stimme, dem Haller Tagblatt, dem Mannheimer Morgen usw. – also alles Tageszeitungen, die Beiträge hauptsächlich in Beilagen brachten und somit die Aufgabe der Verbreitung der Landeskunde wahrnahmen – sowie Merian-Heften und dem Stuttgarter Evangelischen Sonntagsblatt. Die Voraussetzung für die vorliegende Sammlung schuf die Stadt Langenburg, da sie 2007 den schriftstellerischen Nachlaß der Eltern Ingaruth und Rudolf Schlauch der Öffentlichkeit für Forschungszwecke zugänglich gemacht hat. Folgerichtig fließt der Erlös des Bandes auch wieder in die Stadt. Speziell für die Renovierung der Fresken in der Bächlinger Kirche, in der der Autor jahrzehntelang wirkte.

Das Buch gliedert sich in Historisches, Brauchtum-Feste-Jahreszeiten, Kunst und Andacht, Landschaft, Städte und Schlösser, Persönlichkeiten, Bacchus in Hohenlohe, Erzählungen, Hohenlohische Gedichte. Das Vorwort und der Dank von Prof. Wolfgang Schlauch, die Biographie Rudolf Schlauchs von Folker Förtsch, des Archivars der Großen Kreisstadt Crailsheim, Literaturverzeichnis und Bildnachweis klammern den Inhalt zusammen.

Schlauch blättert Hohenlohe auf. Für Neulinge, Halbkenner und intime Freunde werden immer wieder neue Details auf die große Karte Hohenlohes aufgetragen. Sind die hier gesammelten Beiträge naturgemäß

aus den fünfziger und sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts vermeintlich sprachlich altbacken, verstand es Rudolf Schlauch schon damals uns tiefere Weisheit mit auf den Weg zu geben. Fränkisch durch und durch sind seine Ausführungen zum Wein, und – wie könnte es anders sein – seine Mundartgedichte. Es lohnt sich in jedem Fall, auch heute ihm ein Ohr zu schenken und die Schätze Hohenlohe-Frankens (und damit Württembergisch-Frankens) kennen zu lernen!

*Thomas Voit*

**Hans Bauer: Geheimnisvolles Franken. 3. Teil (= Unbekanntes Franken Band VI).** Dettelbach (Verlag J.H. Röhl) 2006, 190 S., über 200 Abb., 28,50 Euro.

Wissenswertes aus und über Franken – die Liste umfaßt längst alle Wissensgebiete und Lebensbereiche, ist nahezu unübersehbar. Was mag da noch an „Unbekanntem“, geschweige denn Geheimnisvollem auf den Frankenliebhaber warten? Der vorliegende „alternative“ Kunst- und Entdeckungsführer weist auf schöne oder seltsame, jedoch kaum beachtete „Kleinigkeiten“ des Frankenlandes hin. Mit informativen Texten und vielen Abbildungen macht der Autor deutlich, daß neben den berühmten touristischen Glanzpunkten in Franken noch zahlreiche weniger bekannte Kostbarkeiten einer „Entdeckung“ harren: Künstler und Kunstschaffende, Kunstwerke, bauliche und landschaftliche Besonderheiten.

Er führt beispielsweise zur Bildstockkunst des Jacob Bindrim, zu merkwürdigen Baulichkeiten wie den „Feldhüterhäuschen“, der „Heilsbronner Kanzel“ oder eigentümlichen Friedhofskapellen und versteckten Mausoleen. Er führt zum einzigen bürgerlichen Eremitenhäuschen, zu geheimnisvollen Kapellen und rätselhaften Steinmonumenten oder zu vermuteten mittelalterlichen Verstecken des später in Turin angekommenen Grabtuchs Jesu. Bemerkenswert ist auch ein unbekanntes Gartenhäuschen mit Gemälden von Johann Valentin Tischbein. Ganz neue Einblicke ergeben sich bei den prachtvollen

Fachwerkhäusern am Obermain oder hinsichtlich Goethes Weinbestellungen bei fränkischen Weinlieferanten. So führt das Buch über das fränkische Hofort hinaus in die verwinkelten Gassen und zu versteckten Plätzen, die kaum jemand kennt, um das „innerste Wesen der fränkischen Heimat“ vorzustellen.

Alexander von Papp

**Gerhard Rechter: Lichtenau und seine Menschen. Die Festung, der Marktort und die Grundherrschaft seit dem 15. Jahrhundert. Ein Häuserbuch** (= Quellen und Forschungen zur Fränkischen Familiengeschichte 25). Nürnberg (Gesellschaft f. Familienforschung in Franken) 2010, ISBN 978-3-929865-34-9, geb., IX u. 1005 S., ca. 30 Abb. u. Pläne, 36 Euro.

Laut Gerhard Rechter war Lichtenau der „Nürnberger Pfahl im Fleisch des Fürstentums Ansbach“. Aus dieser Frontstellung zwischen den Reichsstadt Nürnberg, zu der Lichtenau gehörte, und den Ansbacher Markgrafen nahm der Marktort an der Rezat seit alters her eine Sonderstellung ein. Wohl als Amtsburg der Herrn von Dornberg-Schalkhausen gegründet, wuchs die Wasserburg spätestens im 14. Jahrhundert zum Mittelpunkt eines bedeutenden Besitzkomplexes heran. Freilich konnten die Herren von Heideck als Erben der Dornberger den Besitz nicht behaupten. Sie veräußerten ihn 1406 an die Reichsstadt Nürnberg, welche ihn im folgenden Jahr an die Patrizierfamilie Rummel weiterreichte.

Der Ansbacher Markgraf Albrecht Achiles ließ 1449 die Wasserburg zerstören und so kam die Ruine 1472 wieder an die Reichsstadt selbst. Die Festung wurde in der Folge zum Verwaltungsmittelpunkt eines besitzstarken Amtes ausgebaut, bei dem der Marktort selbst eine herausragende Stellung einnahm. Da es nicht gelang, die Anlage den neuen militärischen Erfordernissen anzupassen, wurde sie im Mai 1552 eine leichte Beute für Markgraf Albrecht Alcibades aus Bayreuth. Die Ereignisse um den Pfleger Ludwig Schnöd finden noch heute

im Heimatspiel „Schnöd“ Aufmerksamkeit. Die Belagerer hatten die Tochter des Pflegers gefangen und erpressten nun den Vater, die Festung zu übergeben oder die Tochter werde sterben: der Vater entschied sich für das Leben der Tochter.

Der fast siebzig Jahre währende Wiederaufbau der Festung von 1558 bis 1627 brachte nicht etwa ein unbezwingbares Bollwerk hervor. Vielmehr hat noch der heutige Besucher der Anlage vor allem ein Zeugnis der Repräsentation wie des politischen Prestiges der Reichsstadt vor sich. Nach dem Ende des Alten Reiches 1806 wurde die Festung Eigentum des Königreichs Bayern. Nach einem Zwischenspiel als Strafanstalt, Reichsarbeitsdienstlager und Jugendobsorgeheim beherbergt die Anlage heute die Außenstelle des Staatsarchivs Nürnberg.

Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Marktort Lichtenau befestigt und war im Laufe der Zeiten mit seinen Jahrmärkten, seiner Brauerei und den Handwerksbetrieben zum Versorgungszentrum des Amtes aufgestiegen. Im 18. Jahrhundert erhielt auch er eine mehr das Auge denn die militärischen Notwendigkeiten bedienende Umwallung. Immerhin konnten kleinere Streifscharen oder gar „gartendes“ Gesindel wirksam abgehalten werden. Im Schutze der Mauer richteten sich die Bürger trotz aller Unbill ganz gut ein und kamen mit Geschick und etwas Glück zu mehr oder weniger großem Wohlstand, so Rechter.

Die Veränderungen der 1806 angebrochenen bayerischen Zeit trafen den Ort, trotz der arbeitsplatzfördernden Umwandlung der alten Festung zur Strafanstalt, wirtschaftlich nicht gering. Rechter berichtet, daß im Zuchthaus Lichtenau zwei der Mörder des Obermüllers Friedrich Müller aus dem Sittenbachtal saßen, dessen Fall das historische Vorbild für John Knittels bekannten Roman „Via mala“ aus dem Jahr 1934 war.

Rechter hat auf einer breiten Quellenbasis, die ihm als Leiter des Nürnberger Staatsarchivs leicht zur Verfügung stehen, eine Häusergeschichte, die bei einzelnen Anwesen sogar bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht, vorgelegt. Das neue Buch vermittelt tiefe

Einblicke in die wirtschaftliche und soziale Struktur des Ortes. Gleiches gilt für die im Buch ebenfalls behandelten Orte Boxbrunn, Rutzendorf und Volkersdorf. Die Besitzerlisten der Häuser, die bis 1958 reichen sowie die Aufstellung der Hausgenossen und reichsstädtischen Bediensteten stellen für das Untersuchungsgebiet überdies umfassendes genealogisches Material bereit. Dabei wird auch vor dem realen Leben vergangener Jahrhunderte der Blick nicht verschlossen – glücklicherweise war es nicht immer so extrem wie beim Lichtenauer Hirtensohn Georg Rappold, der 1665 in Nürnberg wegen Sodomie verbrannt wurde. Mit mehr als 30 Abbildungen und Planskizzen wird der Text verdeutlicht.

*Alexander Biernoth*

**Werner Eberth: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Band 1. Ein geschichtliches Lesebuch für Hausener und Kleinbracher und die es werden wollen.** Bad Kissingen (Theresienbrunnen-Verlag) 2009, geb. 280 S., 98 s/w u. 36 farb. Abb., 23,80 Euro.

Es ist mittlerweile zu einer schönen Sitte geworden, daß Gemeinden eine Ortschronik verfassen lassen, um ihre Bürger über die Geschichte der Stadt oder des Dorfes zu informieren. Besonders zu loben ist das Engagement, wenn – wie im vorliegenden Fall – so etwas für kleine, längst in eine größere Kommune eingemeindete Ortsteile von privater Seite initiiert und unter vielen Anläufen und Schwierigkeiten zu einem präsentablen Ergebnis geführt wird.

Die in diesem Werk versammelten Beiträge lassen neben der Geschichte der Gemeinden Hausen und Kleinbrach, die eines-teils ausformuliert oder anderenteils in kurzen chronikalischen Einträgen präsen-

tiert wird und wobei der Verfasser auf einen umfangreichen Aufsatz der beiden verstorbenen Autoren Heinrich Schießler und Walter Mahr zurückgreifen konnte, auch Verwaltungsgebäude der beiden Gemeinden, das dortige Schulwesen, die Wasserversorgung und die Friedhöfe sowie den gemeindlichen Grundbesitz Revue passieren. Sogar eine private Quelle in Form des Joseph Häfner'schen Familien- und Grundbuches wird dem Leser präsentiert. Eine Miscelle zur einzigen Villenarchitektur in Hausen gibt einen Hinweis auf großbürgerliches Bauen im zu Ende gehenden 19. Jahrhundert. Ein paar Seiten mit „Schnappschüssen“ aus den Gemeinden runden das Bild ab. Leider sind die zum Teil vorhandenen Fußnoten, die dem auch wissenschaftlich interessierten Leser weiterhelfen können, nicht auf den betreffenden Seiten abgedruckt, sondern immer erst am Ende des jeweiligen Beitrages zu finden, und erschweren durch das damit nötige Hin- und Herblättern eine Benutzung des Werkes ein wenig.

Es bleibt zu hoffen, daß in den bereits angekündigten Fortsetzungsbänden weitere interessante Facetten dieser Ortsteile Bad Kissingens aufgezeigt werden können. Wenn diese Folgebücher ähnlich ansprechend gestaltet und in einem so großzügigen Satzspiegel gedruckt werden wie das vorliegende, kann dies Vorfreude auf eine schöne Reihe Bad Kissinger Lokalschriften wecken. Vielleicht gelingt dann der mit der Herstellung des Buches beauftragten Norderstedter „Books on Demand GmbH“ auch eine etwas bessere Bindung, damit sich die Seiten nicht – wie leider beim Rezensionsexemplar geschehen – nach einigen Malen des Lesens und Blätterns aus der Bildung lösen und als fliegende Blätter selbständig machen.

*Peter A. Süß*

# Exkursion des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt in den Aischgrund

von

Erich Meidel

*Steinzeitjäger im Aischgrund beherrschten ihre Umwelt und nutzen die gegebenen Ressourcen*

Die erste diesjährige Exkursion des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt führte nach Höchststadt/Aisch, wo seit Jahren laufend neue Funde aus der auslaufenden Eiszeit und der Mittelsteinzeit gemacht wurden. Durch sie ergeben sich wichtige Aufschlüsse über Pflanzen und Tiere in grauer Vorzeit. Ein Teil der Funde ist im Heimatmuseum am Marktplatz in Höchststadt/Aisch ausgestellt. Darunter befinden sich auch zahlreiche mittelsteinzeitliche Artefakte von dem besonders fundreichen Platz Zentbechhofen. Vertreten sind alle Varianten der Herstellungstechnik (z.B. Mikrolithen, Klingen, Kernreste u.ä.).

*Bild von einer schwachen Begehung der Landschaft durch den Urmenschen nicht länger haltbar*

Waren menschliche Werkzeuge aus der Eiszeit bislang sehr selten, so zeigt sich nun, daß sich die bisherige Vorstellung über eine schwache Begehung des Sandsteinkeupers

durch den Urmenschen nicht länger aufrechterhalten läßt. Frau Gerlinde Ruhmann vom Heimatverein Höchststadt, die sich an der Suche an den laufenden Baggern an der großen Freilandfundstelle in der Sandgrube von Gremsdorf ständig beteiligte, berichtete, daß etwa zwei Drittel vom Skelett eines Nashorns geborgen werden konnten. Aber auch Tiere der gemäßigten Bereiche wie beispielsweise Wildpferde, Elche, Rotwild, Rehe und Wisent kamen in der Gremsdorfer Fauna vor. Daneben wurden Relikte aus jüngeren Zeiten, z.B. Rothirschgeweihe mit Hackspuren, vier Geweihwerkzeuge und ein menschlicher Schädel (1000 v.Chr.) sichergestellt. Der jüngste Fund ist eine bronzene Radnadel (Weihegabe), die um 1600 v.Chr. datiert (Ältere Bronzezeit).

Durch die Führung, an der auch Karl-Heinz Feuerlein mitwirkte, bekamen die Teilnehmer eine gute Vorstellung von der einstigen Artenvielfalt in unserem Raum, darunter die zum Teil riesigen, tonnenschweren Tiere, wie Wollnashorn und Mammut. Wie Dr. Erich Meidel in seinen Dankesworten betonte, sind alle Teilnehmer dadurch der Zeit, über die

noch keine schriftlichen Aufzeichnungen vorliegen, nähergekommen. Beachtung fanden auch die übersichtliche Zusammenstellung der Funde und die Rekonstruktion der zu ihrer Zeit gegebenen Landschaft im Museum. Die nächste und damit 15. Exkursion findet am Samstag, den 3. September 2011, zur Hohen Wand in Krum statt (vgl. Mauer, H.: Mittelsteinzeitler zwischen Zeil und Haßfurt am Main, in: Fränkische Blätter v. 07.11.1962, S. 42-44).



*Abb.: Die Teilnehmer der Exkursion vor dem Rathaus am Marktplatz in Höchststadt/Aisch, in dem sich das Heimatmuseum befindet.*

# Archivalien einstiger jüdischer Gemeinden aus Mittelfranken neu verzeichnet

von  
*Israel Schwierz*

Das Zentralarchiv für die Geschichte des jüdischen Volkes (The Central Archives for the History of the Jewish People/CAHJP) auf dem Gelände des Givat Ram Campus der Hebräischen Universität Jerusalem bezeichnet sich inoffiziell auch als das „Staatsarchiv der jüdischen Diaspora“, denn in seinen Magazinräumen werden die Bestände jüdischer Gemeindearchive aus nahezu der gesamten Welt aufbewahrt. Dies gilt auch für die besonders in den fränkischen Regierungsbezirken einst zahlreichen Israelitischen Kultusgemeinden Bayerns.

Die bayerischen Archivalien kamen in den 1950er Jahren nach Jerusalem. Sie stammen hauptsächlich aus dem einstigen Gesamtarchiv der deutschen Juden in Berlin sowie aus den Registraturen der Gemeinden und Distriktsrabbinat, die unter den Nationalsozialisten beschlagnahmt und an die jeweiligen Staatsarchive abgegeben worden waren. Das Archivgut einer Gemeinde konnte daher über zwei (z.T. auch noch mehr) verschiedene Bestände verteilt sein, die in unterschiedlicher Form und Ausführlichkeit erschlossen waren. In den letzten Jahren wurde damit begonnen, die Archivbestände der deutschen Gemeinden wieder zusammenzuführen und einheitlich zu verzeichnen. Aufgrund der Menge des zu bearbeitenden Materials sind die beiden für die deutschsprachigen Bestände des CAHJP zuständigen Archivarinnen für jede Mithilfe dankbar.

Der Haßfurter Stadtarchivar Thomas Schindler begann schon vor gut zehn Jahren, sich für diese Aufgabe zu interessieren, als eine Verzeichnung der bayerischen Gemeindearchive unter Beteiligung der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns im Gespräch war. Leider wurde dieses Projekt nie verwirklicht. In der Zwischenzeit erfolgte die nahezu vollständige Erschließung der Archivalien aus Unter- und Ober-

franken durch den Historiker Dr. Stefan Litt, je zur Hälfte finanziert durch die Volkswagenstiftung und das CAHJP selbst. Um auch den dritten fränkischen Regierungsbezirk einer kompletten Verzeichnung näher zu bringen, bot Schindler jetzt dem Archiv seine freiwillige Mithilfe an.

Schindler, der bereits mehrere solcher ehrenamtlichen Arbeitsaufenthalte im Archiv der Zionistischen Weltorganisation (The Central Zionist Archives, Jerusalem) absolviert hat, kennt auch das CAHJP seit mehr als zwanzig Jahren aus der Perspektive des Benutzers. Nun vertauschte er den Platz im Lesesaal mit einem Schreibtisch in den Büros des „German Department“, wo er nach einer Einweisung durch Archivarin Denise Rein selbständig arbeiten konnte.

Von den mittelfränkischen Archiven waren bisher nur wenige – hauptsächlich die der großen Gemeinden Fürth, Nürnberg und Ansbach – neu verzeichnet. Schindler bearbeitete im Juni 2011 die kleineren Bestände (zwischen zwei und 29 Archivalieneinheiten) der folgenden Gemeinden: Bechhofen, Berolzheim, Diespeck, Ickelheim, Lehrberg, Lenkersheim, Pahres, Schnodsenbach, Schornweisach, Thalmässing, Treuchtlingen und Welbhausen-Uffenheim.

Der Inhalt des Archivgutes, der teilweise bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückreicht, ermöglicht den Blick auf viele Einzelheiten des einstigen jüdischen Lebens in Mittelfranken: Nicht nur zum inneren Gemeindeleben (insbesondere Kultus-, Finanz- und Schulwesen), sondern auch zur Lage der Gemeinden in ihrer nichtjüdischen Umwelt finden sich zahlreiche Dokumente. So lösten sich mehrere der genannten Gemeinden bereits in den 1870er Jahren aufgrund der nach Abschaffung des Matrikelzwanges (1861) einsetzenden Abwanderung der Juden in größere Städte auf. Neben herkömm-

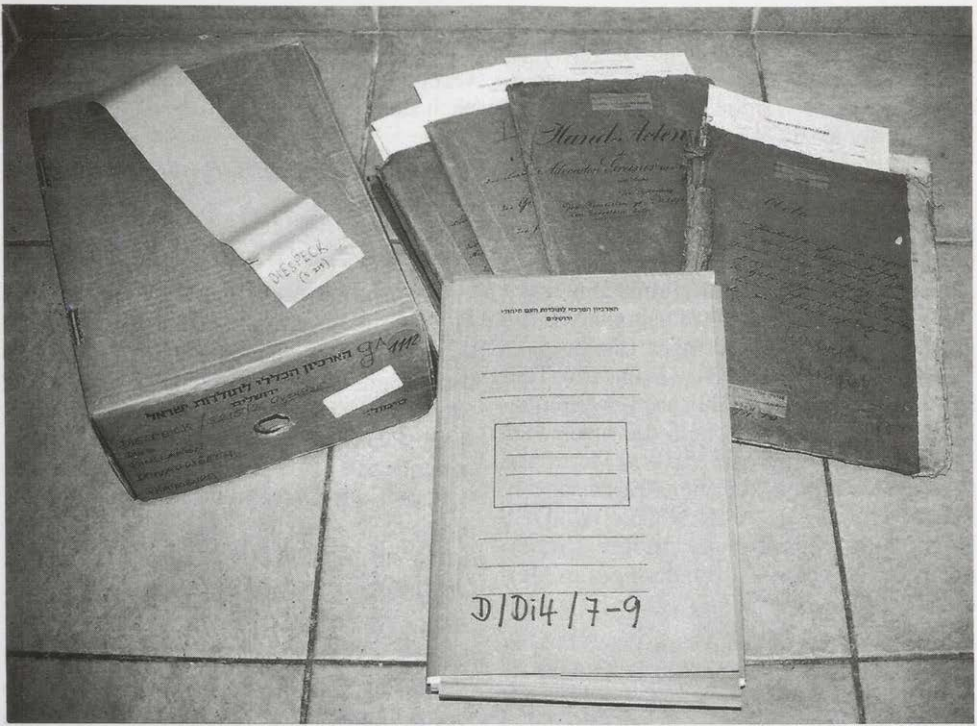


Abb.: Die Diespeck betreffenden Archivalien.

lichen Personenstandsmitteilungen (Geburten, Trauungen, Todesfälle) finden sich etwa auch 1938/39 gestellte Anträge auf Eintragung der zwangsweise verordneten Zusatznamen „Israel“ und „Sara“.

Die neuen Archivverzeichnisse der Gemeinden aus Deutschland können im Internet auf den Seiten des CAHJP eingesehen

werden: <http://sites.huji.ac.il/archives/> (dort im linken Feld unten auf „List of German Communities“ klicken). Thomas Schindler plant jedenfalls schon seinen nächsten Aufenthalt in Jerusalem, und so wird die Reihe der neu verzeichneten mittelfränkischen Gemeindearchive 2012 wohl um weitere Namen ergänzt werden.

## 1. Bad Salzunger A-Cappella-Fest mit „Viva la musica“

von

Teresa Wölkner

*Viva la musica* – Es lebe die Musik! Dies ist unser Motto seit über zehn Jahren. Wir sind ein siebenköpfiges Vokalensemble aus dem Raum Bad Salzungen in Südthüringen. Trotz unterschiedlicher Temperamente, Wünsche und Erfahrungen verbindet uns die Lust am mehrstimmigen Gesang und das Bedürfnis, über die Musik ein Lebensgefühl auszudrücken.

Da wir von der Musik und vor allem vom Singen nicht lassen können, hat sich mittlerweile ein umfangreiches Repertoire angesammelt. Von Stücken aus der Renaissancezeit reicht der musikalische Bogen bis hin zur Musik der Gegenwart. In diesem Rahmen erklingen auch internationale Volksliedbearbeitungen und Lieder der Romantik. Ein großer Teil des Programms beinhaltet Werke des

20. Jahrhunderts, wie Gospels, geistliche und weltliche Chormusik sowie Arrangements aus Pop und Jazz. Liebhaber der A-cappella-Musik werden Stücke der King's Singers, der Real Group oder der Wise Guys wieder erkennen.

Neben Konzerten in Kirchen, Kurkliniken und anderen Konzerträumen singen wir zur musikalischen Umrahmung von festlichen Anlässen, wie Empfängen, Jubiläen und privaten Feiern. Im Jahr 2009 nahmen wir mit großem Erfolg am Thüringer Landeschorwettbewerb teil, wodurch wir uns zur Teilnahme am Deutschen Chorwettbewerb qualifizierten. Dieser Ausscheid des Deutschen Musikrates fand im Mai 2010 in Dortmund statt, wo wir uns einen dritten Preis ersangen. Die Mitglieder des FRANKENBUNDES konnten uns bei der musikalischen Umrahmung des letztjährigen Bundestages in Meiningen erleben.

In diesem Jahr wollen wir ein neues Projekt starten und haben das 1. Bad Salzunger A-cappella-Fest ins Leben gerufen, wozu wir hiermit herzlich einladen wollen. Wir sind glücklich, daß wir für Sonnabend, den 24.09.2011 zwei Preisträgerensembles des Deutschen Chorwettbewerbes, Kategorie „Jazz a-cappella“, engagieren konnten. Sie werden in einem Doppelkonzert im Pressenwerk Bad Salzungen auftreten: Freuen Sie sich also auf „Vokalverkehr“ aus Berlin und

„Juice Box“ aus Hannover! Hier schon einmal das Programm zu Ihrer Information – verbunden mit einer herzlichen Einladung nach Bad Salzungen:

## 1. Bad Salzunger A-cappella-Fest:

*Freitag, 23.09.2011, 19.30 Uhr,  
Trinkhalle im Gradierwerk*

„**Viva la musica**“ (*Eröffnungskonzert der Initiatoren*): Inspiriert durch beeindruckende klangliche Begegnungen und Erlebnisse beim Deutschen Chorwettbewerb in Dortmund entstand die Idee, den Facettenreichtum der A-cappella-Musik in der heimischen Region zu präsentieren (vgl. auch [www.viva-la-musica.net](http://www.viva-la-musica.net)).

*Samstag, 24.09.2011, 21.00 Uhr,  
Doppelkonzert im Pressenwerk*

„**Vokalverkehr**“ (*Berliner Jungs lassen Funken überspringen*): In ihren Arrangements verarbeitet „Vokalverkehr“ Cover-Songs jenseits gängiger Genre Grenzen zu einem unkonventionellen Stilmix: Deutsches Volksliedgut trifft auf Latin-Rhythmen, klassischer Choral verschmilzt mit Heavy Metal (vgl. auch [www.vokalverkehr.de](http://www.vokalverkehr.de)).

„**Juice Box**“ (*Innovative Pop-a-cappella-Gruppe aus Hannover*): Von diversen Stilrichtungen inspiriert, begeistern sie mit aro-



Abb.: Das Plakat zum 1. Bad Salzunger A-cappella-Fest.

matischem Soul ebenso wie mit kernigem Hip Hop und harten Techno-Sounds. Sie konnten bereits bei zahlreichen Wettbewerben überzeugen und Preise auf nationaler und internationaler Ebene gewinnen (vgl. auch [www.juicebo-x.de](http://www.juicebo-x.de)).

*Sonntag, 25.09.2011, 19.30 Uhr,  
Stadtkirche*

„**Amarcord**“ (*Weltweit renommiertes Ensemble ehemaliger Thomaner*): Das Ensemble „Amarcord“ begeistert mit seinem Repertoire vom Mittelalter bis zur Moderne das

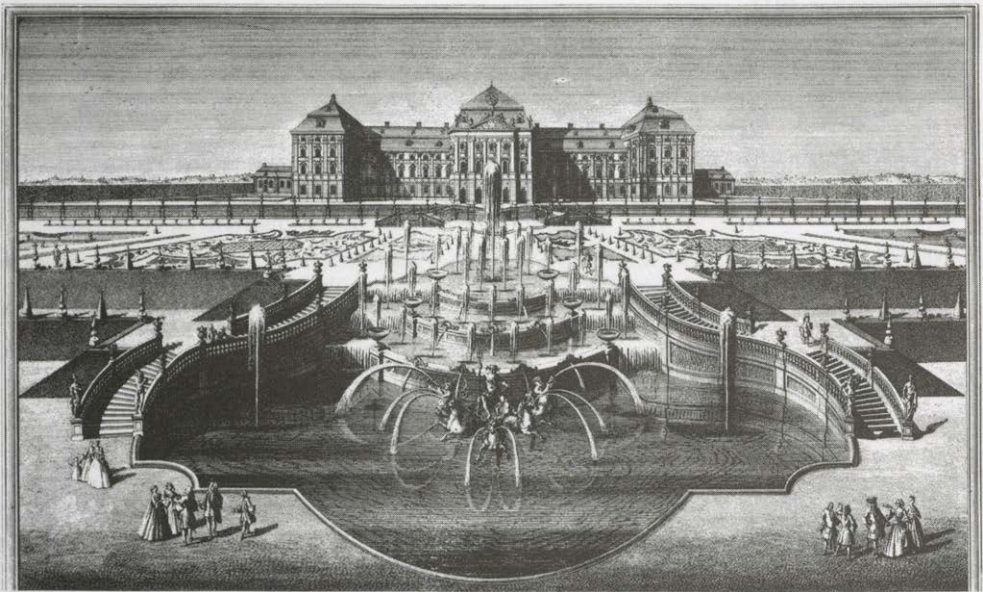
internationale Publikum ebenso wie die Fachjuroren verschiedenster Nationen; fünfstimmig, vielsprachig, auf allerhöchstem Niveau. Die gemeinsame musikalische Entwicklung führte zu einer gesanglichen Perfektion, die durch ein ironisches Augenzwinkern im richtigen Moment vollendet wird. Die Interpretationen der Leipziger überzeugen durch Stilsicherheit und Ausdrucksstärke. Mit jungenhaftem Charme und bemerkenswerter Präsenz schaffen die fünf ein Klangerlebnis, an dem man sich betrinken kann (vgl. auch [www.amarcord.de](http://www.amarcord.de)).

## 1711 – 2011: 300 Jahre Schloß Pommersfelden

### Wissenschaftliches Symposium

### der Gesellschaft für fränkische Geschichte

am 15. und 16. September 2011 im Gartensaal des Schlosses



*Abb.: Schloß Weißenstein ob Pommersfelden nach einem Stich von Salomon Kleiner.*

Im Jahr 2011 wird das von Kurfürst Lothar Franz von Schönborn erbaute Schloß Weißenstein ob Pommersfelden 300 Jahre alt. Die dem Haus Schönborn bis heute eng verbundene Gesellschaft für fränkische Ge-

schichte nimmt dieses Jubiläum eines der bedeutendsten Barockschlösser von europäischem Rang zum Anlaß für ein wissenschaftliches Symposium im Gartensaal von Pommersfelden. Wir freuen uns sehr, daß es

gelingen ist, eine große Zahl von in der Erforschung von Kunst und Kultur des Barock bestens ausgewiesenen Wissenschaftlern zu gewinnen. Der Bogen der Vorträge wird dabei von der Baukunst des Barock über die Bedeutung des Hauses Schönborn bis hin zur Bau- und Kunstgeschichte von Pommersfelden selbst gespannt. Es ist vorgesehen, die Tagungsbeiträge im Rahmen der Publikationsreihen der Gesellschaft für fränkische Geschichte im Druck erscheinen zu lassen.

Die Gesellschaft für fränkische Geschichte dankt S.E. Paul Graf von Schönborn sowie der Oberfrankenstiftung und der Bayerischen Einigung e.V., Bayerische Volksstiftung sehr herzlich für deren wohlwollende Förderung. Zur Teilnahme an diesem Symposium ergeht hiermit herzliche Einladung. Hier das vorgesehene Programm:

### 15. September 2011

- 16.00 – 17.30 Uhr Begrüßung, anschließend Vorträge  
Dr. Klaus Rupprecht, Bamberg:  
Das Rittergut Pommersfelden. Heimfall und Neuausgabe nach dem Aussterben der Truchsesse von Pommersfelden.  
Prof. Dr. Dieter Weiß, Bayreuth:  
Die Schönborn – Inszenierung einer Familie
- 20.00 – 21.00 Uhr Prof. Dr. Bernhard Schütz, München: Pommersfelden und der Schloßbau des Barock

### 16. September 2011

- 09.00 – 10.30 Uhr Prof. Dr. Thomas Korth, Bamberg: Dientzenhofer, Hildebrandt und der Bauherr. Probleme der Planungsgeschichte von Pommersfelden  
PD Dr. Ulrike Seeger, Stuttgart: Friedrich Carl von Schönborn als Bauherr in Österreich
- 11.00 – 12.30 Uhr Dr. Erich Schneider, Schweinfurt: Die Entstehung von Pommersfelden im Widerstreit zwischen Lothar Franz und Friedrich Carl von Schönborn  
Mag. Manuel Weinberger, Wien: Ein neuer Planfund zu Pommersfelden
- 14.00 – 15.30 Uhr Prof. Dr. Johannes Süßmann, Paderborn: Herrschaft durch Blicksteuerung. Salomon Kleiners Vedutenfolge über Schloß Pommersfelden  
Dr. Hildegard Bauereisen-Kersting, München: Die Pommersfeldener Galerie
- 16.00 – 17.00 Uhr Prof. Dr. Josef Johannes Schmid,  
Mainz: Musik an den Höfen der Schönborn  
Zusammenfassung und Schlußdiskussion  
(Dr. Erich Schneider/Prof. Dr. Dieter Weiß)
- 18.00 – 19.00 Uhr Empfang durch S.E. Paul Graf von Schönborn in der Gemäldegalerie.
- 20.00 – 21 Uhr PD Dr. Peter Stephan, Freiburg: Die Architektur und Ikonographie von Pommersfelden im Wettstreit mit anderen Fürstenhöfen.

Anmeldungen zur Teilnahme bis 1. September 2011 erbeten an die Gesellschaft für fränkische Geschichte, c/o Kulturreferat Stadt Schweinfurt, Rufferstraße 4, 97421 Schweinfurt

E-Mailadresse: [erich.schneider@schweinfurt.de](mailto:erich.schneider@schweinfurt.de).

Tagungsbeitrag: 20,00 € (Einzahlung erbeten auf das Konto Gesellschaft für fränkische Geschichte Nr. 11 00 0988 Castell-Bank BLZ 79 03 0001 unter dem Stichwort „Symposium Pommersfelden“).

**Aufsätze**

*Ludwig Benkert*

Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (1. Teil)..... 307

**Frankenbund intern**

Bundesverdienstkreuz am Bande für Bundesfreund Prof. Dr. Werner K. Blessing... 343

*Alexander von Papp*

Herausragender Heimatpfleger und Denkmalschützer –  
ein Nachruf auf das „fränkische Original“ Herbert Haas..... 344

Dank an den Spender..... 347

*Anne Teicher*

Abschied von Rosemarie Stratil..... 348

Hinweis in eigener Sache..... 348

Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste im Ehrenamt an  
Bundesfreund Wolfgang Rosenberger verliehen..... 349

**Kunst und Kultur**

*Klaus-Peter Gäbelein*

Wieder ein Firmenjubiläum in Herzogenaurach: 65 Jahre INA..... 351

**Aktuelles**

*Israel Schwierz*

Großartige archäologische Funde in Estenfeld..... 372

*Wolfgang Jäger*

Jäger und Sammler nach der Eiszeit an der „Hohen Wann“ östlich von Haßfurt –  
Dr. Erich Meidel übergibt Leitung des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt  
in jüngere Hände..... 374

„Trautes Heim. Puppenstuben von 1890 bis 1970“ – Sonderausstellung im Deutsch-  
ordensmuseum Bad Mergentheim vom 21. Oktober 2011 bis 4. März 2012..... 376

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

# Mitarbeiterverzeichnis

---

Dr. Ludwig Benkert	Gymnasiallehrer Schreiberstraße 16, 97616 Bad Neustadt an der Saale
Klaus-Peter Gäbelein	1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaaurach e.V. Höchstader Weg 11, 91074 Herzogenaaurach
Wolfgang Jäger	Dipl.-Ing. Waldblick 14, 97437 Haßfurt
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
Anne Teicher	Petalozzistraße 25 b, 63762 Großostheim

---

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

# Bad Neustadt an der Saale – ein Gang durch seine Geschichte (1. Teil)

von

Ludwig Benkert

## Vor- und Frühgeschichte

Rhönvorland und Grabfeld sind altes Kulturland. Dabei spielt das Neustädter Becken eine wichtige Rolle. Funde unterschiedlicher Steinwerkzeuge der nomadisch lebenden Menschengruppen aus der Alt- und Mittelsteinzeit (250.000–5.500 v.Chr.) sind in Salz und Wollbach sowie vom Rehberg (bei Wechterswinkel) und dem Eiersberg (bei Mittelstreu) bezeugt.<sup>1</sup>

In der Jungsteinzeit (5.500–2.200 v. Chr.) vollzieht sich der Übergang vom Jäger und Sammler zum Bauern mit Ackerbau und Viehzucht. Zunächst dringt die Bandkeramik in die Flußtäler von Saale und Streu vor.<sup>2</sup> Die Siedlungen finden sich auf fruchtbaren Lößhängen. Die als Bodenverfärbungen erkennbaren Pfostenlöcher zeigen uns den Grundriß von etwa 30 bis 40 m langen und 6 m breiten Sippenhäusern, deren Wände aus einem mit Lehm verputzten Holzrutengeflecht bestanden.<sup>3</sup> Die Steinwerkzeuge sind in der Regel geschliffen (Flachhacke, Querbeil, Axt). Zur Getreidebearbeitung bedient man sich der Mahlsteine. Die Siedlungsdichte (mit über 60 Siedlungen im Landkreis) ist für die Jungsteinzeit außergewöhnlich hoch.

Der Bandkeramik folgen die Schnurkeramik- und Glockenbecherkulturen. Siedlungsplätze der Jungsteinzeit sind belegt bei Heustreu, Hohenroth, Hollstadt, Mittelstreu, Niederlauer, Salz und Unsleben. Gräber sind selten (meist nur Hockerbestattungen der Schnurkeramiker). Die Verbreitung des Kupfers als Werkstoff für Schmuck, Werkzeuge und Waffen wird mit der Glockenbecherkultur in Verbindung gebracht. Durch Legierung von Kupfer mit Zinn erhielt man einen härteren Werkstoff: die Bronze. Der Raum um Neustadt erbrachte jedoch bislang keine Funde der sogenannten Bronzezeit (2.200–

1.370 v.Chr.), so daß Lorenz Bauer der Meinung ist, der Raum sei in der frühen Bronzezeit menschenleer gewesen.<sup>4</sup> Erst seit der Mittelbronzezeit sind Grabhügel (mit bescheidenen Grabbeigaben) bekannt.

Im 13. Jahrhundert v.Chr. dringt die Urnenfelderkultur in unser Gebiet ein. Die Träger dieser Kultur gehören zu den Indogermanen. Neu ist ihre Begräbnissitte. Sie verbrennen ihre Toten, bergen den Leichenbrand in einer Urne und setzen diese in einem Flachgrab bei. Aus einem Grab in Bad Neustadt wurde ein runder Halsring aus Bronze mit imitierter Torsion und sich verjüngendem Ende geborgen (Durchmesser 14–14,8 cm). Außerdem fand sich in Bad Neustadt eine Bronzenadel mit grüner Patina und reich profiliertem Kopf.<sup>5</sup> Bei Herschfeld wurde eine Lanzenspitze aus Bronze gefunden.<sup>6</sup> Bekannt sind auch Gräber sowie Siedlungen aus Unsleben, Heustreu, Brendlorenzen und Salz.<sup>7</sup>

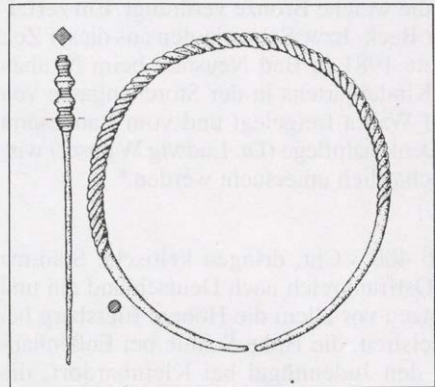


Abb. 1: Halsring und Nadel aus Bronze (Urnenfelderzeit, Bad Neustadt).

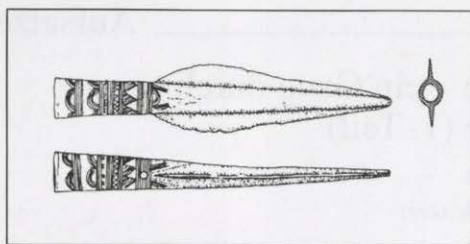


Abb. 2: Verzierte Lanzenspitze (Herschfeld, Urnenfelder-Bronzezeit).

In der frühen Eisenzeit, der sog. Hallstattzeit (700–450 v. Chr.), „scheint sich die von den Urnenfelderleuten überschichtete Bevölkerung (...) wieder durchgesetzt und die Beherrscher absorbiert zu haben“ (Pescheck). Hortfunde weisen auf nachhaltige Störungen hin, die – von den Skythen ausgelöst – sich über Mitteleuropa bis zum Rhein hin ausgewirkt haben. Die Grabbeigaben von Eisenschwert, Pferdegeschirr, Wagen, Eß- und Trinkgeschirr u.a. geben Einblick in die Lebensform und Geisteshaltung einer wohlhabenden Herrscherschicht im Grabfeld und machen den kulturellen Zusammenhang mit Vorderasien, Zypern und Etrurien deutlich. Die Karte der Siedlungs- bzw. Grabfunde aus der Hallstattzeit zeigt im Raum um Bad Neustadt eine dichte Besiedlung. Auch Bad Neustadt und Salz sind als Fundorte bekannt. Das Eisen hatte als neuer Werkstoff den spröden Stein und die weiche Bronze verdrängt. Ein zerfallener Back- bzw. Schmelzofen aus dieser Zeit konnte 1981 in Bad Neustadt beim Neubau des Kindergartens in der Storchengasse von Josef Wabra freigelegt und vom Landesamt für Denkmalpflege (Dr. Ludwig Wamser) wissenschaftlich untersucht werden.<sup>8</sup>

Ab 400 v. Chr. dringen keltische Stämme aus Ostfrankreich nach Deutschland ein und besetzen vor allem die Höhen: Eiersberg bei Mittelstreu, die Hohe Schule bei Eußenhausen, den Judenhügel bei Kleinbardorf, die Milseburg, den kleinen Gleichberg bei Römhild, den Staffelberg u.a. Ob die Salzburg mit ihrem merkwürdig großen Umfang des Beirings auf eine Umwallung aus älterer Zeit zurückgegriffen hat (Frieden), muß mangels

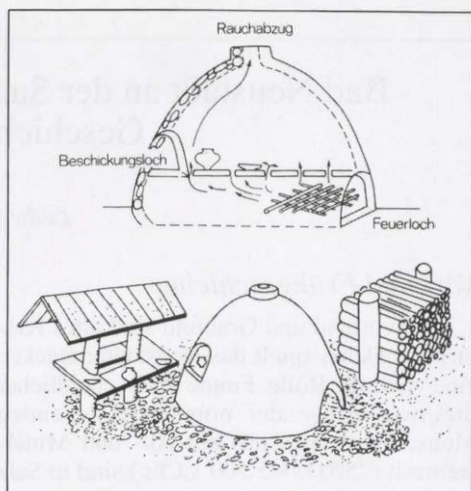


Abb. 3: Hallstattzeitlicher Brennofen (Neustadt, Storchengasse. Rekonstruktion).

entsprechender Funde offen bleiben. Die einheimische Bevölkerung verbleibt auf ihren Wohnsitzen und geht allmählich im keltischen Volkstum auf.

Das 4. Jahrhundert ist die Zeit der großen Keltenwanderungen; dabei werden die alten Wohngebiete verlassen und die Höhensiedlungen aufgegeben. Einher geht im Mittel-Latène ein wirtschaftlicher Aufschwung mit neuen Techniken in der Eisen-, Glas- und Keramikherstellung (schnellaufende Töpferscheibe).<sup>9</sup> Brandbestattungen in Flachgräbern sind die Regel. Zum Mahlen des Getreides werden Handdrehmühlen verwendet. Eine wichtige Neuerung ist die Einführung der Geldwirtschaft (Fund einer Goldmünze in Bad Neustadt). Die Siedlung in Brendlorenzen mit sechs Töpferöfen erweist sich geradezu als Zentrum der Keramikherstellung<sup>10</sup> und beachtlicher Handwerkskunst.

In der Völkerwanderungszeit (15 v. Chr.–451 n. Chr.) ist das nördliche Franken Durchgangsland vor allem für germanische Volksgruppen (Hermunduren, Burgunder, Alamannen, Juthungen), d.h., Völkern mit jeweils eigenem Recht und eigener Sprache. Siedlungsstellen finden sich auf hochwasserfreien Terrassen der Flußniederungen (so in Neustadt und Salz). Die Niederlage der Hun-

nen auf den Katalaunischen Feldern (451) und der Sieg der Franken über die Thüringer (531) markieren den Beginn des Frühmittelalters.<sup>11</sup> Ausgedehnte Rodungen und intensiver Landesausbau im 7. Jahrhundert, dann vor allem unter Karl d.Gr. (786–814) gehen einher mit einer Zunahme der Bevölkerung. Aus kleinen Hofgruppen entwickelt sich das Dorf. Aus heimgefallenen Lehen der Thüringer Herzöge (Hedene) werden karolingische „fisci“, u.a. der „fiscus“ Salz.<sup>12</sup>

Die Zufallsfunde von zwei merowingerzeitlichen Kriegergräbern (1926 Bad Neustadt, Bahnhofstraße) mit Schwert, Lanze und Schild, das mehr als 90 Gräber umfassende Reihengräberfeld bei Salz sowie die Befestigungsanlage auf dem Veitsberg und die Anlage der Pfalz Salz (790 erstmals erwähnt) stellen die strategische Bedeutung des Neustädter Beckens besonders heraus.<sup>13</sup> Der genaue Standort der 790 erwähnten Pfalz Salz im Neustädter Becken ist noch nicht geklärt.<sup>14</sup> Dies gab zu verschiedenen Vermutungen Anlaß. Von den zur Zeit laufenden archäologischen Grabungen erhofft man sich weitere Aufklärung.

### *Pfalz Salz und Salzburg*

Der Ausfall des mainfränkischen Herzogshauses der Hedene hatte in dem von Bonifatius 741 gegründeten Bistum Würzburg ein Vakuum hinterlassen. Dieses suchten der Hausmeier Karlmann (741–747) und sein Bruder Pippin (741–768, ab 751 König) durch Schenkungen bzw. Verleihungen von Krongut, Kirchen, Heerbanußten, Zehnten und der Immunität an den Bischof von Würzburg, Burkhard (741–754; † 755), wieder auszufüllen.<sup>15</sup>

Die Errichtung der königlichen Pfalz Salz 790 durch Karl d.Gr. ist wohl vorwiegend aus militärisch-strategischen Überlegungen hervorgegangen (Feldzug gegen Herzog Tassilo III. 787, Unterwerfung und Angliederung der Sachsen).<sup>16</sup> Karl d.Gr. nutzte die günstige Lage der Pfalz an einer Kreuzung wichtiger Straßen<sup>17</sup> und an der schiffbaren Saale als Wasserweg.<sup>18</sup> Auch Karls Sohn, Ludwig d. Fromme, benutzte diese Verkehrsverbindung (Urkunde 840 in Kissingen ausgestellt). Über

die zahlreichen Aufenthalte der Könige in der Pfalz Salz siehe u.a. die Zusammenstellung in der Stadtchronik von Neustadt.<sup>19</sup>

Die Vergabe einzelner Bestandteile der Pfalz Salz an geistliche Institutionen – der Kirchen von Salce und Brend 974 an das Stift Aschaffenburg durch König Otto II., das „castellum“ sowie der „curtis“ Salz samt Zubehör im Jahr 1000 durch König Otto III. und der villa Salz 1002 durch König Heinrich II. an den Bischof von Würzburg – bedeutet den Rückzug des Königs aus dem mittleren Saalegebiet zugunsten der Kirche von Würzburg und von Aschaffenburg. Dazu kam 1057 noch die Schenkung der „curtis“ Salz durch die Königin Richeza.

Mit der Veränderung des Herrschaftsträgers ging jedoch kein Verlust der Zentralität einher; man müßte eher von einer Neuausrichtung sprechen. Für die Würzburger Kirche ging es darum, diesen Bereich dauerhaft unter ihrer Herrschaft zu halten. Eine solche Sicherung richtete sich gegen die Bamberger Kirche, die seit 1007 eine Expansion Würzburgs nach Osten unmöglich machte, und die späteren Grafen von Henneberg. Daher ist es konsequent, daß nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Nachrichten über die Salzburg als würzburgische Befestigung einsetzen.<sup>20</sup>

Seit dem 10./11. Jahrhundert hatten die geistlichen Herrschaften ihre Immunitätsgebiete zu Vogteibezirken umgewandelt, damit dem Zugriff der Amtsgrafen im Grabfeld entzogen und einem Vogt unterstellt. Diesem wurde nun die Wahrung umfangreicher öffentlicher Funktionen übertragen.

Einen „*Bruch im regionalen Machtgefüge*“<sup>21</sup> zeigt im Würzburger Hochstift der sog. Investiturstreit, in dem Bischof Adalbero zeit lebens († 1090) die päpstliche Partei gegen König Heinrich IV. vertritt. In der Schlacht bei (Ober-)Streu 1078 fällt der königliche Gefolgsmann Poppo. König Heinrich erweist für Poppo Treue der hennebergischen Adelsfamilie seine Dankbarkeit, indem er Poppo Bruder Godebald (I.) zum Burggrafen von Würzburg bestellt (1091 bezeugt), wohl auch um den gegnerischen Bischof Adalbero besser unter Kontrolle zu halten. Godebald (II.) folgt seinem Onkel im Amt des Burggrafen



Abb. 4: Salzburg (Luftaufnahme).

nach. Zusätzlich hat er 1102 auch noch die würzburgische Hochstiftsvogtei inne. Die Henneberger tragen dieses Vogtamt bis zur Verleihung des Herzogsprivilegs 1168 an den Bischof von Würzburg durch König Friedrich Barbarossa. Die Streulage der mit dem Burg- und Stadtgrafenamt verbundenen Lehen wird dann nach der Aufgabe dieses Amtes im frühen 13. Jahrhundert Anlaß zu Auseinandersetzungen zwischen Würzburg und Henneberg. Die widerstreitenden Interessen dieser beiden Mächte führt Heinrich Wagner u.a. als einen Grund für den Bau der Salzburg durch den Bischof von Würzburg an.

Joachim Zeune, der die Baugeschichte der Salzburg gründlich untersucht und beschrieben hat,<sup>22</sup> zieht folgendes Fazit: „Durch die Versteinerung einer vermutlich frühmittelalterlichen Wallbefestigung entstand um 1150 eine großflächige Burg, die allerdings nie über ihren Fundamentkranz und ein paar Meter aufgehendes Mauerwerk hinaus kam. Die enorme Größe der ab den 1170er Jahren weitergebauten Burg bot die Möglichkeit, in ihr ein wichtiges Verwaltungszentrum zu installieren, so daß die Salzburg sich während der

nächsten Jahrzehnte schrittweise mit den Ansitzen der hier stationierten Verwaltungsbeamten füllte (...) Ausgehend von der unvollendet gebliebenen Burg der 1150er Jahre (Bauphase I) erfuhr die Salzburg ab den 1170er Jahren in drei extrem dicht aufeinander folgenden Bauphasen (II-IV) bis 1200 einen Ausbau zu einer bedeutenden Ganerbenburg. Dabei errichteten die hier amtierenden Schultheiße und der Vogt in den 1180er Jahren (Bauphase III) mittwegs an der Südwand zwei nebeneinander liegende Ansitze. Über zwei weitere Ausbauphasen (V et VI) erreichte die Salzburg gegen Mitte des 13. Jahrhunderts weitgehend ihre heutige Gestalt.“

Peter Ettel<sup>23</sup> deutet die Rolle der Salzburg für 1216 und die folgenden Jahre als Sitz eines Amtes im Rahmen der Landesverwaltung. Unter den ministerialischen Burgmannen (meist „castrenses“ aus umliegenden Orten des Burgvogteibezirks) sind genannt: der Schultheiß („scultetus“) Heinrich (1187), der Amtmann („advocatus“) Otto im Salzgau (1189) sowie der bischöfliche Truchseß („dapifer“) Volker (1203–40) als Träger eines Hofamtes.<sup>24</sup> Burgen waren also nicht nur mi-

litärische Stützpunkte, sondern auch Mittelpunkte mehr oder weniger geschlossener Verwaltungs- bzw. Abgaben-Sammelbezirke und damit Ausdruck des sich wandelnden Personenverbandsstaates zum institutionellen Flächenstaat.<sup>25</sup> Der Besitz der zur Salzburg gehörenden würzburgischen Lehen ist bis ins 19. Jahrhundert für die jeweiligen Anerben nachgewiesen.<sup>26</sup>

Aus einer Urkunde von 1216 geht eindeutig hervor, daß die Salzburg Sitz der bischöflichen Verwaltung im Salzgau war.<sup>27</sup> Nach der Gründung der neuen Stadt „unter Salzburg“ (1232) erfolgt dann – sukzessive – die Verlegung des Amtssitzes in die Stadt. Genannt wird der „*advocatus*“ (Amtmann) Konrad 1292 als hochstiftischer Amtsvorstand, der möglicherweise mit dem Konrad „*scultetus*“ 1279 als Stadtvorstand identisch ist.<sup>28</sup> Der Standort der Pfalz Salz ist weiterhin ungeklärt. Von den archäologischen Grabungen auf dem Veitsberg, die zur Zeit im Gange sind, erhofft man sich neue Aufschlüsse. Heinrich Wagner stellt die 940 erwähnte „*civitas*“ Salz in einen Zusammenhang mit der Burgenordnung König Heinrich I. als Schutz vor den ungarischen Reiterkriegern und ihren Raubzügen und identifiziert mit dieser Befestigung auch das „*castellum*“ Salz vom Jahr 1000.<sup>29</sup>

### Die Gründung der „neuen Stadt“

Beim Ausbau der Würzburger Machtstellung im Norden des Hochstifts während des 12. Jahrhunderts standen dem Bischof von Würzburg vor allem die Henneberger im Wege. Deren Bestreben, die alten Gerichtssprengel zu Grundherrschaften auszubauen, war durch die sog. „Guldene Freiheit“ des Königs Friedrich Barbarossa (1168 für den Bischof von Würzburg) zunichte gemacht. Das Landgericht (Gericht über Allod und Lehen), die Blutgerichtsbarkeit in den Zenten (= Hochgerichtssprengeln) wurden dem Bischof zugewiesen. Mit dem Reichsgesetz „*Confederatio cum principibus ecclesiasticis*“ (1220) übertrug König Friedrich II. (1212–50) den geistlichen Fürsten besondere königliche Rechte und machte sie zu Landesherren. Burgen- und Städtebau auf geistlichem Grund

war nunmehr nur mit Einwilligung des geistlichen Grundherrn erlaubt.

Dem Reichsgesetz zufolge legte Bischof Hermann – zum Ausbau bzw. zur Sicherung der Landesherrschaft – „feste Plätze“ (= Städte) an, so auch unterhalb der Salzburg als Etappenstation an einem wichtigen Straßenkreuz: die „neue Stadt“.

Über den Gründungsakt bzw. den Akt der Stadterhebung gibt es keine Nachrichten. Immerhin haben wir aber für das Jahr 1232 die urkundliche Ersterwähnung der „*nova civitas*“. Am 4. Dezember 1232 wurde in (Burg- oder Nieder-)Lauer („*apud Lure*“) durch Vermittlung von Würzburg und Graf Poppo VII. von Henneberg ein zweiter Schiedsvertrag über zahlreiche Streitpunkte geschlossen, die vor allem den Salzforst sowie das Gebiet um Burglauer und Mellrichstadt betrafen, d.h., Lehen bzw. Rechte, die den Hennebergern als Burggrafen erstmals zugestanden hatten, nach dem Tod Burggraf Bertolds (III.) aber vom Bischof eingezogen worden waren. Die früheren Rechtsverhältnisse sollten durch die Aussagen vertrauenswürdiger, vereidigter Männer höheren Alters („*senes*“) aus den Nachbarorten „gewiesen“ werden. Für den Fall, daß diese Männer im einzelnen keine Kenntnis mehr hätten oder zu keiner Einigung kämen, sollte jede Partei (Bischof und Graf) jeweils vier Ministerialen bestimmen. Diese sollten innerhalb von acht Tagen nach Neustadt kommen („*nouam ciuitatem intrabunt*“) und dort so lange bleiben, bis Einigkeit hergestellt sei.<sup>30</sup>

Diese Urkunde nennt erstmals (in lateinischer Form) den Ortsnamen „*nova civitas*“. Darüber hinaus aber gibt sie uns mehrere wichtige Hinweise. Der Ort Neustadt ist eine „*civitas*“, das heißt nach dem Sprachgebrauch des 12./13. Jahrhunderts: Er besitzt das Marktrecht, vor allem aber eine Befestigung, die eine Stadt im Rechtssinne (mit einer Bürgergemeinde) umschließt, ist also nicht nur grundherrlicher Burgort. Die Stadt stellt einen besonderen Friedensbezirk dar, in dem Streitfälle sicher erörtert und verglichen werden können. Dies setzt ein geordnetes Gemeinwesen voraus, das den Frieden in der Stadt auch in strittigen Fällen gewährleisten kann.

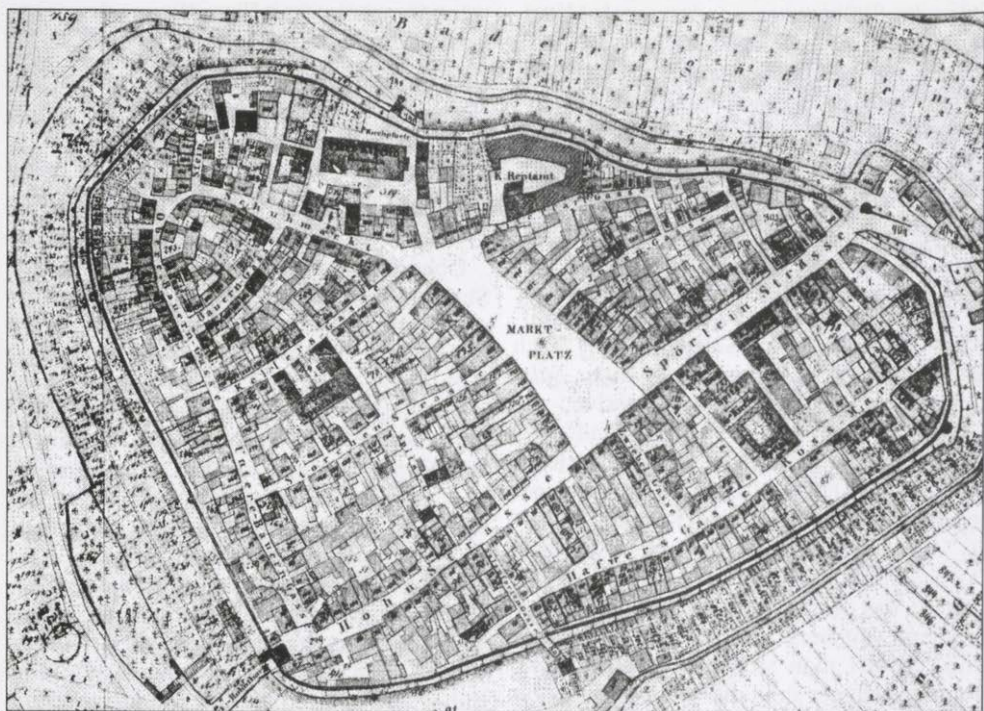


Abb. 5: Stadtplan von Neustadt a. d. S. (Urkataster 1852).

Das auch im 14. Jahrhundert für Neustadt wiederholt genannte sog. Einlager ist hier bereits bezeugt. Die darin enthaltene Verpflichtung, u.U. längere Zeit in der Stadt zu verbleiben, setzt die Existenz von Gasthöfen in der Stadt voraus.

Der Name „Neustadt“ läßt auf eine Neuanlage schließen, doch war der Stadthügel damals vermutlich nicht völlig unbebaut. Noch im 12. Jahrhundert wird dort eine romanische Kirche aus Stein errichtet, der vor Mitte des 13. Jahrhunderts eine Oswaldkapelle angefügt wird. Ein Friedhof bei der Kirche ist für das 12. Jahrhundert zu vermuten (Skelettfund unter dem Fundament der romanischen Kirche); 1277 ist der Friedhof an dieser Stelle urkundlich bezeugt.<sup>31</sup>

Neustadt ist eine jener Gründungsstädte, „bei denen in Anlehnung an einen schon vorhandenen Siedlungskern (...), aber in räumlicher und rechtlicher Trennung von ihm in planmäßigem Vorgehen des Stadtherrn das

Gelände für ein neues Gemeinwesen mit Marktplatz und Straßennetz abgesteckt wurde, und als dann eine Besetzung der so entstandenen Baublöcke mit herbeigerufenen Siedlern erfolgte, denen Hausstätten von im wesentlich gleicher Größe angewiesen wurden.“<sup>32</sup>

Über den Zeitpunkt des Gründungsaktes fehlen uns für Neustadt genauere Nachrichten. Immerhin muß der Ort bei seiner ersten Nennung 1232 schon einige Zeit bestanden haben, sonst wäre ein Einlager (in Gasthöfen) nicht möglich gewesen. Daß man bei der Gründung der neuen Stadt einem vorliegenden Plan folgte, ist aus der Topographie von Straßen und Gebäudeblöcken abzulesen. Wichtigster Straßenzug ist die SW-NO verlaufende Hauptstraße (Hohn- und Spörleinstraße), an die sich in der Stadtmittle in NW-Richtung der trapezförmige Marktplatz (6.370 qm) anschließt. Zwischen Hohn-/Spörleinstraße und dem parallel dazu verlaufenden Straßenzug

Häfnergasse/Roßmarktstraße liegen sieben durch Gassen voneinander getrennte Gebäudeblöcke, ursprünglich wohl jeweils ein mittelalterliches Hofareal (zwischen 2.400 und 3.400 qm) mit Wohn-/Geschäftshaus, Hofraum und Nebengebäuden. Im Laufe der Zeit teilte man diese Areale in kleinere Besitzeinheiten auf, und es kam dann auch entlang der Häfnergasse/Roßmarktstraße auf beiden Seiten zur Wohnhausbebauung. Die bebauten Parzellen nördlich der Spörleinstraße erstrecken sich bis zur ehemaligen Juden-, heute Apothekengasse. Die Hausfassaden der Areale um den Marktplatz sind an allen Seiten einheitlich auf diesen ausgerichtet.

Die Häuserblöcke westlich des Marktplatzes folgen in der Ausrichtung der Wohngebäude ringsum dem Verlauf der Gassen (Storch-, Kellerei-, Webergasse, Schuhmarktstraße); dies gilt analog für die Gassen mit einseitiger Randbebauung zur Stadtmauer (Bauern-, Stein- und Alte Pfarrgasse). Die Baulinie verlief im Mittelalter in einem Abstand von 2,80 m von der Stadtmauer, um Raum für den Wehrgang (später als „Feuerlauf“ bezeichnet) zu lassen. Wichtige Gebäude im Stadtbereich waren – neben der Kirche mit Kirchhof – der würzburgische Salz- bzw. Fronhof (später Kellerei), das steinerne Haus des Schultheißen Friedrich (1277 erwähnt, seit 1292 Pfarrhof, seit 1307 Bildhäuser Klosterhof) sowie das Haus des Zentgrafen (Forstmeisters, Guldenzöllners) am Hohnhor<sup>33</sup> – (heute „Altes Amtshaus“). 1352 errichteten die Karmeliten ihr Kloster mit Kirche und Begräbnisplatz; nördlich anschließend erbauten vor 1473 am „neuen Platz“ die Bürger ihr Rat- und Gildehaus.<sup>34</sup> Die Verlegung der (zum Teil neu geschaffenen) Ämter bzw. Amtssitze von Amtmann, Amtskeller, Zentgraf, Forstmeister und Zöllner in die neue Stadt ging ohne Zentralitätsverlust für den Bischof und sein Hochstift vor sich.<sup>35</sup>

### Die Stadtbefestigung

Als „fester Platz“ wurde die Stadt wehrhaft angelegt. Die Ausgrabungen von 1997 ergaben allerdings, daß Neustadt in den ersten 100 Jahren seines Bestehens noch keine Stadtmauer aus Stein, sondern nur eine Holz/Erde-

Umwallung besaß. In der Nähe der heutigen Kirchpforte stieß man unter der Stadtmauer auf die Reste eines hölzernen Eingangstores, das in das Anwesen des Schultheißen von vor 1277 führte. Als Bischof Hermann 1242 sich nach einem gegen den Abt von Fulda verlorenen Treffen bei Thulba nach Neustadt zurückzog, um hier Schutz zu suchen, war diese Stadt noch so schwach befestigt, daß er aus diesem Grund sehr bald wieder nach Würzburg zurückkehrte.<sup>36</sup> Erst 1352 werden in der Gründungsurkunde des Karmelitenklosters für die Stadt Mauern erwähnt.<sup>37</sup>

Um 1400 ist die Stadtbefestigung in Stein jedoch voll ausgebaut mit Mauern, Toren, Türmen, Stadtgraben, Damm und Schranken. Brend und Mühlgraben boten zusätzlichen Schutz. Hohn- und Spörleinsturm sicherten mit Vorbauten und Zugbrücken die Eingangstore. 1236 wird Neustadt von dem Rompilger Abt Albert von Stade als Etappenort an der Fernstraße Hamburg – Rom erwähnt. Auch in einer isländischen Quelle ist diese Reiseroute mit unserem Ort genannt.<sup>38</sup>

Die befestigten Kirchhöfe in Brend, Lorenzen, Salz, die Landwehren und Höhenwarten auf Ebersberg, Altenberg, Vollerts, Pletzacker, Veitsberg, Frauenberg sowie die Salzburg bildeten eine Art äußerer Stadtbefestigung ringförmig um die Universalmarkung. Die Dörfer Brend, Herschfeld, Mühlbach und Salz waren wie die Stadtbevölkerung zur Erhaltung der Stadtbefestigung – zum sog. Burgwerk – verpflichtet, wofür die Stadt den Dörfern in Notzeiten Zuflucht gewähren mußte. Daß es im frühen Mittelalter in der Universalmarkung noch andere geschützte Bereiche gab, z.B. eingefriedeten Privatbesitz, darauf weisen noch mehrere Flurnamen hin: Tunzenhagen (= Donsenhag; eingehogter Bereich eines Tunzo/Donizo; heute Siemensgelände), Fulradshagen (Vollerts; Einhegung eines Fulrad; Höhe 307 zwischen Brend und Wollbach), Liwichenhagen (Lebenhan; Einhegung eines [des Grafen?] Liwicho), Altscharhag (Ascherhag; frühma. Befestigung auf dem Mühlberg) und Hohn (Einhegung des Flurbereichs vom Stadthügel bis zum Veitsberg).



Abb. 6: Ältestes (vollständig erhaltenes) Stadtsiegel von Neustadt (1282)

### Stadtbevölkerung und Stadtrecht

„Stadtgründung bedeutet im eigentlichen Sinne nichts anderes als planmäßige, in verhältnismäßig kurzer Zeit abgeschlossene Besiedelung.“<sup>39</sup> Da die Gründung von Neustadt nicht nur im Interesse des bischöflichen Stadtherrn lag, sondern offensichtlich auf seine Veranlassung hin erfolgte, förderte er den Zugang in seine Stadt durch die Gewährung besonderer Freiheiten.

Der zentral in Trapezform angelegte Marktplatz kommt nicht nur dem örtlich gebundenen Lebensmittelverkehr, sondern auch den Bedürfnissen der Kaufleute mit Fernhandelsbeziehungen entgegen (FN Ingelheim, Sterzing, Gent u.a.). Am oberen Teil des Marktplatzes hatte der würzburgische Schultheiß sein steinernes Haus (heute Bildhäuser Hof). Von hier aus wurde das Marktgeschehen überwacht, hierher flossen die hochstiftischen Gefälle und Abgaben aus dem Umland. Um den Marktplatz und entlang der Fernstraße (Hohn-/Spörleinstraße) siedelten die Kaufleute; in den Seitengassen – Webergasse, Schuhmarkt, Häfnergasse etc. – übten die Handwerker ihren Beruf aus; in der Bauerngasse hatten Ackerbürger ihre Höfe; in der Judengasse (heute Apothekengasse) stand das Haus des Schutzjuden für das Geldwechselfgeschäft.

Der Inhaber des „Hafenlehens“ hatte bei Besuchen des bischöflichen Landesherrn für

das nötige Geschirr zu sorgen,<sup>40</sup> Gerber und Färber nutzten den Mühlgraben bei der Ausübung ihres Gewerbes und hatten ihre Werkhäuser meist in der Vorstadt. Auf dem Damm um die Saalewiesen und auf der Saalebrücke standen die Rahmen zum Trocknen der gefärbten Tuche.

Ob aus der reduzierten Siedlung des Veitsberges im Laufe des 13./14. Jh. Handwerker in die neue Stadt umgesiedelt wurden, ist nicht bekannt. Gegen Ende des 15. Jh. jedenfalls ist sie bereits verschwunden; denn von der Veitskapelle heißt es, sie stehe am „Ort der Einsamkeit“.<sup>41</sup>

Die Siedler in der Neustadt erwarben ihr Hofareal nicht zu eigen, sondern erhielten den Baugrund als Gründerleihe gegen einen festgesetzten Zins. Die Gebäude hingegen wurden Eigentum und konnten verkauft oder vererbt werden.

Durch die Umwallung bzw. Ummauerung wuchs die Siedlungsbevölkerung zur Stadtgemeinde zusammen, die uns schon bald als eigene Rechtsperson mit eigenem Stadtsiegel entgegentritt. Das Siegelbild (1282) zeigt den Bischof-Herzog mit Bischofsstab und Schwert als Stadtherrn; die Umschrift lautet „SIGILLUM BVRGENSIVM NOVE CIVITATIS“ und weist damit auf die Bürgergemeinschaft (= gleichen Rechts) hin.

Der Stadtbürger war frei von der Hofhörigkeit, d.h., er leistete auf dem Fronhof keinen Frondienst und zahlte weder Fronhafer noch Besthaupt oder Buteil. Lediglich zum Anteil an der städtischen Bede und sonstiger Umlagen war er verpflichtet; hinzu kamen später die landesherrlichen Steuern (Schatzung, Ungeld, Zölle).

Als wehrfähiger Mann war der freie Bürger nicht nur zur Erhaltung der Stadtbefestigung (Mauer- und Wegebau etc.), zur Verteidigung der Stadt im Kriegsfall oder zur Reis (= Kriegszug im Lande) verpflichtet, sondern auch zum persönlichen Wachdienst in der Stadt.

### Stadtverwaltung – Stadtgericht

Amte der bischöfliche Schultheiß Heinrich 1187 noch auf der Salzburg für den

gleichnamigen Vogteisprenkel, so begegnet uns der nächste bekannte Schultheiß Friedrich 1265 in Neustadt für den gleichnamigen Amtssprenkel. Friedrich vermachte sein steinernes Haus in Neustadt an der Kirch (hof)pforte dem Stift St. Peter und Alexander in Aschaffenburg, wofür seine Witwe Jutta zeitlebens eine bestimmte Rente erhielt (1277).<sup>42</sup>

1279 wird ein „*Conradus scultetus*“ genannt,<sup>43</sup>

1282 „*Heinricus dictus Rotenkolbe scultetus*“,<sup>44</sup>

1294 Schultheiß Hartung.<sup>45</sup>

In Neustadt tritt der Schultheiß wiederholt mit den zwölf Ratsschöffen als Urkundenzeuge auf. Mit ihnen übt er in der Stadt außerdem Gebot und Verbot aus und sitzt dem Stadtgericht vor, das in bürgerlichen Sachen und in einfachen Kriminalfällen Recht spricht (Die vier hohen Rügen werden vor dem Zentgericht verhandelt).

In der Zeugenliste einer Urkunde des Klosters Wechterswinkel vom Jahre 1265 werden nach dem Schultheißen Friedrich die zwölf Mitglieder des Schöffenkollegiums von Neustadt namentlich genannt:<sup>46</sup>

Vier Beamte: „*Conradus Comes senior*“ (Zentgraf), „*Heinricus Comes iunior*“, „*Eberhardus monetarius*“ (Münzmeister), „*Heinricus pabularius*“ (Futtermeister);

Vier Kaufleute: „*Gotfridus Stetzing*, *Hermandus iunior*, *Conradus Sure*, *Conradus Ingelheim*“;

Vier Handwerker: „*Otto sartor*“ (Schneider), „*Reinboto*“ (Gerichtsbote), „*Conradus pistor*“ (Bäcker), „*Bertholdus faber*“ (Schmied).

Als weiterer Zeuge ist ein „*Adelbertus scholaris*“<sup>47</sup> genannt, was auf das Vorhandensein einer Schule schließen läßt. Die Namen Sterzing und Ingelheim weisen auf Fernhändler, die Namen der Handwerker auf die maßgeblichen Gewerbe in der Stadt.

Um 1300 wird das Amt des Schultheißen in der Stadt nicht mehr besetzt. Der Schöffenrat

bestellt aus seinen Reihen die Bürgermeister, Bedmeister, Gotteshausmeister etc., gewinnt also die Selbstverwaltung. Sofern der Schöffenrat aber zu Gericht sitzt, hat einer der bischöflichen Beamten (Amtmann oder Amtskeller) den Vorsitz. Die Stadt-Ordnung von 1385 schreibt zudem vor: „... *Es sol auch in der egenanten unser stad nicht mere dann ein Rate und kein Zunfft noch sunder Eynung sein (...)* *Sunderlichen wollen wir das die obgenanten Schepffen und gemeyn dhein gebote oder gesetze machen sollen an (...)* *unser Amptlute willen und wissen(...)*“<sup>48</sup>

Ein Rathaus ist für Neustadt erst 1473 erwähnt. Es stand am gleichen Ort wie heute am „*neuen Platz*“, wo Bäcker und Metzger ihre Verkaufsbänke hatten.

An die Stelle des Vogteibezirks war seit etwa 1258 das Amt Neustadt<sup>49</sup> getreten mit einem (adeligen) Amtmann, meist mit Sitz auf der Salzburg, und einem (bürgerlichen) Amtskeller, mit Sitz in der Kellerei der Stadt, beide als bischöfliche Beamte. Das Amt war eine Kombination von Burgenhut, Gerichtskompetenzen, Forstverwaltung und Vertretung des Bischofs gegenüber der Stadt.

Hinzu kam seit 1291 das Amt des Forstmeisters<sup>50</sup> als Verwaltung des Würzburger Salzforstes. Das Zentgericht tagte seit Gründung der Stadt nicht mehr beim Dorf Salz, sondern wurde auf die Centwiese vor die Stadt verlegt. Den Zentgrafen bestellte der Bischof, der auch den Wegzoll an den Zolleinnehmer verlieh.

## Kirche und Schule

Seit dem 7./8. Jh. ging von den fränkischen Königshöfen die christliche Missionierung aus. Die Wahl des fränkischen Nationalheiligen Martin zum Patron zahlreicher Kirchen beweist, daß diese erste Missionierung von der fränkischen Kirche getragen war. Von einer Missionstätigkeit des Iroschotten Kilian, der in Würzburg 687/88 am thüringischen Herzogshof seinen Märtyrertod fand, ist für den Bereich des „*fiscus*“ Salz nichts bekannt. Nur die Sage weiß zu melden, er habe in Haselbach getauft.



Abb. 7: Pfarrkirche von Brend(Lorenzen).

Die Sprengel der beiden Martinskirchen Brend und Mellrichstadt im Westergau erstreckten sich 741/42 wohl auf die „fisci“ Salz und Mellrichstadt; der Baringau wurde später der Kirche von Mellrichstadt zugeordnet (vgl. auch die späteren Centgrenzen Neustadt, Mellrichstadt, Sondheim, Fladungen). Die Martinskirche zu Brende, dem Ort an der „Quelle“ oder dem „Quellfluß“, war als Taufkirche das religiöse Zentrum für den „fiscus“ Salz und ist tatsächlich an einer Quelle, der des Kirchbachs, erbaut.

Zu den organisatorischen Maßnahmen Karls d.Gr. im Zusammenhang mit der Errichtung der Pfalz Salz gehörte zwischen 786/800 der Rücktausch der von Karlmann 741/42 an das Bistum Würzburg geschenkten Martinskirche zu Brend gegen das Kloster St. Gumbert in Ansbach und andere Güter. Der König machte die nahe der Pfalz gelegene Kirche in Brend zur zentralen Königskirche im Salzgau (für das Volk) mit einem geschlossenen Kirchensprengel. Zu dieser königlichen Eigenkirche (*basilica*) gehörten: unvermessenes Fronhofland (*cum terris*), Wohn-

häuser und Wirtschaftsgebäude (*domibus, aedificiis*), Hufenbauern (*accolabus*), Leibeigene (*mancipiis*), Felder, Wälder, Wiesen, Weiden (*campis, silvis, pratis, pascuis*), Wasserläufe oder Ableitungen (*aquis aquarumve decursibus*), alles sonstige Zubehör (*appendiciis*) sowie die Zehnten (*decimis*), d.h., alles, was Karlmann hinsichtlich der Kirche von Brend 741/42 dem Bistum Würzburg geschenkt hatte und diesem später noch von anderen Personen übergeben worden war.

Zwei Filialkapellen der Kirche von Brend verdanken ihre Entstehung der königlichen Politik der Ottonen: die Veitskapelle auf dem Veitsberg unter Heinrich I. (manche nennen hier schon Ludwig d. Frommen), und die Laurentiuskapelle zu Ehren des hl. Laurentius, dem Tagespatron zum Dank als Beistand zum Sieg über die Ungarn in der Lechfeldschlacht 955.

974 vergab der König (Otto II.) die Großpfarre Brend und den zugehörigen Salhof (zwischen Kirch- und Stockgasse) an das Stift St. Peter und Alexander in Aschaffenburg.<sup>51</sup> Dieser Salhof war seit langem der zentrale

Wirtschaftshof des Kirchensprengels Brend; er wurde von einem Meier (*villicus*) verwaltet. Von diesem Hof aus wurde das zugehörige Salland bebaut, und dort wurden die Zinsen und Zehnten aus dem Kirchensprengel entgegengenommen. Die sogenannte Villikation Brend wird mit Pfarrkirche und Salhof 1184 unter päpstlichen Schutz gestellt, da sie sowohl durch den eigenen Vogt wie auch durch den niederen Adel des Umlandes dauernder Beeinträchtigung ausgesetzt war.<sup>52</sup>

Der Pfarrer der Alt- und Großpfarre Brend verlegte seinen Sitz 1292 von Brend nach Neustadt in das Steinhaus des ehemaligen Schultheißen Friedrich, das dieser zu Lebzeiten (vor 1277) dem Stift Aschaffenburg (Inhaber der Pfarrei Brend) geschenkt hatte. Mit dem Wachstum der Stadtbevölkerung wurde die Kirche von Neustadt weiter ausgebaut. Auch die Zehnteinnahmen der Pfarrei Brend wurden nunmehr in Neustadt gesammelt und beeinflussten dadurch nicht unerheblich das Marktgeschehen. Nicht von ungefähr sind die großen Heiligenfeste (Walpurgis, Johannes Baptista, Bartholomäus, Martin) die ältesten Markttermine.

1307 trennte sich das Stift Aschaffenburg – wegen zu großer räumlicher Entfernung und wiederholter Besitzstreitigkeiten – von seiner Pfarrei Brend und verkaufte sie an das Zisterzienserkloster Bildhausen. Da der Verkauf von geistlichen Gütern nach Kirchenrecht den Tatbestand der Simonie erfüllt, verfielen alle Beteiligten dem Kirchenbann. In einem langwierigen Prozeß wurde der Verkauf rückgängig gemacht und 1324 durch eine Kombination von Pfarreientausch und –kauf ersetzt.

Sicherlich waren die Nachwirkungen dieses Prozesses noch längere Zeit in der Stadt zu spüren. Die Bevölkerung hatte wohl den Eindruck, daß das Kloster Bildhausen als neuer Inhaber der Pfarrei zu sehr mit weltlichen Dingen beschäftigt war und dabei die Seelsorge vernachlässigte. Anders ist es kaum zu verstehen, daß die Bewohner des inzwischen „recht volkreichen“ Städtchens sich 1352 an den Bischof wandten und ihn baten, zur Förderung des religiösen Lebens und Mehrung des Gottesdienstes in ihren Mauern die Errichtung eines Karmelitenklosters zu geneh-

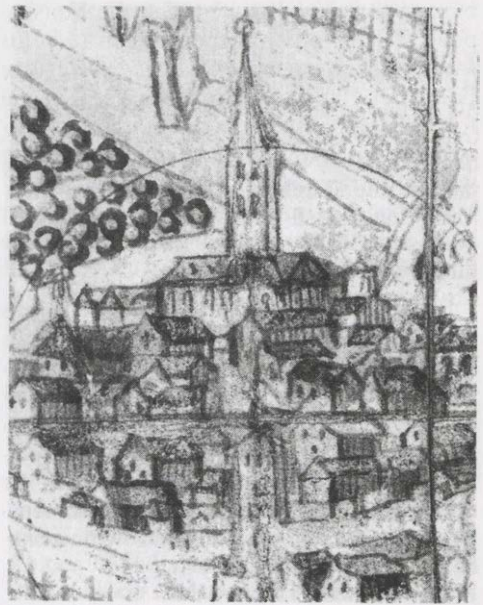


Abb. 8: Gotische Pfarrkirche von Neustadt (Ausschnitt aus der Rundkarte von 1589).

migen. Offenbar sah auch der Bischof die Notwendigkeit und gewährte die Bitte.

Durch Grabung (1983) ist auf dem Stadthügel eine romanische Kirche mit Chorturm belegt. Ende des 13. Jh. hören wir von einem Ausbau. Der Standort der romanischen, einschiffigen Kirche mit Ostturm war der gleiche wie der dreischiffigen(?), seitlich erweiterten Nachfolgekirche von 1352. Die spätromanische Oswald-Kapelle war im Nordosten an die Kirche angebaut. Daran schloß sich bereits 1277 der Friedhof an.

1284 wird die Kapelle auf dem Veitsberg (*capella in Monte Sci. viti apud nouam civitatem*) urkundlich erstmals genannt. Auf Grund eines alten Freiheitsprivilegs (*ex antiquo libertatis privilegio*) war sie der Gerichtsbarkeit des Archidiakons nicht (mehr) unterstellt und wurde vom Bischof unmittelbar verliehen. Dieser hatte sie 1284 dem Abt und Konvent von Bildhausen geschenkt, da diese ihn inständig darum gebeten hatten. Als nun aber der für die Pfarrei Brend zuständige Archidiakon, der Würzburger Dompropst Mangold, sowie der Dekan Hermann und der Scholastikus Gerhard des Stiftes Aschaffen-

burg nachweisen konnten, daß die Veitskapelle seit unvordenklichen Zeiten (*ab illis temporibus quorum non exstat memoria*) eine Filiale der Pfarrkirche Brend gewesen sei und folglich der Aschaffenburg Kirche (als Inhaberin der Pfarrei Brend) nicht entfremdet werden durfte, machte der Bischof die Schenkung rückgängig. Darauf wurde der Pfarrer von Brend, Gerhard, in den Besitz der Kapelle eingeführt.<sup>53</sup>

Eine (Latein-)Schule hat vermutlich bereits 1265 in Neustadt bestanden, denn für dieses Jahr ist in der oben im Auszug zitierten Zeugenreihe der Wechterswinkler Urkunde hinter dem Schöfferrat von Neustadt ein „*Adelbertus scholaris*“ genannt. Neben der Unterrichtung der Schüler dürfte der Magister sich vor allem mit der Schola der musikalischen Ausgestaltung des Gottesdienstes gewidmet haben.

### *Die Stadt im Mittelalter*

Die politische Führung des kommunalen Lebens in der Stadt lag im 13./14. Jh. weitgehend in der Hand des Schöfferrates, dessen Mitglieder den angesehensten Familien der Stadt entstammten: den Rotenkolben, Zentgraf, Schweinfurt u.a. Alle wichtigen Ämter lagen in ihrer Hand. Wiederholt streckten sie den Bischöfen namhafte Summen an barem Geld vor (was auf ihren Wohlstand hinweist) und kamen so in den Genuß einträglicher Pfandobjekte des Hochstiftes. Sie erwarben Grundbesitz oder trieben Handel. Ihre Familien waren miteinander verwandtschaftlich verbunden. Als die schöffensbaren Familien bildeten sie, sozial als die „*richen*“ bezeichnet, das städtische Patriziat.

Nach dem Verschwinden des Schultheißen um 1300 und der Errichtung der Ämter mit Amtmann und Amtskeller scheint der Schöfferrat die städtische Selbstverwaltung voll erreicht zu haben (Sofern der Schöfferrat allerdings zu Gericht saß, hatte einer der Beamten den Vorsitz). 1332 ist bereits eine klare Zuständigkeit bestimmter Ratsmitglieder gegeben, so z.B. als Gotteshausmeister (*burmeister*). Die 1346 nach den Ministerialen und bischöflichen Beamten als Urkundenzeugen in Neustadt genannten „*burgere*“ Ap-

pel Gente und Diether Müller dürften die Bürgermeister der Stadt gewesen sein. Dieser Personenkreis der städtischen Ehrbarkeit war es auch wohl, der 1352 bei der Gründung des Karmelitenklosters in Neustadt maßgeblich beteiligt war (Glockenumschrift: „*die erbaren burgere ...*“). Die Wappenzeichen der Rotenkolben und der Gent finden sich noch heute in der Loretokapelle.

Die rechtliche Gleichstellung aller Stadtbürger bedeutete folglich keineswegs soziale oder politische Gleichheit. Je mehr der – auf Lebenszeit amtierende – Schöfferrat seine Vorrangstellung ausbaute, um so stärker mußte er in ein politisches Spannungsverhältnis zur übrigen Bürgerschaft treten. Diese versuchte ein Kontrollrecht über den Schöfferrat zu erlangen und schuf – wohl über bestimmte Zünfte – offenbar einen von der Gemeinde gewählten Rat. Dies geht aus der kürzlich (als Bestandteil der Stadtordnung von 1435) aufgefundenen Stadtordnung von Neustadt aus dem Jahre 1385 eindeutig hervor. In dieser Ordnung von 1385 gebietet Bischof Gerhard: „*es sol auch in der egenannten unser Stat nicht mehre dann ein Rate/ und kein Zunfft noch sunder Eynung sein (...)* Sunderlichen wollen wir/ das die obgenanten schepffen und gemeyn dhein gebote oder gesetze machen sollen an unser/ unser Nachkommen/ oder unser Amptlute willen und wissen (...).“

Der Bischof verbietet zwar die Einungen in der Stadt, doch beteiligt er durch weitere Vorschriften die Gemeinde unmittelbar am Stadtregiment im Sinne einer fast paritätischen Mitwirkung. Künftig sollen jährlich zwei Bürgermeister gewählt werden, und zwar einer durch die Schöffen aus dem Schöfferrat und einer durch die Gemeinde aus der Bürgerschaft. Diese beiden Bürgermeister sollen in den einzelnen Stadtteilen (= Stadtvierteln!) das Ungeld (eine Getränkesteuer) einnehmen. Mit den Bedesetzern und Bede-Einnehmern verhält es sich ähnlich: Zwei Schöffen und zwei gewählte Vertreter der Gemeinde werden vereidigt und zur Verschwiegenheit verpflichtet; diese vier setzen dann die von jedem Bürger (entsprechend seinem Grundbesitz bzw. Vermögen) zu erhebende Bede fest. Über

ihre jährlichen Einnahmen (und Ausgaben) müssen sie – wie die Bürgermeister – vor den Schöffen und einem durch die Gemeinde gewählten 15er-Ausschuß Rechnung legen. Wachgeld, Weggeld (= städtischer Torzoll) und Viehgeld (Hut!) werden von je einem Schöffen und einem Gemeindevertreter eingehoben. Auch das Heiligenamt ist paritätisch besetzt; zusammen mit dem Pfarrer nehmen die beiden Gotteshausmeister das Kirchgeld ein und legen, wie alle übrigen Verwalter, vor Schöffen und 15er-Ausschuß Rechnung.

Mit zahlreichen Burghutverträgen und Landfriedensbündnissen hatten die Bischöfe versucht, das Fehdewesen einzudämmen und den Frieden im Lande zu wahren. Als die Straßen im Oberland durch den fehdelustigen Adel, der angesichts mancher Zahlungsschwierigkeiten des Bischofs sein Recht gegen diesen mit Gewalt suchte, sehr unsicher geworden waren, verband sich Bischof Gerhard 1386 mit den Städten Neustadt, Mellrichstadt, Meiningen und Königshofen. Der Schirmvertrag, in den auch die bischöflichen Amtleute eingebunden waren, wurde zu Neustadt auf vier Jahre geschlossen. So war mit bischöflichem Einverständnis ein Vierstädtebund entstanden, dessen politische Führung und dessen Bürgerwehren der Bischof die Sicherheit des fränkischen Oberlandes anvertraute. Das Selbstbewußtsein der Bürger wuchs dadurch beträchtlich. Ein Jahrzehnt später wandte sich die 1387 zum fränkischen Städtebund erweiterte Einung gegen den Landesherrn selbst.

Diese Entwicklung hatte ihre Ursache in der bischöflichen Finanz- und Wirtschaftspolitik, die fast ausschließlich von fiskalischen Interessen bestimmt war, d.h., den Bedürfnissen der Staats-, Hof- und Heeresverwaltung zu dienen hatte. Als die üblichen Geldquellen, die aus den Regalien wie Zoll-, Geleit-, Markt-, Münz-, Wildbann- und Bergwerksfällen gespeist wurden, nicht mehr ausreichten, wurden die Steuern erhöht und Sondersteuern erhoben. Daneben gingen die Fürstbischöfe zu Veräußerungen von Stiftsgütern oder Verpfändungen von Gefällen bei Darlehensaufnahme über.

Zur Sicherung seiner Herrschaft legte der Bischof mehrere Berittene in die Stadt. 1395 machte er den Amtmann von Neustadt, Giese von Bastheim, zum Landvogt im Oberland mit zehn Gleden in seinem Schloß (gegen 1.000 fl. Besoldung).

Durch die Steuerbewilligung und Steuervereinbarungen wuchs der Einfluß des Domkapitels und der Landstände. Die Erhebung des von König Wenzel 1397 dem Bischof gewährten Guldenzolls führte schließlich zum fränkischen Städtekrieg.

Die Erhebung der elf Hochstiftsstädte zu Reichsstädten zog König Wenzel auf den Einspruch der Fürsten zurück (1398) und ließ die Städte auffordern, dem Bischof Gerhard (1372–1400) erneut zu huldigen. Die Städte weigerten sich, und es kam bei Bergtheim am 10./11. Januar 1400 zum Kampf, den die Städte verloren. Die Städte mußten sich dem Bischof unterwerfen.<sup>54</sup>

Am 14. Februar 1400 söhnte sich der Bischof mit den Bürgern der Stadt Neustadt wieder aus.<sup>55</sup> Der Nachfolger im Bischofsamt war Johann I. von Egloffstein (1400–11). Auch ihm gelang es nicht, das Hochstift aus der finanziellen Zerrüttung zu befreien. Das Domkapitel ließ ihm kaum freie Hand. 1395–1400, 1407, dann wieder 1487 prägt ein Münzmeister in Neustadt den sog. „*Neustädter Pfennig*“.



Abb. 9: Der Neustädter Pfennig, 14. Jh. (Kopie).

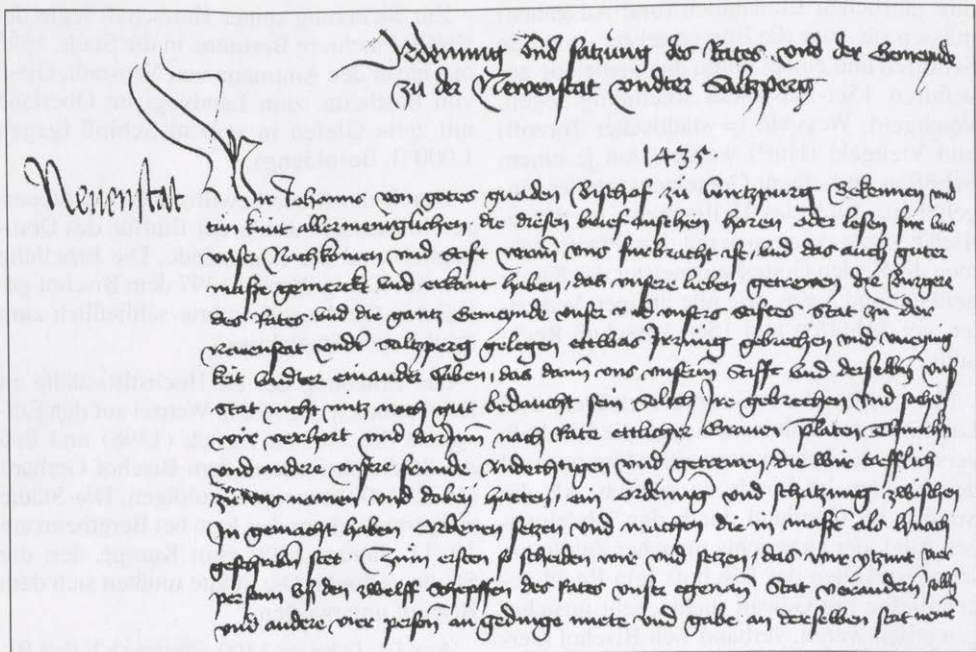


Abb. 10: Stadtordnung von Neustadt 1435 (Auszug).

Ähnlich wie sein Vorgänger verfuhr Bischof Johann II. von Brunn (1411–40) mit den hochstiftischen Finanzen. 1432 wurde der Bischof gezwungen, die Regierung des Hochstifts niederzulegen. Das Domkapitel bestellte darauf mit königlicher Bestätigung 1433 Johann von Wertheim als Stiftpfleger und nach dessen plötzlichem Tod († 19. Nov. 1433) dessen Bruder Albrecht von Wertheim. Nach Aussöhnung des Bischofs mit einem Teil des Domkapitels und gestützt auf eine Konzilsentscheidung (vom 17. Okt. 1434) kam es – wahrscheinlich in Schweinfurt – zum sog. „Rund-Vertrag“, auf Grund dessen der Stiftpfleger dem Bischof wichtige Regierungsbefugnisse zurückgab.<sup>56</sup>

Im folgenden Jahr 1435, Freitag nach Lätare (1. April), als der Kampf des Bischofs um die Ausschaltung des Stiftpflegers noch im Gange war, scheint die Stadt Neustadt Bischof Johann bereits gehuldigt zu haben; denn von diesem Tag datiert die durch Bischof Johann II. für Neustadt erlassene (2.) Stadtordnung. Rat und Gemeinde waren, wie eingangs bemerkt ist, untereinander in „Irrung, gebrechen und vneyngkeit“ geraten. Es wird deut-

lich, daß der 1385 erwähnte 15er-Ausschuß sich – neben dem Schöffenrat – zu einem Zwölferrat ausgebildet hatte, der „von der Gemeyn wegen“ zu raten pflegte. Des Bischofs Neuordnung ist besonders gegen den auf Lebenszeit amtierenden Schöffenrat gerichtet, der nun – wie die Ratszwölfer – einem jährlichen Wechsel unterworfen werden soll.

Vom Schöffenrat sollen jährlich vier (d.h., ein Drittel), von den Ratszwölfen jährlich sechs Mitglieder (d.h., die Hälfte) an „Petri Cathedra“ ausgewechselt werden. Diese jährliche Veränderung soll vom Bischof, seinem Amtmann oder einem Beauftragten vorgenommen werden, was also einen unmittelbaren Eingriff des Landesherrn bedeutet. Auch bei Ausscheiden eines Schöffen oder Zwölfers durch Tod oder Untauglichkeit nimmt der Bischof oder sein Beauftragter die Neubesetzung vor. Die Tätigkeit der Schöffen und der Zwölfer ist unentgeltlich, „on gedinge, miete und gabe“.

Weiter ordnet der Bischof an, daß alle Personen über 16 Jahre, die in der Stadt geboren sind und dort wohnen, und auch die Zuzie-

henden jeweils zu Goldfasten (= alle Vierteljahr) dem Bischof, seinem Amtmann oder Beauftragten „*globen und sweren*“ sollen wie alle anderen Bürger der Stadt.

Auch alle Türmer und Torwarte der Stadt sollen ihren Eidschwur leisten, nämlich: vor Schaden zu bewahren, den allgemeinen Nutzen zu mehren, dem Bischof Türme und Tore getreu zu bewachen und die bischöfliche Stadt und ihre Bürger, geistliche und weltliche, zu deren Besten zu bewahren. Gleiches sollen die Freiboten tun; auch sie sollen ihr Gerichtsbotenamt recht und mit Eifer ausüben. In allen übrigen Punkten verweist Bischof Johann auf die eingefügte Stadtordnung von 1385, die mit Einschränkung weiter Gültigkeit behält.

Am 9. Januar 1440 starb Johannes II. Die (unglückliche) Wahl des Domkapitels fiel auf Sigmund von Sachsen (1440–43). Bald stand auch dieser Bischof mit dem Domkapitel in offener Fehde, obwohl des Bischofs Bruder Wilhelm die Sache des Domkapitels verfocht. Bei Bergtheim/Opferbaum schlug das Heer der markgräflich-bischöflichen Partei das Heer der sächsisch-domkapitelschen Partei zurück. Nach langem Hin und Her wurde dem Bischof ein fünfköpfiges Stiftsregiment zur Seite gestellt. Gegen den Versuch, dem Bischof auch die geistliche Jurisdiktion zu nehmen, wehrte sich dieser mit dem Bann gegen Domkapitel und Würzburger Klerus. Als der Zustand des Hochstifts heillos zu werden drohte, schaltete sich König Friedrich III. ein und bestellte am 14. August 1442 Gottfried Schenk von Limburg, den Domdechant zu Bamberg und Domherrn zu Würzburg, als Stiftspfleger. Gleichzeitig entband der König alle Stiftsuntertanen von den Eiden, die sie Bischof Sigmund geleistet hatten. Sigmund jedoch erkannte den Spruch des Königs nicht an; darauf versagte sich ihm die Stadt Würzburg. Im Oberland war man uneins. Als der Stiftspfleger in der Woche nach Lichtmeß 1443 nach Neustadt kam, huldigten ihm – wie in Mellrichstadt – nur Bürgermeister und Räte; die Gemeinden in beiden Städten und den zugehörigen Amtsorten hingegen widersetzten sich und empörten sich gegen den Stiftspfleger und den Rat. Also zwang der Pfleger die Dörfer im Amt mit Gewalt zur Huldigung und ließ schließlich „*etliche gute*

*büchsen*“ auf das Schloß Salzburg bringen. Als die Bürger von Neustadt dies bemerkten, schickten sie ihre Bürgermeister zum Pfleger und wollten mit ihm verhandeln. Inzwischen aber brachten andere Bürger Bischof Sigmund von Schweinfurt her in die Stadt. Ein „*Bube*“ Klaus Karl und nach ihm noch andere warfen sich zu Hauptleuten auf und hausten mit Raub und Brand. Weder die Domherren noch Heinz Steinrück, dem Stadt und Amt zur Hälfte verpfändet waren, ließ man in die Stadt. Die ungehorsamen Bürger schädigten auch die Untertanen des Hans und Jakob von Steinau und steckten das den Steinauern gehörige Dorf Herschfeld in Brand.

Am Freitag nach Mitfasten rückte der Stiftspfleger mit seinem Kriegsvolke vor Neustadt, nahm den Neustädtern das Wasser und die Mühlen, so daß die Stadt sich ergeben mußte. Durch Vermittlung des Grafen Wilhelm, dessen Bruder Heinrich bei der Belagerung Neustadts im Dienste des Pflegers acht Hengste und Pferde verloren hatte, kam es schließlich zu einem Vergleich, der die alte Rechtslage wiederherstellte.

Da Neustadt (wie Mellrichstadt) wegen seines Ungehorsams gegen den König durch dessen Spruch vom 14. August 1442 der Reichsacht verfallen war, mußte es durch erneuten königlichen Spruch von dieser befreit werden; das geschah am 1. Juli 1443.

In den folgenden Jahren bemühte man sich, die in der Stadt angerichteten Schäden wieder zu beheben, wie wir aus der bischöflichen Auflage für Götz von Schweinfurt bezüglich der wüsten Hofstatt am Hohntor ersehen können. Bischof Gottfried IV. (1442–55) und seine Nachfolger Johann III. von Grumbach (1455–66) und Rudolf II. von Scherenberg (1466–95) nahmen die Tilgung der Stiftschulden energisch in Angriff, so daß sich das Hochstift Würzburg in der zweiten Hälfte des 15. Jh. merklich erholte. Ein wirtschaftlicher Aufschwung wird auch in Neustadt erkennbar: 1456 erhielt die Stadt zu den bisherigen vier Jahrmärkten einen fünften an „*Conversio Pauli*“.

Unter Bischof Rudolf II. von Scherenberg wurde Neustadt dann auch als Pfand mit 6.000 fl. ausgelöst. Zur Stabilisierung der in-

neren Verhältnisse der Stadt gab Bischof Rudolf Neustadt 1478 eine neue Stadtordnung, in der konservative und dynamische Elemente in einem ausgewogenen Verhältnis stehen.<sup>57</sup>

## *Das Wirtschaftsleben*

### *a) Das Ackerbürgerstädtchen*

Nach Auflösung des Fronhofsystems bildeten sich die einzelnen Gemeindefluren; sie sind im 13./14. Jh. um Neustadt nachzuweisen. Auch innerhalb der Universalmark Neustadt gab es klar geschiedene Ortsfluren mit eigener Zelgenbildung (Dreifelderwirtschaft, z.B. 1394 Mühlbach, 1403 Brend), auch wenn der Stadtrat von Neustadt für die Universalmarkung (Neustadt und vier Dörfer Brend, Herschfeld, Mühlbach, Salz) insgesamt zuständig war. Innerhalb dieser Markung gab es allerdings Grundbesitz unterschiedlichen Rechts.

Neben dem bürgerlich (-bäuerlichen) Zinsgut – nur dies unterlag der städtischen Verwaltung und Abgabenordnung – gab es hochstiftisches Lehengut (seit 1303 in den bischöflichen Lehenbüchern nachgewiesen), Güter geistlicher Institutionen (Pfarrgut, Klostergut etc.) und unmittelbar von Fronhöfen aus bebautes Amtsgut.

Aus den Schenkungsurkunden seit 1000, zahlreichen Flurnamen sowie aus den Lehensauftragungen, Rechten und Gefällen wird deutlich, daß Acker-, Garten- und Weinbau sowie Wiesenkultur und Viehzucht schon frühzeitig um Neustadt betrieben wurden. An Getreidearten wurden vor allem Roggen und Hafer gebaut, doch dürfte mindestens der Eigenbedarf an Weizen (Christsemmel, Weck, häufig als Reichenis erwähnt) oder Gerste (Biererzeugung) angebaut worden sein.

Seit dem frühen Mittelalter wurde an den Muschelkalkhängen um Neustadt ausgedehnter Weinbau betrieben. Erste Hinweise darauf gibt der wiederholt verliehene Weinzehnt. Im 14. Jh. scheint dieser Weinbau recht einträglich gewesen zu sein; denn die Bürger von Neustadt müssen unter Hinweis auf ihr Holzbezugsrecht im Salzforst in größerem Umfang gutes Bauholz für Keltern und Faßlager in den Weinkellern verwendet haben. Dieser

kostenlose Holzbezug wurde ihnen in den Salzforstweistümmern für die Zukunft untersagt. Die Einlagerung von Wein in der Stadt durch Bewohner der vier Dörfer, das freie Schankrecht der Neustädter Bürger während des ganzen Jahres und – zeitlich begrenzt (von Michaeli bis Martini) – der Bewohner der vier Dörfer sowie der wiederholt erwähnte Weinhandel (und Weinzoll) zeigen, daß der Weinbau um Neustadt im Mittelalter beträchtlich gewesen sein muß. Strenge Ordnung galt für die Weinbergshut, für die man eigene Beerhüter bestellte. Die Weinlese konnte nur mit Genehmigung des Zehntherrn begonnen werden, ein Recht, das sich Kloster Bildhausen (als Zehntherr) 1327 von Bischof Wolfram (1322–33) und schließlich sogar vom Papst urkundlich bestätigen ließ.

Die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe, Gänse, Hühner) scheint im frühen und hohen Mittelalter vor allem in den Fronhöfen und dann in den zu der Universalmark gehörigen Dörfern recht beachtlich gewesen zu sein. Auch in der Stadt hielt fast jeder Bürger eine Milchkuh und ein Schlachtschwein, daneben je nach Vermögen Schafe und Federvieh. Die streng beachteten Triebrechte innerhalb der Universalmark und in den Salzforst (vgl. auch Flurnamen wie Rindberg, Schweinberg etc.), die Anstellung von Hirten und Schäfern, die Viehgeldabgabe u.ä. lassen den Schluß zu, daß auch die Kopfbzahl des in der Stadt gehaltenen Viehs nicht gering war.

### *b) Handel und Handwerk*

Nicht der Ackerbürger, sondern der Kaufmann und der Handwerker gaben der neuen Stadt ihr typisches Gepräge. In ihrem Zentrum liegt der trapezförmige Markt, der mit seiner Größe von 6.270 qm im Oberland seinesgleichen sucht. Schon durch diese Tatsache weist er auf die Bedeutung Neustadts vor allem als Nahmarkt für das Umland hin, doch war der Ort auch fest in das fränkisch-hessisch-thüringische Fernhandelsnetz einbezogen. Eng drängten sich die giebelständigen Häuser der Kaufleute um den Markt, der an den vier großen, jeweils drei Tage währenden Jahrmärkten Walburgis (30.4.), Johanni (24.6.), Bartholomäi (24.8.) und Martini

(11.11.) auch die Gassen der Stadt (z.B. Schuhmarkt, Zwiengelgasse, Roßmarkt, Häfnergasse) in das Marktgeschehen einbezog. Entlang der Fernstraße (Hohn- und Spörleinstraße) standen die alten Gasthöfe und Herbergen, deren Namen uns erst aus der frühen Neuzeit bekannt sind: Grüner Baum, Schwarzer Bär, (Goldenes) Roß, Goldener oder Wilder Mann (wegen des Poseidon-Marktbrunnens), Goldener Löwe, Schwan. Die Existenz einer bischöflichen Münzstätte in Neustadt sowie das Auftreten bischöflicher Schutzjuden (nachgewiesen 1336 und 1450) in der Juden- oder Jeckengasse in Marktnähe sind weitere Hinweise auf einen überregionalen Markt.

Die Märkte des Salzgaues standen, wie wir aus einer Jahrmakttverleihung 1356 an Mellrichstadt wissen, unter gleichem Recht. 1434 heißt es dazu in einem bischöflichen Schied für Neustadt, daß an den vier dreitägigen Markttagen niemand Zoll geben soll, er sei Einwohner der vier Dörfer oder Gast, der auf den Jahrmaktt käme, dort seine Ware ausstelle und feilen Kauf halte. Wer aber einen Kaufmannsschatz an den drei Markttagen auf den Markt bringe und diesen, ohne ihn feilgeboten zu haben, wieder hinwegführen wolle, müsse ihn verzollen. Die Zollbefreiung dient also ausdrücklich der Hebung des Markthandels. Bischof Johann III. hat in der Verleihung des fünften Jahrmaktes (Conversio Pauli: 25.1.) 1456 diese Absicht des Landesherren noch einmal klar bestätigt.

An den übrigen Tagen, auch den Wochenmärkten (Dienstag- und Freitagvormittag), wurde der Wegzoll nach Wagen, Karren, Viehart etc. erhoben. Auch wer Güter in die Stadt trug, „*es sey an Kees, Butter, Ayer, Öpfel, byrn*“, nichts ausgenommen, sollte für jeden Tag, an dem er feilhielt, einen Heller geben, ob er verkaufe oder nicht.

Zur Sicherung der Versorgung der Stadtbevölkerung mit Getreide etc. galt aber bereits 1434 eine Einschränkung. Von keinerlei Getreide, das man in die Stadt führte, wurde Zoll erhoben. Wer aber Getreide oder gebackenes Brot aus der Stadt fuhr oder trug, zahlte den entsprechenden Zoll.

Am unteren Marktplatz stand der Kornstein, wo jeder sich des Neustädter Normalmaßes für Korn und Hafer bedienen konnte (Malter, Metze, Maß); an der Kirche befanden sich die Längenmaße (Feldgerte, Elle); am oberen Marktplatz stand die Waage. Noch 1512 gehörten Waage und Salzmaß zur Kirche. Die Waage wurde von den Heiligenmeistern (des Rates) auf bestimmte Zeit verpachtet. Der Pächter hatte an gewöhnlichen Tagen von jedem Karren Salz 1 Pfennig und an Jahrmärkten von jedem Karren 1 Maß Salz (die Hälfte davon erhielt der Freibote; ein Maß Salz pro Jahrmaktt erhielt der Kirchner für die Kirche). Von jedem so durch den Waagmeister eingenommenen Maß Salz mußte dieser der Kirche 9 Pfennige geben. Auf diese „Gemeindewaage“ kamen, wie der Gebührenordnung zu entnehmen ist, Wachs, Flachs, Wolle, Leinen, Fleisch, Schmalz, Pech, Blei und andere Güter, dazu alle Arten von Vieh.

Auch Fleisch- und Brotbänke fanden sich bis 1543 am oberen Marktplatz; Mitte des 16. Jh. wurden die Fleischbänke dann am „*neuen Platz*“, d.h., am Rathausvorplatz aufgestellt.

Mit einem hennebergischen Lehen und Freibrief vom Jahre 1415 für den Hefenhandel (hever) „*zwischen den vier Wäldern*“ war – neben drei weiteren Kaufleuten von Mellrichstadt, Unsleben und Schweinfurt – „*Concz Sawer von der Nuenstatt vndir Salczberg*“ versehen; dieses Lehen wurde 1433 erneuert.<sup>58</sup> Der Hefenhandel läßt auf ein vollentwickeltes Brauereiwesen und eine Hinwendung der Bevölkerung zum Biergenuß schließen.

Über Einkommensverhältnisse der Kaufleute erfahren wir nichts Neues, doch unterschied man bereits im 14. Jh. klar zwischen Kaufmann und Krämer (mit geringerem Einkommen). An der Entwicklung der Stadt war neben dem Kaufmann vor allem der Handwerker nicht unerheblich beteiligt.

Waren es in den werdenden Städten die Bäcker, Müller, Schmiede, Schuster und Zimmerleute, denen zunächst im grundherrschaftlichen Bereich die Grundversorgung der städtischen Bevölkerung oblag, so trat bei stetig wachsender Bevölkerung bald eine wei-

tere Entfaltung und Spezialisierung des Handwerks ein. Mehr und mehr produzierte der Handwerker für den Markt, d.h., besonders für den Nahmarkt.

Bestimmte Bauberufe blieben weiterhin bei so ausgedehnten Bauaktionen unentbehrlich. Maurer und Steinmetzen brachen den Baustein (Wellenkalk) z.B. am Grasberg oder „Steingerumpel“ zu Salz und bearbeiteten ihn. Flurnamen wie „Tauchgrube“ (= Lehmgrube) und „Lehmweg“ weisen auf Ziegelherstellung hin; eine Ziegelei stand unterhalb der Kirchpforte am „Ziegelsteig“ bei der Brend, eine weitere beim Siechenhaus (später Bahnhofstraße). Mit dem Flurnamen „Hafenlehen“ bzw. der Bezeichnung „Häfnergasse“ ist das Neustädter Häfnerhandwerk angesprochen. 1303 bereits gab es in Neustadt ein eigenes „Hafenamt“: Gottfried und Hermann von Neustadt erhielten als bischöfliches Lehen die sog. „Hauenhube“ gegen die Verpflichtung, dem Bischof bei seinen Besuchen in Neustadt mit allem nötigen Tafelgeschirr zu versehen.<sup>59</sup> Die Brennöfen standen in der Regel außerhalb der Stadtmauer; 1450 wird die „*Brenn an der Salzbrücke*“ am Aspen erwähnt.

Daß Zimmerleute (Fachwerkbauten), Wagner und Schmiede (Nah- und Fernverkehr) in Neustadt hinreichend Arbeit fanden, ist un schwer zu sehen. Ein Sporenschmied neben dem Nordtor dürfte dem „*Spörersthor*“ (1430) den Namen gegeben haben.

Wein- und Bierfässer, Kufen, Butten und Holzeimer fertigten die Büttner. Unter den Familiennamen findet sich 1400 auch ein „*Dressler*“ (= Drechsler) und ein „*Borer*“. Die Aufgabe des Bohrers war offenbar die Anfertigung von Holzröhren für die 1443 wohl bereits existierende Fernwasserleitung vom Schweinberg durch den Brendgrund zum oberen Brunnen auf dem Marktplatz.

Der Flurname „Gerberpfad“ und mehrere Lohehäuslein zwischen der Brend und dem Mühlbach in der Vorstadt und an der Salzpforte zeigen, daß auch das Gerberhandwerk in Neustadt heimisch war. Auf Tuchmacherei und Färberei weisen Namen wie „Webergasse“ (1424), Bleichrasen (später Brendallee), Rahmenweg (mit Tuchrahmen

auf dem Damm vom Hohntor bis zur Salzpforte), obere und untere Mang, Färbhaus an der Salzbrücke hin. Die beiden Tuchstiftungen für die Armen der Stadt und den vier Dörfern – von Johannes Schunther (1484) und Johann Böhm (1497) – sowie die Verarbeitung der Tuche zu jährlich etwa 33 Röcken sind ein weiterer Beleg für Tuchmacherei bzw. Tuchhandel und setzen ein tüchtiges Schneiderhandwerk voraus.

Im Schuhmarkt hatten sich die Schuhmacher angesiedelt. Aus dem 14. Jh. kennen wir einen Goldschmied, aus dem 15./16. Jh. eine Keßlerfamilie (mit Reichslehen) in Neustadt.

Zu erwähnen sind außerdem die Müller der um Neustadt liegenden Getreidemühlen (z.T. mit einem Walkgang) und der Sodenmühle in Neuhaus, wo ursprünglich wohl – wie der Name sagt – Salz gesotten wurde. Sicher gab es sonst noch so manches Handwerk, das in den spärlichen mittelalterlichen Quellen nicht genannt ist.

Die schmalen Hausareale zwischen Spörleinstraße und Apothekengasse mit giebelständigem Handwerkerhaus, kleinem Hofraum und langgestreckten Werk- und Nebengebäuden vermitteln z.T. heute noch eine ungefähre Vorstellung von der mittelalterlichen „Handwerkerstadt“. Das wiederholte Verbot von Zünften und Einungen durch den bischöflichen Landesherrn meinte nicht das Verbot der handwerklichen Organisationen, sondern sollte deren politischen Einfluß im Sinne einer städtischen Nebenregierung ausschalten und deren Zunftgerichtsbarkeit eindämmen. Die mittelalterliche Stadt war ja der Ort, wo demokratisches Bewußtsein sich entfaltet und zu festigen versuchte. Die Stunde des demokratischen Staatsbürgers war freilich noch lange nicht gekommen.

### *Pfarrei, Pfarrkirche und Vikarien*

Ende des 13. Jh. war die Filialkirche Neustadt nicht nur mit einem weiteren Altar, sondern mit weiteren Ablässen ausgestattet worden. So war der Bevölkerung von Neustadt die Möglichkeit geboten, alle wichtigen Kirchenfeste in der eigenen Filialkirche festlich zu begehen. 1300 wird diese Filialkirche –

ohne daß wir den Rechtsakt der Erhebung selbst kennen – eine Pfarrkirche genannt. Dies hängt wohl wesentlich mit der Verlegung des Pfarrsitzes von Brend nach Neustadt in das ehemalige Haus des Schultheißen zusammen. Dort wohnten auch die Kapläne bzw. Pfarrvikare und versahen von hier aus die Gottesdienste in den zur Pfarrei gehörigen Kirchen. Nach dem Übergang der Großpfarre Brend nach Neustadt inkorporierte Bischof Otto diese Kirche dem Kloster Bildhausen (1398 Juni 20 päpstliche Bestätigung). Das Recht, die Pfarrei von Ordensgeistlichen versehen zu lassen, wurde dem Kloster 1406 gewährt.

Der zur Pfarrei Brend/Neustadt gehörige Zehnt in der Großpfarre wurde nun auch im Neustädter Klosterhof gesammelt, wo ja für den Überschuß an Getreide und Wein der geeignete Absatzmarkt gegeben war. Auf Grund eines Vertrages von 1464 bestellte der Pfarrer die Zehntknechte im Namen von Zehntgemeinde und Zehntherrn; dafür erhielt der Bürgermeister das Recht, den Schulmeister im Namen von Stadt und Pfarrei zu vereidigen.

Die 1352 erbaute (und 1793 abgebrochene) Pfarrkirche war eine gotische Hallenkirche mit sechs Fensterachsen und Chorturm (mit Altarraum und angebautem Ostchor). Sie hatte folgende Maße: Chorraum 42 x 25 Schuh, Kirchenschiff 102 x 72 Schuh, Veitschörlein 15 x 15 Schuh, Sakristei 25 x 25 Schuh (1 bayer. Schuh = 29,2 cm).

Im Laufe der Jahre wurden in der Pfarrkirche Neustadt folgende Altäre errichtet: 1294/1328 bischöfliche Bestätigung für den Corporis-Christi-Altar und Ausstattung. Verpflichtung des Vikars: täglich eine Totenmesse nach der Frühmesse/vor dem Hochamt. 1373 Juli 3 Weihe des Hl.-Kreuz-Altars unterhalb des Chores durch den Würzburger Weihbischof Johann. Kirchweihfeier: Sonntag nach Peter & Paul.<sup>60</sup> Vor 1381 Katharinenaltar (mit Seelmeßstiftung der Else Goldsmidin<sup>61</sup>). 1476 Gründung und Ausstattung der Vikarie St. Sebastian und Katharina durch den Frühmesser in Salz, Johann Stedler, von Bischof Rudolph bestätigt. Präsentationsrecht beim Rat von Neustadt. 1480 Bischof Rudolph bestätigt die Gründung und Ausstattung der Vikarie am Barbara-Altar in der Pfarrkirche Neustadt



Abb. 11: Krönung Mariae. Glockenrelief (1505), Pfarrkirche Neustadt.

durch den Kanoniker Johann Schunther in Würzburg.

1494 gibt Bischof Rudolph seine Bestätigung zur Gründung der Vikarie der Jungfrau Maria, der heiligen Kilian, Burkard, Nikolaus, Wolfgang und der 15 heiligen Kämpfer durch Johann Künlein. Als Inhaber der eingegangenen Kaplanei St. Veit auf dem Veitsberg überträgt J. Künlein diese vom Ort der Einsamkeit in die Pfarrkirche Neustadt und vereinigt sie unter Zustimmung des Abtes von Bildhausen mit der vorgenannten Vikarie. Am 31. Aug. 1510 bestätigt Bischof Lorenz die von dem Priester Johannes Böhm gegründete Vikarie St. Anna in der Pfarrkirche Neustadt; am 11. Juli 1511 die durch Testament des Johann Böhm gestiftete Vikarie zu Ehren der Heiligen Dreikönige.<sup>62</sup> So legte sich ein Kranz von Benefizienhäuschen mit Lateinschule, Beinhaus und Stadtmauer mit dem Friedhof um die Kirche.

Die 1505 der Pfarrkirche gestiftete, 16 Zentner schwere Marienglocke, die das Schnee-

berg'sche Wappen trägt, weist mit ihren Darstellungen der marianischen Geheimnisse auf die ungebrochene mittelalterliche Tradition der Marienverehrung in Neustadt hin. 1512 werden im Pfarrbuch die Bruderschaft St. Sebastian (des Schützenpatrons)<sup>63</sup> und die des hl. Urban (des Winzerpatrons) genannt; die Corporis-Christi-Bruderschaft war bereits 1451 bestätigt worden.

### Das Karmelitenkloster

Den Ursprung ihres Klosters schrieben – nach Ignaz Gropp – die Karmeliten in Neustadt dem Rat und den Bürgern als Wohltätern in Dankbarkeit zu, da diese nicht nur den Platz beisteuerten, sondern auch „*reichlichen Beitrag*“ zur Erbauung des Klosters geleistet hätten. Die Glocke im Turm der Klosterkirche bestätigt diese Feststellung in ihrer gotischen Minuskelumschrift: „*die erber burger zu newstadt hoven gestift der reinen magd diss gotteshavs, das ist geschehen ao domini 1352 invocavit.*“

Bischof Albrecht von Würzburg gab am 13. Februar 1352 in der Absicht, den Gottesdienst in seinem Bistum zu fördern, auf Bitten der Bürger von Neustadt die Bestätigung zu diesem „*guten Werk*“ innerhalb der Mauern seiner Stadt Neustadt, eines volkreichen Ortes (*in nostro oppido [...] loco quidem populoso*). Gleichzeitig erkannte er die Notwendigkeit der Volksseelsorge (durch den Karmeliterorden) in Neustadt an. Die Karmeliter sollten die einheimischen wie die auswärtigen Gläubigen durch Predigt und beispielhaften Lebenswandel zu den Gnaden des Heils führen. Zu diesem Zweck sollten sie in der Stadt ein Bethaus bzw. eine Basilika, Kapelle oder Kirche mit Altären und Begräbnisplatz weihen lassen sowie ein Klostergebäude (*domum*), Werkstätten (*officinas*) und notwendige Nebengebäude (*aedificia necessaria*) erbauen und besitzen.

Über das Aussehen des mittelalterlichen Konventbaues fehlen uns geeignete Nachrichten; er war 1693 baufällig und mußte dem Barock-Neubau weichen. Der Remter des Klosters wurde wiederholt als Sitzungssaal zur Verfügung gestellt. 1368 und 1377 wurden

dort z.B. die Salzforstweistümer beraten und formuliert.<sup>64</sup>

Die Kirche ist ein einfacher, nüchterner Raum in Form eines verschobenen Rechtecks mit einem nördlichen Seitenschiff, das durch vier Jochbögen unterteilt ist. Die gotischen Fenster an der Südseite wurden 1693 beim Neubau des Konventgebäudes durch die hochliegenden Rundbogenfenster ersetzt. Das Hauptportal der Kirche liegt an der Westseite zur Klostergasse hin; ein weiterer Eingang befindet sich im nördlichen Seitenschiff vom Rathaus her. Der Chorraum (Presbyterium) war durch Stufen, Kommunionbank und möglicherweise durch ein Holzgitter vom Hauptschiff abgetrennt.

Die heutige Ausstattung stammt meist aus der Barockzeit. Für das Mittelalter ist als Hauptaltar ein Marienaltar (Maria vom Berg Carmel) anzunehmen. Das Kloster wurde ja „*der reinen Magd*“ Maria geweiht.

1435 wird ein Zwölfbotenaltar erwähnt. Hierzu schenkte der Priester Conrad von Wolfrichshausen eine „*truhen, darinne stet unser hergot und die hl. zwelffpoten, uff der zwelffpoten altar*“. Der Standort dieses Altars ist bisher nicht ermittelt.

Am 3. Februar 1460 stiftete die Bürgerin Margaretha Philipsin eine hl. Messe am Altar, der auf ihre Kosten angefertigt und den hl. 15 Nothelfern geweiht worden ist. In die gleiche Zeit (1460) wird der spätgotische Kruzifixus gesetzt; der Kreuzaltar dürfte – wie der Nothelfer-Altar – seinen Standort im Seitenschiff beibehalten haben.

Den Nordostteil des Seitenschiffes nimmt die Marienkapelle (später Loretokapelle) ein, die wohl um 1450 (als Umbau?) entstanden sein dürfte. Die Annakapelle ist wohl nicht mittelalterlichen Ursprungs.

Nur wenige Details – Türbeschläge, Tier-symbole, Wappen, Epitaphien – sind uns neben der Glocke von der mittelalterlichen Substanz der Klosterkirche erhalten. Seit ihrer Gründung diente diese Kirche Klostergeistlichen und Laien als bevorzugte Grablege.

Im Laufe der Zeit kam es zu mancherlei Stiftungen ins Kloster, die vor allem Meß-



Abb. 12: Grabmal des Diez von Schneeberg († 1500) und seiner Gemahlin Barbara (Karmelitenkirche).

stiftungen waren. Sie brachten den Karmeliten hier ein paar Malter Korn, dort die Nutzung einiger Felder oder Wiesen, gelegentlich auch ein paar Gulden oder Kleinodien.

Die Einfachheit und Anspruchslosigkeit, mit denen die Karmeliten im schwarzen Rock und weißen Mantel ihren Dienst versahen, aber auch die geistige Aufgeschlossenheit und Weltkenntnis, die schon aus der Wahl der Studienorte der Neustädter Konventsmitglieder spricht – Erfurt, Wien, Heidelberg, Padua, Toulouse, englische Universitäten – machten großen Eindruck auf das Volk. Über die Zahl der Mönche im Karmelitenkloster Neustadt

während des Mittelalters fehlen uns genauere Angaben. Schon vor mehr als 300 Jahren brachten Bürgermeister und Rat hierüber nichts Näheres in Erfahrung. Sie berichteten daher am 20. Juli 1658 auf Anfrage dem Oberamtman von Saal über die Neustädter Karmeliten folgendes: „Soviel zum erstlichen ihre Anzahl und Verstärkung der Personen belanget, ist zu mutmassen, das vor hundert oder mehr Jahren das Kloster ziemlich stark besetzt gewesen seye, weilm nicht allein die Mengd[er] alten Stühl im Chor: sondern auch das im Ao. D. 1546 darin befundene Kleinoth von Silbergeschmeith lauth Inventarij [dies] ausweisset. Wieviel aber selbig Zeit Personen, is nit zu erforschen und ist ohne Zweifel, dass Closter im Markgräflichen Krieg ganz in Abwesen kommen.“<sup>65</sup>

### Die Schule

Die Schule von Neustadt, unter der bis ins 16. Jh. die Lateinische Schule zu verstehen ist, nahm ihren Anfang als Pfarrschule. Vermutlich hat bereits 1265 in Neustadt eine Schule bestanden, denn für dieses Jahr ist in der Zeugenreihe einer Urkunde des Klosters Wecherswinkel unter den Neustädter Bürgern ein „Adelbertus scholaris“ genannt. Das Schulgebäude stand wohl bereits am später belegten Standort an der Kirchpforte (später Hs.Nr. 265). Nach der Einrichtung des ehemaligen Schultheißenhauses zum Pfarrhaus hatte der Schulmeister Wohnung und Kost im Pfarrhaus.

Es ist der Kirchendienst des Schulmeisters und seiner Schüler, der in den Quellen zunächst erwähnt wird. Die Gottesdienststiftungen von 1328 und 1332 mit ihren Hinweisen auf Festgottesdienst, Prozessionen, Gesang und Lesungen zu den sieben Tageszeiten (= Stundengebet oder Horen) lassen auf das Vor-

handensein eines Chores oder einer Schola schließen; diese wird – mit Schulmeistern und Schülern – 1381 in der Seelmeßstiftung der Neustädter Bürgerin Else Goldsmidin an die Frühmesse von Neustadt ausdrücklich bezeugt. Ein ähnlicher Hinweis findet sich in einer Jahrtagsstiftung 1421, in dem neben zwei Priestern der Schulmeister und 6 Schüler jeweils mit einem Präsenzgeld bedacht werden.

Auch bei der feierlichen Gestaltung der Spitalkirchweih wirkten seit 1430 Schulmeister und Schola mit, und bei Jahrtagen und Beerdigungen im Spital sollte „*der Pfarr dar las gehen ein Caplan oder mehr und die Stat Ihr Schulmeister Ein gewöhnlich Vigil in lasen singen.*“ Hier wird die Doppelfunktion des Schulmeisters – im Kirchen- und Schuldienst bereits deutlich. Aus den 1454 und 1464, zum Teil unter Vermittlung des Bischofs, geschlossenen Verträgen geht hervor, daß aus der bisherigen Pfarrschule eine städtische Lateinschule geworden war. Der Schulmeister sollte in Zukunft von Rat und Pfarrer gemeinsam angenommen und durch den Bürgermeister für Pfarrer und Stadt vereidigt werden. Wohnung und Kost sollte er weiterhin im Pfarrhof haben. Die Stadt stellte wie bisher das Schulgebäude zur Verfügung, den Sachbedarf bezahlten die Kirchenpfleger aus den Mitteln der Kirche.

In der aufstrebenden Stadt hatte der Handwerkerstand im Rahmen des Zunftwesens sein eigenes, auf die Praxis gegründetes Ausbildungssystem entwickelt; er war am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit bestenfalls am niedrigen Schulwesen, d.h., der „*deutschen Schule*“ interessiert, die die Grundfertigkeiten – Lesen, Schreiben, Rechnen – vermittelte.<sup>66</sup> Eine solche Schule existierte bis ins 16. Jh. hinein in Neustadt jedoch nicht. Die bürgerliche Oberschicht – in den Urkunden oft als die „*richen*“ bezeichnet – d.h., Ratspersonen, Beamte, auch Kaufleute, sandten ihre Söhne auf die Lateinschule, die eine „höhere Bildung“ vermittelte.<sup>67</sup> Ihr Lehrplan umfaßte von den „*septem artes liberales*“ im wesentlichen außer dem Elementarunterricht (Lesen, Schreiben, Rechnen) die Fächer des Triviums (Grammatik, Rhetorik, Dialek-

tik), weshalb man solche Schulen auch Trivialschulen nannte; Betonung lag auf der lateinischen Sprache und der (lateinischen) Kirchenmusik.

Unterricht und Schülerschaft gliederten sich gewöhnlich in drei Stufen bzw. Gruppen (später auch Klassen):

- Die Elementarstufe (*tabulistae*) lernte Lesen und Schreiben anhand hölzerner Buchstaben, bebildeter Fibeln und einfacher Wachstafeln, sowie die wichtigsten Gebetstexte und Glaubenslehren.
- In der Mittelstufe (*Donatistae*) stand das Erlernen der lateinischen Sprache im Mittelpunkt, und zwar im Anschluß an das Lehrbuch des Donat.
- Der Unterricht in der Oberstufe (*Alexandristae*) vertiefte die Kenntnis des Lateinischen mit Hilfe der Versgrammatik des Alexander de Villa Dei.

Die deutsche Sprache war nicht Lehrgegenstand; sie wurde nur indirekt gepflegt: beim Übersetzen. Der Musikunterricht diente in der Regel der Praxis, d.h., dem liturgischen Chordienst. Die Schulsprache war möglichst Latein, für die Schüler der Oberstufe war Lateinsprechen obligatorisch. Streng gehandhabt wurde die Schuldisziplin. Mitunter zog der Magister ältere Schüler zu Aufsichts- und Hilfsdiensten heran. Ferien im heutigen Sinn gab es nicht. Ob das Schuljahr in Neustadt am Gregoriustag (12. März) oder zu Michaeli (20. Sept.) begann, läßt sich für die frühe Zeit nicht erkennen.

Von der Trivial- oder Partikularschule führte der Weg weiter entweder an die Domschule (in Würzburg) oder an die Artistenfakultät der Universitäten. Die Klöster benutzten für die Hochschulstudien die entsprechenden Kollegienhäuser ihres Ordens.

## Gesundheits- und Sozialwesen

### a) Das (Sonder-) Siechenhaus

In den dichtbewohnten Städten des Mittelalters, deren hygienische Verhältnisse trotz eifrigen Bemühens der Behörden nicht immer zum besten standen, mußten sich Seuchen – wie die Pest – und andere ansteckende Krank-

heiten verheerend auswirken. Gefürchtet war vor allem die Lepra, zu deren Bekämpfung die Städte radikale Maßnahmen ergriffen. Sie setzten die Kranken aus („Ausatz“), d.h., sie wiesen sie aus der Stadt in das vor den Mauern gelegene Leprosorium oder Sondersiechenhaus.

Für Neustadt ist ein solches Leprosorium (*domus leprosorium*) oder Sondersiechenhaus 1328 urkundlich erstmals belegt. Auch 1381, 1384, 1403, 1435, 1440, 1484 und öfter ist es bezeugt und wurde erst 1641 mit der Vorstadt abgerissen, damit die Verteidiger der Stadt gegen die Schweden ein besseres Schußfeld bekamen. Die Mauerreste (*rudera*) waren 1675 noch zu sehen.<sup>68</sup>

Das Siechenhaus lag am Herschfelder Weg („Siechenweg“, heute Bahndamm) und besaß innerhalb einer festen Umzäunung einen Hof mit Obstgarten und Krautländern. Aus der Flurkarte ist der quadratische Komplex mit den Pl.-Nr. 3113 bis 3130 noch deutlich zu erkennen. Auch die Rundkarte des Amtes Neustadt von ca. 1582/89 hebt das umzäunte Siechenhausgelände eindeutig hervor.

Wer lepraverdächtig war, hatte sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Bestätigte sich der Verdacht, erfolgte die Absonderung von der Gemeinschaft und die Einweisung in das Sondersiechenhaus; war der Verdächtige nicht leprakrank, stellte der Arzt eine Unbedenklichkeitsbescheinigung aus.

Die Zahl der Insassen des Neustädter Siechenhauses dürfte nicht sehr groß gewesen sein; das ist aus dem relativ geringen Vermögen noch im Jahr 1599 (StAN B 15) zu schließen. 1629/30 waren es sechs bis sieben „Pfründner“. Das jährliche Einkommen belief sich 1599 auf 23 fl. 1 Pfd. – das war etwa der Preis für ein gutes Zugpferd. In den Rocktuchstiftungen von Johannes Schunter (1484) und Johann Böhm (1497) werden jährlich jeweils zwei Röcke den Bewohnern des Siechenhauses zugedacht.

Durch Zustiftungen wurden Vermögen und Reichnisse des Siechenhauses in der Folgezeit vermehrt. Aufgabe des Siechenpflegers (im 17. Jh. waren es zwei Pfleger) waren neben der Vermögensverwaltung und der Verteilung

der Reichnisse an die Siechen auch die Beschaffung des notwendigen Brennholzes und die Erhaltung bzw. Verbesserung des Gebäudes. Als dieses 1641 demoliert und abgerissen wurde, sind die „Pfründner Weg gezogen, gestorben und verdorben“. Das Vermögen des Siechenhauses wurde laut Ratsprotokoll vom 15. Mai 1682 mit dem des Spitals vereinigt.

#### b) Das Heilig-Geist-Spital

Die Spitäler des Mittelalters erfüllten einen dreifachen Zweck: Sie waren Altersheim, Kranken- (Siechen-) und Armenhaus. Auch Neustadt besaß ein solches Spital, über dessen Gründung im einzelnen jedoch nichts Näheres bekannt ist, das aber seine Entstehung zweifellos bürgerlicher Initiative verdankt. 1403 ist es erstmals erwähnt.<sup>69</sup> Es folgten weitere Stiftungen.

1421 besaß das städtische Bürgerspital in Neustadt eine feste Organisationsform, von zwei (später einem) Spitalmeister(n) verwaltet und von einem Spitalvikar seelsorgerisch betreut. Damals hatte das Spital auch bereits eine Kirche.

Das Spital stand zwischen Spörleinstor und Brendbach an der Stelle der Anwesen Alte Post/Dr. Hahn. Das Amtssalbuch Neustadt 1596 beschreibt es folgendermaßen: „*Spital zu Neustatt stehet vor der Statt dem Spörleinstor gleich gegen dem Thor über sambt Kirchen und Bauhöfe, auch einen großen Garten ohngefährlich  $\frac{3}{4}$  mit Mauern und Zäunen verfaßt*“.<sup>70</sup> Die bischöfliche Bestätigung für das Heilig-Geist-Spital und die Vikarie zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und der hl. Apostel Johannes Evangelista und Baptista als Beneficium mit Seelsorgerecht erfolgte am 4. November 1430. Das Präsentationsrecht übertrug der Bischof dem Stadtrat. Das Gründungs- und Ausstattungsgut befreite er von allen bürgerlichen Lasten. Für die Abhaltung von Gottesdiensten, der Spitalkirchweih, das Begräbnis im Spital, die Teilnahme des Vikars an Pfarrgottesdiensten und Prozessionen wurden bestimmte Regelungen getroffen.

Am 22. Dezember 1434 errichtete und dotierte der Spitalvikar Eberhard Zentgraf eine zweite Vikarie zu Ehren des hl. Apostels Ja-

kobus (ohne Seelsorgerecht). Beide Vikare sollten im Spital wohnen. Auch die zur Jakobsvikarie gehörigen Güter ließ der Bischof von allen bürgerlichen Lasten befreien.

Es gab Pfründen, die als Almosen vergeben wurden, und solche zu Leibgeding nach Einlage von 61 fl. Vermögenswert (1505) pro Person.<sup>71</sup> Im 15./16. Jh. sollen es acht Pfründner gewesen sein, die im Spital die „Herberig, Holz, welches man auf dem Markt kaufen muß, und ein gemein Stuben“ hatten, sowie jeder „sein besonders Kämmerlein, darein er sein Lager selbstnen schaffen muss“.<sup>72</sup> Bis 1596 war die Zahl der Pfründner allerdings auf 21 gestiegen. Die Kost wurde den Pfründnern von der Spitalköchin zubereitet und im Spital gereicht. Ein Speiseplan ist uns im Stadtarchiv vom Jahr 1608 erhalten. 1616 gab Bischof Julius Echter dem Spital von Neustadt – wie anderen Spitälern seines Hochstifts – eine eigene (die Rothenfelser) Spitalordnung.

### c) Badstuben

Das Bedürfnis nach Reinlichkeit und Körperhygiene war auch in den mittelalterlichen Städten nicht gering. Deshalb besaß jeder größere Ort meist mehrere Badstuben. Man badete in Kufen und versah das Badewasser häufig mit einem Zusatz von Aschenlauge. Im Spätmittelalter war der Brauch, in Gesellschaft zu baden (wobei die Kufen nebeneinander gestellt wurden) und dabei zu tafeln und zu trinken, weit verbreitet. Daneben wurden Dampf- und Schwitzbäder verabreicht. Auch auf das Aderlassen und Setzen von Schröpfköpfen verstanden sich die Bader, deren Zunft deshalb als unehrlich galt.

Neustadt hatte zwei Badstuben: Die eine, die man „Bürgerbadstube“ nannte, stand vor dem Spörleinstor, dem Spital gegenüber (auf sie weist die Bezeichnung „Badersgärten“ noch hin); die zweite lag vor der Salzpforte. 1472 sind sie beide urkundlich bezeugt.

Die Badstube vor dem Spörleinstor (später auch Habermann'sche Badstube genannt) wurde 1641 mit der Vorstadt abgebrochen, nach dem 30jährigen Krieg offenbar aber wieder aufgebaut.

Im einzelnen erfahren wir wenig über diese Einrichtungen des mittelalterlichen Gesundheitswesens. Zu besonderen Gelegenheiten – so z.B. am Tag nach der jährlichen Rechnungslegung durch den Stadtrat und dem anschließenden Mahl (Cathedra Petri) – suchten Stadtrat, Stadtschreiber und Freibote (= Landsknecht, Stadtknecht) die Badstube auf, denn jeder von ihnen erhielt herkömmlicherweise zu diesem Termin (noch laut Bürgermeisterbuch von 1535) 8 Pfg. „Badgeld“ aus dem Stadsäckel. Die Frau des Freiboten, die diese Mahlzeit auf dem Rathaus ausrichtete, wurde mit ½ fl. Badgeld, ihre (mithelfenden) Kinder und die Magd des Freiboten mit je 8 Pfg. Badgeld aus derselben Kasse bedacht. Bei anderer Gelegenheit hatten 1529 neben dem Rat auch die Schröder „sambt Iren weibern“ und weitere Stadtbedienstete eine bestimmte Summe als Badgeld erhalten. Selbst die Insassen des Spitals besuchten – wie der Posten „Badgeld“ in den Rechnungen ausweist – zu gewissen Zeiten die Badstube.

Dieser von allen Bürgern – offenbar häufig – benutzten Einrichtung galt darum auch die besondere Aufmerksamkeit der städtischen Obrigkeit, vor allem wegen der Gefahren für die Gesundheit. Das (verlorene) Stadtbuch von 1549 erhielt folglich die Bestimmung: „Welche Personen mit der abscheulichen Sucht der Franzosen beladen gewesen, sollen sich eine Zeitlang von Wirtshäusern, Brunnen, Badstuben, Backhäusern und anderen gemeinen Zusammenkünften enthalten, bis ihnen ein solches von der Obrigkeit erlaubt.“<sup>73</sup>

## Das Zeitalter der Glaubenskämpfe

### a) Die Ausbreitung der neuen Lehre

Zum Eindringen und zur Ausbreitung der neuen Lehre trugen vor allem folgende Gründe bei: Die enge Verbindung von Franken und Thüringen (zahlreiche familiäre Bindungen), der Besuch thüringischer Universitäten durch zahlreiche Studenten des fränkischen Oberlandes, das Wirken von Klostergeistlichen im Geiste der Reformation und die wohlwollende Duldung und Unterstützung der neuen Lehre durch den fränkischen Adel.



Abb. 13: Margarethe geb. Lindemann, die Mutter Martin Luthers.

Bereits 1692 weiß Seckendorf unter Berufung auf glaubwürdige Männer zu berichten, daß Martin Luthers Mutter Margarethe Lindemann geheiß und aus dem Frankenland gestammt habe.<sup>74</sup> Martin Luthers Großvater mütterlicherseits sei ein Bürger der Stadt Neustadt gewesen (*patrem Margarethae civem Neostadiensem ad Salam Franconiae amnem in Epicopatu Würzburgensi fuisse*). Glücklicherweise ist uns im Sterbebuch der Kirche Aue/Bockau (Vogtland) die Lindemannsche Familientradition erhalten, in dem aus Anlaß des Todes des Schulmeisters Johann Lindemann (30. Oktober 1621) eine Genealogie festgehalten ist.<sup>75</sup>

Der Pfarrersohn und Neffe Martin Luthers, Johann Lindemann, war ein grundehrlicher Mann (*Hunc virum propter cordis sinceritatem dilexi*), der nach den Worten seines Pfarrers zeitlebens seinen alten – katholischen – Glauben (*homo antiquae fidei*) bewahrt hatte.

„Genealogia  
Johann Lindemann zu Neustadt  
an der Rhene (\* ca. 1426)  
gignit

Johannem filium filiam (Margaretha ca.  
(\* ca. 1456) 1459–1531)  
| quae nupsit Hans Luthern |  
Johannem pastorem Doctorem Martinum  
Aurobachensem Lutherum (1483–1546)  
(ca. 1493–1554)  
|  
Johannes defunctus  
Andern geschwister Kind“  
(1547–1621)

Die engen familiären Verbindungen mit Martin Luthers thüringischer Verwandtschaft illustriert der Lebenslauf des aus Neustadt stammenden Vetters Johann Lindemann. Im Sommer 1511 war er an der Universität Leipzig immatrikuliert, legte dort 1512 das Baccalaureatsexamen ab und trat danach eine Schulmeisterstelle in Schleusingen an. Unter dem Einfluß der reformatorischen Ereignisse nahm er 1519 zu Wittenberg das Studium wieder auf und wurde Magister. In den 1520er Jahren kehrte er als „*rector*“ (Pfarrer bzw. Prädikant) in seine Heimatstadt Neustadt/Saale zurück und verbreitete hier die Lehre Luthers. Als 1525 im Bildhäuser Bauernlager ein radikaler Jünger „*aus Müntzers Rotte*“ zum gewaltsamen Sturz der Obrigkeit aufforderte und Anhänger fand, wandten sich die Hauptleute an Bürgermeister und Rat zu Neustadt und baten diese, ihnen „*ir zwen berombte, der hailigen geschrift verstendige*“ Prediger zu schicken, nämlich „*herrn Johan Lindeman und herrn Andresen euren praedicatorum*“ (Andres ist wohl Andreas Folckmar, O. Cist. Bildh., ebenfalls ein Neustädter Bürgerssohn). Diese beiden sollten die Streitfragen im Lager der Bauern unter Hinweis auf das Evangelium schlichten. Möglicherweise ist Johann Lindemann der von Bischof Konrad im Schreiben vom 1. August 1525 (namentlich allerdings nicht) bezeichnete Pfarrer von Neustadt, der – sollte er sich der „*neuen irrigen verführerischen Lehren*“ nicht enthalten – von Amtmann und Keller zu verhaften und nach Würzburg zu schicken sei. Johann Lindemann floh nämlich zu dieser Zeit aus Neustadt und fand vorübergehend im Hüttenwerk von Martin Luthers Eltern zu Mansfeld

ein Unterkommen. 1529 ist er dann als Rektor der Lateinschule in Schweinfurt bezeugt, mußte aber wegen seiner evangelischen Einstellung bald auch von dort fliehen. 1540 war er Schulmeister in Ohrdruf, 1541 Pfarrer in Auerbach (Vogtland). Die Flucht im Schmalkaldischen Krieg führte ihn 1547 wieder nach Schweinfurt, wo er eine evangelische Pfarrstelle erhielt (Schweinfurt hatte 1542 offiziell als Reichsstadt die Reformation eingeführt). Nach seiner Vertreibung aus Schweinfurt durch die Spanier 1550 weilte Johann Lindemann einige Zeit in Neustadt/Saale. 1554 ist er in Schweinfurt gestorben.

Ähnlich wie Johann Lindemann studierten zahlreiche Neustädter Bürgersöhne damals an der Universität Wittenberg (für die Jahre 1502–57 werden dort insgesamt 57 Studenten aus Neustadt/Saale genannt); diese dürften – in Wort und Schrift – zur Verbreitung der Lehre Luthers in ihrer Heimatstadt erheblich beigetragen haben.

Frühzeitig erfaßte der reformatorische Einfluß auch die Klöster, so auch das Karmeliterkloster Neustadt/Saale und das Zisterzienserkloster Bildhausen. 1522 dringen zehn Neustädter Bürger nach einer Predigt (wohl gegen das Klosterleben) ins Karmeliterkloster Neustadt ein, so daß Bürgermeister und Rat eingreifen müssen, um die Ruhe wiederherzustellen.<sup>76</sup>

Besonders aufgeschlossen für die neue Lehre zeigte sich in dieser Zeit das Zisterzienserkloster Bildhausen. Vor allem die jungen Mönche verließen das Kloster. Von den zwischen dem 22. September 1520 und dem 21. Mai 1524 ordinierten 15 Professoren wurden dem Kloster Bildhausen allein elf durch die Lehre Luthers wieder entfremdet. Da dieses Kloster für die Seelsorge mehrerer Pfarreien des Neustädter Umlandes zuständig war (mehrere Seelsorgsgeistliche wohnten ja im Pfarrhof zu Neustadt), darf der Anteil dieses Klosters an der Verbreitung der neuen Lehre nicht zu gering veranschlagt werden. Abt Valentin I. Mayersbach (1520–28) ermunterte seine Mönche, im Geiste Luthers zu predigen. Auch der Adel des Umlandes unterstützte die reformatorische Bewegung. Schon 1520 spricht der Amtmann von Münnnerstadt, Syl-

vester von Schaumberg, in einem Brief an Martin Luther von 108 gleichgesinnten fränkischen Rittern im Kanton Rhön-Werra.<sup>77</sup>

Der Bischof versuchte durch wiederholte Mahnschreiben, dem Eindringen der neuen Lehre in Neustadt zu wehren. Bürgermeister und Rat sowie der Amtmann waren ihm dabei offenbar keine große Hilfe.

#### b) *Der Bauernkrieg*<sup>78</sup>

In der ersten Aprilwoche 1525 wurde das fränkische Oberland von den Bauernunruhen erfaßt, die mit dem Rothenburger Aufstand Ende März auch auf Franken übergegriffen hatten. Der „*gemeine Mann*“ (Bauern und Kleinbürger) aus Münnnerstadt und den Dörfern um Neustadt habe sich – so ging das Gerücht – in heimlicher Verschwörung zusammengetan.

Beim Wein faßten die Bürger aus Münnnerstadt und den umliegenden Dörfern den Entschluß, Kloster Bildhausen zu überfallen. Mit Trommeln durchzog man das Städtchen, weckte den Aufstand, besetzte das Augustinerkloster, das Deutschordenshaus und den Bildhäuser Hof und zog nach Kloster Bildhausen. Der Abt und ein großer Teil des Konvents flohen nach Königshofen. Gutes Zureden und deutliche Drohungen einer Neustädter Bürgerabordnung unter Führung des Kellers Wolf Scheffer konnten den Münnnerstädter Haufen nicht beschwichtigen.

In den folgenden Tagen nahm Neustadt mit den umliegenden Städten Verbindung auf, betrieb aus jedem Stadtviertel 24 Mann als Zusatz zum Stadtrat und verbot den Bürgern, nach Bildhausen zu gehen. Die Schultheißen der Dörfer aber mußten gestehen, daß sie ihrer Gemeinden nicht mehr mächtig waren.

Am Ostersonntag forderte Bischof Konrad, den der Neustädter Keller persönlich unterrichtet hatte, die Bürger auf, den Empörern zu widerstehen. Sie fanden aber daran „*kain gnugen*“. Auch wollte man nicht wegen der kritischen Lage bis zum angesetzten Landtag (1. Mai) warten. So wuchs die Unruhe. Erneut rief der Neustädter Bürgermeister die oberländischen Städte zur Beratung, denn man fühle sich vom Bauernlager „*merklichen bedroht*“.

In einem Gedenkbrief wollten die Bauern des Bildhäuser Lagers von Neustadt wissen, ob sie beim hl. Evangelium und der Gerechtigkeit stehen wollten, und generell: wie der Haufe mit Neustadt dran sei. Außerdem verlangte man Waffen: „*geschos, harnisch, lange spiessen und was zur were gehort*“. Erneut warnte der Bischof die Bürger, sich nicht in die Gewalt des Bauernlagers zu begeben. Sonst drohe ihnen der Einmarsch eines fremden Volkes – zu ihrem großen Schaden.

Am gleichen Tag kamen Neustädter Bürger aus dem Lager, riefen ihre Mitbürger zusammen und bedrohten den Rat. So erreichten sie, daß Neustadt sich mit dem Bauernlager verbrüdete. Samstag nach Ostern (22. April) versammelten sich die Vertreter der umliegenden Städte und Ämter sowie des Bauernlagers zu dem angesetzten Tag in Neustadt, um die schwierige Lage zu beraten. Dem Bischof gab man die Begründung, man wolle Blutvergießen vermeiden und bat ihn, bis zum Würzburger Landtag gegen die Bauern nichts zu unternehmen. Der Bischof gab sich kompromißbereit; so herrschte bis zum Landtag Waffenstillstand.

Inzwischen hatten die Bauern ihr Lager aus dem Kloster hinausverlegt und kriegsmäßig organisiert – mit Hauptleuten, Fähnrich, Feldwebeln, einem Schultheißen etc. Auf der Grundlage der Centgerichtsordnung wurden je Cent zwei Männer in den Rat des Bauernlagers berufen sowie die Gestellung von 50 Prozent der waffenfähigen Mannschaft; dazu Waffen und Ausrüstung verlangt.

Während der Würzburger Tagung kam das Gericht ins Lager Bildhausen, daß sich an verschiedenen Orten reisige Ritter in der Absicht versammelten, die Bauernlager zu überfallen. Darauf rüstete man zum Feldzug, sagte am 3. Mai den niederfränkischen Bauern Unterstützung bei der Eroberung des bischöflichen Schlosses Marienberg zu und entsandte eine Abteilung nach Unsleben mit dem Auftrag, das Schloß zu verbrennen. Kloster Wechterswinkel war bereits von den Bauern der umliegenden Ortschaften besetzt. Nach der Rückkehr der zum Landtag Entsandten und einer erneuten Tagung der Städtevertreter des Oberlandes zu Neustadt (6. Mai) wurden am

10. Mai zu Neustadt „*im Ring*“ die sieben „*Bildhäuser Artikel*“ beschlossen und außerdem der Zug nach Würzburg. Diese Artikel sind keine politischen Forderungen – ein solches Programm fehlte dem Bildhäuser Haufen –, sondern Einzelheiten der Organisation des Bauernhaufens. Nach Artikel 7 sollte jede dem Lager verbrüdete Stadt einen verständigen Mann in die Räte abordnen, was das besondere Gewicht und den großen Einfluß der bürgerlichen Kräfte zeigt. Das Landvolk warf darum einen „*grosen verdacht uf die stette, das sie allain im rathe sassen*“. Nach einer „*Murmeling*“ der Bauern wurde dann in ihrem Sinne der Ausdruck „*Stadt*“ in „*Zent*“ geändert.

Schließlich brach der Zug nach Würzburg auf, kam aber nur bis Schweinfurt, schlug von da die Richtung mainaufwärts ein, da man den Einfall Philipps von Hessen befürchtete, zerstörte darauf Mainberg, Burg Zabelstein, die Walburg, Schloß Rentweinsdorf, und bog von dort nach Königshofen und Mellrichstadt ein.

Am Vortag von Pfingsten (3. Juni) machte sich der mehrere Tausend Mann starke Zug nach Meiningen auf. Bei Dreißigacker geriet er unter den starken Artilleriebeschuß der Kampftruppe des Kurfürsten von Sachsen und des Grafen Wilhelm von Henneberg. So mußten die Bauern in die Stadt Meiningen flüchten. Von dort sandten sie einen Hilferuf an ihre Freunde aus. Die Hilfe blieb aus; die Bauern mußten sich ergeben.

Auch die Städte des Oberlandes mußten sich dem Grafen „*auf Gnade und Ungnade*“ unterwerfen. In der „*Verschreybung*“ vom 12. Juni 1525 bekannten Bürgermeister, Rat, Viertelmeister und Zunftmeister und die ganze Gemeinde von Neustadt, daß sie ihrem „*unchristlichen, unmenschlichen und unguttigen furnemen*“ vor allen anderen Städten und Flecken dieser Landsart gegen die göttlichen Gebote, die christliche Liebe, die päpstlichen und kaiserlichen Satzungen und Ordnungen, den rechtmäßigen Landesfürsten und Herrn und gegen jegliche Obrigkeit zu deren Nachteil und Schaden gehandelt haben. Sie versprechen, die zu verhängenden Strafen anzunehmen, die Anstifter und Förderer des Auf-

ruhrs auszuliefern und den angerichteten Schaden wiedergutzumachen.

Mit 500 Reitern und sieben Scharfrichtern begann wenig später Fürstbischof Konrad von Thüngen seinen Zug durch das Hochstift und hielt Gericht. Aufruhr war ein todeswürdiges Verbrechen. Am 2. Juli 1525 fielen in Mellrichstadt fünf Köpfe (auch der des Pfarrers von Kissingen). Am Tage darauf wurden dort die Bauernhauptleute Schnabel und Scharr sowie der Schultheiß Klumpfuß enthauptet und dann gespießt. Am 4. Juli nahm der bischöfliche Landesherr Stadt und Amt Neustadt zu neuen Pflichten an. In Neustadt fielen 14 Häupter. In Münnerstadt und Lauringen hatte bereits Graf Wilhelm von Henneberg 25 Mann hinrichten lassen; das Gericht des Fürstbischofs verurteilte dort weitere zwölf zum Tode.

### c) *Der Markgräfler Krieg 1552–54*<sup>79</sup>

Hatte das Kriegsgeschehen während des Schmalkadischen Krieges (1546/47) das Hochstift Würzburg nur am Rand berührt, so wurde Franken im sog. Markgräfler Krieg (1552–54) zum Kriegsschauplatz. Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach, ein zügelloser Freibeuter und gefürchteter Söldner- und Reiterführer, der im Schmalkaldischen Krieg für den Kaiser gegen seine eigenen (protestantischen) Glaubensgenossen gekämpft, dann sich aber zum antikaiserlichen Fürstenbund geschlagen hatte, wandte sich 1552/53 auf eigene Faust nach Franken, wo er durch Säkularisation der Hochstifte Bamberg und Würzburg ein von ihm beherrschtes Herzogtum Franken schaffen wollte. Die fränkischen Städte forderte er ultimativ auf, sich dem Fürstenbund anzuschließen.

Am 30. April 1553 drohte sein Brandmeister Ernst von Mandelslohe von Bamberg aus u.a. den Städten Neustadt und Mellrichstadt wegen noch ausstehender Brandschatzung. Die Neustädter versuchten zunächst zu taktieren und erbatene einen Geleitsbrief.

Am 26. Mai erhielt Neustadt außerdem einen Brief des markgräflichen Proviantmeisters Bertold von Hunrod. Er verlangte Brot, Wein, Hafer u.a. Lebensmittel. Auch sollten zwei Neustädter Ratsherren zu ihm nach

Schweinfurt abgeordnet werden; er habe „*etlich werbung*“.

Noch am gleichen Tag kam eine vierköpfige Neustädter Abordnung ins markgräfliche Lager. Diese schickten einen kurzen Lagebericht nach Neustadt. Man hatte ihnen einen feierlichen Eid abgerungen: Gehorsam dem Markgrafen, keinerlei Pflichten dem bischöflichen Landesherrn – dies als Voraussetzung für Verhandlungen.

Dann wurde die Brandschatzung – bei 300 Häusern mit eigenem Rauch – zunächst auf 9.000 Taler festgesetzt, nach inständigen Biten aber auf 6.000 Taler ermäßigt. Als die Stadt Neustadt zu Hause sich weiter aufs Taktieren verlegte, mußten das die Geiseln büßen; sie fürchteten um ihr Leben.

Aus der vorausgehenden Forderung des Markgrafen war Neustadt 4.000 Taler schuldig geblieben. Als Markgraf Albrecht nun den Befehl gab, alle ausstehende Brandschatzung schleunigst einzuziehen, schrieb der markgräfliche Oberst Oßburg zunächst einen offenen Brandbrief an Neustadt. Da keine Zahlung erfolgte, rückte er am 6. November 1553 mit Reitern, Fußknechten und großem Geschütz vor Neustadt und nahm die Stadt ein. Nach drei Tagen zog er – ohne die Brandschatzungssumme von 4.000 Talern, aber unter Mitnahme von Keller und drei Stadträten – von Neustadt wieder ab. Der Fürbittbrief des Grafen Wilhelm von Henneberg an Markgraf Albrecht (um Ermäßigung der ausstehenden Schuld um die Hälfte) blieb unbeantwortet: ein ähnliches Schreiben an Oßburg wurde abgelehnt.

Erst der markgräfliche Oberst Jörg von Coburg, der mit 200 Hackenschützen von Schweinfurt nach Neustadt kam, hob die Brandschatzung ein, nahm die Schlüssel zu Toren und Pforten an sich, ließ die Aus- und Eingänge der Stadt streng kontrollieren und stellte statt der städtischen Wachen eigene Wachposten auf. Die Geiseln in Schweinfurt, die man hart gehalten und wie Übeltäter in Eisen geschlagen hatte, ließ man daraufhin frei; den Keller hielt man noch einige Tage länger fest.

In Neustadt verstärkte der Oberst seine Truppen u.a. durch gewaltsame Requirierung von Pferden und Geschirr, so daß sich danach nur noch sechs oder sieben Pferde in der Stadt befanden. Am 11. Dezember 1553 belagerten bischöfliche Truppen unter Oberst Hauch von Parsberg die Stadt. Zweimal forderte ein Trompeter diese zur Übergabe auf. Jörg von Coburg erteilte ihm – unter Umgehung des Stadtrats – eine abschlägige Antwort. Nur Frauen und Kinder ließ er aus der Stadt ziehen. In kurzer Zeit hatten die Belagerer die Stadttore in Brand gesteckt und aufgehauen, den Zwinger geöffnet, Türme und Pforten angezündet und Feuer in die Stadt geworfen. Die Vorstadt und das Spital gingen in Flammen auf. In der Stadt bemühten sich die Bürger mit großem Einsatz, eine Feuerkatastrophe zu verhindern. Am Dienstag machten 20 markgräfliche Reiter einen Ausfall durch die Kirchpforte in die Vorstadt. Angesichts der über 100 verbliebenen markgräflichen Reiter und der unter sie gemischten markgräflichen Hackenschützen wagten die Bürger aber keinen Versuch, sich der eigenen Stadt wieder zu bemächtigen (Dies brachte ihnen später den Vorwurf des bischöflichen Obersten ein). Schließlich fiel die Stadt der bischöflichen Übermacht in die Hand.

Als in den folgenden Jahren Grumbachs Scharen das fränkische Oberland wiederholt durchstreiften und vor allem das Kloster Bildhausen heimsuchten, flohen die Bildhäuser Konventualen nach Neustadt; Abt Valentin Reinhard (1560–74) fand Zuflucht in Mellrichstadt.

### *Gegenreformation und katholische Erneuerung*

Die reformatorische Bewegung hatte sich vor 1525 in Neustadt relativ stark, nach dem Bauernkrieg aber nur langsam ausgebreitet.<sup>80</sup> Vor allem während und in der Folge der kriegerischen Verwicklungen, in den die Bischöfe von Würzburg der Ausbreitung der neuen Lehre „nit viel wehren können“, sei die „alte Andacht“ unter den Bewohnern von Neustadt fast völlig erloschen.

Die Vikare an der Pfarrkirche von Neustadt verrichteten kaum noch die zugehörigen prie-

sterlichen Dienste, sondern nutzten nur noch das Pfründevermögen. Die Pfarrgemeinde stand 1557 fast geschlossen bei der Augsburger Konfession.

Die zahlreichen Versuche von Bischof Friedrich von Wirsberg (1558–73), durch Mahnschreiben, Hirtenbriefe, durch „*Vielfältiges treuherziges und väterliches anhalten, erinnern vndt Vermannen*“, durch Zusendung des katholischen Katechismus auf die im „*Irrtum befangenen*“ Neustädter einzuwirken, führten nicht zum Ziel. Die Bildhäuser Mönche, aus deren Mitte zahlreiche Pfarrvikare im Umland kamen, verbreiteten die Lehre Luthers. Ihr Abt Valentin II. wurde nach einer Visitation 1571 durch eine bischöfliche Kommission in Haft genommen und auf den Marienberg verbracht. Aufschlußreich ist der Rezeß, nach dessen Unterzeichnung der Abt am 19. Januar 1572 freigelassen wurde.<sup>81</sup> 1574 ist er gestorben.

Man hat das Vorgehen des Fürstbischofs Friedrich von Wirsberg als obrigkeitlich-patriarchalische Gegenreformation (Ernst Schubert) bezeichnet, wohl weil sie mehr auf landesväterliche denn auf landesherrliche Weise durchgeführt wurde. Der Bischof übte den „*Irrenden*“ gegenüber Nachsicht und Langmut; nur selten wendete er die obrigkeitliche Gewalt an. Die territorialstaatliche Gegenreformation Julius Echters (1573–1617) trägt – auf der Grundlage des Augsburger Religionsfriedens – völlig andere Züge.

Nach seiner Huldigungsreise (29./30. April 1574) bekamen die Bürger von Neustadt ihren bischöflichen Landesherren zunächst nicht gleich wieder zu Gesicht. In dieser Zeit arbeitete Julius Echter zielstrebig an der durchgreifenden Reorganisation der Verwaltung, der Finanzen und des Heerwesens in seinem Lande und schuf dieses Land zu einem modernen Staatswesen um. Durch zahlreiche Dekrete und Ordnungen bemühte sich der Bischof – nach Gründung der Universität Würzburg 1582 und verschiedener Seminare – in konsequenter Fortführung des von seinem Vorgänger Errichteten um die Besserung des Kirchenwesens und des Klerus; denn nach seiner Überzeugung stand oder fiel das geistliche Hochstift mit dem Glauben. Unter Julius

Echters Vorgängern mußten im Zusammenhang mit der Verpfändung hochstiftischer Ämter viele protestantische Amtleute geduldet werden. Julius Echter suchte dagegen in der Beamtenschaft die Anhänger des lutherischen Glaubens durch zuverlässige Katholiken zu ersetzen. Diese Maßnahmen dehnte er später sogar auf die städtische Ehrbarkeit und die Dorfschultheißen aus. Am 31. März 1578 wurde in Neustadt der neue Keller Johann Schilling präsentiert, der in der Gegenreformation des Amtes Neustadt eine führende Rolle spielte, und 1585 wurde – mit Beginn der „*Religions-Reformation*“ in Neustadt – Wolf von Erlach zum Amtmann von Neustadt bestellt.

Nach mehreren – vergeblich ergangenen – Aufforderungen an die Bürgerschaft, zur alten Religion und Andacht zurückzukehren, gab Bischof Julius dem Amtskeller Johann Schilling und dem Rat von Neustadt am 17. Mai 1585 den Befehl, mit der „*alten löblichen Andacht*“ an den Bitt- und Walltagen in der Kreuzwoche den Anfang zu machen. Um Gehorsame und Ungehorsame genau erkennen zu können, sei dies den Bürgern von Haus zu Haus anzukündigen.<sup>82</sup> War man über die große Teilnahme am ersten Wallgang (nach Salz) sehr erstaunt, so hatte sich bei den weiteren „*der gehorsam wiederum geringert*“. Keller und Rat verhängten folglich über die Ferngebliebenen bestimmte Strafen, und als die Zahlung ausblieb, wiesen sie die betreffenden Bürger nach Würzburg.

Während der Fronleichnamsprozession wurde außerdem im Haus des Claus Kilgenstein ein protestantisches „*Conventiculum*“ gehalten. Als die Prozession zum Spörleinstor wieder hereinkam, liefen über 20 Bürger zum Hohntor hinaus und begaben sich nach Schweinfurt, um sich bei den dort anwesenden sächsischen Räten gegen das bischöfliche Vorgehen Rat zu holen. Eine Bürgerabordnung nach Würzburg brachte dem Bischof die Beschwerde vor, richtete aber nichts aus. Die Beschwerdeführer erhielten die Auflage, sich binnen vier Tagen vor dem Keller für oder gegen den „*Gehorsam*“ zu erklären. Schließlich wurde einer (Hans Hartmann) der Stadt und des Landes verwiesen;

drei Räte wurden ihres Amtes entsetzt. Im Juni 1586 forderte Amtskeller Johann Schilling zunächst die Bewohner der Amtsortschaften, dann auch die Bürger der Stadt zur Erklärung ihres Gehorsams bzw. zum Auszug aus dem Hochstift auf. Mit den Dörfern Heustreu, Wollbach, Lebenhan, Hohenroth und Herschfeld konnte er dabei jedoch „*gently nichts ausrichten*“, da sie ihre alte Verbrüderung wieder erneuert und sich ganz „*ufffrurisch*“ zeigten.

Im Herbst 1586 kam Fürstbischof Julius selbst mit 100 Pferden nach Neustadt. Seine Rekatholisierungsversuche hatten den konfessionell einheitlichen Untertanenverband zum Ziel. So lud er nach einer Predigt in der Kirche und einer Ansprache vor der versammelten Bürgerschaft auf dem Rathaus jeden Bürger zum persönlichen Gespräch vor und forderte – letztmals – die Entscheidung hinsichtlich der Konfession. Wer nicht zur katholischen Kirche zurückkehrte, mußte innerhalb bestimmter Frist Stadt und Land verlassen, sein Vermögen verkaufen und vom Erlös (neben 3 Prozent Auskauf in die Stadtkasse) 2 Prozent Steuer vom hinwegzuführenden Vermögenswert in die Staatskasse bezahlen. 90 von 450 Familien verließen damals Neustadt. Etwa 20 davon zogen nach Schweinfurt, 13 nach Meiningen, elf nach Ostheim v.d. Rhön, neun nach Hildburghausen; die übrigen verteilten sich auf verschiedene protestantische Orte. Die Vermögenswerte der Ausgeborenen sind mit insgesamt 66.264 fl. Schätzwert (= Einheitswert) durch eine achtköpfige Schätzerkommission (aus Stadt und Amt) angesetzt worden.

Die Zahlen der Ausgeborenen aus dem Amt Neustadt<sup>83</sup> belegen den gewaltigen „Aderlaß“ der Bevölkerung. Die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen sind bisher noch kaum erforscht. Erst nach dieser Gegenreformation begann Julius Echter mit der eigentlichen tridentinischen Reform, die er im Rahmen seiner Kirchenordnung, begleitet von regelmäßigen Visitationen, durch Predigt und Liturgie, Christenlehre, Neugestaltung des Schulwesens und die Wiedererweckung alter Formen der Volksfrömmigkeit (Wallfahrten, Bittgänge, Prozessionen, Andachten) über

Jahre hinweg bei der verbliebenen Bevölkerung durchführen ließ.

Der „*Cultus divinus*“ sollte in Neustadt nunmehr von vier Priestern (Pfarrer, Kaplan und zwei Vikariern) verrichtet werden.<sup>84</sup> Die Besoldung des Pfarrers oblag weiterhin dem Kloster Bildhausen. Sie bestand kraft der 1578/79 aufgerichteten Kompetenz aus folgenden jährlichen Reichnissen: 200 fl. Geld, 2 Fuder Wein, 2 Fuder Bier, 1 Ochsen, 2 Schweinen, 1 Acker (= Morgen) Brennholz, 26 Malter Korn, 8 Malter Hafer, 1 Malter Erbsen, 1 Malter Linsen, 1 Malter Gerste. Die verschiedenen Benefizien und ihr Pfründevermögen legte der Bischof so zusammen, daß die Vikare ihr Auskommen hatten. Da die Pfarrer von Neustadt vom Bischof nicht mehr aus den Bildhäuser Konventualen gewählt wurden, hielt man einen Pfarrhausneubau für dringlich erforderlich. Dieses Pfarrhaus wurde 1602–04 durch Abt Michael Christ neuerbaut. Auch in den Pfarrorten des Umlandes entstanden eigene Pfarrhäuser.

In der „*Visitatio Capituli*“ 1587<sup>85</sup> heißt es von der Kirche in Neustadt, daß sie zwar geräumig sei, aber innen einer Renovierung dringend bedürfe. Als Kirchenpatrone sind S. Kilian und seine Gefährten genannt. Auch die zehn Altäre werden beschrieben.

In der ehemaligen Lateinschule an der Kirchpforte wurde 1587 eine deutsche Schule eingerichtet. Damals gab der Rat dem Michael Haas die Erlaubnis, auf vierteljährliche Probe eine „*Teutsche schuel*“ zu eröffnen; die Zahl der Schüler sollte jedoch „*nit mehr dan ein Tische voll*“ betragen, und es sollten keine Knaben darunter sein, die in die lateinische Schule gingen. Offenbar entwickelte sich die deutsche Schule recht gut, und man verlängerte den Vertrag des Lehrers. Auch der Kirchner eröffnete „*eigens gewalts*“ eine Winkelschule, weshalb er 1589 mit dem Narrenhaus (= Arrestzelle) bestraft wurde. Am 12. Dezember 1589 vermerkt allerdings das Ratsprotokollbuch auch das abrupte Ende der deutschen Schule mit der Begründung: „*weyln gedachter Haß die Anzoll der Teutschen schueler überschrieden, ist Ime die Teutsche schuel gar darnieder gelegt, und*

*verbotten worden*“. Die Lateinschule wurde an der Südseite des Kirchhofs neuerbaut.<sup>86</sup>

## *Die Ordnung des öffentlichen Lebens*

Nicht nur das kirchliche, auch das öffentliche Leben wurde durch Julius Echters zahlreiche „Ordnungen“ weitgehend geregelt. Seit 1582 wurden vom Pfarrer als offiziellem „Standesbeamten“ in Neustadt Tauf- und Heiratsmatrikel geführt, die uns über die Personenstandsverhältnisse zuverlässig Auskunft geben (Die Sterbematrikel sind erst seit 1667 erhalten).

1584 verfügte der Fürstbischof eine „*Reformation des Stadtgerichts*“ zu Neustadt, das über alle Vergehen – mit Ausnahme der vier hohen Rügen – zu urteilen hatte. Es bestätigte das alte Herkommen hinsichtlich der Besetzung des Gerichts mit Keller und Ratsschöffen sowie hinsichtlich der Anzahl der Gerichtstage, setzte den Streitwert für die Berufungsinstanz auf mindestens 10 fl. fest und regelte im einzelnen das Gerichtsverfahren und den Strafvollzug. Im gleichen Jahr erließ er außerdem eine „*Centgerichtsordnung*“. Aus der Entlohnung des „*Nachrichters*“ (= Henkers) wird die Härte der damaligen Kriminaljustiz (vier hohe Rügen) deutlich:

Für eine „*gütliche*“ Befragung einer Person erhielt der Nachrichter 1 Orth (= 1/3 fl. fränkisch), von der „*peinlichen frag, die personen werden gleich ein, zwey, drey oder viermal Vff gezogen*“ ½ fl.; für die Hinrichtung einer Person (mit Strang, Schwert oder Wasser) 3 fl.; sie zu vierteilen, radbrechen, mit Zangen zerreißen, schleifen, verbrennen, spießen, lebendig begraben und „*zupfeln*“ (= ziehen, reißen) 4 fl.; für andere Leibstrafen, wie Augen ausstechen, Zungen und Ohren abschneiden, Löcher an die Stirn und durch die Backen brennen, Hand oder Finger abhauen, mit Rutten streichen und dergleichen erhielt er pro Person 1 ½ fl.<sup>87</sup>

In der 1587 für Neustadt erlassenen „*Ratsordnung*“ wird unter Hinweis auf das alte Herkommen bestimmt, daß der Rat von Neustadt mit zwölf gutbeumdeten, ehrbaren, wohlverständigen und der „*wahren alten ca-*



Abb. 14: Jüdischer Friedhof bei Kleinbardorf (1988).

tholischen Religion verwandten“ Männern besetzt sein soll. Diese zwölf Ratspersonen sollen zugleich Schöffen des Stadtgerichts sein. Sie werden im bischöflichen Einverständnis von den Beamten berufen. Aus den zwölf Ratsschöffen sind jährlich an „Petri Cathedra“ durch ordentliche, einmütige Wahl unter Beisein der Beamten die „gemeinen Ämter“ zu bestellen, und zwar zwei Bürgermeister, zwei Bedmeister, zwei Spitalmeister, zwei Baumeister, zwei Heiligenmeister, zwei Wegmeister. Jede Woche sind zwei Ratstage zu halten, und zwar am Dienstag und Freitag, unter Beisein wenigstens eines der beiden Beamten. Die Verhandlungspunkte sind den Ratsmitgliedern vorher bekanntzugeben. Zuständigkeit und Ausübung der Ratsämter sind im Sinne einer geordneten Kommunalverwaltung durch weitere Einzelvorschriften geregelt.

Zum Schutz des privaten und öffentlichen Eigentums und zur Sicherung von Frieden und Recht unter Nachbarn und Nachbargemeinden erließ Fürstbischof Julius Echter am 20. April 1584 eine „Steinsetzerordnung“ für

Neustadt. Unter Wahrung des alten Herkommens wurden auch hier hinsichtlich der Auswahl und Berufung der Feldgeschworenen, ihrer Aufgabe und Entlohnung sowie ihres Schutzes genaue Bestimmungen getroffen. Vor allem wurde der jährliche Markungsumgang „zur Verhütung von Streit und Irrung“ dringend anempfohlen. Die Steinsetzerordnung war jährlich ein- oder zweimal vor der versammelten Gemeinde zu verlesen.

Eine Feuerordnung regelte alles Nötige für den Brandfall. Über die steuerliche Veranlagung der Bürger waren „Beeth- oder Satzbücher“ zu führen. 1593/96 wurden nach genauen Erhebungen des Amtskellers Johann Schilling auf Grund fürstbischoflicher Anweisungen alle Eigentums- und Rechtsverhältnisse des Hochstifts im Amtsbezirk Neustadt festgestellt und in den Amtssalbüchern aufgezeichnet.

1580 hören wir erstmals auch von einem in Neustadt seßhaften praktizierenden Arzt (Dr. Wilhelm Upilio) und 1583 von einem Apotheker (Mathias Mayr).<sup>88</sup> Im 15. Jh. hatten

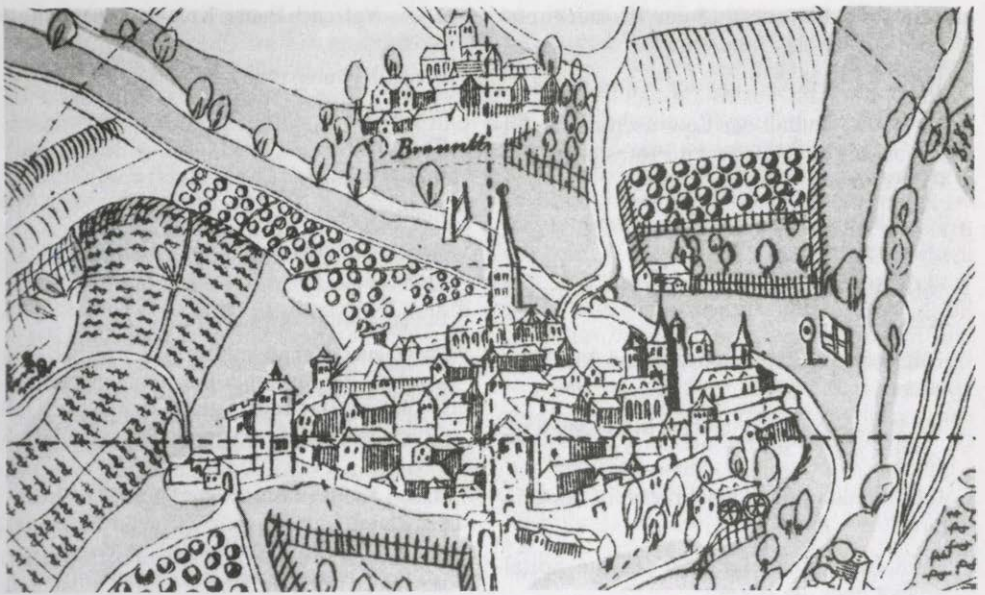


Abb. 15: Neustadt 1589 (Nachzeichnung aus der Rundkarte).

die „geschworenen“ (= amtlich zugelassenen) Ärzte das Hochstift bereist und u.a. örtliche Kräfte auch in ihrer Tätigkeit unterstützt. Die Apotheke befand sich damals in der Hohnstraße 1. Ihr Einzugsgebiet erstreckte sich – wie das des Physikats (= Gesundheitsamtes) – auf das fränkische Oberland mit den sechs Amtsstädten vor der Rhön.

1597 herrschte in Neustadt die Pest. Damals legte man den Friedhof im Grabgarten unterhalb des Hohntores an und behielt diesen Begräbnisplatz – zusätzlich zum Kirchhof – auch später bei. Die Juden begruben ihre Toten bis zur Anlage des Neustädter Judenfriedhofs am Mönchshauk (1887) auf dem Judenhügel bei Kleinbardorf.

Die zahlreichen Handwerke in der Stadt hatten ihre jeweilige Handwerksordnung, so die Müller und Heimbecken (1541), die Metzger (1543, 1600), die Bäcker (1550), die Rotgerber (1555), die Lohgerber (1568), die Schuster (ca. 1549, 1580), die Willenweber (1543), die Barchetweber (= Zeugmacher, 1597), die Schneider (1558, 1579, 1598), die Schmiede (1575). Diese Ordnungen regelten die Ausbildung, die Lehrzeit, die Prüfungen,

die Zahl der Meister, das Meisterstück etc., auch Löhne und Preise und vieles mehr.

Die Obrigkeit machten dem Handwerk bestimmte Auflagen. Auch hatten die Handwerker/Kaufleute gewisse Verkaufszeiten einzuhalten. Die Preise für Brot, Fleisch, Wein und Bier waren festgelegt. Auch Produktbeschränkungen waren festgeschrieben. Gegen Störer des Handwerks ging die Zunft durch Anzeige beim Rat der Stadt vor.

Die im Markgräflerkrieg arg mitgenommene Stadt entwickelte danach eine rege Bautätigkeit, die sich vor allem an den öffentlichen Bauten ablesen läßt.

1570 Neubau der Kellerei (Steinurkunde), 1610 allerdings beim großen Stadtbrand mit Scheunen und Stallungen erneut zerstört.

1574 Neubau der Wohngebäude im Bildhäuser Hof (Steinurkunde).

1578/80 Neubau des Hohntorturms; Renovierung der Stadtmauer.

1589–92 Umbauten am (Alten) Amtshaus.

1592–99 gründliche Renovierung der Stadtpfarrkirche.

Seit 1575 Reparatur der Klosterkirche;  
1611 Anbau des Juliiusturms.

1610–12 Renovierung der Spitalkirche.

1602–04 Neubau der Lateinschule im Anwesen des ausgezogenen Protestanten David Schöner.

1590 Neubau des erheblich zerstörten Siechenhauses.

1608 Neubau des Brau- und des Bohrhauses.

1605 oberer Brunnenkasten am Markt erneuert.

1612 Wasserleitung anders in die Stadt geleitet.

1607 Neubau der Saalebrücke in der Hinterau.

1608 Steinernes Geländer für die Spitalbrücke über die Brend.

Zahlreiche Anwesen wechselten zwischen 1586 und 1591 durch den erzwungenen Güterverkauf der protestantischen Exulanten ihren Eigentümer. Um diesen Gütertransfer oft überhaupt möglich zu machen, bot der Fürstbischof den verbliebenen Bürgern ansehnliche Kredite aus den Steuergeländen an. Das Hypotheken- und Ratengeschäft erstreckte sich über mehrere Jahre.

Auch die Verhältnisse im Salzforst ließ Fürstbischof Julius Echter neu ordnen. Dort waren in den Vorjahren unter den erblichen Forstmeistern verschiedene Mißstände eingerissen (unerlaubte Rodungen, Waldverwüstungen durch Köhler und Eisenhämmer etc.). Er erreichte eine Einigung über die Einkünfte, Holz- und Jagdrechte und zog das Erblehen ein (1588). Auch mit den Voiten einigte er sich und schuf so die Voraussetzungen für eine geordnete Waldwirtschaft. Ebenso wurde das Fisch-, Hut- und Weiderecht mit der Stadt und den vier Dörfern erneut bestätigt.<sup>89</sup>

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Bauer, Lorenz: Kulturen der Vor- und Frühgeschichte im Umfeld der Salzburg, in: Wagner, H./Zeune, J. (Hrsg. im Auftrag der Stadt Bad Neustadt): Das Salzburgbuch. 2008, S. 14.

<sup>2</sup> Benkert, Ludwig: Bad Neustadt. Die Stadtchronik. Bad Neustadt 1985, S. 2.

<sup>3</sup> Ebd. – Vgl. auch Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), S. 16.

<sup>4</sup> Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), S. 17f.

<sup>5</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 3.

<sup>6</sup> Ebd., S. 3f.

<sup>7</sup> Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), S. 19.

<sup>8</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 4f.

<sup>9</sup> Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), S. 21.

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), 1, S. 22.

<sup>12</sup> So Wagner, Heinrich: Pfalz Salz und Salzburg: Symbole der Macht im frühen und hohen Mittelalter, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 59ff. – Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 7–9.

<sup>13</sup> Bauer: Kulturen (wie Anm. 1), S. 22 u. S. 28.

<sup>14</sup> Kurze, Friedrich (Hrsg.): *Annales qui dicuntur Einhardi (Annales regni Francorum)*. (SS schol). Hannover 1895, Nachdruck 1950/87: „*ad Saltz palatium suum in Germania iuxta Salam constructum navigavit*“.

<sup>15</sup> Wagner: Pfalz Salz (wie Anm. 12), S. 60.

<sup>16</sup> Ebd., S. 62f.

<sup>17</sup> Heinke, Jochen: Das Netz der alten Straßen um die Salzburg, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 85ff.

<sup>18</sup> Einhardsannalen zu 790, s. Wagner, Heinrich: Pfalz Salz und Salzburg, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 67, Anm. 29 u. S. 60 mit Anm. 8. – In der Flur Salz nahe der Mündung der Lauer führt nicht nur eine Furt durch die Saale; dort – in der Flur Niederlauer – hat sich sogar der Flurname „Schiffstatt“ (= Schiffslände) erhalten (von Gaulty irrtümlich als Schießstatt gelesen).

<sup>19</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 9–13. Außerdem die einschlägigen Arbeiten von H. Wagner und Peter Ettl.

<sup>20</sup> Flachenecker, Helmut: Die Salzburg – eine Ganerbenburg als zentraler Ort, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 258–266; hier S. 260.

<sup>21</sup> Wagner: Pfalz Salz (wie Anm. 12), S. 80.

<sup>22</sup> Zeune, Joachim: Die Baugeschichte der Salzburg, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 109–152; hier S. 151. – Vgl. dazu auch Peter Ettl: Früh- und hochmittelalterlicher Burgenbau an der Fränkischen Saale, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 55f.

<sup>23</sup> Ettl: Burgenbau (wie Anm. 22), S. 56. – *Monumenta Boica* 37, S. 198ff. n. 192.

- <sup>24</sup> Benkert, Ludwig: Die Salzburg und die Stadtgründung von Neustadt, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 154f.
- <sup>25</sup> Sprandel, Rolf: Die territorialen Ämter des Fürstentums Würzburg im Spätmittelalter, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 37 (1977), S. 45–64. – Über die Entwicklung der Salzburg als Amtsmittelpunkt und die Entwicklung der Ganerbenburg mit dem Lehenbesitz der Anerben, s. Wagner, H., in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 165–187.
- <sup>26</sup> Wagner: Pfalz Salz (wie Anm. 12), S. 59 und S. 28–187. – Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 21–32 und S. 464–472.
- <sup>27</sup> 1216 Aug. 27; MB 37, S. 198ff. n. 192.
- <sup>28</sup> Wagner, Heinrich: Die Salzburg als Amtsmittelpunkt und ihre Entwicklung zur Ganerbenburg, in: Das Salzburgbuch (wie Anm. 1), S. 173.
- <sup>29</sup> Wagner: Pfalz Salz (wie Anm. 12), S. 71f. u. 77f.
- <sup>30</sup> MB 37, S. 352ff. n. 234.
- <sup>31</sup> Thiel, Matthias (Bearb.): Urkundenbuch des Stiftes St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg. Bd. I: 861–1325 (Veröffentlichung des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 26). Aschaffenburg 1986, S. 257f. n. 97.
- <sup>32</sup> So resumierte Karl Frölich (Die Stadt im Mittelalter 1. 1978, S. 281) S. Rietschels Forschungsergebnis in dessen Werk „Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis“ (Halle/Saale 1897).
- <sup>33</sup> Benkert: Salzburg (wie Anm. 24), S. 158.
- <sup>34</sup> Ebd.
- <sup>35</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 40–45. – Vgl. auch Flachenecker: Salzburg (wie Anm. 20), S. 260.
- <sup>36</sup> Schannat, Johann Friedrich: *Historia Fuldensis in tres partes divisa*. Frankfurt/Main 1729, 1, 1929 „(...) *salutem quaerit primum in oppido Neustadt, sed quod locus parum munitus, proinde ad insistendum non satis tutus videbatur, in Metropolim suam se anxius coniecit.*“
- <sup>37</sup> 1352 Feb. 13: Stadtarchiv Bad Neustadt (künftig: StAN), Akt IV 5 – A/38: Bestätigungsbrief Fürstbischof Alberts II. : „(...) *in nostro oppido predicto loco quidem populoso et insigni intra muris oppidi.*“
- <sup>38</sup> Stade, Albert von: *Annales Stadenses. Monumenta Germaniae Historica. Scriptorum* 16 (1859), S. 339. – Ähnlich das isländische „Hauksbok“ des 13. Jahrhunderts: Otto Springer: *Medieval Pilgrim Routes from Scandinavia to Rome* (Medieval Studies 12). Toronto 1950, S. 120ff.
- <sup>39</sup> Strahm, H., zitiert bei Frölich, in: *Die Stadt des Mittelalters I*, S. 303.
- <sup>40</sup> So z.B. 1303/13: *Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg* (künftig: QFW) 25 n. 203.
- <sup>41</sup> Vgl. Wagner, Heinrich: *Regesten der Zisterzienserabtei Bildhausen 1158–1525*. QFW 37, n. 666 (1493) u. n. 671 (1494).
- <sup>42</sup> Thiel: *Urkundenbuch* (wie Anm. 31) I n. 97.
- <sup>43</sup> MB 37 n. 428.
- <sup>44</sup> Thiel: *Urkundenbuch* (wie Anm. 31) I n. 105 a.
- <sup>45</sup> Ebd., I n. 144.
- <sup>46</sup> Himmelstein: *Urkundenregesten*, in: *Archiv für Unterfranken und Aschaffenburg* (künftig: AUfr) 15.1, S. 149.
- <sup>47</sup> Wechterswinkler KopB (14./15. Jh.): *Staatsarchiv Würzburg* (künftig: StA W), Stdb. 654, f.27. – *Zeugenliste bei Himmelstein*, AUfr 15.1, S. 149 unvollständig.
- <sup>48</sup> StA W, Lib. div. form. 5, S. 449–451. Dort zitiert.
- <sup>49</sup> Wagner, H.: *Historischer Atlas von Bayern. Neustadt* (1982), S. 86.
- <sup>50</sup> StA W, *Lehen* 4891, f. 156.
- <sup>51</sup> 974 Juli 20, DO II 84.
- <sup>52</sup> 1184 Dez. 21: *Stiftsarchiv Aschaffenburg U* 1456 a; *Gudenus, Cod. Dipl. I*, S. 286 ff.
- <sup>53</sup> *Gudenus, Cod. Dipl. I*, S. 806f.
- <sup>54</sup> Benkert: *Stadtchronik* (wie Anm. 2), S. 44ff.
- <sup>55</sup> MB 46 Nr. 408.
- <sup>56</sup> Benkert: *Stadtchronik* (wie Anm. 2), S. 51.
- <sup>57</sup> Im einzelnen siehe ebd., S. 53f.
- <sup>58</sup> Schöppach: *Henneberg. Urkundenbuch VI Nr.* 32 und VII Nr. 9.
- <sup>59</sup> QFW 25, Nr. 203.
- <sup>60</sup> StA N, U. 1.
- <sup>61</sup> QFW 9, Nr. 234.
- <sup>62</sup> Vgl. hierzu auch L. Benkert: *Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt zu Bad Neustadt und ihre Vorgängerkirchen*, in: *Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst* 39, 1987.
- <sup>63</sup> Siehe dazu auch L. Benkert: *500 Jahre Schützengesellschaft Neustadt a.d. Saale 1475–1975*. Festschrift.

- <sup>64</sup> L. Benkert: Das ehemalige Kloster der Karmeliten in Neustadt und seine Bedeutung für das religiöse, kulturelle und gesellschaftliche Leben in Stadt und Umland (Vortrag am 16. April 2002), in: Heimat-Jahrbuch Rhön-Grabfeld 2003, S. 236–253. – Neue Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Karmeliterklosters Neustadt a.d. Saale (Archivnotizen verschiedener Prioren aus dem Staatsarchiv Ludwigsburg B 189 III Büschel 9, mitgeteilt von P. Matthaeus Hösler, Bamberg, übersetzt und kommentiert von Ludwig Benkert), in: Heimat-Jahrbuch Rhön-Grabfeld 2004, S. 187–199.
- <sup>65</sup> StA N, Akten VI 5.
- <sup>66</sup> L. Benkert: Das Handwerk der Metzger in Neustadt a.d.Saale. Ein Kapitel Stadt- und Handwerksgegeschichte, in: Festschrift zur Fahnenweihe des Metzger-Handwerks 22.–24. Sept. 1984, S. 35–74.
- <sup>67</sup> L. Benkert: Von der Lateinschule zum Gymnasium, in: Festschrift zur 50-Jahr-Feier des Gymnasiums Bad Neustadt 1929–1979. – Ders.: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 70–72.
- <sup>68</sup> StA N B 33, 100.
- <sup>69</sup> StA N B 1, f. 4 v.
- <sup>70</sup> StA N B 78, 195.
- <sup>71</sup> StA N U 50.
- <sup>72</sup> Amtssalbuch Neustadt 1596, StA N B 78, 195.
- <sup>73</sup> StA N B 178.
- <sup>74</sup> L. Benkert: Martin Luthers Verwandte aus Bad Neustadt, in: Bad Neustadt Information. Hrsg. v. der Kurverwaltung Bad Neustadt. Heft Winter 1995/96, S. 13–15.
- <sup>75</sup> Kirchenbuch Aue/Bockau 1621, S. 341 Nr. 36.
- <sup>76</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 83.
- <sup>77</sup> Ebd.
- <sup>78</sup> Ebd., S. 84–89.
- <sup>79</sup> Ebd., S. 95–98.
- <sup>80</sup> StA N B 38, 1 Ratsprotokoll 1585–95.
- <sup>81</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 102.
- <sup>82</sup> Bericht im Ratsprotokollbuch, StA N B 38, 1-4, und die schriftlichen Berichte des Kellers Schilling im StA W.
- <sup>83</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 106.
- <sup>84</sup> Ebd., S. 106f.
- <sup>85</sup> Bischöfliches Ordinariatsarchiv Würzburg: Kasten „Dekanat Münnernstadt VR 1568–1614“ Fasc. 1568–1599. – Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 108.
- <sup>86</sup> Ebd., S. 109.
- <sup>87</sup> Amtssalbuch Neustadt 1596, StA N B 78, 166.
- <sup>88</sup> Benkert, Ludwig: Apotheken in (Bad) Neustadt a.S., in: Heimat-Jahrbuch des Landkreises Rhön-Grabfeld. Mellrichstadt 1987, S. 247–256.
- <sup>89</sup> Benkert: Stadtchronik (wie Anm. 2), S. 119–122.

## Bundesverdienstkreuz am Bande für Bundesfreund Prof. Dr. Werner K. Blessing

Die Bundesleitung des Frankenbundes und alle Bundesfreunde gratulieren unserem stellvertretenden Bundesvorsitzenden Professor Dr. Werner K. Blessing ganz herzlich zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande durch Bundespräsident Christian Wulff Mitte August des Jahres. In seiner Laudatio hob der den Orden überreichende bayerische Innenminister Joachim Herrmann auch besonders Werner Blessings großen Einsatz beim FRANKENBUND hervor, dessen Führungsriege der Geehrte schon seit langen Jahren angehört. Minister Herrmann sah darin ein Indiz für sein regionales Engagement über seine beispielhafte wissenschaftliche Tätigkeit hinaus.

Prof. Blessing lehrte von 1989 bis 2007 an der Universität Nürnberg-Erlangen als Professor für Neuere Geschichte und Landesgeschichte und erwarb sich hohe Wertschätzung in Fachkreisen und weit darüber hinaus, da er sich neben seinem bedeutenden beruflichen Wirken auch immer für geschichtliche Bildung in breiten Schichten einsetzte. Bis heute – selbst als Emeritus – ist seine Mitwirkung in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen wie u.a. bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte und dem Gesamtausschuß der Gesellschaft für fränkische Geschichte hervorzuheben. Exemplarisch habe sich Prof. Blessing, so der Minister, mit fränkischer und bayerischer Geschichte beschäftigt, wobei ihm vor allem die Sozial- und Kulturgeschichte sowie die Geschichte der politischen



*Abb.: Bundesfreund Prof. Dr. Blessing mit Innenminister Herrmann nach der Ordensverleihung.*

Kultur vom 19. bis zum 20. Jahrhundert am Herzen liege.

Vielen Bundesfreunden wird Prof. Blessing auch bei zahlreichen großen wissenschaftlichen Ausstellungen und Symposien als tiefeschürfender Autor oder mitreißender Vortragender begegnet sein. Nicht zuletzt sei hier seine Organisation und Durchführung verschiedener „Fränkischer Seminare“ des FRANKENBUNDES erwähnt, so zuletzt erst im vergangenen Jahr in Schney/Ofr. zum Thema „An den Wurzeln des Frankenbundes“. Gratulamur!

# Herausragender Heimatpfleger und Denkmalschützer – ein Nachruf auf das „fränkische Original“ Herbert Haas

von  
Alexander von Papp

„Den wendigen, witzigen und widersprüchlichen Franken (...) verkörpert der gebürtige Randersackerer Herbert Haas (Jahrgang 1934) wie kein anderer“, begann Regierungspräsident Dr. Franz Vogt 1995 seine Laudatio zur Vergabe des Frankenwürfels. Am 5. August 2011 ist der Architekt, Heimatpfleger und Denkmalschützer Herbert Haas gestorben. Franken, auch der Frankenbund, verlor mit ihm einen der fränkischen Heimat zutiefst verbundenen Menschen, der in seinem Schaffen, in seinem fachlichen Können und Ideenreichtum sowie in seinem Einsatz für die Gemeinschaft außerordentlich fruchtbar war: beruflich als Architekt und ehrenamtlich als Umwelt- und Naturschutzbeauftragter seiner Heimatgemeinde Randersacker (1984–2004), als Kreisheimatpfleger im Landkreis Würzburg (seit 2003) sowie darüber hinaus als ungemein engagierter Bürger.

Herbert Haas war „fränkisches Urgestein“. Am 26. März 1934 kam er in dem renommierten Weinort Randersacker zur Welt. Sein Vater war Steinmetz und Bildhauer, seine Mutter Winzertochter und Mundartdichterin.<sup>1</sup> So standen an seiner Wiege die beiden großen Traditionen des Ortes sozusagen Pate und legten ihm den typischen fränkischen Charakter in die Wiege. In diese beiden großen Lebensbereiche Randersackers ist er hineingewachsen, er hat die Arbeit im „Wengert“ sowie die Arbeit in Steinbruch und Steinmetzwerkstatt in seiner Kindheit intensiv kennengelernt und ausgeübt. Diese praktischen Erfahrungen und das daraus resultierende Wissen haben ihn geprägt und im späteren beruflichen Leben getragen.

Nach Mittlerer Reife, Lehre und Gesellenprüfung als Maurer sowie anschließendem Studium an der Fachhochschule Würzburg arbeitete Herbert Haas in Baufirmen, beim Universitätsbauamt und in Architekturbüros.

Seit 1970 führte er in Randersacker sein eigenes Architekturbüro, ab 1981 in Partnerschaft mit Peter Schubert und ab 1996 auch mit seinem Sohn Dietrich Haas, bis er 2000 in den Ruhestand ging. Seine fachlichen Schwerpunkte setzte er bei Baudenkmalern, ortsbildprägenden Gebäuden, Bildstöcken und Flurdenkmälern. Eine besondere Lebensaufgabe sah er darin, die alte fränkische Baukunst zu bewahren, bei Dorferneuerungen, Fassadenwettbewerben, Straßenraumgestaltungen und Sanierungen alter Denkmäler mitzuwirken. Elf historische Rathäuser, das Grumbachschloß in Rimpfard, die Schloßanlage in Sommerhausen, die ehemalige Israelitische Präparandenschule in Höchberg, der Mönchshof und der Balthasar-Neumann-Pavillon in Randersacker sowie zahlreiche Kirchen, Kirchtürme, Bürgerhäuser und Winzerhöfe sind Beispiele. Hinzu kamen Kindergärten, Sport- und Mehrzweckhallen.

## *Kämpfer für die Heimatkultur*

Mit besonderer Leidenschaft engagierte er sich für die Landschafts- und Denkmalpflege sowie für die Heimatkultur. Hier war er ein Pionier – schon in einer Zeit, als das noch nicht Zeitgeist war, sondern dem allgemeinen Fortschrittsglauben zuwiderlief. Seit den 1970er Jahren trat er engagiert und streitbar ein für „eine ausgewogene Entwicklung im Maintal“ und gegen „unsinnige, umweltzerstörende Planungen des Machbarkeitswahns der 1960er und 1970er Jahre“: bei Flurbereinigung, Mainausbau, Hochwasserschutz oder beim Straßenbau. Insbesondere wandte er sich gegen den seinerzeit geplanten umfangreichen Ausbau der Bundesstraße 13 zwischen Würzburg und Ochsenfurt mit zusätzlichen Verkehrsknoten und Anbindungsstraßen.

Als vielerorts Bürgerinitiativen entstanden<sup>2</sup> und sich gegen Fehlentwicklungen und bür-



*Abb.: Herbert Haas (†) steckte viel Herzblut in seine Projekte sowie in Hunderte von Beratungen und Vorträgen.*  
*Photo: Büro Haas + Partner.*

gerferne Planungen wehrten, gründete er den ‚Aktionskreis Maintal‘ und war von 1975 bis 2001 dessen Vorsitzender. Hier setzte er sich unermüdlich und kämpferisch dafür ein, „die Bevölkerung über umweltverändernde Vorhaben umfassend zu informieren“<sup>3</sup> und „der

beeindruckenden, oft idyllischen Flußlandschaft Maintal ihren Zauber, ihre Berühmtheit und ihren Charakter einer funktionierenden Kulturlandschaft“<sup>4</sup> zu erhalten. Seine Aktionen haben z.B. dazu beigetragen, daß die B 13 zwischen Würzburg und Randersacker nicht

vierspürig ausgebaut, in Kleinochsenfurt auf den ursprünglich geplanten Bau einer Umgehungsstraße zwischen Kirche und Main sowie auf eine neue Mainbrücke verzichtet und schließlich die alte Weinbergsmauer zwischen Würzburg und Randersacker erhalten und unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Weitere Beispiele sind seine Bemühungen um den fränkischen Weinbau, um Natursteinmauern, um die Rettung der historischen Weinberge in Röttingen sowie beim Kallmuth in Homburg, bei dem er die Mauern und Treppe sanierte und den oberen Weg ergänzte<sup>5</sup> oder der Umbau des Weinmuseums von Röttingen auf Burg Brattenstein. In Randersacker wäre vieles zu nennen, z.B. der Denkmalschutz für die Weinbergsmauern an der B 13 sowie für den Sonnenstuhlurm,<sup>6</sup> oder der ‚Altfränkische Wengert‘, eine Idee, die er in den 1980er Jahren während der Flurbereinigung der Spitzenweinlage Pfülben entwickelte, beharrlich voranbrachte, gegen alle Widerstände durchsetzte und letztlich aber nur dadurch ermöglichte, daß er persönlich dem Gemeinderat und dem Weinbauverein eine finanzielle Pflegegarantie zusagte. Mit diesem historischen Weinberg, den er bis 2002 auch betreute, hat er dem fränkischen Weinbau einen besonderen Museumsweinberg und damit für Randersacker ein Aushängeschild geschaffen,<sup>7</sup> auf das sogar der ADAC-Reiseatlas hinwies.<sup>8</sup>

Bei alledem hat Herbert Haas, schlagfertig wie er war, seine Standpunkte stets deutlich ausgesprochen, hartnäckig und streitbar vertreten, ohne Scheu vor Auseinandersetzungen. Er war kein bequemer Zeitgenosse, wenn er mit Fehlentwicklungen nicht einverstanden war, und hat dann aus seiner Meinung kein Hehl gemacht. Er scheute sich nicht anzuecken, denn er wollte Zukunftsfähiges anstoßen, kurzichtiges Denken verändern, weitere Fehlentwicklungen verhindern. Sein nachhaltiges Eintreten für seine Überzeugungen, für den Weg, den er für den richtigen hielt, hat ihm nicht selten Anfeindungen, Beschwerden und Rügen eingetragen. Andererseits haben ihn Erfolge, z.B. vor Gericht oder im Petitionsausschuß des Bayerischen Landtags, immer wieder bestätigt.

## *Herausragender, verdienter Bürger*

Alle Schwierigkeiten hielten ihn nicht ab von einem weitgefächerten ehrenamtlichen Wirken: Führungen im Dorf, in Weinbergen und alten Steinbrüchen, ungezählte Dia-Fachvorträge, Ausstellungen oder die Übergabe von seltenen Dokumenten der NS-Zeit an das Staatsarchiv usw. Zahllos sind seine Initiativen für Umwelt- und Denkmalschutz sowie für die Heimatpflege, wie das Steinhauermuseum<sup>9</sup> in Randersacker, photographische Kartierungen von Flurdenkmälern, Schutz und Sanierung alter Steinbrüche, Pflege der sog. „Urmeersohle“, Sanierung und Denkmalschutz für den ‚Derrickran‘ im Steinbruch Lindelbach oder das Wiederauffinden des verschollenen Randersackerer Heimatfilms von 1959 u.v.m. Vieles könnte noch angeführt werden, wie die elektronische Erfassung der Ansichtskarten des Landkreises Würzburg, das Wirtshaussingen oder seine berühmte Postkartensammlung, seine Dialektlesungen, seine heimatkundlichen Führungen für Schüler und Studenten oder seine Mitarbeit beim ‚Ostfränkischen Wörterbuch‘. Außerdem wirkte er in zahlreichen örtlichen und überörtlichen Vereinen, dazu im Gemeinderat Randersacker von 1996 bis 2003 und im Kreistag Würzburg seit 2007.

Zahlreiche Publikationen hat er mit viel Sachkenntnis sowie mit hervorragendem Sprachgefühl und der ihm eigenen bildreichen Formulierungskunst verfaßt, oft *„gemischt mit einer Prise Ironie und hintergründigem Humor“*.<sup>10</sup> Auch in der Zeitschrift FRANKENLAND war er immer wieder als Autor vertreten. So hat Herbert Haas in vielen Bereichen beispielhaft und in bewundernswerter Weise Zeichen gesetzt. Engagement sah er als etwas Selbstverständliches an. Er hat sich um die Allgemeinheit verdient gemacht. Im Bereich von Heimatpflege und Denkmalschutz genoß er hohes Ansehen. Für seine Leistungen erhielt er zahlreiche Ehrungen, u.a. den erwähnten Frankenwürfel 1995, das Bundesverdienstkreuz 2002, die Verdienstmedaille seines Heimatortes Randersacker 2006 und die Bürgermedaille der Stadt Röttingen 2008. In seinem Heimatort wurde er Ehrenmitglied im Verein Altfränkischer

Wengert und Ehrenzunftmeister der Steinhauerzunft.

In Erinnerung bleibt eine faszinierende, außergewöhnliche Persönlichkeit, die viele Spuren hinterließ. In der Trauerfeier würdigte ihn Randersackers Bürgermeister als „die herausragendste Persönlichkeit von Randersacker der heutigen Zeit. Er hat uns viele Wege gezeigt, sich für seinen Heimatort einzusetzen, und hat uns nachfolgenden Generationen ein Stück Heimatgeschichte erhalten.“

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Eine Reihe ihrer Mundartgedichte hat Herbert Haas veröffentlicht (in Zusammenarbeit mit Marianne Erben) in dem Bändchen „Randsacker ist der schönste Ort un anneri Schprüch in Randsackerer Mundart von Amanda Haas“. 1. Auflage 1981. 2. Auflage 1993.
- <sup>2</sup> Sie wurden von den Vertretern der Behörden heftigst abgelehnt, wie z.B. in Würzburg noch 1977 in einer öffentlichen Diskussion im Rudolf-Alexander-Schröder-Haus.

- <sup>3</sup> U.a. mit dem vom Aktionskreis herausgegebenen Organ „Mainungen“.
- <sup>4</sup> So in der ersten öffentlichen Information des Aktionskreises.
- <sup>5</sup> S. dazu auch FRANKENLAND 2001, H. 6. Darin u.a.: Herbert Haas: Der Homburger Kallmuth, ein exzellentes Aushängeschild mainfränkischer Weinkultur, S. 460–467.
- <sup>6</sup> Dazu Herbert Haas: Der Sonnenstuhlurm, seine braune Vergangenheit und wechselvolle Geschichte. Randersacker 2003.
- <sup>7</sup> Dazu Herbert Haas: Der Altfränkische Wengert, ein Lebensraum der besonderen Art, in: Festschrift des Weinbauvereins Randersacker 1999, S. 41–44.
- <sup>8</sup> Bis zur Auflage 2008/2009.
- <sup>9</sup> Dazu Herbert Haas: Das Steinhaueremuseum in Randersacker, in: FRANKENLAND 2000, S. 111–113.
- <sup>10</sup> Regierungspräsident Dr. Vogt in der eingangs erwähnten Laudatio zum Frankenwürfel 1995.

### Dank an den Spender

Auch der FRANKENBUND ist auf Spenden angewiesen,  
um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Wir danken:

Herrn Dieter Hirt (Bad Kissingen)

für seine Spende an den FRANKENBUND.

Möchten auch Sie spenden? Unsere Spendenkontonummer lautet: 420 02 634 bei der Sparkasse Mainfranken, BLZ: 790 500 00. Als gemeinnütziger Verein ist der FRANKENBUND berechtigt, eine Spendenbescheinigung zur Vorlage beim Finanzamt auszustellen.

# Abschied von Rosemarie Stratil

Von  
Anne Teicher

Die FRANKENBUND-Gruppe Obernburg trauert um ihr Ehrenmitglied, Frau Rosemarie Stratil, die am 14. September 2011 im Alter von 81 Jahren verstorben ist. Für ihre vielfältigen Verdienste um den Verein wurde sie 2009 mit der Ehrenplakette der Stadt Obernburg/Main ausgezeichnet.

In ihrem jahrzehntelangen ehrenamtlichen Engagement als Finanzverwalterin und geschäftsführende Vorsitzende erfüllte sie den FRANKENBUND mit Leben und hat die Gruppe als feste Größe im Obernburger Kulturleben etabliert. Unvergessen sind die Studienfahrten, bei denen sie fachliche Kompetenz in der Vorbereitung mit mensch-

licher Wärme zu verbinden wußte, so daß auch das Gemeinschaftsgefühl und der Zusammenhalt im Verein gefördert wurden, was ihr ein wichtiges Anliegen war. Mit großem Organisationstalent hat sie die Ziele des Frankenbundes, die Pflege fränkischer Kultur und Landeskunde, verwirklicht. Auch die historische Bindung zu anderen deutschen Regionen hat sie durch regelmäßige Studienfahrten gepflegt.

Die FRANKENBUND-Gruppe Obernburg/Main verliert mit Rosemarie Stratil eine weithin geachtete Persönlichkeit. Sie schuldet ihr ein hohes Maß an Anerkennung und Dankbarkeit.

## Hinweis in eigener Sache

In der Presse war Ende August/Anfang September 2011 zu lesen, der FRANKENBUND habe sich gegen die Errichtung des geplanten Staatlichen Museums für Bayerische Geschichte ausgesprochen. Das ist falsch. Richtig ist, daß sich der FRANKENBUND bereits am 13. Juli 2011 auf seiner Vorstandssitzung dezidiert für dieses Projekt ausgesprochen hat und in der Öffentlichkeit für dieses Vorhaben eintritt. Die Falschmel-

dung beruht offenkundig auf einer Verwechslung des FRANKENBUNDES mit dem Fränkischen Bund. Denn es war der Fränkische Bund, der gegen die Schaffung eines solchen Museums auf fränkischem Boden plädiert hat.

Der 1. Bundesvorsitzende hat die entsprechenden Presseorgane angeschrieben und um Richtigstellung gebeten.

# Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste im Ehrenamt an Bundesfreund Wolfgang Rosenberger verliehen

Am 4. Oktober 2011 wurde Bundesfreund Wolfgang Rosenberger, der 40 (!) Jahre lang 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen war, das „Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste von im Ehrenamt tätigen Frauen und Männern“ vom unterfränkischen Regierungspräsidenten und 1. Bundesvorsitzenden des FRANKENBUNDES Herrn Dr. Paul Beinhofer überreicht. Diese Auszeichnung verleiht der Bayerische Ministerpräsident seit 1994 als ehrende Anerkennung für langjährige hervorragende ehrenamtliche Tätigkeit. In der Begründung für die Ordensverleihung an Herrn Rosenberger heißt es wörtlich:

„*Sehr geehrter Herr Rosenberger,*

*bereits seit 1964 und damit seit 47 Jahren sind Sie Mitglied der Ortsgruppe Kitzingen des ‚FRANKENBUNDES e.V.‘ Sie übernahmen dort zunächst das Amt des Wanderwarts, das Sie bis 1997 inne hatten. 1967 wurden Sie zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt und übten von 1971 bis 2010 das Amt des 1. Vorsitzenden der Ortsgruppe Kitzingen des FRANKENBUNDES aus.*

*Bereits in den ersten Jahren Ihrer Mitgliedschaft hatten Sie mit Ihrem umfangreichen Wissen und Ihrem Sachverstand ein vielfältiges und abwechslungsreiches Programm mit einer wanderfreudigen Gruppe aufgebaut, welches vor allem dem Erschließen und Kennenlernen der fränkischen Heimat galt, aber auch über die Grenzen Frankens hinausführte. Im Jahr 1974 wurde so unter Ihrer Ägide der ‚Wanderführer rund um Kitzingen‘ veröffentlicht. Bei den zahlreichen Wanderungen haben Sie es verstanden, auf oft unbekanntem Wege, auf geologische, botanische und kunsthistorische Sehenswürdigkeiten aufmerksam zu machen und diese den Wanderfreunden näherzubringen. Dabei kam Ihnen natürlich Ihre Affinität zur Biologie, Geographie und Chemie zugute; Fächer, die Sie studiert haben und die Sie bis zu Ihrer Pen-*

*sionierung im Jahr 1985 auch am Armin-Knab-Gymnasium in Kitzingen unterrichteten. Von Ihren profunden Kenntnissen der heimischen Vogelwelt zeugt eine ausführliche Reihe an Veröffentlichungen, von denen die erste bereits 1956 in der Zeitschrift ‚FRANKENLAND‘ erschienen ist. Mit ausgewählten Vorträgen zur fränkischen Geschichte, Vogelstimmen-Exkursionen und Stadtführungen vermochten Sie es stets, Ihren Zuhörern den Reichtum und die Vielfalt der fränkischen Landschaft nahezubringen und Ihren Mitbürgern so ein starkes Heimatgefühl zu vermitteln.*

*Sehr geehrter Herr Rosenberger,*

*Ihre Mitgliedschaft und Mitarbeit im Frankenkund stellt nach wie vor eine wahre Bereicherung dar!*

*Sie haben sich durch Ihr vorbildliches und langjähriges ehrenamtliches Engagement in der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen hervorragende Verdienste erworben. Hierfür möchte ich mich ausdrücklich bedanken. Ich freue mich, Ihnen heute das Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste von im Ehrenamt tätigen Frauen und Männern aushändigen zu dürfen.*

*Herzlichen Glückwunsch!“*

(Es folgt die Unterschrift des Bayerischen Ministerpräsidenten Seehofer.)

Mit sichtlich großer Freude nahm Herr Rosenberger den Orden und die Verleihungsurkunde entgegen und dankte für diese Auszeichnung. Bei der Feierstunde in der Regierung von Unterfranken wurde Herr Rosenberger von seiner Schwester Frau Rosenberger und dem jetzigen 1. Vorsitzenden der FRANKENBUND-Gruppe Kitzingen Herrn Alfred Bohne begleitet; ferner waren der Stellvertretende Landrat des Landkreises Kitzingen Herr Robert Finster und die Bundesgeschäftsführerin des FRANKENBUNDES Frau Dr. Christina Bergerhausen anwesend.

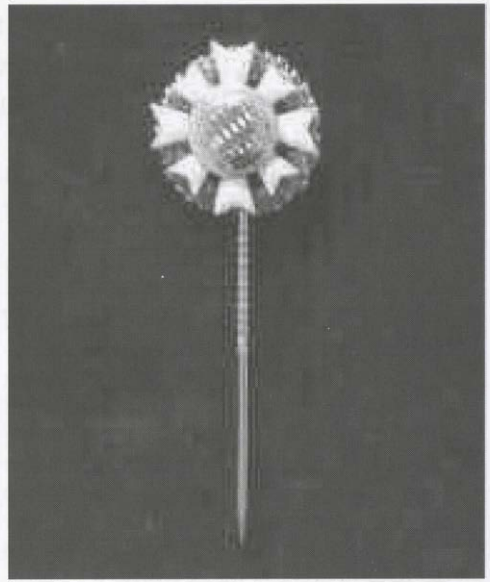


Abb. 1: Herr Rosenberger (l.) und Herr Dr. Bein-  
hofer (r.).

So sieht das Ehrenzeichen aus

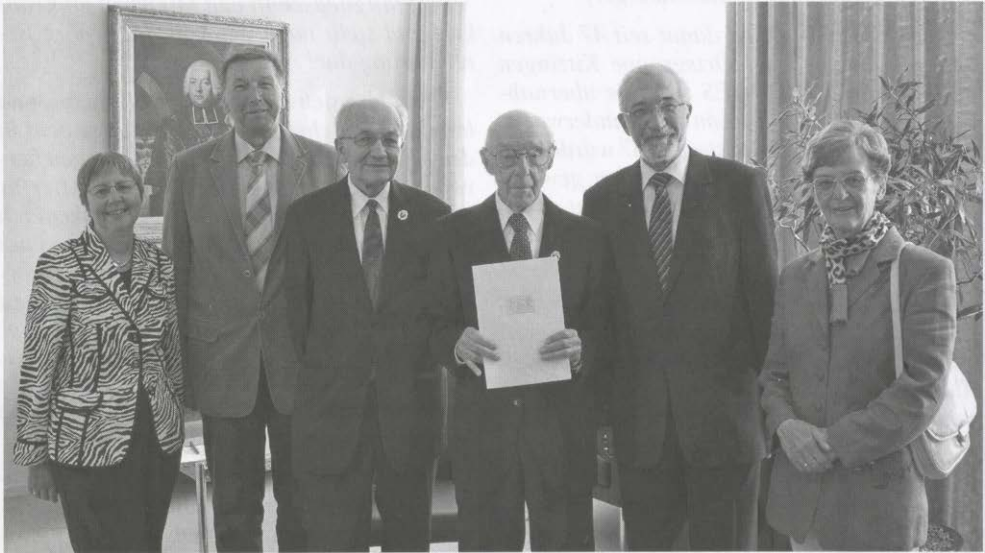


Abb. 2: (v. l. n. r.) Frau Dr. Bergerhausen, Herr Finster, Herr Bohne, Herr Rosenberger, Herr Dr. Bein-  
hofer, Frau Rosenberger nach Verleihung des Ehrenpreises.

Im Gesetz über das Ehrenzeichen des bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste vom 23. Juli 1994 ist in Art. 2 das Aussehen des Ehrenzeichens wie folgt beschrieben:

(1) Das Ehrenzeichen besteht aus Silber und zeigt ein achtstrahliges weißes Malteser-

kreuz von einem grünen Lorbeerkranz umgeben. Ein weiß-blaues Mittelmedaillon zeigt das Rautenwappen mit der Umschrift „Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten“.

(2) Das Ehrenzeichen wird auf der linken oberen Brustseite getragen.

## Wieder ein Firmenjubiläum in Herzogenaurach: 65 Jahre INA

von  
Klaus-Peter Gäbelein

*Vom Fichtelgebirge nach Herzogenaurach*

Im Leben des berufstätigen Menschen ist das Erreichen eines Alters von 65 Jahren meist mit dem Eintritt ins Renten- oder Pensionsdasein verbunden. 65 Jahre sind bisweilen auch Anlaß, auf das Erreichte und Geschaffene zurück zu blicken; manche Zeitgenossen laden sogar zu einer Feier ein.

Einen Grund zum Feiern hätte eigentlich auch die Stadt Herzogenaurach, und mit ihr könnten die über 8.000 Beschäftigten der INA-Schaeffler KG in der Aurachstadt eine große Party feiern. Denn im März 1946, also vor 65 Jahren, wurden für die Ansiedlung der Schaeffler Gruppe, die das Bild der Stadt und deren Sozialstruktur total verändern, ja umkrempeln sollte, die Weichen gestellt. Im März 1946 wurde der Grundstock dafür gelegt, daß aus dem einseitig strukturierten „Schlappenschusterstädtchen“ eine weltweit bekannte Industriemetropole werden konnte. Es ist ein modernes Märchen, das in diesen sechseinhalb Jahrzehnten geschrieben wurde und in dem Herzogenaurach sich wie einst Hans im Glück vorkommen muß.

Blicken wir zurück in die Geschichte. Herzogenaurach zählte 1946 6.479 Einwohner. Davon waren 1.200 Heimatvertriebene und Evakuierte, deren Zahl sich wenige Monate später noch auf über 2.000 Personen erhöhen sollte. Außer in der Werkzeugmaschinen- und Apparatefabrik von Hermann Weiler, bei der Wollwarenfabrik Wirth und der Papierwarenfabrik von Johann Glock fanden die Herzogenauracher in knapp 20 Schuhfabriken Arbeit in den schweren Nachkriegsjahren. Die wirtschaftliche Lage im zerstörten Deutschland war desolat. Hunger, bitterkalte Wintermonate und die Sorge um die männlichen Familienmitglieder, deren Schicksal als Kriegsteilnehmer unbekannt war, bestimmten den Alltag – auch in Herzogenaurach.

In jenen Tagen, da im Osten Deutschlands die Verschmelzung von SPD und KPD zur SED vorbereitet wurde und in Nürnberg der Gerichtshof tagte, gingen beim hiesigen Bürgermeister Hans Maier (SPD) zwei Telegramme ein (am 05. und 14. März 1946), in denen sich ein Dr. Wilhelm Schaeffler aus Schwarzenhammer zu Gesprächen ankündigte. Das zweite dieser Telegramme, am 12. März (Dienstag) um 19 Uhr aufgegeben, kam zwei Tage später um 16 Uhr in Herzogenaurach an, war an Bürgermeister „Ernst“ Maier gerichtet und enthielt folgenden Text: „Ankommen zwecks Besprechung voraussichtlich am Samstag. Dr. Wilhelm Schaeffler Schwarzenhammer.“

Die Kontakte zu diesem Treffen hatte der Herzogenauracher „Kaufhausbesitzer“ und Fahrlehrer Welzel (Steinweg 10) bei einer Fahrt ins Fichtelgebirge hergestellt, für die Maier Benzingutscheine beschafft hatte. Doch woher rührte das Interesse der Herzogenauracher Lokalpolitiker an einem Gespräch mit Schaeffler?

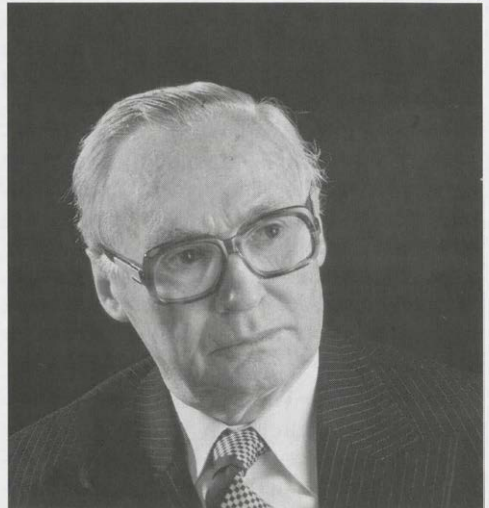


Abb. 1: Dr. Wilhelm Schaeffler

In dem kleinen holzreichen Ort an der Eger im heutigen Landkreis Wunsiedel wurden 1946 Handwagen produziert. Diese gelangten jedoch nicht in den Verkauf sondern wurden für Kompensationsgeschäfte (Tauschhandel) mit dem Ruhrgebiet und dem Saarland genutzt. 250 Handwagen pro Woche wurden auf dem Schienenweg in den Westen Deutschlands geschafft und gegen Kohle eingetauscht. Für einen Wagon Handwagen erhielt man zwei Wagons Kohle, die man teilweise an die Stadt Nürnberg weitergab und dafür von Nürnberg Holzschlagrechte bei Schwarzenhammer erhielt. Außerdem belieferte Schaeffler die Maxhütte in der Oberpfalz und erhielt als Gegenleistung dafür Metallteile (Reifen usw.), die dringend für die Handwagenproduktion benötigt wurden.

Entscheidend für den „*Drang der Schaeffler nach Süden*“, also für den Weg in Richtung Herzogenaurach war die ungünstige Verkehrssituation im nordostbayerischen Grenzgebiet, vor allem mangelte es an einem Bahnanschluß. Eben diesen besaß Herzogenaurach damals. Außerdem gab es mit Hans Maier einen kompromißbereiten Bürgermeister, hinter dem ein aufgeschlossener Stadtrat stand, der die einseitige Wirtschaftsstruktur des Städtchens ändern wollte.

### *Schaeffler – wer oder was ist das?*

Die Geschichte des Unternehmens beginnt in Oberschlesien, in Katscher im Kreis Leobschütz. Hier hatte die Familie Schaeffler die marode Davistan AG, ein Textilunternehmen übernommen, in dem in vier Werken Plüschstoffe, Krimmer (Wollgewebe und Fellimitationen) und maschinengeknüpfte Teppiche hergestellt wurden. Die beiden Diplomkaufleute Dr. Wilhelm (geb. 1908) und Georg (geb. 1917), beide im Raum Neunkirchen/Saar aufgewachsen, sanierten den Betrieb, führten ihn aus der Talsohle und stockten die Belegschaft von 300 auf 1.500 Mitarbeiter auf.

Zusätzlich zur Weberei hatte man den Betrieb seit 1928 durch eine Abteilung für Metallverarbeitung erweitert. Hier wurden Wälzlager hergestellt, die mit Kriegsbeginn dringend für Panzer und Panzerketten benötigt worden waren. Da das Zentrum der Kugel-

und Wälzlagerproduktion im unterfränkischen Schweinfurt immer mehr Ziel feindlicher Bombenabwürfe wurde, wurden die Schaeffler Werke in Katscher für die deutsche Kriegswirtschaft immer wichtiger.

Mit dem Nahen der Roten Armee wurde die Lage für das Schaeffler Unternehmen immer prekärer. Der Betrieb mußte „evakuiert“ werden. Die Maschinen wurden abgebaut, auf Güterwagen verladen und im Februar 1945 reisten Menschen und Maschinen an der „goldenen Stadt Prag“ vorbei nach Meerane ins nördliche Sachsen. Während die geflüchteten Mitarbeiter notdürftig in einer Schule vegetierten, wurde hier provisorisch auf engstem Raum in einer leer stehenden Fabrik produziert. Doch der „Doktor“, wie Wilhelm Schaeffler von seinen Angestellten respektvoll genannt wurde, machte bald einen günstigeren Standort aus: eben jenes Schwarzenhammer, südlich der oberfränkischen Porzellanmetropole Selb. Mittels eines „Besitznahme-scheins“ wurde die frühere Porzellanfabrik Schumann & Schneider zur neuen Schaeffler Zentrale.

Mit dem Einmarsch der Amerikaner im Fichtelgebirge kam das Aus für die Wälzlagerproduktion. Ware für Kriegsgerät durfte nicht mehr hergestellt werden. Nun begann die eingangs angesprochene Produktion von Handwagen. Zusätzlich wurden Holzprodukte, wie Wäscheklammern, Kochlöffel, Knöpfe oder Gürtelschnallen produziert.

### *Der Neuaufbau in Herzogenaurach*

Am 29. März 1946 beauftragte der Herzogenauracher Stadtrat, Bürgermeister Hans Maier Verhandlungen mit der Firma „Industrie GmbH“ bezüglich einer Ansiedlung in Herzogenaurach zu führen. Im April und Mai 1946 führte Regierungsrat Ewald Kalkhorst als Vertreter der Industrie GmbH (Schaeffler) und der „Feintuchfabrik Theodor Fröhner“ weitere Verhandlung bezüglich der Ansiedlung eines Betriebs in Herzogenaurach.

Mit Stadtratsbeschluß vom 10. Mai 1946 wurde die Überlassung des ehemaligen NSFK-Heims (die sog. „*Fliegerbaracke*“) im Weiherbach sowie die Errichtung von zehn Behelfsheimen für die Belegschaft auf dem

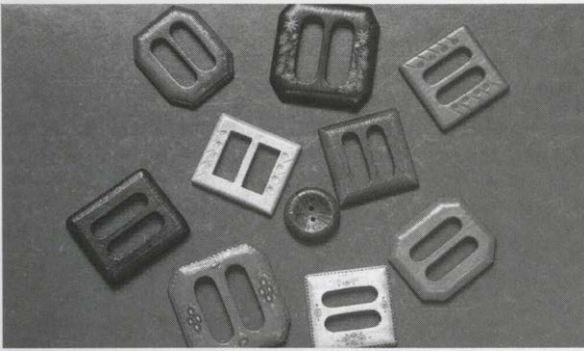


Abb. 2: Zu den ersten Schaeffler Produkten gehörten Holzknöpfe mit der Aufschrift „Original Weihersbach“ (im Weihersbachgelände stand eine der Baracken, in denen ab 1946 produziert wurde) und Gürtelschnallen aus Holz.

dortigen Gelände genehmigt. Bis zur Fertigstellung neuer Werksbauten im Industriegebiet südlich des (damals noch existierenden) Bahnhofs sollte im Weihersbachgelände produziert werden. So wurden dann auch Schaeffler Holzknöpfe bzw. Gürtelschnallen als „Modell Weihersbach“ in den Handel gebracht.

Zur Produktion von hölzernen Gürtelschnallen war es gekommen, weil Dr. Schaeffler aus Katscher eine größere Menge Plüschstoffe mitgebracht hatte. Aus diesen wollte er beim örtlichen Schneider in Schwarzenhammer Wintermäntel für seine Angestellten herstellen lassen. Doch dieser mußte passen, weil er keine Schnallen für die Mäntel hatte. Wilhelm Schaeffler erkannte diese Marktlücke, fuhr nach München und kaufte dort innerhalb eines Tages über eine Million solcher Schnallen. Bis zu 200.000 solcher Gürtelschnallen wurden später monatlich produziert.

Inzwischen hatte Dr. Wilhelm Schaeffler mit einem Freund aus seiner Zeit in Katscher die Firma „Fritsch & Schaeffler GmbH“ gegründet. Heinz Fritsch kümmerte sich als Geschäftsführer um den betrieblichen Ablauf, und Dr. W. Schaeffler war für die Materialbeschaffung und die Finanzen zuständig. Außerdem holte man den Feintuchspezialisten Theodor Fröhner mit ins Boot. Am 17. Juni 1946 wurde eine Vereinbarung zwischen der Stadt und den Firmeninhabern geschlossen, in

dem man „das stadteigene Grundstücksgelände am Bahnhof“ der Firma Fritsch und Schaeffler nur unter folgenden Bedingungen übereignete:

„a) der Bau der Fabrikgebäude ist binnen einem Jahr – vom Tage der Übereignung des Grundstücks gerechnet – zu erstellen,

b) binnen einem Jahr nach Fertigstellung der Gebäude sind mindestens 120 in Herzogenaurach wohnhafte Personen (Angestellte und Arbeiter) zu beschäftigen, es sei denn daß die Einstellung von 120 Personen ohne Verschulden der Firmen, z.B. durch die Arbeitsmarktlage bedingt, trotz nachträglicher Unterstützung durch das Arbeitsamt nicht möglich sein sollte. Hierbei wird davon ausgegangen, daß der Beschäftigtenstand von 120 Personen als Stammpersonal zu gelten hat. Die Entwicklung der Forma ist derart gedacht, daß bei normalem Wirtschaftsaufstieg in fünf Jahren 500 – 700 Arbeitskräfte beschäftigt werden.“

Bis zur Fertigstellung der geplanten Fabrikationsräume am Bahnhof sollte die Produktion in der genannten Fliegerbaracke erfolgen. Der Mietpreis für den Quadratmeter betrug 0,30 Reichsmark und für eine etwas 5.000 qm große Lagerfläche vor der Baracke wurden 0,05 Reichsmark berechnet.

Zu den zehn genehmigten Wohnbaracken für die aus Schwarzenhammer geholten ehemaligen „Katscherer“ wurden seitens der Stadt noch einmal zwei Wohnbaracken genehmigt, allerdings unter dem Vorbehalt, daß die „Behelfsheimen kein Hindernis für eine großzügige Siedlungs- und Wohnungsplanung der Stadt bilden.“

Schließlich wurde vertraglich festgelegt, daß auf dem Gelände südlich des Bahnhofs folgende Gebäude erstellt werden sollen:

„a) die Erzeugung der Webstühle (für die Feintuchfabrik Fröhner),

b) die Erstellung der Eisenteile für Handwagen,

c) die Versuchsweberei der Feintuchfabrik Fröhner,

d) die Verwaltung der Firmen, die z.Zt. in Räumen des Schlosses untergebracht ist.“

Insgesamt erwarb das Unternehmen mit Kaufvertrag vom 21. August 1946 10.435 qm bei einem Preis von 3,00 Reichsmark /qm. (total: 31.350 RM).

Ab dem Spätsommer 1946 faßte die neue Firma in Herzogenaurach Fuß, auch wenn es für alle Beteiligten anfangs nicht einfach war. Doch in Herzogenaurach gab es Einheimische und Flüchtlinge, die Arbeit suchten. Wenn Fachkräfte fehlten, holte man diese aus dem einstigen „Firmenbestand“, nämlich von den „Katscherern“, aus Schwarzenhammer nach.

Anfang April 1946 zog die „kaufmännische Mannschaft“, bestehend aus 15 Personen, in eine Baracke am Postplatz ein, unweit der „Volksküche“, in der die Flüchtlinge versorgt wurden und in der später auch die Schulspeisung für Herzogenauracher Buben und Mädchen gekocht wurde. Der „Maschinenpark“ wurde teilweise im Schloß und in Nebenräumen des Vereinshauses deponiert.

Im Herbst 1946 traf das junge Unternehmen ein harter Schlag: Dr. Wilhelm Schaeffler war denunziert und an Polen ausgeliefert worden, wo er – ohne Prozeß – fünf Jahre in Gefängnissen festgehalten wurde. Glücklicherweise war sein Bruder Georg bereits im Juni 1945 von den Amerikanern aus der Gefangenschaft entlassen worden. Er hatte sich mit seiner Einheit auf dem Rückzug in der sogenannten Alpenfestung am Achensee in Tirol aufgehalten und konnte sich so zu seinen Eltern und seinem Bruder nach Oberfranken durchschlagen.

Dr. Wilhelm Schaeffler, der sich während der Flucht aus Schwarzenhammer und der schweren Nachkriegsmonate immer rührend um seine Mitarbeiter gekümmert hatte, sie mit Kleidung, Lebensmitteln und Brennmaterial versorgt hatte, konnte Jahre nach der Konsolidierung der Unternehmensgruppe über die erste Zeit in Herzogenaurach rückblickend feststellen: „Wenn man so als ‚Flüchtling‘ wieder anfangen mußte, waren weder Grund noch Boden, noch Straße, noch

Kanalisation, geschweige denn Gebäude vorhanden. Darüber hinaus fehlte jede bodenständige Verbindung. (...) Hier in Herzogenaurach waren wir nicht lange die Zugezogenen, sondern sehr bald ein fester Bestandteil und Grundlage des gesamten weiteren Ausbaues auch der Stadt. (...)“

### Wilhelm und Georg Schaeffler – die großen Organisatoren

Bei den Schaeffler Brüdern stand immer der Mensch im Mittelpunkt. Fachlich gute und zufriedene Mitarbeiter sind der Grundstock eines jeden Unternehmens. Doch auch die beste Arbeitskraft ist unwirsch, wenn sie hungern und frieren muß. Also lautete das oberste Gebot der Schaeffler Brüder, erst einmal für die Grundbedürfnisse der Mitarbeiter zu sorgen. Wie es der Situation der Nachkriegszeit entsprach, „organisierten“ Wilhelm und Georg Schaeffler für „ihre Leute“.

Lucia Ploner, eine der Jüngsten der aus Katscher mit nach Schwarzenhammer gekommenen Schaeffler Mitarbeiter erinnert sich: „Wenn wir vom Baumfällen bei Schwarzenhammer kamen, kam meist auch der Doktor [Dr. Wilhelm] und er hatte immer etwas Eßbares dabei: Mehl, Fett, bisweilen auch Fleisch und Eier. Beide Chefs haben immer ‚organisiert‘ und einmal gab es sogar Kleiderstoffe für Dirndl. Eine eigene kleine Kantine in der ehemaligen Porzellanfabrik versorgte die hungrigen Mäuler mit den Grundbedürfnissen. Die beiden Schaeffler Brüder sorgten selbst dafür, daß jeder abends einen großen Topf mit Gemüsesuppe erhielt.“

Getreu dem Morgenthau-Plan der Siegermächte, die aus Deutschland einen reinen Agrarstaat machen wollten, wurden im Raum Schwarzenhammer Wiesen umgeackert und somit gab es im Herbst Kartoffeln und Rüben, so daß niemand hungern mußte. Um dieses Vorhaben zu verwirklichen, wurden Geräte für die Landwirtschaft gebaut oder umgearbeitet: Pflüge und Kultivatoren.

Tagsüber gingen die Jüngeren und die Frauen mit einem örtlichen Holzfachmann in den Wald und suchten nach geeigneten Baumstämmen für Rechen. Diese wurden an Ort und Stelle vom Astwerk befreit, auf den

Schultern nach Hause getragen und schon in derselben Nacht zu Rechen, zu Wäscheklammern oder Kochlöffeln verarbeitet.

Den aus Katscher mitgekommenen Beschäftigten wurde am Monatsende der Lohn ausbezahlt. Auch durchziehende entlassene Soldaten wurden in den Fertigungsprozeß eingebunden und zwei bis drei Monate beschäftigt, so daß sie das Recht auf den Bezug von Lebensmittelkarten erwarben. Ohne einen derartigen Arbeitsnachweis standen ihnen keine Bezugsscheine zu.

Der Schaefflersche Verkaufsschlager wurde jedoch der Handwagen. 1,80 Meter lang war das Gefährt, das bald keine Familie mehr entbehren wollte. Schließlich konnten damit Gras und Heu für Kaninchen und Ziegen, Getreide und Kartoffeln, vor allem aber auch Holz transportiert werden. Gerade das Holz und auch die fränkischen „Butzelküh“ (Kiefern- und Fichtenzapfen) und dürres Reisig waren dringend zum Heizen nötig, denn Kohle war im Fränkischen rar und, wenn überhaupt, nur auf schwer zu bekommenden Zuteilungsscheinen erhältlich.

Daß Wilhelm und Georg Schaeffler ihrem späteren Leitsatz „INA“ („Immer Neue Anforderungen“ oder „Immer Neue Aufgaben“) schon voraus waren, beweist die verstärkte Produktion von solchen Handwägelchen, die mittels weniger Handgriffe vom Leiterwagen zum Kastenwagen verwandelt werden konnten, mit denen sich auch mühelos Sand transportieren ließ. Diesen wiederum benötigte man, um in Eigenproduktion Steine für den Hausbau herstellen zu können. Die Preisprüfer, die es damals noch gab, setzten den „Endpreis“ für den „Schaeffler Kombi“ auf 88 Reichsmark fest. Nicht nur in Franken, auch im Saarland fanden die Wagen reißenden Absatz, und die dafür bezogene Saarkohle bildete den Grundstock für weitere Kompensationsgeschäfte, mit denen immer wieder neue Holzlieferungen nach Schwarzenhammer und bald auch nach Herzogenaurach erfolgten. Hier improvisierte man weiter: Hölzerne Schnallen und Holzknöpfe für Kinder- und Damenmäntel, auf umgerüsteten Schaeffler Maschinen produziert, fanden in einem Münchner Mantelhersteller einen Abnehmer. Manche dieser Schnallen trugen in zarten



Abb. 3: Georg Schaeffler

Bronzebuchstaben die Aufschrift „Original Weiherbach, handgemalt“; sie waren nach der Herzogenauracher Produktionsstätte in einer ehemaligen Baracke in den „Weiherbach Anlagen“ im Süden der Stadt benannt. Bis zu 15.000 solcher Gürtelschnallen wurden später täglich hergestellt und – vor allem auch – verkauft. Drei Millionen waren es bis zum Tag der Währungsreform im Juni 1948. – Doch dem Erfindergeist der beiden Schaeffler Betriebsgründer waren noch lange keine Grenzen gesetzt.

### Anfangschwierigkeiten

Von den INA „Kombinationswagen“ war bereits die Rede. Allein im August 1946 verließen 150 der damals notwendigen Gebrauchsfahrzeuge das Werk in Schwarzenhammer.

Inzwischen hatten die Siegermächte den Plan gefaßt, auf deutschem Boden einen Staat zu gründen, der mit Hilfe des Industrie- und Marshallplans möglichst schnell auf eigenen Füßen stehen sollte. Für das Schaeffler'sche Unternehmen war dieser Industrieplan von erheblicher Bedeutung, weil in ihm Weisungen ausgegeben wurden, die ihre ursprünglichen Branchen betrafen. So wurden beispielsweise Industriezweige verboten, die für die Rüstung verwendbare Produkte hergestellt hatten. Dazu zählten auch die Kugella-

gerfertigung, die Herstellung von schweren Werkzeugmaschinen und großen Fahrzeugen. Branchen, wie etwa die Textil- und Teppichfertigung, durften dagegen weiterhin frei produzieren, während man der Stahl-, Elektro- und Automobilindustrie Beschränkungen auferlegte.

Betroffen von diesen Einschränkungen war auch die Firma Fritsch, die während des Kriegs elektrotechnische Produkte hergestellt hatte. In dieser mißlichen Lage gründeten die befreundeten Unternehmer Heinz Fritsch und Wilhelm Schaeffler die gemeinsame Firma „*Fritsch & Schaeffler. Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen. Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit Sitz in Schwarzenhammer*“. An dem neuen Unternehmen waren die beiden Firmengründer mit je 50.000 Reichsmark beteiligt. Heinz Fritsch wirkte – wie gesagt – als Geschäftsführer, Dr. Wilhelm Schaeffler sorgte für das Material und kümmerte sich um die Finanzen.

Inzwischen waren die Kontakte nach Herzogenaurach geknüpft worden und das neue Unternehmen verlegte seinen Sitz noch 1946 an die Aurach. Nach und nach wurde die Belegschaft aus dem Fichtelgebirge in die „Schlappenschusterstadt“ Herzogenaurach nachgeholt. Die Maschinen wurden zunächst im Untergeschoß des hiesigen Schosses gelagert. Georg Schaeffler folgte dem Troß und siedelte 1947 in das südliche Oberfranken um.

Im Herbst 1946 erhielt das junge Unternehmen einen unerwarteten, schweren Dämpfer, als – wie oben schon angedeutet – die beiden Geschäftsführer von den Amerikanern an Polen ausgeliefert und fünf Jahre lang ohne Gerichtsverfahren in polnischen Gefängnissen festgehalten wurden. Während Dr. Wilhelm Schaeffler dafür 1951 mit der geringen Summe von 2.720 DM abgefunden und entlassen wurde, starb Heinz Fritsch 1953 in einem Danziger Gefängnis.

Aufgrund einer amtlichen Verordnung konnte Georg Schaeffler zunächst nicht in die Firmenleitung nachrücken. Statt dessen wurde der Textilfabrikant Theodor Fröhner als Treuhänder eingesetzt und die Firma in „*Industrie-G.m.b.H.*“ umbenannt.

Die Anfangsschwierigkeiten wollten kein Ende nehmen: Die aus Schwarzenhammer eingetroffenen Maschinen waren für eine Produktion in den simplen Holzbaracken zu schwer. Teilweise waren sie im Laufe der Monate ausgeschlachtet und umgerüstet worden. Teilweise fehlte es an Motoren, Keilriemen, Kugellagern oder ganz einfach an Wasser-schläuchen und außerdem fehlte es an fahrbaren Untersätzen für die Ersatzteilbeschaffung. Lediglich ein alter DKW der „Reichsklasse“ und ein LKW-Ford mit Holzvergaser standen für Materialersatzbeschaffung zur Verfügung. Aber zum Glück hatte man immer noch Handwagen und Liegestühle als Tauschartikel im Sortiment.

Aber nicht einmal die Beleuchtung im Betrieb war gesichert. Da öfters der Strom ausfiel, organisierten die Mitarbeiter sogar eine Notbeleuchtung. Im 30 Kilometer entfernten Wachenroth trieb man in einer Gemischtwarenhandlung acht Petroleumlampen auf, – eigentlich für Absperrungen im Straßenbau bestimmt – die in den Abendstunden während der Produktion spärlich Licht spendeten.

Doch trotz aller Schwierigkeiten gab es für die Mitarbeiter und deren Familien im Dezember 1947 eine Weihnachtsfeier mit einem „*echten Christbaum und echten Kerzen*“. Für die Kinder der Mitarbeiter gab es sogar Weihnachtsgeschenke: hölzerne Schubkarren und Roller. Doch dann war es nur noch ein halbes Jahr, bis alles anders und besser werden sollte, bis zur Währungsreform am 20. Juni 1948.

### *INA Lager für Käfig-Höhenflug*

Unter strengster Geheimhaltung hatten die westlichen Alliierten im Frühjahr 1948 die Währungsreform für ihre Sektoren vorbereitet. Am Freitag, den 18. Juni, erfuhr die Bevölkerung, daß am darauf folgenden Sonntag ein Währungseinschnitt erfolgen sollte. Jeder Bewohner der drei westlichen Zonen erhielt zunächst 40 (später noch einmal 20) Deutsche Mark als „*Kopfgeld*“. Löhne und Gehälter wurden im Verhältnis eins zu eins, Schulden auf ein Zehntel in DM-Beträgen umgewertet.

Plötzlich waren – zumindest ab Montag, den 21. Juni, die Schaufenster wieder gefüllt

mit Waren, die man bisher nur auf dem Schwarzmarkt erhalten hatte. Jetzt konnte der Aufschwung in den Westzonen beginnen.

Gleichzeitig brachte die Reform Probleme über Probleme, vor allem für die jungen Unternehmen. Eine riesige Geldmenge war über Nacht wertlos geworden. Von den alten 100 Reichsmark blieben lediglich noch 6,50 Mark des neuen Geldes übrig. Noch am 20. Juni hatte Georg Schaeffler eine Betriebsversammlung einberufen, an die sich der damalige Betriebsratsvorsitzende Jakob Scholian erinnert: „Am Währungstag mußten wir wenigen – ich glaube es waren etwa 70 Mitarbeiter – zusammen kommen, eine Betriebsversammlung abhalten, um aus dem Mund von Georg Schaeffler zu hören: Männer, ich habe genauso viel wie ihr, bekomme genau die 40 Mark wie ihr. Ihr wißt alle, mein Bruder ist noch in der Hand fremder Mächte. Was soll geschehen? Was tun wir? Ich stehe genau wieder am Anfang wie ihr. Ich erwarte Eure Entscheidung.“

Doch die Schaeffler Mitarbeiter brauchten nicht lange zu beraten. Nach einer Stunde erfuhr Georg Schaeffler ihre Entscheidung: „Chef, es geht weiter, wir arbeiten und wenn Sie wieder mal Geld haben, dann bezahlen Sie uns eben. Alles andere wird sich ergeben.“ Ohne diese hervorragende Moral, den Mut der Belegschaft und das Vertrauen in Georg Schaeffler wäre es vermutlich nicht möglich gewesen, das Unternehmen weiterzuführen.

Da Theodor Fröhner weiter auf die Produktion von Leiterwagen setzen und die Umstellung auf Metallwaren, wie sie Georg Schaeffler plante, nicht mittragen wollte, wurde die alte Unternehmensform liquidiert und aus der ehemaligen „Industrie G.m.b.H.“ entstand als neue Firma die „Industriewerk Schaeffler o.H.G.“.

Metallwaren waren seit Jahresbeginn 1948 bereits wieder produziert worden. Zur Produktpalette zählten Gewindegewindeschneidbacken, Kaltlochstempel und Gelenkkreuzbuchsen. Um die Wende zum Jahr 1949 kamen Führungssäulen für Stanzgestelle hinzu, und außerdem wurden die ersten Spinnringe gefertigt. Bereits am 21. Juni 1948 begab sich Georg Schaeffler in seinem alten Mercedes



Abb. 4: Der Schaeffler-Leiterwagen – produziert in Schwarzenhammer

Diesel auf Geschäftsreise. Es galt nachzufragen, ob Kunden bei Schaeffler ordern würden und in welcher Größenordnung das der Fall sein würde. Die Eltern Schaeffler, mittlerweile oberhalb des Herzogenauracher Weihersbachs zu Hause, steuerten ihre 80 Mark Kopfgeld für die Reise bei. Georg kam mit positiven Eindrücken zurück, ohne jedoch versprechen zu können, wann die ersten Bestellungen eingehen und die ausstehenden Rechnungen bezahlt werden würden.

Nachdem im Herbst 1949 alle Produktionsbeschränkungen weggefallen waren, war auch der Weg frei geworden für die Metallverarbeitung nach eigener Wahl. Bald wurde der erste „Kuppenautomat“, ein Drehautomat für die Nadelherstellung gebaut und außerdem fertigte man vollnadelige Lager für landwirtschaftliche Maschinen und reparaturbedürftige Fahrzeuge der amerikanischen Besatzungsmacht. Aber insgeheim arbeiteten Georg Schaeffler und ein kleines Konstruktionssteam an einer großen Sache, die dem Unternehmen endgültig zum Durchbruch verhelfen sollte: am Nadelkäfig.

Allerdings waren von Anbeginn die Probleme bei diesen Lagern bekannt: Die Nadeln verschränkten sich leicht, so daß sie sich für höhere Drehzahlen als ungeeignet erwiesen. Mit einem kleinen Mitarbeiterstab machte sich Georg Schaeffler an die Arbeit,

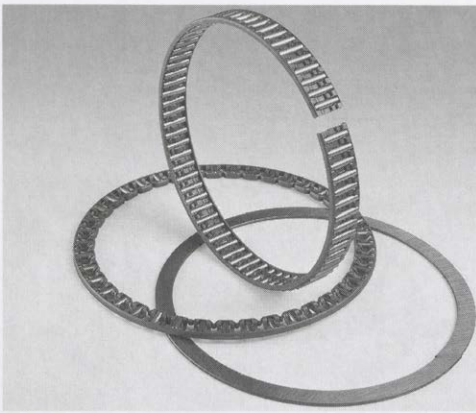


Abb. 5: INA Nadellager.

um das Problem aus der Welt zu schaffen. Es mußte doch möglich sein, ein Lager zu entwickeln, das sich nicht verschränkte, und es sollte auch gewährleistet sein, daß die durch die Lager hervorgerufene Erwärmung nach Möglichkeit verhindert würde.

Die Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt. Georg Schaeffler erinnert sich an einen Tag Anfang des Jahres 1950: „*Den ersten Nadelkäfig haben wir übrigens an einem Tag hergestellt, an dem abends das Betriebsfestherstellungsfest stattfand...*“

Was war das Neue daran? Aus einem Aluminiumrohr wurden Taschen gestanzt, und jede Tasche wurde mit einer Nadel versehen. Die eingepprägten Haltenasen sorgten dafür, daß die Nadeln nicht herausfallen und sich nicht verschränken konnten.

Der INA Nadelkäfig fand besonders in der aufstrebenden Automobilindustrie großen Anklang. Noch im Frühjahr 1950 fand Georg Schaeffler Großabnehmer. Die Firmen Mercedes Benz in Stuttgart-Untertürkheim und Adler in Frankfurt stiegen als erste in das Geschäft ein. Die INA Nadellager wurden also erfolgreich im Automobilbau eingesetzt, und schon 1953 gab es kein Kraftfahrzeug in der Bundesrepublik, in dem nicht serienmäßig INA Nadellager eingebaut waren. Im legendären VW-Käfer waren es 13 solcher Lager, die dafür sorgten, daß der „*Käfer läuft und läuft und läuft!*“

Auch in der Textilindustrie bewährte sich der neue Lagertyp. Für den Textilmaschinen-

bau war es wichtig, die Anzahl der regelmäßig zu pflegenden Schmierstellen so gering wie möglich zu halten. Durch die neuartigen Nadellager und deren Abdichtung war es möglich geworden, eine derartige Verschmutzung der Webwaren zu vermeiden.

### *Schaeffler Teppiche und das deutsche Wirtschaftswunder*

„*Alle sollen besser leben!*“ Unter diesem Motto fand in den 1950er Jahren eine große Ausstellung in Düsseldorf statt. Diese Schlagworte charakterisieren den Optimismus, der die Bundesbürger erfaßte. Das Konzept der freien Marktwirtschaft, vom Fürther Wirtschaftsexperten Ludwig Erhard propagiert, zeigte schon bald Erfolge: Die hohe Arbeitslosigkeit sank ab 1950 stetig, das Bruttosozialprodukt stieg in fünf Jahren von 49 Milliarden auf über 180 Milliarden, der Außenhandel boomte und nach den Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre wurden die Deutschen von einer „*Fresswelle*“ erfaßt.

Vespa Roller, Motorräder von NSU, Messerschmitt Kabinenroller, die Isetta von BMW, liebe voll als „*Knutschkugel*“ von der jüngeren Generation bezeichnet, Goggomobil und der „*Leukoplastbomber*“ von Lloyd („*Wer den Tod nicht scheut, fährt Lloyd*“) bestimmten bald das Straßenbild. Als die deutschen Fußballer im Juli 1954 den Weltmeistertitel aus der Schweiz nach Hause brachten, erfaßte die Deutschen ein neues Selbstwertgefühl. „*Wir sind wieder wer*“, hieß es landauf landab.

Als die Nierentische ihren Einzug in die deutschen Wohnzimmer hielten, legten viele Bundesbürger auch einen Teppich aus dem Hause Schaeffler in die gute Stube. Die aus Katscher geflüchteten Weber hatten unmittelbar nach der Währungsreform begonnen, Handwebstühle zu bauen. Bereits im Frühjahr 1949 wurden im nördlichen Oberfranken erneut Teppiche gewebt – „*wie in der alten Heimat*“, so ein ehemaliger „*Katscherer*“. Am 27. September 1949 wurde die „*Teppichweberei Schwarzenhammer G.m.b.H.*“ gegründet. Der Absatz lief so gut, daß in der Folge weitere ältere Webstühle dazu gekauft und für die eigenen Bedürfnisse entsprechend

umgerüstet werden konnten. 1950 lief die Produktion des „Axminsters“ oder Chenilleteppichs (ein samtartiger Teppich) wieder an. 1951/52 dehnte man die Fertigung auf Doppelplüsch aus, und zusätzlich wurden auch Knüpfteppiche hergestellt.

Am 1. September 1952 war es dann auch in Herzogenaurach soweit. Die neugegründete Firma „Textilwerk Schaeffler O.H.G.“ konnte ihren Betrieb an der Aurach aufnehmen. In einer einzigen Halle mußten zunächst alle Fertigungsprozesse untergebracht werden und ablaufen: Vorbereitung, Weberei, Putzerei, Appretur, Fertiglager, Versand und Rohwarenlager. Die räumliche Enge war teilweise erdrückend und bedrückend. Aber in Herzogenaurach stand damit die erste bedeutende Teppichweberei im Freistaat Bayern. Nach und nach erreichte der gute Ruf der Schaeffler Teppiche wieder seinen alten Bekanntheitsgrad. Mit einer Monatsproduktion von 150.000 qm im Jahr gehörte die Textilwerk Schaeffler K.G. zu den größten Herstellern der Branche in der Bundesrepublik. In Herzogenaurach lag der Schwerpunkt bis 1965 auf der Boucléfertigung, während die Herstellung von Doppelplüsch mit 70 Prozent die gesamte Produktion der Schaeffler Teppichwerke dominierte.

### *Ein Teppich-Riese entsteht*

In den folgenden Jahren erwarb die Firma Schaeffler eine Reihe weiterer Teppichbetriebe in der Bundesrepublik:

- 1955 die Badische Weberei GmbH in Lahr
- 1956 das Teppichwerk Regensburg GmbH für die Produktion von Velours aus Dolan (Kunstfaser) und Dolan Perserteppichen
- 1960 Gründung der Vereinigten Tufting Werke Berlin zusammen mit 18 weiteren deutschen Teppichherstellern; seit 1972 hielt Schaeffler daran eine qualifizierte Mehrheit
- 1964 Gründung der Schaeffler – Teppichboden GmbH in Bamberg
- 1973 Erwerb der Full Tuft Teppich GmbH in Mönchengladbach, deren Sitz dann Herzogenaurach wurde.

80 automatische Webstühle standen in den 1970er Jahren in den Werkhallen der Firma Schaeffler. Die Betriebsleitung konnte stolz verkünden, daß aus den geforderten 120 Arbeitsplätzen, die Bürgermeister Maier bei der Firmengründung 1946 gefordert hatte, allein in der Teppichfertigung inzwischen 800 geworden waren. Völlig neue Berufe waren in Herzogenaurach entstanden: neben 160 Webern, die in zwei Schichten arbeiteten, gab es da die Schlichter, die Aufstecker, Scherer, Putzer, Appreteure und viele andere mehr. Zahlreiche Arbeiter und Angestellte waren im Garnlager, in der Vorbereitung und Planung sowie im Verkauf beschäftigt. Sogar eigene Schlosser hatte „die Teppich“, wie man im Betrieb die Sonderfertigung nannte. Natürlich gab es eine Reihe von Künstlern, welche die Muster für die Teppiche entwarfen.

Alle bekannten deutschen Kauf- und Versandhäuser der Nachkriegsjahre waren Kunden bei Schaeffler: Quelle und Neckermann, Schwab und Schöpflin, Kaufhof und Karstadt. „Nichts, was wir geliefert haben, kam jemals als Reklamation zurück,“ erinnern sich ehemalige Leiter der Teppichabteilung. Man war stolz darauf, daß Schaeffler Auslegware in den Räumen der Dresdner Bank oder in der Chefetage der Bayerischen Vereinsbank verlegt worden war und daß sich die High Society auf Herzogenauracher Teppichböden in den Konzernzentralen der namhaftesten deutschen Unternehmen ein Stelldichein gab. Unter vielen Schreibtischen bekannter Industriebosse und Minister in Bonner Ministerien lagen „Berber“ oder „Perser“ aus dem Hause Schaeffler.

In den 1970er Jahren wurde die gesamte Teppichfertigung von Herzogenaurach nach Bamberg verlegt. Doch geschah dies, ohne daß ein Mitarbeiter entlassen wurde. Wer wollte, wurde innerhalb der Metallgruppe umgeschult. In den 1980er Jahren lag der Produktionsschwerpunkt auf Bodenteppichen für die Autoindustrie. An Opel, BMW, Audi u.a. wurde die Auslegware als „komplettes Tiefziehteil mit aufgeschweißtem Trittschutz“ (so lautete das offizielle Angebot an die Automobilindustrie) vom Bamberger Werk ausgeliefert.

In der gesamten Teppichbranche machte sich schon seit den 1960er Jahren die hohe Importrate von Teppichwaren für den Privatgebrauch aus Billigländern negativ bemerkbar. Aus diesem Grund wurde die Textil- und Teppichgruppe 1989 verkauft.

### *Dr. Wilhelm Schaeffler: sein Leben und Wirken*

1908 am 03. April auf Schloß Marimont in Lothringen geboren,

1927 Abitur an der Oberrealschule in Saarbrücken,

1928–1931 Studium an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln; Abschluß als Diplom-Kaufmann,

1932 Eintritt in die Treuhand-AG von Professor Schmalenbach in Köln,

1933 Eintritt in die Treuhandvereinigung in Dresden,

1935 Wechsel in das Industriebüro der Dresdner Bank in Berlin,

Aufbau der Exportorganisation der Firma Fritsch in Cottbus,

1937 Promotion zum Dr. rer. pol. in Köln,

1939 Erwerb und Sanierung der Davistan AG in Katscher; Umbenennung in

Wilhelm Schaeffler AG, die er bis zur Aus- und Umsiedlung 1944/45 leitete,

1945 Verlagerung der Firma über Meerane/Sachsen nach Schwarzenhammer,

1946 Erweiterung der Firma und Umsiedlung nach Herzogenaurach,

1946 September bis Juli 1951 Inhaftierung in Polen aufgrund einer falschen Denunziation,

1951 weiterer Auf- und Ausbau der Schaeffler Werke zusammen mit Bruder Georg,

1966 Eheschließung mit Elisabeth Mertens,

1981 22. Oktober verstorben und Beisetzung am 27. Oktober in Herzogenaurach.

### *Auszeichnungen und Ehrungen:*

1968 Bayerischer Verdienstorden,

1971 Goldene Medaille der Bayerischen Betriebssportvereinigung,

1973 Ehrenbürgerwürde der Stadt Herzogenaurach,

1973 Großes Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland,

1978 Staatsmedaille für besondere Verdienste um die bayerische Wirtschaft.

### *Weitere Funktionen:*

Verwaltungsrat bei der Firma Ferodo/Frankreich,

Beirat der Dresdner Bank, Frankfurt am Main,

Beirat des Gerling Konzerns,

Beirat des Giroverbandes,

Vorstand des Verbands der Automobilindustrie und Funktionen u.a. in der Europäischen Teppichgemeinschaft,

Zahlreiche soziale, kulturelle und wissenschaftliche Engagements.

### *Dr. Georg Schaeffler: sein Leben und Wirken*

1917 04. Januar Geburt auf Schloß Morimont in Lothringen,

1936 Abitur an der Oberrealschule in Neunkirchen an der Saar, anschließend Arbeits- und Wehrdienst, praktische Ausbildung zum Kaufmann,

1938 mit dem Wintersemester Beginn eines Studiums der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Köln,

1939 Eintritt in das Teppichwerk des Bruders in Katscher,

1940 bis 1945 Kriegsteilnahme und im Juni 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen,

1944 Studienabschluß mit dem Examen zum Diplomkaufmann,

1946 Eintritt als Bevollmächtigter in die Firma „Fritsch & Schaeffler“ in Schwarzenhammer,

1950 Entwicklung des Nadelkäfigs für die Serienreife,

1951 zusammen mit Bruder Georg Ausbau der INA Werke,

1963 Eheschließung mit Maria-Elisabeth Kurssa in Bogenhausen, aus der Ehe gehen zwei Söhne hervor: Georg Friedrich Wilhelm und Christian Johannes, der Weihnachten 1975 tödlich verunglückt,

1996 am 02. August verstirbt Dr.-Ing. h.c. Georg Schaeffler und wird in Herzogenaurach bestattet.

### *Auszeichnungen und Ehrungen*

1968 Verdienstkreuz I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland,

1977 Großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland,

1981 Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Karlsruhe,

1981 Ehrenbürger der Stadt Herzogenaurach,

1982 Bayerischer Verdienstorden,

1986 Staatsmedaille für besondere Verdienste um die Bayerische Wirtschaft.

### *Weitere Funktionen:*

Aufsichtsrat von Teves, Frankfurt am Main,

Aufsichtsrat von ITT, Frankfurt am Main,

Beirat der Bayerischen Landesbank, Girozentrale München,

Beirat der Dresdner Bank AG, Frankfurt am Main.

Zahlreiche soziale, kulturelle und wissenschaftliche Engagements.

### *Die soziale Komponente – oder die kostenlosen Vesperbeutel*

Im ehemaligen „Schusterstädtchen“ Herzogenaurach mit seinen 18 kleinen und mittleren Schuhfabriken blickte man voller Neid auf den „Flüchtlingsbetrieb“ Schaeffler. Die anfangs negative Bezeichnung für den Betrieb, der aus den ehemaligen Ostgebieten übersiedelte, wich bald einer stillen und anerkennenden Bewunderung.

Bei Schaeffler stand von Beginn an der Mensch immer im Vordergrund. Die Schaeffler oder INA Mitarbeiter, egal ob einfacher Arbeiter, qualifizierter Facharbeiter, Angestellter oder Direktor galten immer etwas, so der einstimmige Tenor der Mitarbeiter. „*Die Geschäftsleitung sprach uns immer Dank und Anerkennung aus, lobte unseren Einsatz für das Unternehmen und wir freuten uns über die INA Nadeln zum 10-jährigen Jubiläum oder die finanziellen Sonderzulagen.*“

Feiern bei Betriebsjubiläen, gemeinsame Betriebsausflüge, Sonderpreise für Verbesserungsvorschläge, ein eigener Kindergarten für berufstätige Frauen, die INA Sozialversicherung oder die betriebseigene Rente, die kostengünstige Beförderung dank eines großen Fuhrparks, all das schweißte die Schaeffler Beschäftigten zu einer großen Familie zusammen.

Noch heute schmunzeln die ältesten Mitarbeiter, wenn sie an die kostenlosen Vesperbeutel denken, die von den Betriebsgründern Dr. Wilhelm und Dr. Georg Schaeffler jenen spendiert wurden, die am Wochenende zusätzlich arbeiteten, um die Aufträge zu erfüllen. Aus einer nahen Gastwirtschaft wurden auf die Schnelle fränkische Spezialitäten organisiert, wie Stadtwurst oder Preßsack, – und satte und zufriedene Beschäftigte erledigten ihre Aufgaben stets zur vollen Zufriedenheit.

Dabei erinnert man sich auch einer besonderen technischen Entwicklung: an den INA-Photoapparat MEC 16. Das kleine Wunderwerk mit einem 16 mm Film und 27 cm Negativlänge kam jedoch wegen einiger „Kinderkrankheiten“ beim Einlegen des Films nicht in die Großproduktion, lebt aber heute vom Prinzip her noch bei der Firma Kodak weiter. „*Unsere Chefs haben halt immer getüftelt um ihrem späteren Slogan INA: Immer Neue Anforderungen selbst gerecht zu werden.*“

### *Den Stundenlohn nahezu verdoppelt*

Fleiß und Willenskraft der deutschen Bevölkerung, das Engagement weitsichtiger Unternehmer und die Unterstützung durch den

Marshallplan waren die wichtigsten Faktoren für den raschen Wiederaufstieg Westdeutschlands nach dem Zusammenbruch. 72 Stunden arbeiteten Schaeffler Mitarbeiter im Jahr der Währungsreform 1948. Bei 71 Pfennigen lag der Stundenlohn, und zwar in der neuen harten DM-Währung. In der Folge kletterte der Stundenlohn auf stolze 103 Pfennige.

„Und wenn man am Freitag seine Lohntüte mit dem schmalen Abrechnungstreifen ausgehändigt bekam, konnte man über 50 Mark netto in der Woche nach Hause tragen,“ so einer der Männer der ersten Tage. Nach einigen Irritationen im Jahr 1952, als auf Drängen der Gewerkschaften der 8-Stunden-Arbeitstag eingeführt werden und die Produktion in drei Schichten gefahren werden sollte, hätte das für viele Arbeiter eine finanzielle Einbuße von 15 Mark in der Woche bedeutet.

Doch auch in dieser Situation behielt die Betriebsführung den Überblick, und ein angekündigter „wilder Streik“ verpuffte am Wochenende vom 30. August zum 01. September 1952, weil die Firmenleitung den Stundenlohn von 1,03 DM auf 1,35 DM erhöhte. Mancher Arbeiter wechselte aus der Schuhindustrie zur Firma Schaeffler, ließ sich in der Metallbranche anlernen oder umschulen und hatte zum Monatsende rund 20 DM mehr im Geldbeutel als am früheren Arbeitsplatz in der „Schuhbude“.

### *Die Wohnungsnot wird behoben*

Knapp 5.000 Einwohner zählte Herzogenaurach bei Kriegsausbruch 1939. Nach dem Einmarsch (16. April 1945) belegten die Amerikaner mehr als 120 Wohnungen und Häuser. Rund 2.000 Flüchtlinge und Heimatvertriebenen mußte die Stadt bis 1947 aufnehmen, so daß im Juni 1947 Stadtrat und Bürgermeister Herzogenaurach zum Notstandsgebiet erklärten und von der Militärverwaltung und der provisorischen bayerischen Regierung eine allgemeine Zuzugssperre und eine zusätzliche Förderung des Wohnungsbaus forderten.

Im September 1948 fehlten rund 800 Wohnungen. Sechs oder mehr Personen lebten bisweilen in den Notunterkünften der Stadt in einem einzigen Raum oder in Notquartieren.

Die Lage wurde auch nicht besser, da in den 1950er Jahren ein lebhafter Zuzug aus anderen Bundesländern erfolgte, vorwiegend auch von der Firma Schaeffler verursacht, die in der Zeit der beginnenden Hochkonjunktur in der deutschen Automobilindustrie und des Maschinenbaus weit ausholen mußte, um hochqualifizierte Mitarbeiter zu finden.

Neben vier privaten und kirchlichen Baugemeinschaften beteiligte sich ab 1952 auch das Sozialwerk Schaeffler (Wohnungs GmbH) am sozialen Wohnungsbau. Bis 1953 waren bereits 290 Wohnungen bezugsfertig. Für einen Quadratmeterpreis von 0,95 DM wurden sie an die INA Mitarbeiter vermietet. Bis 1966 waren 739 Wohneinheiten am Rande der Stadt entstanden und somit war die INA für rund ein Drittel aller Neubauwohnungen verantwortlich, die seit 1948 im Altlandkreis Höchststadt/Aisch fertig gestellt worden sind. Sie wurden in den 1970er Jahren zum größten Teil als Eigentumswohnungen an die Mieter veräußert. 1957 und 1960 wurden zwei Ledigenwohnheime bezugsfertig, die vorrangig neu zugezogenen Arbeitskräften aus Süd- und Südosteuropa zur Verfügung gestellt wurden.

### *Europa und die Welt – der Markt für INA*

Am Anfang von INA stand der Mut der Brüder Wilhelm und Georg Schaeffler nach dem Zusammenbruch von 1945 einen Neubeginn zu wagen. Grundlage für die rasche Entwicklung des Unternehmens war 1949 die Idee von Dr. Georg Schaeffler, Lagernadeln in einem Käfig achsparallel zu führen.

Weitere technische Erfindungen machten es möglich, auch schnell laufende Wellen extrem raumsparend zu lagern. Bei den Konstrukteuren im Kraftfahrzeug-, Getriebe- und Maschinenbau fanden die INA Produkte ein überwältigendes Echo. Mit zunehmender Markt-Erfahrung wurde die Auswahl der Naddellager in Abmessungen und Bauformen sinnvoll erweitert. Dadurch konnte ein immer breiterer Anwendungsbereich erschlossen werden.

Der weltweite Erfolg von INA Produkten bedingte eine rasche Erweiterung der Pro-



Abb. 6: INA-Werkshallen 1960.

duktpalette und der Unternehmensgruppe. Zwischen 1952 und 1955 wurden INA Werke im benachbarten Höchstädt, in Homburg/Saar und in Lahr/Schwarzwald gegründet, bald darauf in Ingolstadt (MOTO – MAK). Als die internationale Nachfrage nach INA-Erzeugnissen immer größere Ausmaße annahm, schien es angebracht, europaweit an den Bau zusätzlicher Fertigungsstätten zu denken. Seit 1964 lief die Produktion in Frankreich, Brasilien, Italien, Großbritannien und in den USA an.

Das INA Nadellager Programm wurde nach 1960 ergänzt durch Rollenlager und Kugellager für besondere und extreme Anwendungsbereiche. Nach 1970 kamen noch Großlager und Querverbindungen hinzu. Das kleinste INA Nadellager hat einen Durchmesser von drei Millimetern, das größte läuft in den Riesenrädern an der Themse und in der chinesischen Hauptstadt Bejing, wobei der Durchmesser der größten INA-Drehverbindung 6,2 Meter beträgt.

Das „London Eye“ an der Themse gegenüber dem Westminster Palast oder das „Pecking Wheel“, der neue Star unter den Riesenrädern mit einer Höhe von 208 Metern und der Transportmöglichkeit für 1.920 Fahrgäste – ohne INA-Lager wären diese Wunderwerke der Technik also unmöglich. Nicht vergessen werden dürfen die INA Schaeffler Wälzlager für die Triebwerke von Ariane 5, Airbus 380 und der Boeing 738 Dreamliner. In den südspanischen Andasol-Solkraftwerken sind Tausende Hydraulik-Gelenkköpfe im Einsatz. Sie positionieren die hydraulisch verstellbaren Parabolrinnen auf Zehntelmillimeter und führen sie kontinuierlich der Sonne nach und somit erreicht die Anlage ihren maximalen Wirkungsgrad.

Erfindergeist, INA Technik sowie die stete Verwendung neuer Materialien, u.a. die von Kunststoffen, führten in der Fahrzeugtechnik bei INA-Kupplungslagern zu einer Verringerung des Eigengewichts um ca. 50 Prozent. Dank weiterer Forschung und Entwicklung

fanden die Lager Zugang bei Präzisionsmaschinen, im Schwermaschinenbau in Drehrohröfen oder Zementmühlen. INA-Wälzlager erfüllen ihre Aufgaben in Meerestiefen bis zu 100 Metern in den Seilrollen von Unterwassergreifern, und keine Textilmaschine kommt ohne Rotorlager von INA aus, denn für sie sind 80.000 Umdrehungen pro Minute keine Schwierigkeit.

Ob Rollerskates, Mixgeräte in der Küche, Bohrmaschinen für den Profi oder den Heimwerker, Spezialgeräte in der Arztpraxis, die elektrische Zahnbürste im Badezimmer oder bei den Inline-Skates der Jugendlichen – INA-Wälzlager oder INA-Bauelemente sind immer dabei, wenn Geräte eingeschaltet und in Bewegung gesetzt werden. Wer sich auf dem Münchner Oktoberfest im „Skylab“ vergnügt die Höhe tragen läßt, hat dies INA aus Herzogenaurach zu verdanken. Selbst die Weltraumtechnik ist ohne INA-Produkte undenkbar.

Die Elektromobilität ist nicht erst seit der Atomkatastrophe in Japan oder den steigenden Mineralölpreisen ein bedeutender Faktor für die Forschung und Entwicklung bei INA. Schaeffler Mitarbeiter waren bei der Entwicklung des ERA (Electric Race About) Automobils beteiligt. Der ERA legt mit einer Elektroladung eine Distanz von rund 170 Kilometern bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 110 km/h zurück. Auch Elektro-Fahrräder erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Für die komfortable Steuerung des Antriebs wurden bei Schaeffler Sensor-Tretlager entwickelt, die den Fahrerwunsch nach Motorunterstützung situationsabhängig erkennen und die Leistungsabgabe entsprechend steuern.

Dabei ist allen INA-Elementen raumsparende Bauweise, wartungsarme, lange Lebensdauer und hohe Betriebssicherheit gemeinsam – so wie man es von den Herzogenaurachern von Anfang an gewöhnt war.

„INA: Weltweit und kundennah“ oder „Die Welt ist der Markt für INA Produkte“

– zwei Slogans der INA Gruppe vor 20, 30 Jahren. Stärker als damals haben sie noch

heute Gültigkeit, denn INA ist niemals stehen geblieben. Auch wenn am Firmensitz in Herzogenaurach immer die Fäden zusammenlaufen, so wurde das INA-Netz spinnwebenartig über alle Kontinente erweitert und selbst in der Phase des „Kalten Krieges“ gab es für INA keinen Halt an den Grenzen. Nur einige der älteren „Filialen“ seien hier erwähnt: Eibar in Spanien, Momo in Italien, Llanelli in Großbritannien, Cheraw, Fort Mill und Spartanburg in den USA, Skalica in der Slowakei, Luckenwalde im Osten Deutschlands, nicht zu vergessen die fränkischen Werke in Hirschaid und Gunzenhausen – überall leuchtet das grüne INA-Emblem und zeugt für Qualität und sichere Arbeitsplätze.

In Ansan/Korea weiß man mit dem Namen INA etwas anzufangen und „INA – Bearing Companies“ findet man in Südafrika ebenso wie in Canada. Die einzelnen Niederlassungen und weltweiten Produktionsstätten von INA – Schaeffler und seinen Tochterunternehmen aufzulisten, würde den Rahmen dieser kleinen Dokumentation sprengen. In den meisten Industrieländern der Erde finden wir INA – Niederlassungen: von Argentinien über China, Korea, bis zu den USA und Venezuela.

Nicht zu Unrecht verweist man im Haus Schaeffler darauf, stets darum bemüht zu sein, schon in der Produktionsplanungs- und Konstruktionsphase eng mit den Kunden zusammenzuarbeiten und deren Wünsche zu realisieren. Neue Impulse und Ideen wurden und werden ständig aufs Neue eingearbeitet und umgesetzt. Den Ansprüchen von Dr. Wilhelm Schaeffler und Dr. h.c. Georg Schaeffler, nämlich „Immer Neue Aufgaben“ und „Immer Neue Anforderungen“ zu lösen, möchte das Unternehmen heute, morgen und auch übermorgen gerecht werden.

Weltweit zählte die Schaeffler Gruppe zum Jahresende 2010:

- 67.509 Mitarbeiter weltweit, davon
- 27.938 Mitarbeiter in Deutschland mit 24 Produktionsstätten an 14 Standorten
- 20.063 Mitarbeiter in Europa und Afrika mit 19 Produktionsstätten an 11 Standorten



Abb. 7: Luftbild des INA Schaeffler Geländes am östlichen Stadtrand von Herzogenaurach. Hier forschen und arbeiten rund 8.500 Mitarbeiter.

- 9.258 Mitarbeiter in Asien und im Pazifikraum mit 12 Produktionsstätten an 8 Standorten
- 5.866 Mitarbeiter in Nordamerika mit 12 Produktionsstätten an 6 Standorten
- 4.384 Mitarbeiter in 3 Produktionsstätten in Sorocaba/Brasilien.

### *Arbeitsbedingungen – Umweltschutz – Auszeichnungen*

Zu den grundlegenden Leitlinien des Unternehmens Schaeffler gehört die Einhaltung hoher arbeitsrechtlicher Standards. Mit umfassenden Maßnahmen engagiert sich Schaeffler, um arbeitsplatzbedingte Verletzungen und Berufskrankheiten zu verhindern. Die aktive Mitwirkung an der Gestaltung der Arbeitsplätze, die Sicherstellung der medizinischen Versorgung an Ort und Stelle sind in diesem Bereich ebenso wichtige Aufgaben

wie die Betreuung von Reisenden vor, während und nach der Dienstreise.

Mit einer jährlich hohen Zahl an Auszubildenden nimmt Schaeffler eine Vorbildfunktion im Bereich der Ausbildung ein. Das ist insofern wichtig, weil die Auszubildenden nach dem gewerblichen oder technischen Abschluß ihre Karriere im Ausbildungsunternehmen fortsetzen und auch das umfangreiche Weiterbildungsangebot in Anspruch nehmen können.

Schaeffler betrachtet die Aus- und Weiterbildung der Mitarbeiter als eine Form gesellschaftlicher Verantwortung und hat sich deshalb der Initiative „Fair Company“ angeschlossen. Zahlreiche Kooperationen mit Schulen, Sportvereinen, Städten und Gemeinden, sozialen oder kirchlichen Einrichtungen sind Ergebnisse dieser Politik.

Schon seit mehr als 20 Jahren übernimmt Schaeffler Verantwortung für die Umwelt bei

Produktentwicklung, Einkauf, Fertigung sowie Ver- und Entsorgung. Umweltschutz ist in alle Unternehmensbereiche integriert, um den Fortbestand und Erfolg des Unternehmens durch ein gelebtes Umweltmanagement zu sichern.

Dem Thema Energieverbrauch wird bei Schaeffler traditionell ein hohes Maß an Aufmerksamkeit entgegengebracht. Gleiches gilt für den Wasserverbrauch und die Abwässer sowie für das Abfallmanagement. Zahlreiche Auszeichnungen von Kunden, Verbänden und Regierungen weltweit belegen das ausgeprägte Umweltengagement von Schaeffler. Mit dem ÖKOGLOBE 10 oder dem „Gelben Engel“ seien nur zwei wertvolle Auszeichnungen genannt.

## *Die Schaeffler Gruppe: LuK, SKF und Conti*

### *1. LuK – Lamellen und Kupplungsbau*

In Bühl, am Fuß des Schwarzwalds gelegen, befindet sich der Stammsitz der international tätigen LuK Gruppe. Bereits 1965 hat INA – Schaeffler die Firma Lamellen und Kupplungsbau August Häussermann in Bühl übernommen und in „LuK Lamellen und Kupplungsbau GmbH“ umbenannt.

Weltweit rollt jedes vierte Auto mit einer LuK Kupplung vom Band. Produziert wird an zwischenzeitlich 18 Standorten in Deutschland, Frankreich, Brasilien, Großbritannien, Indien, China, Mexiko, Südafrika, Ungarn und in den USA.

Forschung und Entwicklung haben bei LuK einen hohen Stellenwert. Rund ein Sechstel aller Mitarbeiter liefern mit ihren Ideen die Innovationen für die automobile Welt von morgen. Rund 9.500 Mitarbeiter produzieren jährlich rund 14 Millionen Kupplungen für Pkw und Traktoren, mehr als 4 Millionen Ausrückssysteme und nahezu 5 Millionen Zweimassenschwungräder für den internationalen Automobilmarkt.

### *2. FAG – Fischers Aktiengesellschaft*

1883 konstruierte Friedrich Fischer in Schweinfurt eine Kugelschleifmaschine. Mit

ihr war es erstmals möglich, Stahlkugeln rund zu schleifen. Der weiterentwickelte Apparat wurde 1890 zum Patent angemeldet. Damit war der Grundstein für die aufblühende Kugel und Wälzlagerindustrie gelegt. 1909 übernahm Georg Schäfer I die kriselnde „*Erste Automatische Gußstahlkugelfabrik, vormals Friedrich Fischer, AG*“ und wandelte sie zum 1. November in eine Offene Handelsgesellschaft um. Unter Georg Schäfer I und Georg Schäfer II entwickelte sich das Unternehmen zu einem der wichtigsten Zulieferer für die Rüstungsindustrie. 1945 beschäftigte die „*FAG Kugelfischer Georg Schäfer*“ 11.700 Mitarbeiter.

Nach Kriegsende erfolgte auf Beschluß der Alliierten die völlige Demontage der im Krieg zerstörten Fabrikanlagen. 1948 erfolgte die Wiederaufnahme der Geschäftsführung durch die persönlich haftenden Gesellschafter Georg II und Otto Schäfer. Beim Tod von Georg Schäfer II im Jahr 1975 arbeiteten für den Kugel-Fischer Konzern weltweit knapp 30.000 Personen.

1993 geriet das Unternehmen in eine existenzgefährdende Krise. Zwar gelang die Sanierung, aber der Konzern wurde zerschlagen, die Mitarbeiterzahl halbiert und die Familie Schäfer schied aus der Geschäftsführung aus.

2001 erwarb die INA-Schaeffler-Gruppe das Unternehmen, nahm es von der Börse und integrierte es 2006 in die Schaeffler KG. Innerhalb der Schaeffler Gruppe ist die Marke FAG in allen Geschäftsbereichen – Aerospace, Automotive und Industrie – vertreten.

### *3. Conti – Die Continental AG*

In „INA aktuell“, der Werkszeitung Ausgabe 7/2008, wurden die Mitarbeiter und die Öffentlichkeit von folgendem Sachverhalt unterrichtet: „*Die Schaeffler Gruppe und Continental haben am 22. August eine Investorenvereinbarung geschlossen, die den Einstieg der Schaeffler Gruppe bei Conti regelt. Schaeffler strebt eine Minderheitsbeteiligung an und kann innerhalb der nächsten vier Jahre bis zu 49,99 Prozent der Aktien erwerben. (...)*“

*Speziell die Koordination der Entwicklungs- und Innovationskompetenzen wird bei den Unternehmen neue Marktchancen öffnen. Gemeinsam können Schaeffler und Conti noch bessere Lösungen für die technologischen Herausforderungen der Automobilindustrie anbieten und noch stärker von den zentralen Zukunftsfeldern der Automobilbranche wie dem ‚energieeffizienten Auto der Zukunft‘ profitieren. An der Struktur von Conti soll sich nichts ändern, auch der Verkauf von Teilbereichen oder der Abbau von Arbeitsplätzen ist durch den Einstieg nicht beabsichtigt.“*

Auch für die Schaeffler Gruppe ändert sich nichts: *„Wir haben nach wie vor ein unabhängiges Familienunternehmen, das auf nachhaltige Unternehmensentwicklung ausgerichtet ist und seine eigene Unternehmenskultur behält“*, sagte Gesellschafterin Maria-Elisabeth Schaeffler. Nach Vollzug des Übernahmeangebots prüfen beide Vertragspartner gemeinsam Möglichkeiten strategischer Kooperationsprojekte – insbesondere im Bereich Powertrain. Die Zusammenarbeit soll sich als gleichberechtigtes Miteinander zweier leistungsfähiger und unabhängiger Unternehmensgruppen gestalten.

Weiterhin stand in „INA aktuell“ 7/2008 zu lesen: *„Die Continental AG (kurz Conti) ist ein deutsches Unternehmen mit Hauptsitz in Hannover. Es zählt über 150.000 Mitarbeiter, die an mehr als 200 Standorten in 36 Ländern beschäftigt sind. In Deutschland ist die Conti Marktführer in der Reifenproduktion, macht aber inzwischen mehr Umsatz als Automobilzulieferer von Fahr Sicherheitstechnik (auch ESP).“*

*Conti gliedert sich in sechs Bereiche mit insgesamt 16 Marken:*

- Pkw-Reifen
- Nutzfahrzeug-Reifen
- ContiTech AG (Technische Elastomere)
- Chassis & Safety
- Powertrain
- Interior (Informationstechnologien).“

Die Conti wurde 1871 gegründet und ist seit August 2003 wieder Mitglied im DAX. 2007

erzielte sie einen Umsatz von 16,6 Milliarden Euro. In diesem Jahr strebt Continental einen Umsatz von über 26 Milliarden Euro an.

## *Krise und Konsolidierung*

Im Sommer 2008 war in Herzogenaurach die Welt noch in Ordnung. Journalisten von großen Tageszeitungen und namhaften Illustrierten gaben sich die Klinke in die Hand. Da war die Rede vom „Fränkischen Glückspilz“. Die Tageszeitung Herzogenaurach und „Die Welt“ ließ sich zur Schlagzeile hinreißen „Wo das Glück wohnt“. Ursache für die euphorischen Berichte waren neben den positiven Wirtschaftsberichten der beiden Herzogenauracher Sportschuhgiganten Adidas und Puma die Meldungen von der Übernahme der Conti-Gruppe durch das Familienunternehmen Schaeffler.

Vom „Stillen Riesen“ und „Macht im Hintergrund“ war in einer hiesigen Tageszeitung die Rede (Fränkischer Tag 17.07.2008); und am 22. August 2008 verkündete die gleiche Zeitung „Schaeffler ist am Ziel“ und „Schaeffler einigt sich mit Continental“. Noch einen Tag später konnte man lesen „Schaeffler geht nächsten Schritt“, denn die INA-Verantwortlichen hatten sich auch mit den Gewerkschaften bezüglich der Übernahme von Conti geeinigt.

Doch nicht alle gönnten der Firmenchefin Maria-Elisabeth Schaeffler den wirtschaftlichen Erfolg. Politiker, Banker und Gewerkschafter reagierten gereizt und sprachen von einer feindlichen Übernahme. In der „Spiegel“ Ausgabe 30/2008 ist von einem „Heißen Reifen“ die Rede, doch geht man noch fair mit der Firmeneigentümerin um. Aber dann kam der 14. September 2008 und mit ihm die Bekanntgabe der Pleite der Lehman Bank in den USA. Es folgte der Zusammenbruch der Immobilien- und Finanzmärkte. Nun begann die Talfahrt der gesamten Weltwirtschaft, von der kein Unternehmen verschont blieb. Die Finanz- und die Wirtschaftskrise trafen die Schaeffler Gruppe wie ein Schwerthieb.

Nachdem die Conti-Aktionäre der Familie Schaeffler 82,41% der Aktien „angedient“ hatten und die Firma dadurch auf 90,19% der



Abb. 8: Elisabeth Schaeffler mit der Urkunde anlässlich der Ernennung zur Ehrenbürgerin Herzogenaurachs.

Aktien gekommen war, laut Vereinbarung aber nur 49,9% halten durfte, mußten die überzähligen Anteile bei Banken „geparkt“ werden. Nach der Genehmigung durch die EU (08. Januar 2009) zahlte Schaeffler die Aktionäre aus. Insgesamt kosteten die Anteile elf Milliarden Euro, doch sollte ihr Wert bis März 2009 auf rund zwei Milliarden Euro sinken. Damit hatte die Schaeffler Gruppe höhere Schulden als geplant, und die Conti AG war zu Beginn des Jahres 2009 nur noch ein Viertel so viel wert wie ehemals gedacht. Die weltweite Autokrise trug ein Übriges dazu bei, daß die gesamte Branche ins Wanken geriet.

Maria-Elisabeth Schaeffler und ihr Sohn Georg F.W. Schaeffler versäumten nicht, der Belegschaft Mut zuzusprechen. Sie hatten die Lage klar erkannt und munterten die Mitarbeiter auf: „Vor uns liegt eine Durststrecke von etwa eineinhalb Jahren. Wir sind jedoch

überzeugt, daß wir diese schwierige Zeit aus eigener Kraft überwinden, wenn wir die Krise als Chance begreifen und diese gemeinsam dafür nutzen, unser Unternehmen bestens für die Zukunft zu rüsten“ (in „INA aktuell“ 10/2008).

Indes stürzten sich die Medien auf die Firmeninhaberin und versuchten, die Beute zu zerfleischen, man mißgönnte ihr den Pelzmantel, legte einen modischen roten Schal als Anbiederung an die Gewerkschaften aus, unterstellte ihr „Krokodilstränen“ auf einer Kundgebung in Herzogenaurach und im „Manager Magazin“ 04/2009 prangten unter dem Porträt von Maria-Elisabeth Schaeffler die Buchstaben: „Glanz und Elend der Maria-Elisabeth Schaeffler – eine Dynastie zerbricht.“

Doch Todgesagte leben bekanntlich länger. Schon im Herbst 2008 hörte man aus der Firmenzentrale bei einer Führungskräfteversammlung die Kernbotschaft, ähnlich wie aus dem Mund der Chefin: „Die Schaeffler Gruppe stellt sich den schwierigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und wird gestärkt aus der Durststrecke hervorgehen.“

Aber noch lagen harte Gespräche und Verhandlungen vor den Verantwortlichen. Schon zum Jahresende 2008 hatten Verhandlungen wegen staatlicher Hilfe für die Schaeffler Gruppe begonnen. In der Region wurden alle Bemühungen unternommen, dem Konzern mit staatlichen Mitteln unter die Arme zu greifen. Bürgermeister, Landrat, Abgeordnete schalteten sich ein, der Betriebsrat zeigte Verständnis, und die Belegschaft stellte sich hinter die Geschäftsführung und forderte „Unterstützung statt Häme“.

Unvergessen ist die große Solidaritätskundgebung für Schaeffler bei der am 18. Februar 2009 rund 10.000 Personen vom INA Haupttor durch die historische Altstadt von Herzogenaurach zogen. Neben den Schaeffler Mitarbeitern bewiesen Politiker aller Couleurs, aber auch viele Bürger aus der Stadt und dem Landkreis, daß ihnen das Wohl des Unternehmens und der Eigentümer am Herzen liegt. „Auch ich bin Schaeffler“ oder „Wir schaffen das – yes we can!“, stand auf vielen Aufklebern und Transparenten zu lesen.

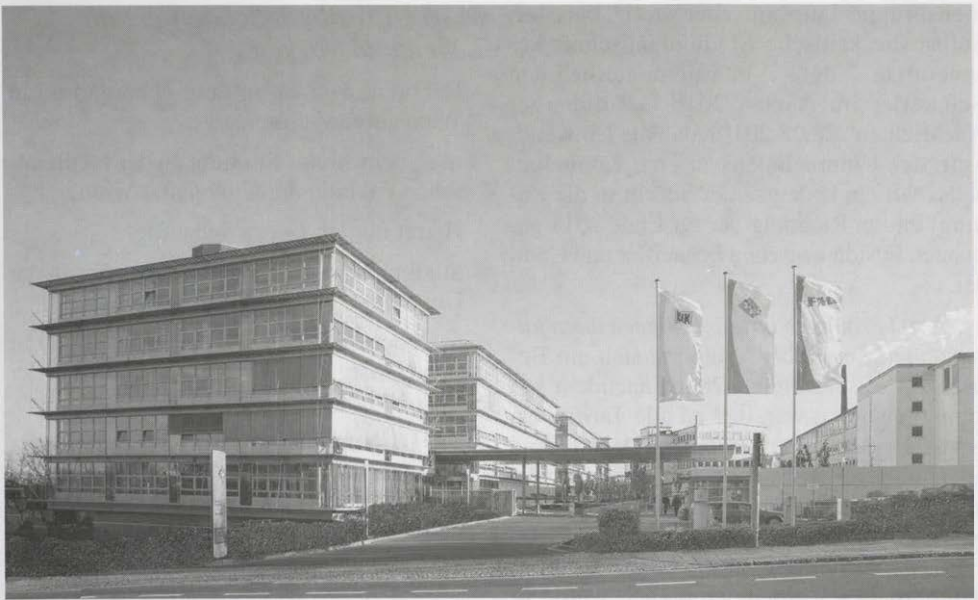


Abb. 9: Die Firmenzentrale mit den drei Standbeinen (Fahnen!): INA Schaeffler, FAG und LuK.

Bei einer Live-Sendung des Bayerischen Fernsehens am 05. März 2009 legten die Herzogenauracher noch einmal ein klares Statement für Maria-Elisabeth Schaeffler und die Unternehmensgruppe INA-Schaeffler ab, der sich auch der TV-Moderator mit seiner Schlußbemerkung anschloß: „Auch ich bin jetzt, im Moment zumindest, Schaeffler!“ In der Sendung war ein Finanzierungskonzept angemahnt worden, an dem die Verantwortlichen jedoch längst akribisch arbeiteten. Bereits im Sommer 2009 deutete sich an, daß die Talsohle der Rezession erreicht war. „Schaeffler zeigt Muskeln“ lautete die Schlagzeile im „Fränkischen Tag“ vom 01./02. August 2009.

Zum gleichen Zeitpunkt zeigten sich die Betriebsräte in Herzogenaurach erleichtert über das millionenschwere Sparpaket der Unternehmensgruppe und darüber, daß die Arbeitsplätze am Standort Herzogenaurach gesichert blieben. Daß man es gemeinsam schaffen werde, die Krise zu überstehen, daran ließ Maria-Elisabeth Schaeffler keinen Zweifel: „Wir alle haben gemeinsam ‚Schaeffler‘ groß gemacht. Wir, die Gesellschafter, sind entschlossen, nun auch gemeinsam mit Ihnen die gewaltigen Herausforderungen der nächsten

Monate zu bewältigen. Dies bedeutet für uns Verantwortung und so wie bisher wollen wir entschieden für das Unternehmen und verantwortlich für unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kämpfen. Gemeinsam mit Ihnen haben wir eine unternehmerische Erfolgsgeschichte geschrieben. Sie haben immer zu ‚Schaeffler‘ gehalten – wir stehen zu Ihnen“ („INA aktuell“ 4/2009).

So gab es erfreulicherweise keine Standortschließungen, lediglich notwendige Einsparungen, die auf alle Standorte verteilt wurden. Trotz der angespannten Situation wurden auch die Auszubildenden übernommen. In ihrem Rückblick zum Jahresende 2009 verwiesen Maria-Elisabeth und Georg F.W. Schaeffler auf den Silberstreif am Horizont und darauf, daß dank der Neuordnung der Finanzierungsanforderungen das Unternehmen aus eigener Kraft auf einen gesunden Weg gebracht worden ist und daß man auf dem besten Weg sei, die Stärken von Schaeffler und Continental zu bündeln und einen der Welt größten Zulieferer der Automobilbranche zu schaffen („INA aktuell“ 9/2009).

In den folgenden Monaten und im Geschäftsjahr 2010 ging es in der Unterneh-

mensgruppe langsam aber stetig bergauf. Selbst die kritische Medienlandschaft bescheinigte dem Familienunternehmen Schaeffler im August 2010 („Nürnberger Nachrichten“ 28.08.2010), daß die Umwandlung des Unternehmens in eine Kapitalgesellschaft ein bedeutsamer Schritt in die Zukunft und in Richtung der für Ende 2011 geplanten Fusion zwischen Schaeffler und Conti sei.

„Jetzt bekommen unsere Kollegen ihren fairen Anteil am Erfolg“, äußerte sich ein Betriebsrat im Dezember 2010, nachdem bekannt geworden war, daß an alle Tarifmitarbeiter der Schaeffler Gruppe in Deutschland ein einmaliger Betrag von 500 Euro rückwirkend ausbezahlt werde und die rund 8.000 Mitarbeiter in Herzogenaurach zusätzlich 400 Euro für die im Mai verschobene Tarifierhöhung erhalten würden. Zusätzlich wurde in Aussicht gestellt, ab dem Geschäftsjahr 2011 eine dauerhafte Erfolgsbeteiligung einzuführen, wenn die veranschlagten Ziele zu 100 Prozent erreicht würden.

Selbst die dem Unternehmen gegenüber kritisch eingestellten „Nordbayerischen Nachrichten“ wußten am 29. März 2011 mit einer Erfolgsmeldung aufzuwarten: „Schaeffler baut und schuldet um“, hieß die Überschrift im Wirtschaftsteil der Zeitung und das Folgende klingt schon fast wie ein Lob an die Firmenleitung: „Schaeffler leistet ganze Arbeit: Der Autozulieferer schafft einen großen Schritt beim Schuldenabbau, verbessert daher seine Finanzierungskonditionen und hübscht die Braut Continental zugleich auf.“

Fazit: Maria-Elisabeth und ihr Sohn Georg F.W. Schaeffler haben in einer äußerst schwierigen Zeit nicht nur die Nerven behalten, sie haben zusammen mit hervorragenden eigenen Beratern und Mitarbeitern Großartiges geleistet und das Unternehmen in die Erfolgsspur zurückgebracht, die mit Holzköpfen und Gürtelschnallen in Herzogenaurach und hölzernen Leiterwagen in Schwarzenhammer nach dem Zusammenbruch 1946 dank der Firmengründer Dr. Wilhelm und Dr. Georg Schaeffler begonnen hat.

## *Maria-Elisabeth Schaeffler: ihr Leben und Wirken*

Geborene Kurrsa, in Prag geboren und in Wien aufgewachsen,

nach dem Abitur Studium an der medizinischen Fakultät der Universität Wien,

Heirat mit Dr. Georg Schaeffler,

Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Erlangen-Nürnberg,

nach dem Tod ihres Gatten zusammen mit Sohn Georg F.W. Alleingesellschafterin der INA-Holding Schaeffler KG,

2001 Übernahme von FAG Kugelfischer zu einem der größten Wälzlagerhersteller der Welt und Aufstieg der Schaeffler-Gruppe zum Komplettanbieter für Wälzlager und Motorenelemente sowie zum zweitgrößten Wälzlagerhersteller der Welt,

2003 Schaeffler-Gruppe mit den Firmen INA, FAG und LuK entsteht,

2008/09 Übernahme der Conti AG,

2010 Umwandlung der Schaeffler Gruppe in die Kapitalgesellschaft Schaeffler-Industries KG

## *Auszeichnungen und Engagements*

2001 Bundesverdienstkreuz am Bande,

Ehrenmedaille der Industrie- und Handelskammer Nürnberg,

Berufung in das zehnköpfige Präsidium der Industrie- und Handelskammer,

2002 Mitglied im Hochschulrat der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg,

Ehrenbürgerwürde der Stadt Höchstadt/Aisch,

2003 Bayerischer Verdienstorden für hervorragende Verdienste,

Mitglied im Vorstand der Deutschen Handelskammer (DHK) in Österreich,

2004 „Familienunternehmerin des Jahres“,

Mitglied des Hochschulrats der Leibniz Universität Hannover,



Abb. 10: Maria-Elisabeth Schaeffler mit ihrem Sohn Dr. Georg F.W. Schaeffler.

2005 Ehrenmitglied des Senats der Hochschule von Brasov/Rumänien,

Eintrag in das Goldene Buch der Stadt Lahr, Ehrenbürgerwürde der koreanischen Provinz Jeollabuk,

2006 Ehrenbürgerwürde der Stadt Herzogenaurach,

Würdigung ihrer Persönlichkeit durch Eintrag in das Goldene Buch des Landkreises Erlangen-Höchstadt,

2007 „Großes silbernes Ehrenzeichen der mit dem Stern für Verdienste um die Republik Österreich“,

Vizepräsidentin der DHK,

Ehrenbürgerwürde der Stadt Taicang/China,

2008 Mitglied im Präsidium des BDI,

Mitglied verschiedener Beiräte von Unternehmen wie z.B. des „Regional Advisory Board Europe“ der Deutschen Bank AG,

Mitglied im Aufsichtsrat der „Österreichischen Industrieholding AG“,

2009 Mitglied im Aufsichtsrat der Continental AG.

## Soziale Aktivitäten:

Großes Engagement in der Mitarbeiterorientierung und der Einhaltung hoher Sozial-, Umwelt- und Qualitätsstandards,

enge Bindung zwischen Gesellschafter, Management und Belegschaft,

Engagement in zahlreichen Gremien, darunter im Wirtschaftsbeirat des Goethe-Instituts, im Verwaltungsrat des Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und im Stiftungsbeirat der Bamberger Symphoniker und der Bayerischen Staatsphilharmonie,

großes soziales und kulturelles Engagement an allen Standorten mit INA-Niederlassungen, besonders in ihrer Heimatstadt Herzogenaurach.

## Dr. Georg F.W. Schaeffler

Aufgewachsen in Herzogenaurach,

nach dem Abitur 1984 Soldat auf Zeit bei der Bundeswehr und

1986 Oberleutnant der Reserve bei der Luftwaffe,

bis 1990 Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Hochschule in St. Gallen/Schweiz,

1990–1996 in verschiedenen Funktionen der Schaeffler Gruppe in Deutschland und den USA tätig,

1996 Studium der Rechtswissenschaften an der Duke University School of Law in Durham/North Carolina; kombinierter Abschluß mit dem Doctor Juris (cum laude) und dem Master of Laws,

Arbeit als Wirtschaftsanwalt in einer der größten Kanzleien im Südwesten der USA,

verschiedene Funktionen in der Schaeffler Gruppe, Mitglied im Präsidium und im Aufsichtsrat der Continental AG.

## Großartige archäologische Funde in Estenfeld

von  
*Israel Schwierz*

Die neue Umgehungsstraße südwestlich der Gemeinde Estenfeld auf dem Abschnitt zwischen dem Kinderspielplatz und der Kürnach, unweit der Gaststätte „Weiße Mühle“, führt durch ein Areal, für das in den Akten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege archäologische Bodendenkmäler verzeichnet sind. Der zuständige Verantwortliche des Landesamtes, Herr Dr. Michael Hoppe, veranlaßte daraufhin im Vorfeld der Straßenbauarbeiten die notwendigen Rettungsgrabungen, und die Gemeinde Estenfeld beauftragte ein Archäologenteam des Büros für Ausgrabungen und Dokumentationen Heyse aus Münsterschwarzach die notwendigen Arbeiten durchzuführen. Dieses Team war dann auch von Anfang Mai bis Mitte August 2011 unter Leitung von Grabungsleiter Markus Rehfeld unermüdlich mit Ausgrabungsarbeiten tätig.

In dieser Zeit konnten in der Grabungsfläche in drei verschiedenen Abschnitten zahlreiche wertvolle Funde aus drei Zeitepochen geborgen werden. An den Rändern rechts und links in der Mitte der Ausgrabungsfläche konnten Überreste von zwei Grubenhäusern aus der Hallstattzeit (ca. 800–600 v.Chr.) gefunden werden, als die Kelten hierzulande siedelten. In einer großen Grube, die wohl sowohl als „Kühlschrank“ als auch als Abfallort verwendet wurde, konnten die Archäologen nicht nur Reste von Webstühlen, sondern auch eine große Anzahl von Keramikstücken, aber auch Bronzegegenstände bergen.

Im mittleren und östlichen Teil der Grabungsfläche stieß man auf Häuser aus der ältesten Jungsteinzeit (5500–5300 v.Chr.), die auf Pfosten gestanden hatten und deren Dä-



Abb.: Die Ausgrabungen bei Estenfeld im Sommer 2011.

Photo: Israel Schwierz.

cher vermutlich mit Reet gedeckt waren. Die Seitenwände bestanden aus Lehm. Da die Holzpfeiler im Laufe der Zeit verrotteten, hinterließen sie dunkle Verfärbungen im Boden. Durch diese farblichen Befunde, die Überreste der Holzpfeiler, ist es heute möglich, Rückschlüsse auf den Standort und auch auf die Ausmaße der damaligen Behausungen zu ziehen. Diese ältesten Hausfunde in Estenfeld stammen aus der Zeit der Linearbandkeramik. Diese Zeitspanne hat ihren Namen daher, weil die damaligen Menschen ihre Tontöpfe mit breiten, groben Bändern verziert haben. Es ist anzunehmen, daß sie aus Böhmen hierher eingewandert waren und nicht nur Gebrauchsgegenstände, sondern auch Tiere und Pflanzen mit sich gebracht haben.

Der dritte Grabungsabschnitt im südwestlichen Teil der Fläche, der aus der mittleren Jungsteinzeit (Riessener Kultur, ca. 4600 v.Chr.) stammt, ist wohl der umfangreichste und ergiebigste. In einer riesigen Grube, die sowohl zur Lehmgewinnung als auch als Abfallort verwendet wurde, konnten die Archäologen eine sehr große Anzahl von Keramikstücken, tierischen Knochen, Steingeräten und Pfeilspitzen bergen. Besonders die Steingeräte und die Pfeilspitzen sind für den Archäologen von sehr großem Interesse: da das Material, aus dem sie hergestellt wurden, in der hiesigen Gegend nicht vorhanden ist, muß man davon ausgehen, daß auch die Menschen der damaligen Zeit bereits Handel betrieben und sich dadurch die benötigten Rohstoffe für die Anfertigung ihrer Geräte und Waffen besorgt haben.

Neben sehr vielen Geräten, Knochen und Scherben befinden sich auch nach Überreste von Pflanzen und Pollen in der Erde, die ge-

borgen wurden, aber noch einer genauen Analyse unterzogen werden müssen. So wird man genau herausfinden, welche Pflanzen zur damaligen Zeit an der Kürnach heimisch waren und welche von den damaligen Bewohnern der Siedlung an dem Fließchen angebaut wurden.

Während der archäologischen Arbeiten wurden auf der Fläche übrigens keinerlei Grabanlagen oder Überreste menschlicher Knochen gefunden. Das könnte daran liegen, daß sich diese Grabanlagen nicht in der Nähe der damaligen Behausungen, also dem Gebiet der jetzigen Grabungen befunden haben. Es könnte aber durchaus sein, daß sie sich auf dem weiteren Gebiet rechts und links davon, z.B. unter dem Kinderspielplatz oder auch hinter der „Weißen Mühle“ befinden.

Wie der hilfsbereite Grabungsleiter Markus Rehfeld erklärte, warten drei Kubikmeter Scherbenmaterial, die in rund hundert Kisten verpackt sind, nach Beendigung der Grabungsarbeiten auf ihre Auswertung. Mitte August wurden dann die archäologischen Ausgrabungen beendet.

Heute wird an der Umgehungsstraße gebaut, es erinnert nichts mehr an die Archäologen der Firma Heyse, die hier von Mai bis Mitte August emsig und fleißig tätig waren. Dank gebührt Herrn Rehfeld und seinen Mitarbeitern dafür, daß sie für alle Fragen ein stets offenes Ohr hatten und diese auch immer mit viel Geduld und Freundlichkeit beantworteten. Es ist zu hoffen, daß irgendwann nach der vollständigen Auswertung der Fundstücke eine schriftliche Dokumentation des Landesamtes für Denkmalpflege allen Interessierten zugänglich gemacht wird.

# Jäger und Sammler nach der Eiszeit an der „Hohen Wann“ östlich von Haßfurt

## Dr. Erich Meidel übergibt Leitung des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt in jüngere Hände

von  
Wolfgang Jäger

Im September 2011 veranstaltete der Freundeskreis Vorgeschichte Schweinfurt zusammen mit dem Historischen Verein Landkreis Haßberge e.V. eine Exkursion zu den Siedlungsspuren der mittelsteinzeitlichen Menschen, die bereits unsere direkten Vorfahren waren. Jäger und Sammler hielten sich schon bald nach der Eiszeit an der „Hohen Wann“ mit ihrem einmaligen Rundblick ins Maintal und in die Haßberge auf. Als erster kam den mittelsteinzeitlichen Wildbeutern hier Hermann Mauer, Bamberg, später Zeil, durch unermüdliche Suche auf die Spur. Westlich von Krum fand er Kleingeräte wie Pfeilspitzen, Stichel und Schaber, die dem „Tardenoisien“, der nach dem französischen Fundort Fère-en-

Tardenois benannten Kulturstufe der Mittelsteinzeit 8000–5500 v.Chr. zuzuordnen sind.

Über 50 Teilnehmern an der Exkursion des Freundeskreises Vorgeschichte Schweinfurt, unter ihnen auch Altbürgermeister Philipp Zösch von Krum, vermittelte der Zeiler Heimatforscher Heinrich Weisel ein Bild von den einstigen Naturverhältnissen und dem Wildreichtum. Die Jäger lagerten während ihrer kurzen Aufenthalte in Zelten unter Holzgerüsten überdeckt mit Tierhäuten. Auch in der Neusteinzeit trug das Wild noch wesentlich zur Ernährung unserer Vorfahren bei.

Schon sehr früh wurde der Bereich durch den Anbau von Getreide und später zum Teil



Abb.: Bei den Erläuterungen auf der „Hohen Wann“ von links: Roland Spiegel, Dr. Erich Meidel, Heinrich Weisel und Philipp Zösch.  
Photo: Wolfgang Jäger.

als Viehweide genutzt. Weisel selbst hat Hermann Mauer häufig bei der Suche begleitet, den einmal ein Bauer für einen mit der Untersuchung der Bodenverhältnisse Beauftragten des Landwirtschaftsamtes hielt.

Im Rathaus von Zeil erläuterte Ludwig Leisentritt Fundstücke, die der 1994 verstorbene Ehrenbürger und Chronist Hermann Mauer der Stadt neben dem Mainfränkischen Museum in Würzburg zukommen ließ. Neben Hermann Mauer haben sich Helgo Freiherr von Dungen, Paul Hinz, Ernst Lauerbach und Roland Spiegel durch Funde aus der Zeit, aus der noch keine schriftlichen Aufzeichnungen vorliegen, verdient gemacht. Der Vor-

sitzende des Historischen Vereins Landkreis Haßberge, Wolfgang Jäger, bat, alle Funde an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege zu melden, damit kein Fundstück in Vergessenheit gerät.

Für den Freundeskreis erfolgte die 15. Exkursion als letzte Veranstaltung unter Leitung seines Gründers Dr. Erich Meidel. Seine Nachfolge übernimmt Roland Spiegel, Eschenau, ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege. Ihm zur Seite stehen wird als Stellvertreter Dr. Erwin Muth, Oberthulba und als Schriftführer Gerhard Ahles, Sulzheim.

**Hier könnte Ihre Werbung stehen!**

# „Trautes Heim. Puppenstuben von 1890 bis 1970“ – Sonderausstellung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim vom 21. Oktober 2011 bis 4. März 2012

Im Deutschordensmuseum sind im Herbst und Winter 2011/12 rund 50 Puppenstuben zu sehen. Es handelt sich nicht nur um Wohnstuben, Puppenküchen und -kaufläden, sondern auch um große Puppenhäuser. Die meisten dieser vierteiligen Exponate sind in den letzten 15 Jahren in die Sammlungen des Museums gekommen. Ergänzt wird die Schau durch private Leihgaben. Die Puppenstuben und -häuser werden erstmals der Öffentlichkeit präsentiert.

In der Sammlung des Museums sind besonders Stuben vertreten, die seit Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Es sind Stuben bekannter Firmen wie Rock & Graner, Moritz Gottschalk, Kibri und Bodo Hennig zu sehen, aber auch Puppenstuben, die mit viel Liebe und Aufwand selbst gebaut wurden. Dazu gehören Familien- und Entstehungsgeschichten, die die Stuben noch mehr zu sprechenden Zeitzeugen machen. Eine Geschichte des Wohnens im 20. Jahrhundert ist

an den Stuben abzulesen: vom plüschigen Wohnzimmer bis zum modernen Hausentwurf à la Bauhaus ist alles vertreten.

Im Begleitprogramm der Ausstellung gibt es u.a. folgende Angebote:

Workshop für Kinder (8-12 Jahre): „Mein trautes Heim. Wir basteln eine Puppenstube im Schuhkarton“ mit Ute Jaeger, Mittwoch, 2. November, 14.00 Uhr.

Workshop für Kinder (6-10 Jahre): „Chaos in Villa Kunterbunt. Wir helfen Pippi“ mit Christine Wahl/Alice Ehrmann-Pösch, Freitag, 4. November, 14.00 Uhr. Um Anmeldung zu den Workshops unter Tel.Nr. 07931/52212 wird gebeten.

Führungen mit Christel Nowak werden an den Sonntagen, 13. und 27. November 2011, jeweils 14.30 Uhr angeboten. Programme für Kinder und Führungen für Erwachsene sind auch nach Vereinbarung unter der genannten Telefonnummer zu buchen.



Abb.: „Gemüse-Handlung“ Kurrle, 1920er Jahre.

Photo: Deutschordensmuseum.

**Aufsätze**

*Jens Lüning*

Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld.... 380

*Tessa Maletschek*

Kümpfe, Schalen, Flaschen – die Keramik der Bandkeramiker..... 394

*Sayuri de Silva*

Exotischer Schmuck in Bayern – Schmuck zur Zeit der Bandkeramik..... 400

*Wiebke Hoppe*

Idole – Kleine Kunstwerke der Bandkeramik..... 409

*Frauke Jacobi*

Die Gründer von Schwanfeld und andere bandkeramische Bestattungen –  
Was uns die Toten über das steinzeitliche Leben erzählen können..... 415

**Frankenbund intern**

*Peter A. Süß*

Bericht über den 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld..... 423

*Peter A. Süß*

Bericht über die 64. Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 2011 in Coburg mit der  
Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden..... 430

Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2012..... 437

*Richard Köth*

Kulturpreis des Frankenbundes 2011 für Prof. Dr. Jens Lüning, Köln..... 438

Unser 1. Bundesvorsitzender hat das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens  
der Bundesrepublik Deutschland verliehen bekommen!..... 441

Unser stellvertretender Bundesvorsitzender Herr Professor Dr. Werner K. Blessing  
wurde 70 Jahre alt!..... 442

Dank an den Spender..... 443

Hinweis für die Programmplanung der einzelnen FRANKENBUND-Gruppen..... 443

*Gäbelein, Klaus-Peter*

Richtigstellung..... 443

**Bücher zu fränkischen Themen..... 444**

---

**Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch**

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

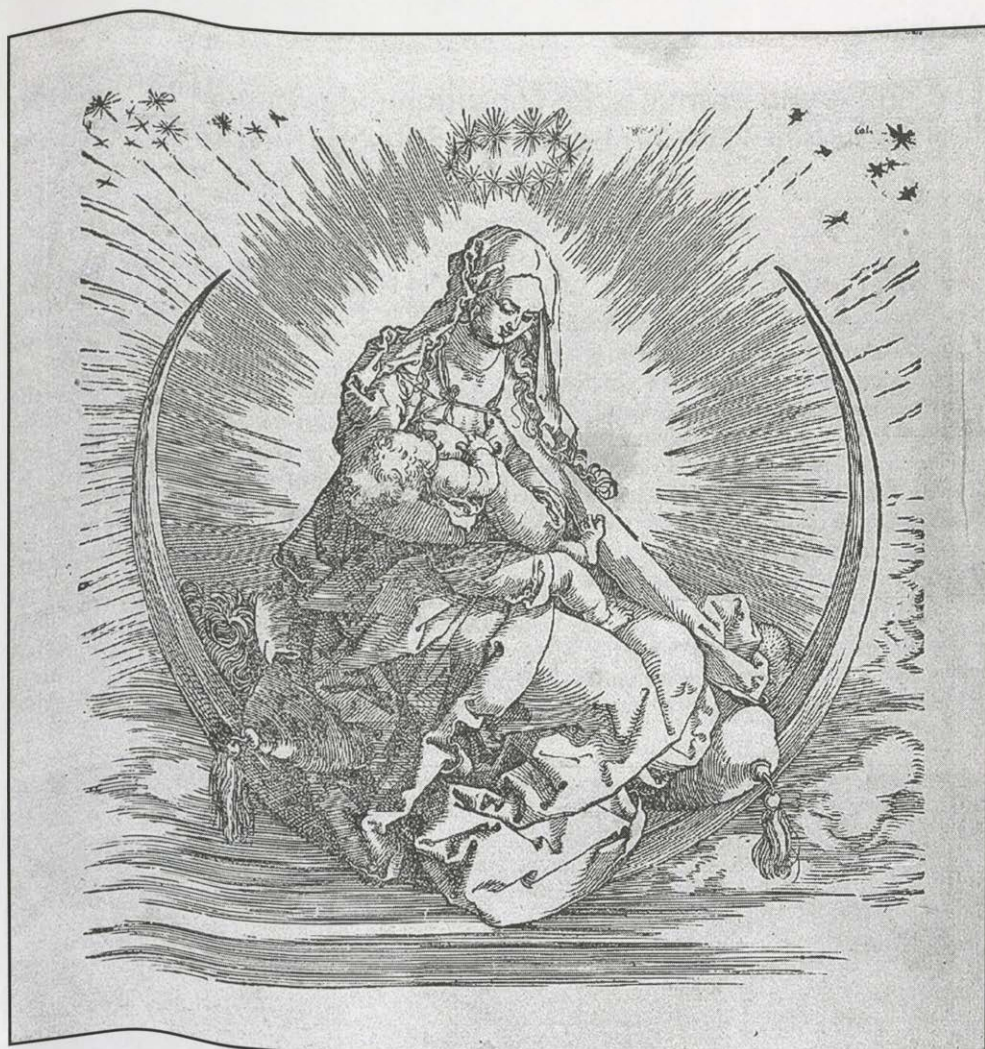
# Mitarbeiterverzeichnis

---

Wiebke Hoppe M.A.	Postfach 1125, 53001 Bonn
Frauke Jacobi M.A.	Regerstraße 4, 55127 Mainz
Dipl.-Ing. (FH) Richard Köth	1. Bürgermeister der Gemeinde Schwanfeld Kembachstraße 1, 97523 Schwanfeld
Prof. Dr. Jens Lüning	Amb Botanischen Garten 34, 50735 Köln
Tessa Maletschek M.A.	Voltastraße 44, 60486 Frankfurt am Main
Dr. Alexander von Papp	Publizist Euweg 8, 97236 Randersacker
Sayuri de Silva M.A.	Assenheimer Straße 16, 60489 Frankfurt am Main

---

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



*Gesegnete Weihnachten  
und für das Jahr 2012  
Glück, Gesundheit und Frieden*

*wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern  
die Bundesleitung des Frankenbundes,  
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

# Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld, Landkreis Schweinfurt, Unterfranken

von  
Jens Lüning

## 1. Die Ausgrabungen<sup>1</sup>

Die bandkeramische Siedlungsfläche liegt dicht südlich und oberhalb des heutigen Dorfes Schwanfeld etwa mittig auf einem nach Osten auslaufenden Geländerrücken (Abb. 1: SF 1 A/B). An seinem Fuß fließt im Norden in einem tief eingeschnittenen Tal von West nach Ost der Kembach, entlang dessen sich das moderne Dorf erstreckt, während im Süden des Rückens die seichtere Trockenrinne des Diemenstals ebenfalls nach Osten zum Kembach hin abfällt.

Die ältestbandkeramische Siedlung wurde im Jahre 1970 beim Bau der Verbandsschule entdeckt und in den Jahren 1979 bis 1985, so-

weit sie erhalten war, größtenteils ausgegraben (Abb. 1: SF 1A; Abb. 2: „Ältest-LBK-Siedlung A“, Häuser 3–19).<sup>2</sup> Im Jahre 2002 kamen bei einer geomagnetischen Untersuchung drei weitere Hausgrundrisse hinzu, die noch unausgegraben im Boden ruhen (Häuser 20–22). Dieses Dorf existierte 150 Jahre lang und wurde dann verlassen (5.500–5.350 v.Chr.), wie Radiokarbondatierungen zeigen („C14-Methode“). Eine Nachgrabung im Jahre 2003 brachte dicht östlich des ältestbandkeramischen Dorfes ein kleines und kurzlebiges Dörfchen der jüngsten Bandkeramik zutage (um 5.050 v.Chr.), das nur durch Scherbenfunde nachgewiesen und noch nicht ausgegraben worden ist (Abb. 1: SF 1B; Abb.



Abb. 1: Schwanfeld. Das bandkeramische Siedlungsgelände „Schwanfeld-Schule“ (SF 1) mit dem ältestbandkeramischen Dorf SF 1A und dem spätestbandkeramischen Dörfchen SF 1B. Auf dem anderen Kembachufer liegt die Siedlungsfläche „Schwanfeld-Wipfelder Straße“ (SF 2), die in die mittlere und späte Bandkeramik gehört (Stufe Flomborn bis jüngste Bandkeramik).

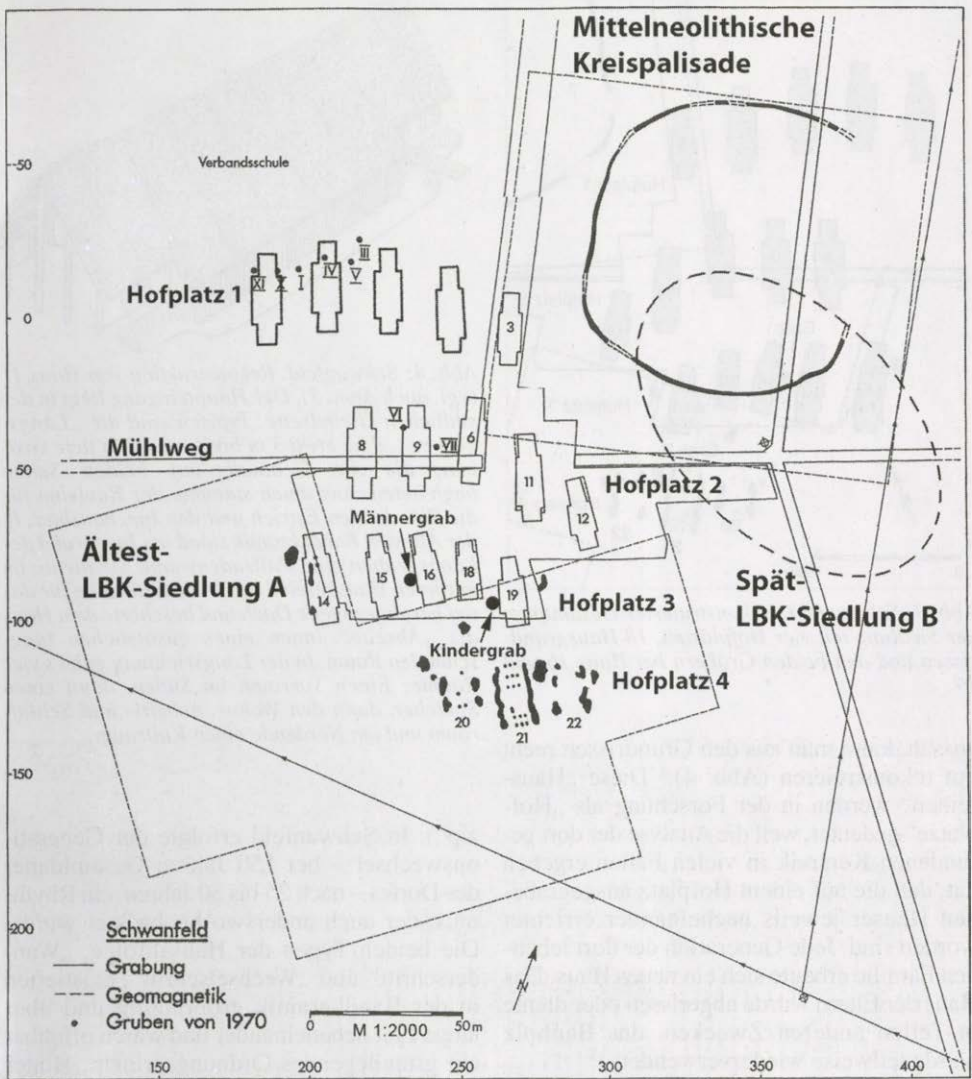


Abb. 2: Schwanfeld. Die ältestbandkeramische Siedlung A mit Hofplätzen 1–4 und den beiden Gräbern eines Mannes und eines Kindes (Junge). Östlich daneben die spätestbandkeramische Siedlung B (gestrichelt) und die geomagnetisch und durch Grabungen erschlossene mittelneolithische Kreispalisade.

2: „Spät-LBK-Siedlung B“). Außerdem fanden sich in diesem östlichen Bereich zahlreiche Scherben einer zeitlich anschließenden mittelneolithischen Besiedlung (5.000–4.500 v.Chr.). In diese Zeit gehört auch eine kreisförmige Palisadenanlage (Abb. 2: „Mittelneolithische Kreispalisade“). Sehr viel später sind Keramikfunde aus der Bronze- und Eisenzeit (1.200–500 v.Chr.).

## 2. Häuser, Hofplätze, Dorf und die Verwandtschaftsstruktur der Bandkeramik

Die ältestbandkeramische Siedlung in Schwanfeld bestand aus vier Reihen von parallel nebeneinander liegenden Grundrissen („Hausreihen“) mit insgesamt 18 Häusern (Abb. 3).<sup>3</sup> Wie der Oberbau der Häuser einst

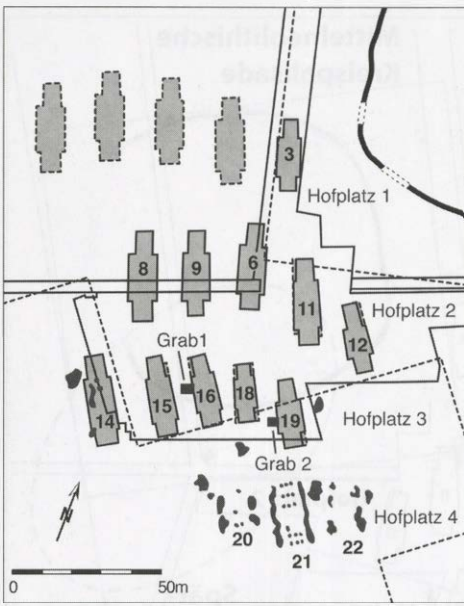


Abb. 3: Schwanfeld. Rekonstruierter Gesamtplan der Siedlung mit vier Hofplätzen, 18 Hausgrundrissen und den beiden Gräbern bei Haus 16 und 19.

aussah, kann man aus den Grundrissen recht gut rekonstruieren (Abb. 4).<sup>4</sup> Diese „Hausreihen“ werden in der Forschung als „Hofplätze“ gedeutet, weil die Analyse der dort gefundenen Keramik in vielen Fällen ergeben hat, daß die auf einem Hofplatz ausgegrabenen Häuser jeweils nacheinander errichtet worden sind. Jede Generation der dort lebenden Familie erbaute sich ein neues Haus. Das Haus der Eltern wurde abgerissen oder diente in Teilen anderen Zwecken, das Bauholz wurde teilweise wiederverwendet.

Schwanfeld liefert den in Deutschland ältesten Beweis für „Hofplätze“ in der Bandkeramik und ist ein besonders schönes Beispiel dafür (Abb. 5). Hier ergab die Keramikabfolge, daß die Hofplätze 2 und 3 gleichzeitig existierten und daß auf beiden Plätzen die dortigen je fünf Häuser nacheinander gebaut wurden; auf Platz 2 im „Wechselschritt“-schema“ und auf Platz 3 im „Wanderschritt“ (Abb. 6). Beim Wandersschritt baute der Sohn sein Haus jeweils neben das Haus des Vaters („Vaterprinzip“), beim Wechselschritt neben das Haus des Großvaters („Großvaterprin-

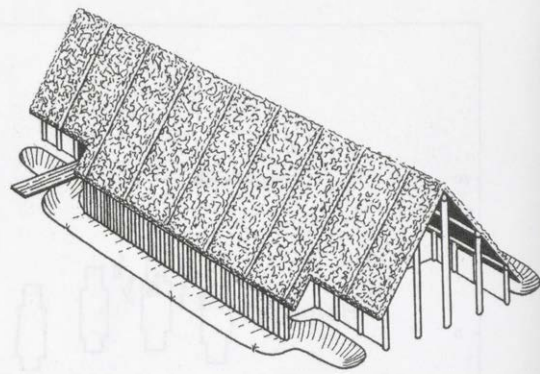


Abb. 4: Schwanfeld. Rekonstruktion von Haus 11 (vgl. auch Anm. 3). Der Haupteingang liegt in der südlichen Giebelseite. Typisch sind die „Längsgruben“, d.h., etwa 3 m breite und 2 m tiefe Gräben, die die Gebäude auf beiden Seiten begleiteten. Aus ihnen stammte der Baulehm für die Wände, den Estrich und den Innenausbau. In der Ältesten Bandkeramik stand am Innenrand der Längsgruben eine Palisadenwand. Sie diente im mittleren Hausbereich als Traufabstützung für das tief herabgezogene Dach und bescherte dem Haus als „Abseite“ innen einen zusätzlichen langschmalen Raum. In der Längsrichtung gab es vier Räume: Einen Vorraum im Süden, dann einen Speicher, dann den Wohn-, Arbeits- und Schlafraum und am Nordende einen Kultraum.

zip“). In Schwanfeld erfolgte der Generationswechsel – bei 150 Jahren Gesamtdauer des Dorfes – nach 25 bis 30 Jahren, ein Rhythmus, der auch anderswo beobachtet wurde. Die beiden Typen der Hausabfolge, „Wanderschritt“ und „Wechselschritt“, existierten in der Bandkeramik großräumig und über lange Zeit nebeneinander und waren offenbar ein grundlegendes Ordnungsprinzip. Hinter dieser Ordnung und ihren später hinzutretenden Varianten muß eine entsprechende Sozialordnung gestanden haben. Sie wird als genealogisch bedingt und damit als Familienzusammenhang gedeutet.

Diese Sozialordnung weist, wie ethnologische Vergleiche lehren, typische Merkmale neuzeitlicher „frühagrarischer Dorfgesellschaften“ auf, die überregional in Klans und Lineages organisiert sind. Diese werden in den einzelnen Siedlungen durch die ihnen angehörenden „Familien“ vertreten. Allgemein war die familienrechtliche Struktur in band-

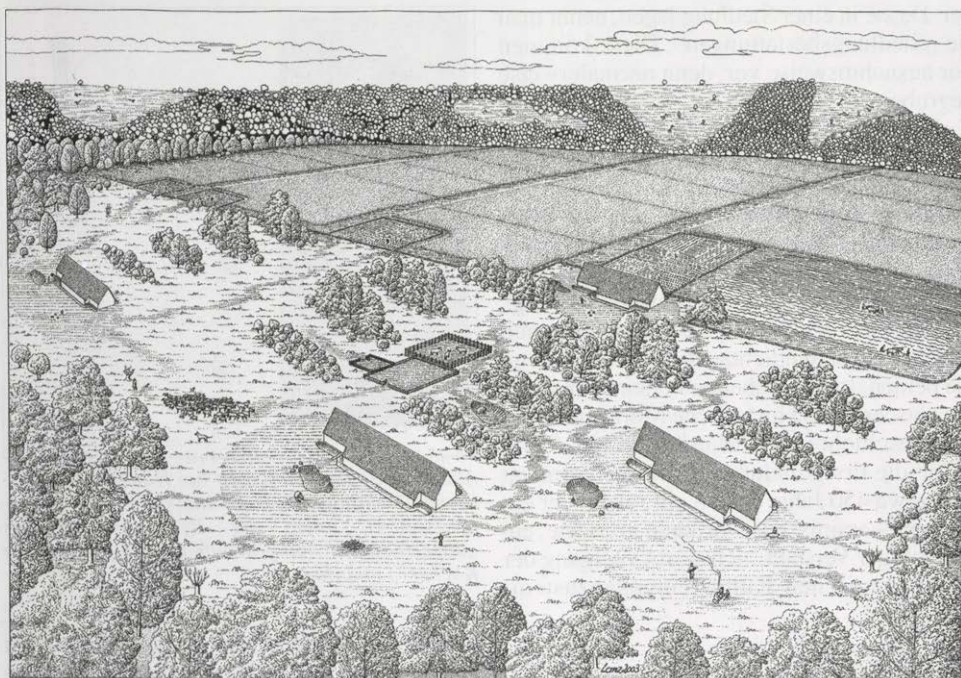


Abb. 5: Schwanfeld. Das ältestbandkeramische Dorf in einer mittleren Phase seiner Entwicklung. Die Getreidefelder sind zum Schutz vor Wildschäden zu einer einzigen Flur mit gemeinsamer Einzäunung vereint. Wenn es schon einen Pflugbau gegeben hat, dürften die Felder und Gärten rechteckig oder quadratisch gewesen sein. Auf den randlichen Bergen im Hintergrund gibt es wegen der Waldweide des Viehs schon deutliche „Waldschäden“.

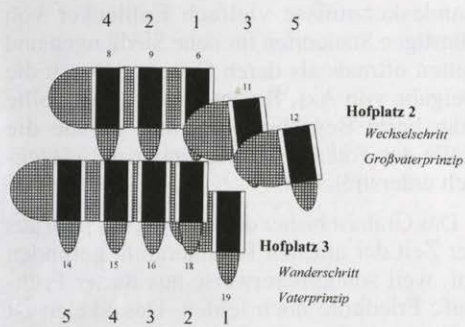


Abb. 6: Schwanfeld. Schematische Darstellung der Haus- und Hofabfolge auf den Hofplätzen 2 und 3 mit „Wanderschritt“ und „Wechselschritt“. – Große Zahlen: Reihenfolge der Häuser (Baukörper schwarz, Längsgruben weiß) und ihrer Höfe (schraffierte Flächen). – Kleine Zahlen: Nummern der Häuser. – Beim „Vaterprinzip“ baut jeder Sohn sein Haus neben dasjenige des Vaters; beim „Großvaterprinzip“ neben dasjenige des Großvaters (außer in der 1. Generation).

keramischer Zeit, wie physisch-anthropologische und ethnologische Argumente zeigen sowie archäologische Beobachtungen untermauern, patrilokal, patrilinear und monogam. Die Männer blieben entsprechend den patrilokalen Residenzregeln am Ort und waren damit Träger und Garanten der Familienkontinuität. Die Frauen kamen von außen (Exogamiegebot), heirateten in die Höfe hinein und wurden in die Familie des Mannes aufgenommen. Aufgrund der Patrilinearität, also der Abstammungsordnung nach der väterlichen Linie, waren die Männer im Besitz der Erbrechte von Haus, Hof und zugehöriger Feldflur mit Weiderechten und anderen Nutzungen.

### 3. Zwei Gräber

Einen großen Gewinn für die Forschung bringen zwei in Schwanfeld gefundene Grä-

ber. Da sie in einer Siedlung lagen, nennt man sie „Siedlungsbestattungen“. Diese kommen nur ausnahmsweise vor, denn normalerweise begraben die Menschen der bandkeramischen Kultur ihre Toten in regulären Friedhöfen („Gräberfeldern“). Nur selten gelingt es, die Toten auf den Friedhöfen mit einst in den Siedlungen lebenden Personen oder – genauer – mit ihren „Taten“, zu identifizieren und wenigstens einige ihrer Handlungen namhaft zu machen. Für eine derartige „Personalisierung“ der Bau- und Siedlungsgeschichte liefert nun Schwanfeld schlaglichtartige Einblicke, denn die beiden dort begrabenen Personen markieren entscheidende historische Momente in der Dorfgeschichte: ein Mann, der um 5.500 v.Chr. die Erstgründung des Dorfes vornahm und, etwa 450 Jahre später, ein Junge, der ein spätbandkeramisches Dörfchen gründete, ein kurzlebiger Versuch, sich dem Untergang der bandkeramischen Kultur entgegenzustemmen.

### Das Männergrab

Der Tote lag auf Hofplatz 3 im Bereich der westlichen „Längsgrube“ von Haus 16 (Abb. 3). Entgegen dem ersten Anschein gehörte er aber nicht zu Haus 16, sondern sein Grab war 40 bis 50 Jahre älter als dieses Gebäude. Denn die Radiokarbondatierung des Skelettes ergab das Jahr 5.484 v.Chr., das älteste Datum aus Schwanfeld.<sup>5</sup> Der Mann muß also in die Gründungszeit des Dorfes gehören und daher muß er im frühesten Haus von Hofplatz 3, in Haus 19 gewohnt haben (Abb. 3). Er war, wie seine spätere kultische Verehrung zeigt, der Dorfgründer. Dieser komplizierte Befund und die folgende Geschichte der Siedlung werden weiter unten in ihrem zeitlichen Ablauf zusammenfassend dargestellt.

Der Mann starb mit 23 bis 25 Jahren und wurde bestattet, wie es in den späteren Friedhöfen der Bandkeramik üblich war, also in ritueller korrekter Haltung auf seiner linken Seite als „Hocker“ mit angezogenen Armen und Beinen (Abb. 7). Auch seine Ost-West-Ausrichtung (Kopf im Osten) entsprach der allgemeinen Sitte und ebenso seine Beigabenausstattung mit Axt und Pfeilspitzen sowie einer Rötelfärbung hinter dem Nacken. Als „magische“ Beigaben waren an bestimmten

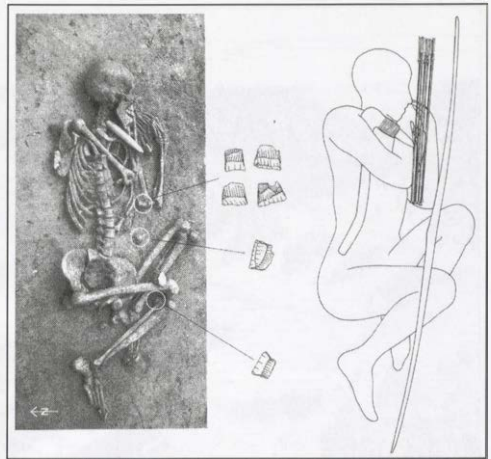


Abb. 7: Das Männerskelett bei Haus 16 mit steinerner Axtklinge am Hals und sechs Feuersteinpfeilspitzen sowie die Rekonstruktion als „Jäger/Krieger“ mit geschäfteter Axt, Pfeilen (mit Köcher?) und Bogen.

Stellen des Körpers drei Scherben und ein kleiner Stein niedergelegt. Die dicht beieinander liegenden Pfeilspitzen verweisen auf einen ehemals umhüllenden Köcher, und auch ein Bogen dürfte nicht gefehlt haben.

Axt und Bogenwaffe werden als Kennzeichen eines „Jäger/Kriegers“ gedeutet. Jäger sind, wie ethnologische Quellen lehren, wegen ihrer Mobilität und daraus resultierenden Landeskenntnisse vielfach Entdecker von günstigen Standorten für neue Siedlungen und gelten oftmals als deren Gründer. Durch die Beigabe von Axt, Bogen und Pfeilen wollte man beim Begräbnis offenbar gerade die Rolle des Toten als Dorfgründer nachdrücklich unterstreichen.

Das Grab ist bisher das einzige, das man aus der Zeit der ältesten Bandkeramik gefunden hat, weil sonderbarerweise aus dieser Frühstufe Friedhöfe noch fehlen. Das Skelett ist daher besonders wichtig, um das genetische Verhältnis der frühen Bauern zu den einheimischen Jägern und Sammlern untersuchen zu können, und derzeit läuft eine entsprechende DNA-Analyse. Eine Strontiumuntersuchung an Skelett und Zähnen ergab – zusammen mit archäologischen Argumenten –, daß der Mann rd. 400 Kilometer von Schwanfeld entfernt in der Gegend nordöstlich des heutigen Prag ge-

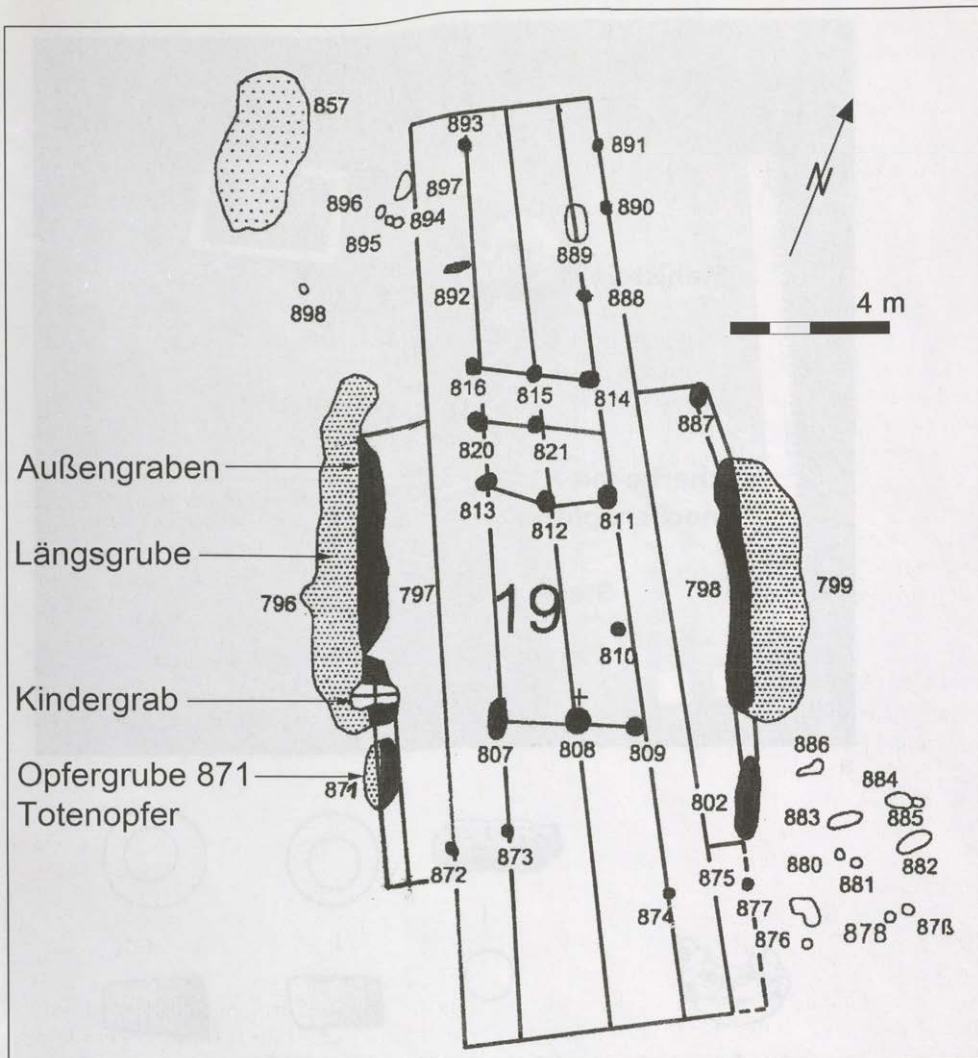


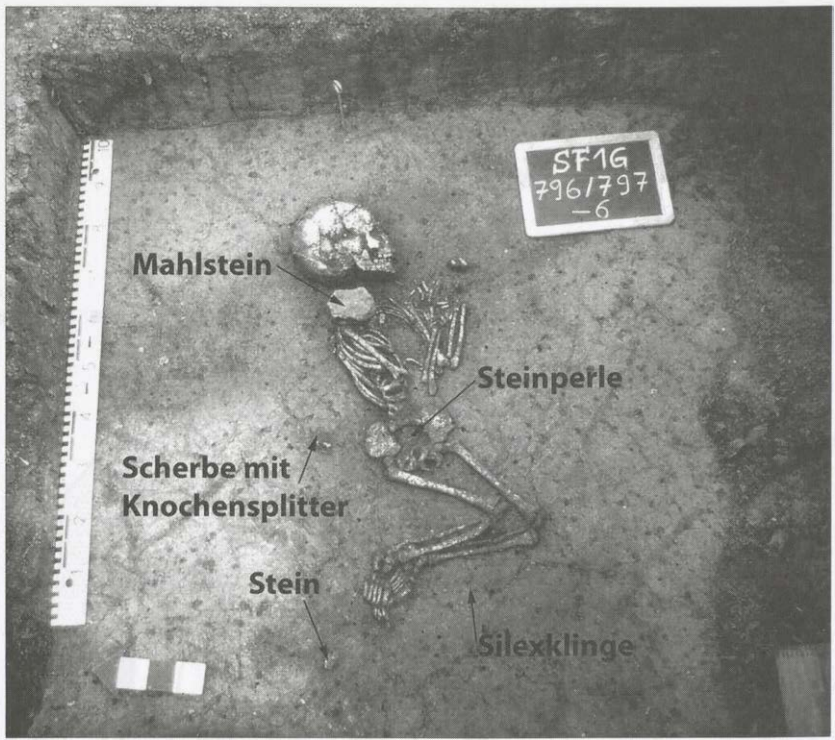
Abb. 8: Schwanfeld. Zeichnerisch ergänzter Grundriß von Haus 19 mit Kindergrab und Opfergrube in der westlichen Längsgrube 796/871. Im „Außengraben“ 797 stand ursprünglich eine hölzerne Pali-sadenwand, die zur Zeit der Kinderbestattung und des Totenopfers längst vergangen war.

boren worden war. Mit etwa 15 Jahren kam er nach Schwanfeld und lebte dort, bis er zehn Jahre später ebendort verstarb.<sup>6</sup>

#### Das Kindergrab

Das Kindergrab eines etwa sechsjährigen Jungen lag ebenfalls auf Hofplatz 3, allerdings bei Haus 19 (Abb. 3: „Grab 2“; Abb. 8). Es glied dem Männergrab, weil es in gleicher Weise im Bereich der westlichen Längsgrube

dieses Hauses und in rituell korrekter Hokerlage auf seiner linken Seite und mit Ost-West-Ausrichtung bestattet war (Abb. 9). Von seinen Beigaben haben sich eine kostbare Steinperle und zwei Knochenperperlen einer ehemaligen Kette erhalten (Abb. 9). Als „magische Beigabe“ lag ein kleines Mahlsteinfragment auf seinem Hals. Laut Strontiumuntersuchung ist das Kind in Schwanfeld geboren worden und auch gestorben.



a

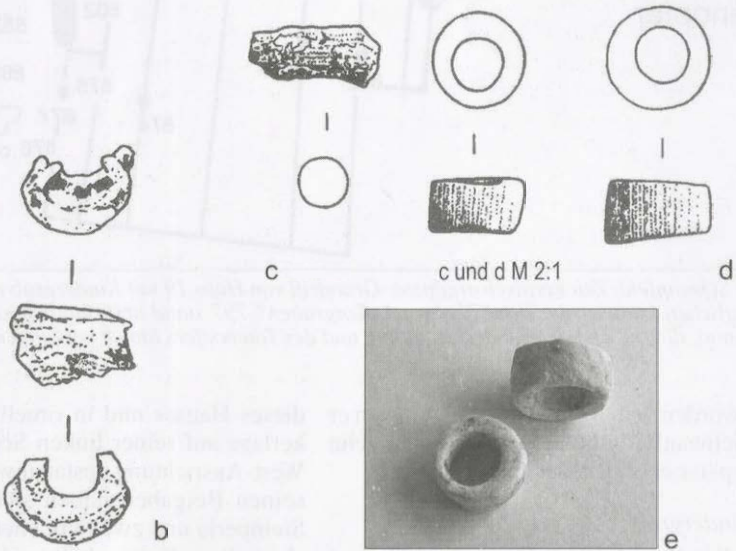


Abb. 9: Schwanfeld. Das blaugrau verfärbte Kindergrab in Haus 19 durchschneidet im Bereich von Schädel und Schultern den von links kommenden, dunkleren, graubraunen Außengraben (ehemalige Palisadenwand) des Hauses. – Abb. 9a: Gesicherte Grabbeigaben sind ein Mahlsteinbruchstück am Hals, eine Steinperle (b) und zwei Knochenperlen (d, e). Die übrigen Funde gehören nicht zu den Grabbeigaben. (c) ist ein Fingerknochen des Kindes.

Das Kindergrab gehörte aber nicht in die Bau- und Benutzungszeit des Hauses 19, sondern war 450 Jahre jünger als dieses. Darauf verweist die Radiokarbondatierung seiner Knochen, und außerdem durchschneit es den Fundamentgraben der westlichen Hauswand (Abb. 8 und Abb. 9).

#### 4. Völkerkundliche Erkenntnisse über die Gründung von Dörfern bei neuzeitlichen „Frühagrarenischen Dorfgemeinschaften“<sup>7</sup>

„Bis in rezente Zeiten [war es] bei Dorfgründungen weithin üblich, daß der Patriarch der ersten im Land ansässigen Sippe, das heißt der älteste geradlinige Abkömmling der Urahnen der lokalen Gruppe, zunächst den Ort bestimmte, an dem die neue Siedlung entstehen sollte und sich anschließend die Wahl durch Losbefragung bestätigen ließ. Darauf schlug er im Mittelpunkt des Areals einen Pflock ein oder hob dort auch eine Grube aus, in die zur Stärkung und Beständigkeit des künftigen Gemeinwesens fruchtbarkeits- beziehungsweise keimkrafthaltige Substanzen eingelegt wurden. Als Nächstes markierte er dann die äußere Umgrenzung der Siedlung – etwa mit Mehl, mit einem Stecken oder indem er, immer mit Blick auf den Mittelpfosten, um den gehörigen Abstand zu wahren, aus einer Kalebasse Wasser ausgoß ... Der Patriarch aber, der die Siedlung, wie weiland der Schöpfer die Erdscheibe, 'erschaffen' hatte, fand später vielfach sein Grab unter dem zentralen Versammlungs- und Festplatz, der Agora, im Herzen der Welt. Der Anspruch, den er sich durch die Gründung des Dorfes erworben hatte, ging auf seine Nachfahren über, im weiteren wie im engeren Sinne: Das Land war legitimer Besitz der Gesamtgruppe; das Verfügungsrecht und die Kontrolle darüber blieb jedoch Privileg der Engstabkömmlinge des Gründers, der sogenannten ‚Ureinwohner-‘ oder ‚Gründersippe‘.

... Wuchs die Bevölkerung stärker an ... verließen Gruppen der Juniorengeneration das Ursprungsdorf ... geführt von jüngeren Söhnen des Gèarchen [Patriarchen, Verf.], die keinen unmittelbaren Nachfolgeanspruch besaßen. Sie entschieden dann, dem traditio-

nellen Paradigma entsprechend, wieder über die Wahl der Sitze, vollzogen das Gründungsritual und legten erste Hand bei den Aufbauarbeiten an. ... Sie waren nunmehr die Senioren vor Ort und bildeten die lokale Aristokratie mit den Privilegien und Pflichten ihrer Väter im ‚Urdorf‘. Ihr genealogisch ‚Ältester‘ stellte den Gèarchen.“

#### 5. Die Deutung der Ausgrabungsergebnisse in Schwanfeld: Archäologische Ergebnisse und Anregungen aus der Ethnologie

Die obigen Ergebnisse eines großräumigen ethnologischen Vergleichs lesen sich fast wie die Beschreibung der Ereignisse, die in Schwanfeld vor 7.500 Jahren geschahen und die, in einer Zusammenschau obiger Thesen und der archäologischen Befunde, folgendermaßen skizziert werden können:

Das „Jahr 1“ der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld (5.500 v.Chr.)

Im „Jahre 1“ (5.484 calBC, d.h. um 5.500 v.Chr.) traf ein etwa 15jähriger junger Mann mit Gefolge in Schwanfeld ein. Er war einer der jüngeren Söhne des Patriarchen seiner Heimatsiedlung und damit Angehöriger des dort hochrangigsten Klans, der „Gründersippe“. Mit anderen Mitgliedern seiner Familie kam er aus der in Nordböhmen gelegenen, etwa 400 km entfernten Muttersiedlung, wo man die Neugründung vorbereitet hatte. Ihm stand als genealogisch Ältestem das Gründungsritual der neuen Siedlung zu, er war der geborene Senior und Patriarch der Neugründung. Daran nahmen noch drei weitere Familien anderer Klans teil, von denen eine von altbandkeramischer Herkunft war und über ihren Klan enge Beziehungen zum bandkeramischen Ursprungsgebiet am Plattensee in Nordwestungarn pflegte.

Als erstes ließ der Patriarch eine 13 m lange, eigentümlich unsymmetrische Gründungsgrube ausheben, die im Osten eine gerade Wand hatte und im Westen zwei Bögen besaß, hier also „doppelbauchig“ war (Abb. 3: unter „Grab 1“). Sie war bis zu 6 m breit und 2 m tief. In dieser Grube oder an ihrem Rand vollzog der Senior das Gründungsoffer, hier

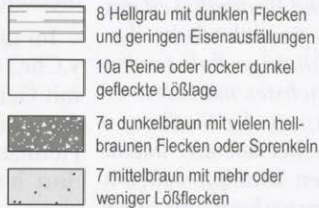
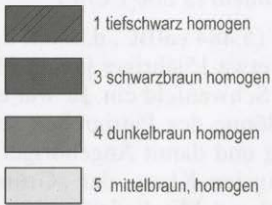
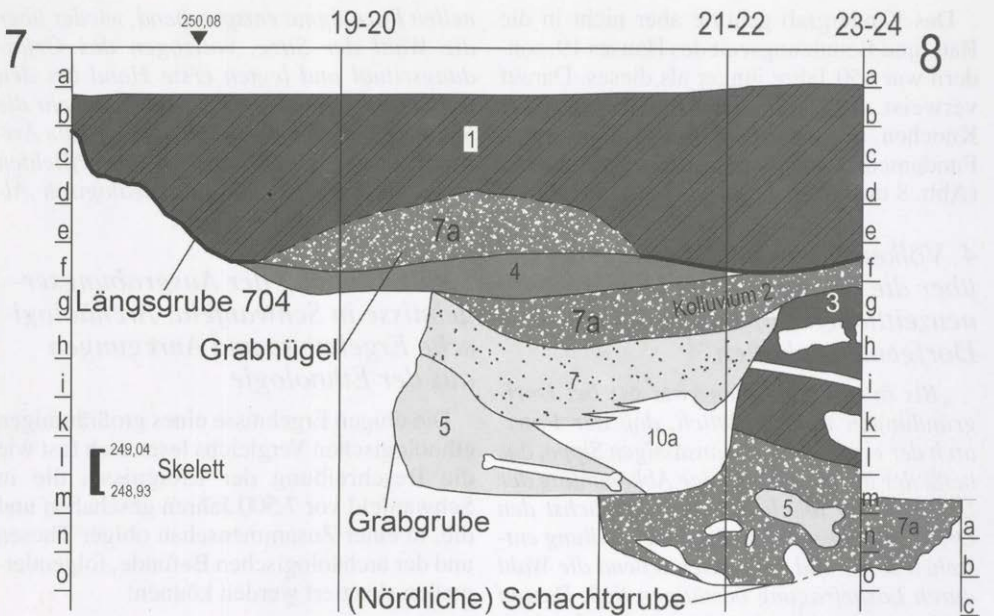


Abb. 10: Schwanfeld. Profilzeichnung mit der Schichtenabfolge beim Männergrab bei Haus 16. In der – hier nicht dargestellten – Gründungsgrube des Dorfes wurde zuerst die Grube für das Totenopfer angelegt („Nördliche Schachtgrube“) und kurz danach das Männergrab („Grabgrube“) mit (späterem) „Grabhügel“. Schließlich wurde am Rand der Gründungsgrube das Haus 16 errichtet („Längsgrube 704“).

lag das Zentrum des zukünftigen Dorfes, der Dorfplatz als zentraler Versammlungs- und Festplatz. Von dieser Grube aus wurde das Dorf vermessen.

Als nächstes steckte der Patriarch vier Hofplätze ab, und die vier Familien erbauten darauf, nach der Rodung des Hofgeländes, vier Häuser (Abb. 3): Nr. 6 und 19 sowie zwei Gebäude auf den Hofplätzen 1 und 4. Die Gründungsgrube befand sich auf Hofplatz 3, der dem Patriarchen und seiner Familie gehörte. Sein Haus, Nr. 19, lag 30 m östlich der Gründungsgrube.

Das „Jahr 10“ und die „Jahre 10 bis 75“

Etwa im Jahre 10 starb der Dorfgründer mit 23 bis 25 Jahren und wurde rituell korrekt mit den Insignien seiner Stellung in der Gründungsgrube beigesetzt (Abb. 3: „Grab 1“). Das geschah in einem zweistufigen Ritual. Zunächst wurde am Grunde der Gründungsgrube ein quadratischer Schacht etwa in der Dimension eines Grabes ausgehoben (Abb. 10: „Nördliche Schachtgrube“). Er wurde sofort wieder verfüllt, versehen mit vier großen und 5 kleineren Bruchstücken von Mahlsteinen und einem Schleif-/Farbstein, ebenso mit

sieben Scherben, einer Silexklinge, einem Tierknochen und geringen Spuren von Holzkohle und Rotlehm. Dieses Inventar verweist auf ein „Totenopfer“, wie man es auch beim Kindergrab nachweisen, und dort in allen Einzelheiten gut verfolgen kann (siehe unten).

Wenig später – einige Tage oder Wochen – wurde, den Schacht kräftig überschneidend, die Grabgrube eingetieft und der Tote in rituell korrekter Haltung hineingelegt und, sorgfältig mit Beigaben ausgestattet, begraben (Abb. 10: „Grabgrube“). Sein Bestattungsort war an einem kleinen Hügel und vielleicht auch zusätzlich an einem andersartigen Denkmal gut erkennbar, weil die Erinnerung an ihn durch weitere 40 Jahre hindurch lebendig blieb und so die dritte Generation erreichen konnte, in der das Grab durch einen größeren Hügel erneuert wurde (Abb. 10: „Grabhügel“). In diesen 40 Jahren deponierten die Dorfbewohner unmittelbar südlich des Grabes vier weitere große Mahlsteinbruchstücke, ein Ritus, der also nur selten stattfand und deshalb sicherlich eine bedeutsame Opferhandlung darstellte. Dazu gehörten auch überdurchschnittlich viele Tierknochen und größere Keramikscherben.

Im Jahre 25 baute die zweite Generation von Hofplatz 3 auf dem westlichen Hofgelände des Gründungsgebäudes 19 ihr eigenes Haus Nr. 18 (Abb. 3 und Abb. 6). Auf Hofplatz 2 stand in dieser Zeit Haus Nr. 9.

Im Jahre 50 baute die dritte Generation von Hofplatz 3 auf dem westlichen Vorplatz des Vorgängergebäudes ihr Haus Nr. 16, diesmal unmittelbar neben die Gründungs- und Grabstätte (Abb. 3 und Abb. 6). Auf den ersten Blick schaufelten die Erbauer die westliche Längsgrube ihres neuen Hauses scheinbar rücksichtslos durch den östlichen Randbereich der Gründungsgrube (Abb. 10: „Längsgrube 704“). In Wirklichkeit bewiesen sie große Pietät, wählten sie doch den Südrand der Gründungsgrube als Ausgangspunkt ihrer Hauskonstruktion, als Nullpunkt für die Aufmessung des Außengrabens (vgl. Abb. 4). Damit banden sie ihr Haus demonstrativ in die „Architektur“ der traditionellen Verehrungsstätte ein und machten es zu einem Anbau und Ausbau derselben. Außerdem errichteten

sie über dem Grab und der Schachtgrube einen trapezförmigen, 2 m langen und bis 80 cm breiten, niedrigen Grabhügel (Abb. 10: „Grabhügel“). Nicht zuletzt deponierten sie im näheren Umfeld der Schacht- und Grabanlage drei schwere Fragmente von Mahlgeräten und drei weitere etwas entfernt im Süden der Gründungsgrube. Das geschah in maximal 25 Jahren und ist daher ebenfalls das Zeugnis einer seltenen und deshalb bedeutungsvollen Opfertätigkeit. Aufgrund dieser mittlerweile fast 70 Jahre dauernden Opferpraxis scheint der Dorfgründer ähnlich den antiken Gründungsheroen verehrt worden zu sein und das Gründergrab die Bestimmung eines antiken „Heroengrabes“ gehabt zu haben.

*Die „Jahre 75 bis 450“ (5.425–5.050 v.Chr.)*

In den Jahren 75 und 100 folgten auf Hofplatz 3 noch die Häuser zweier weiterer Generationen (Nr. 15 und 14), ebenso auf Hofplatz 2 die Häuser 8 und 12 (Abb. 3). Danach wurde die Siedlung „Schwanfeld-Schule“ um 5.350 v.Chr. von den Bewohnern verlassen (Abb. 1: „SF 1A“). In diesen letzten 50 Jahren des Dorfes dürfte die Verehrung am Gründergrab weitergegangen sein, doch sind unmittelbare Überreste davon der Bodenerosion zum Opfer gefallen.

Dennoch gibt es indirekte Beweise dafür, daß das Gründergrab auch noch Jahrhunderte nach der Aufgabe des ältestbandkeramischen Dorfes ein aktiver kultischer Mittelpunkt mit einer erstaunlichen historischen Nachwirkung blieb. Denn nur 800 m entfernt, auf dem anderen Ufer des Kembachs, entstand, zeitlich wohl unmittelbar anschließend, ein neues, großes Dorf der mittleren Bandkeramik („Flombornzeit“), das bis ans Ende der Bandkeramik um 5.000 v.Chr. fort dauerte („Schwanfeld-Wipfelder Straße“) (Abb. 1: „SF 2“).<sup>8</sup> Ursache war eine innerbandkeramische Revolution und gesellschaftliche Erneuerung, so daß man sich gut vorstellen kann, daß auch die ältestbandkeramischen Bewohner von „Schwanfeld-Schule“ auf die andere Kembachseite zogen, um dort als „neue Menschen“ weiterzuleben. Vieles war dort neuartig, vieles blieb aber auch erhalten, vor allem die Siedlungsorganisation nach Hofplätzen, ein Ausdruck der grundsätzlich

fortdauernden Sozialordnung nach Familien und Klans, wobei jetzt viele neue Klans entstanden.

Auch im neuen Dorf wurde das „Altdorf“ mit seinem Gründergrab nicht vergessen. Denn man erinnerte sich offenbar stets, an welcher Stelle des Ruinengeländes das Haus des Dorfgründers gestanden hatte, weil in diesem Hause (Nr. 19) kurz vor dem Ende der Bandkeramik um 5.050 v.Chr. ein etwa sechsjähriger Junge bestattet wurde (Abb. 3 und Abb. 8). Die Hausruine muß noch nach rd. 450 Jahren gut sichtbar gewesen sein, weil man die Grabgrube erstaunlich genau an der rituell korrekten Stelle in der westlichen Längsgrube ausgehoben hat, wobei das Grab die ehemalige Außenwand des Hauses durchschnitt (Abb. 8 und Abb. 9). Das „Kind von Schwanfeld“ wurde hier als ganz normale Bestattung in der vorgeschriebenen Totenhaltung und Ausrichtung und mit Beigaben versehen begraben, ganz wie sein ferner Vorgänger, der legendäre Dorfgründer. Die Radiokarbondatierung des Skelettes erlaubt es, die Bestattung mit einer kleinen, nur 80 m entfernten, spätestbandkeramischen Neubesied-

lung des Geländes in Verbindung zu bringen, der „Spät-LBK-Siedlung B“ (Abb. 2). Auf der Fläche dieser neuen Siedlung, die bisher nur durch Scherbenfunde bekannt ist, kann man zwei Hofplätze rekonstruieren, die zwei Hausgenerationen andauerten. Sie dürften von den Bewohnern des großen Dorfes auf der anderen Seite des Kembachs gegründet worden sein (Abb. 1).

Zu den Motiven für diese „Rückkehr zu den Ahnen“ gibt das Kindergrab eine Antwort. Denn was dieses Grab über alle anderen Kinderbestattungen heraushebt, ist – abgesehen von der Position im ehemaligen Haus des Dorfgründers – die Ausstattung mit einem eigenen Totenopfer. Dieses liegt dicht beim Grab in derselben verfallenen Längsgrube von Haus 19, hier als „Opfergrube 871“ bezeichnet (Abb. 8). Ein solches Totenopfer hatte man auch am Männergrab vollzogen (Abb. 10: „Nördliche Schachtgrube“). Derartige Totenopfer gibt es in der bandkeramischen Kultur bisher nur sehr selten. Da nun der Mann ein Dorfgründer war, darf man dieses wohl auch auf den Schwanfelder Jungen übertragen. Er hätte daher die „Spät-LBK-

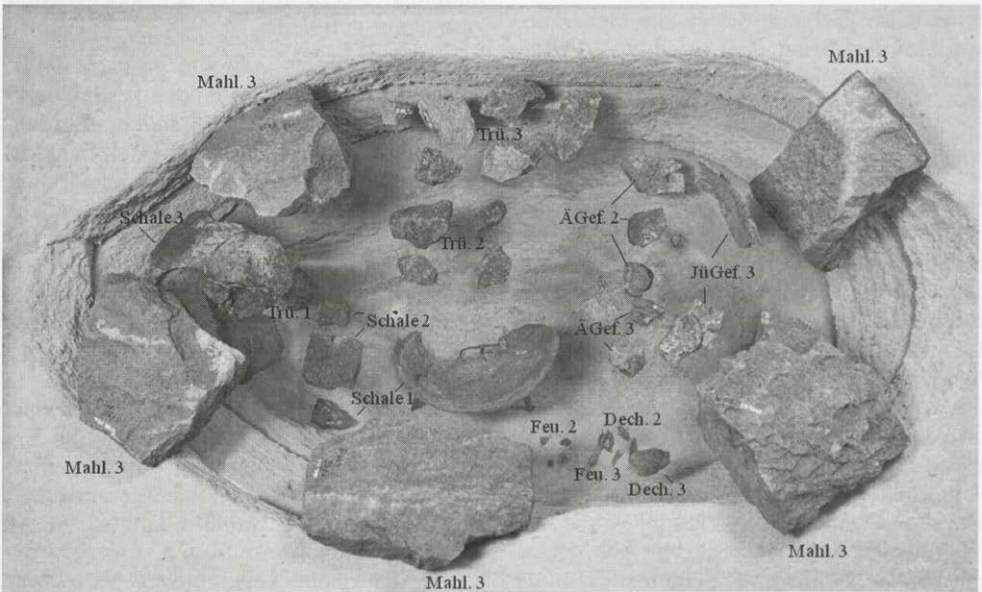


Abb. 11: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Rekonstruktion des Totenopfers für das Kind. Die Opfergrube liegt in der westlichen Längsgrube von Haus 19 (siehe Abb. 8: Teilstück Nr. 871). Beschreibung siehe Text.

Siedlung B“ gegründet und dieses im Auftrage und als Abgesandter des Patriarchen in der Neusiedlung auf der anderen Kembachseite getan (Abb. 1).

Das Totenopfer für das Kind läßt sich dank genauer Ausgrabungstechnik in allen Einzelheiten verfolgen. Der Ablauf sei hier zusammengefaßt (Abb. 11). Nach dem Ausheben der 75 cm tiefen Opfergrube wurde mit einer mindestens 300 Jahre alten, ältestbandkeramischen Schale ein Trank- oder Speiseopfer dargebracht. Danach zerbrach man diese Schale und setzte eine Hälfte, aufrecht stehend, am Grunde der Grube nieder. Gleichzeitig wurden am Rande der Grube fünf Getreidemahlsteine zerschlagen. Ein Teil ihrer Trümmer und zahlreiche weitere Gaben aus Scherben anderer Gefäße, Feuerstein, Beilbruchstücken, verbrannten Knochen und weiteren Bruchstücken der ältestbandkeramischen Opferschale wurden beim allmählichen Zufüllen der Grube mit Erde niedergelegt. Zuletzt kamen, vielleicht bei einem abschließenden Trankopfer, Teile einer jungbandkeramischen Schale hinein, ehe die Fundschicht mit fünf großen Bruchstücken der schon am Anfang zertrümmerten Getreidemahlsteine gewissermaßen zugedeckt wurde. Danach verfüllte man den Rest der noch 50 cm tiefen Opfergrube, wie beim Männergrab, mit Erde.

Die altertümliche und daher kostbare, ältestbandkeramische Schale, mit der man das Totenopfer für das Kind begann, unterstreicht, daß hier eine außergewöhnliche Persönlichkeit bestattet wurde. Das Begräbnis dieses „jüngeren Dorfgründers“ ist aber auch insofern erstaunlich, als er eigentlich in seiner eigenen Siedlung hätte bestattet werden müssen, in der „Spät-LBK-Siedlung B“ (Abb. 2). Daß dieses nicht geschah, verweist auf außerordentliche Umstände. Eigentlich kann nur eine Notsituation das Dorf veranlaßt haben, einen derartigen Traditionsbruch zu begehen und den „amtierenden“ Dorfgründer in einen so unmittelbaren Kontakt mit seinem sagenhaften, eher schon mythischen und jedenfalls mächtigen Urhahnen treten zu lassen. Der jüngere Dorfgründer ließ sich gleichsam auf Dauer an dessen Haus nieder, um ihn zu beschwören, auf Dauer für das Wohlergehen der



Abb. 12: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Blick in die „Idolvitrine“. Im Vordergrund links das Bruchstück (Abguß) einer bandkeramischen Tonfigur („Idol“) aus Brunn am Gebirge (südlich von Wien) und rechts daneben ihre Rekonstruktion aus gebranntem Ton als vollständige Sitzfigur; ihr Kopf stammt aus Eilsleben bei Magdeburg. Im Hintergrund weitere Tonfiguren.

neuen Gemeinschaft zu sorgen. Die Bestattungsgemeinschaft erwartete für diese Gabe eine Gegengabe, so daß man die Grablegung des Jungen durchaus auch als ein „Opfer“ bezeichnen darf, eine Opfergabe in der krisenhaften Endzeit der bandkeramischen Kultur. Es leuchtet ein, daß auch dieser wichtige Begräbnisakt als Teil des Ahnenkultes von einem Angehörigen des Gründerklans durchgeführt wurde, am ehesten wohl von dem Patriarchen des großen Dorfes auf der anderen Kembachseite, der hier also als Ahnenpriester auftrat.

Eine wichtige Rolle beim familiären Ahnenkult spielten bandkeramische Tonfiguren („Idole“), von denen es in jedem Haus eine Figurine gab (Abb. 12). Aus ihrer Form und Verzierung kann man die rituelle Haltung und die Kleidung der Ahnenpriester rekonstruieren, eine Funktion die auch die beiden

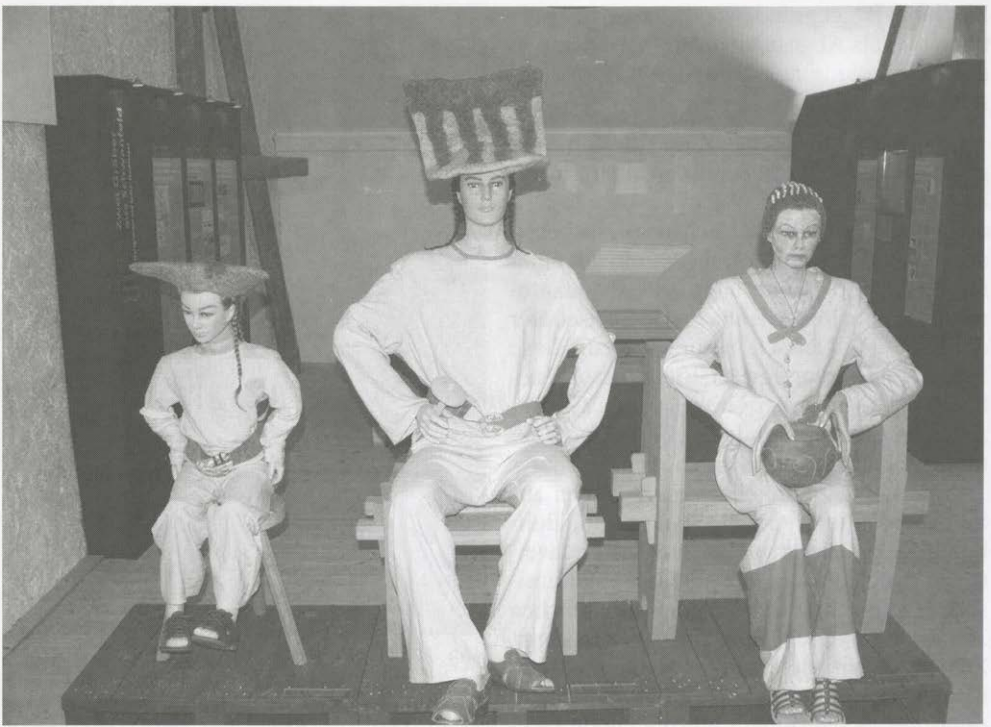


Abb. 13: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Lebensgroße Rekonstruktion von drei thronenden, bandkeramischen Ahnenpriestern. Dargestellt sind der Mann und der Junge von Schwanfeld sowie eine reich ausgestattete, mehr als 60jährige Frau aus Grab 32 im Gräberfeld von Aiterhofen, Ldkr. Straubing-Bogen. Photo: Richard Köth, Schwanfeld.

Schwanfelder Dorfgründer wahrgenommen hatten (Abb. 13).

*Ein Nachleben nach 700 Jahren, um 4.800 v.Chr.?*

Die ältestbandkeramischen Hausruinen waren auch nach weiteren 250 Jahren noch sichtbar, wie die Anordnung der Häuser des auf die Bandkeramik folgenden „Mittelneolithikums“ zeigt. Denn die um 4.800 v.Chr. errichteten Gebäude der „Großgartacher Kultur“ wurden genau zwischen die bandkeramischen „Grundrisse“ gestellt (Abb. 14). Das geschah einerseits, wie üblich, mit der Absicht, sie auf ungestörtem Boden zu errichten und daher in voller Kenntnis der Tatsache, daß man hier mitten in einer Ortswüstung baute. Andererseits steckte hinter dieser Wiederverwendung des wegen seiner Unebenheiten sicherlich unzugänglichen und hinderlichen Baugeländes aber auch mehr. Zu denken ist dabei an

eine demonstrative „politisch-historische“ Anknüpfung an das „schlafende Dorf“ oder auch an die Vorstellung, man könne sich auf diese Weise des Schutzes der ehemals hier wirkenden, sagenhaften Ahnen versichern. Insgesamt ist es aber angesichts des starken kulturellen Umbruchs, der mit dem beginnenden Mittelneolithikum einherging, eher unwahrscheinlich, daß in der Großgartacher Siedlung noch wesentliche Anknüpfungspunkte an die bandkeramische Kulturtradition bestanden haben. Das Großgartacher Kultzentrum jedenfalls, eine Kreisपालisadenanlage, wurde außerhalb des ältestbandkeramischen Siedlungsgrundes errichtet, auf der seinerzeitigen Feldflur (Abb. 2). Andererseits überschneidet es sich dort teilweise mit der „Spätbandkeramischen Siedlung B“, alles in einem großen, noch nicht ausgegrabenen Bereich. Daher wird es eine Aufgabe zukünftiger Feldforschung sein müssen, zu klären, ob hier eine

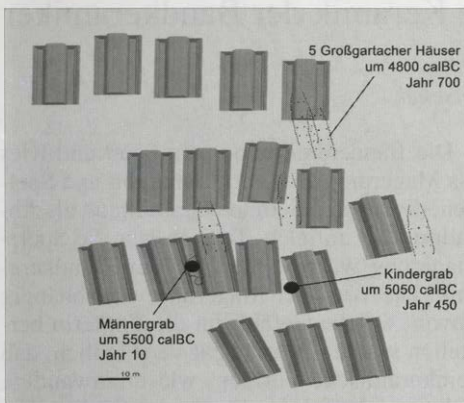


Abb. 14: Schwanfeld. Die rekonstruierten Ruinen der 18 ältestbandkeramischen Häuser nach 700 Jahren. Von jedem Haus sind zwei etwa 1m tiefe Gräben als Restmulden der ehemaligen Längsgruben und dazwischen ein etwa 1 m hoher Wall aus dem Bauschutt des Gebäudes übrig geblieben. Um 4.800 v.Chr. wurden die schiffsförmigen Häuser der mittelneolithischen Großgartacher Kultur genau zwischen und neben die bandkeramischen Ruinen gebaut (siehe die schiffsförmigen Pfostengrundrisse).

„profane“ oder eine „ideologische“ Überbauung der beiden bandkeramischen Wüstungen geschehen ist.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Die folgende Darstellung beruht, teils in wörtlicher Übernahme, auf zwei ausführlichen Publikationen des Verfassers mit sämtlicher älterer Literatur zum Fundplatz und seiner Deutung: Lüning, Jens: Gründergrab und Opfergrab: Zwei Bestattungen in der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, Unterfranken, in: Lüning, Jens (Hrsg.): Schwanfeldstudien zur Ältesten Bandkeramik. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 196. Bonn 2011, S. 7–100; Lüning, Jens: Zwei Gründergräber in der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, Unterfranken, in: von Kaenel, H.-M./Krause, R./Meyer, J.-W./Raeck,

W. (Hrsg.): Das Gebaute und Gedachte. Siedlungsform, Architektur und Gesellschaft in prähistorischen und antiken Kulturen. Frankfurter Archäologische Schriften (im Druck).

- <sup>2</sup> Die Abkürzung „LKB“ steht künftig für „Linearbandkeramik“.
- <sup>3</sup> Auf „Hofplatz 1“ können anhand von Gruben; die bei der Entdeckung 1970 ausgegraben und eingemessen wurden, westlich von Haus 3 vier weitere Häuser ergänzt werden.
- <sup>4</sup> Die in Schwanfeld 20–30 m langen Häuser waren, wie in der gesamten Bandkeramik, Holzgebäude mit ehemals bis zu 1,80 m tief eingegrabenen Pfosten. Von diesen sind nur noch die Erdverfüllungen, d.h., die „Verfärbungen“, der ehemaligen Pfostengruben und darin manchmal auch die anders verfärbten Pfostenlöcher erhalten geblieben und im hellen Untergrund sichtbar. Durch die Bodenerosion auf den seit 7.500 Jahren landwirtschaftlich genutzten Lößböden fehlt in der Regel etwa 1,50 m des ehemaligen Bodenprofils, so daß die modernen Grabungsflächen etwa 1,50 m unter der bandkeramischen Oberfläche liegen und die Pfostenverfärbungen nur noch etwa 30 cm tief erhalten sind.
- <sup>5</sup> Das Datum ist ein Mittelwert seiner letzten Lebensjahre.
- <sup>6</sup> Knipper, Corina/Price, T. Douglas: Strontium-Isotopenanalysen an den menschlichen Skelettresten aus der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, Unterfranken, in: Lüning, Jens (Hrsg.): Schwanfeldstudien zur Ältesten Bandkeramik. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 196. Bonn 2011, S. 109–117.
- <sup>7</sup> Müller, Klaus E.: Der innere Kreis. Oberschichten in präurbanen Gesellschaften, in: Beck, H./ Scholz, P./Walter, U. (Hrsg.): Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und „edler“ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit. München 2008, S. 15–33, besonders S. 16f., 25.
- <sup>8</sup> Diese Siedlung ist noch nicht ausgegraben worden, aber durch zahlreiche Oberflächenfunde bekannt.

# Kümpfe, Schalen, Flaschen – die Keramik der Bandkeramiker

von

Tessa Maletschek

Die ersten Ackerbauern und Viehzüchter, die in das Gebiet des heutigen Deutschlands aus dem südlichen Mitteleuropa einwanderten, brachten auch Keramikobjekte, und vor allem die Kunst zu töpfern mit. Aufgrund der bandartigen Verzierungen auf den Keramikgefäßen nennt man diese Kultur ‚Bandkeramische Kultur‘ oder einfach ‚Bandkeramik‘.

Chronologisch gehört die Bandkeramik in die erste Epoche der Jungsteinzeit und dauerte ca. von 5.500 bis 5.000 v.Chr. Diese Periode wird nochmals unterteilt in drei Stufen: die Älteste oder Frühe Bandkeramik (5.500–5.350 v.Chr.), die Mittlere Bandkeramik (‚Stufe Flomborn‘ – 5.350–5.150 v.Chr.) und die Späte Bandkeramik (5.150–5.000 v.Chr.).

Die Menschen dieser Zeit töpftern Gefäße verschiedener Form aus Ton, aber auch andere Objekte, wie z.B. Löffel und Schöpfer oder Spinnwirtel und Webgewichte für die Verarbeitung von Wolle oder Leinen. Als künstlerisches Medium wurde Ton genutzt um Idole (Tonplastiken) von Menschen und Tieren herzustellen (siehe Beitrag von W. Hoppe in diesem Heft). Es wird generell davon ausgegangen, daß die Frauen töpftern – aus der Ethnologie gibt es dafür zahlreiche Beispiele.

Zu einem bandkeramischen Haushalt gehörten ca. zwölf bis 16 Keramikgefäße, die als Koch-, Eß- und Trinkgeschirr dienten. Dazu kamen aber sicher noch Gefäße aus anderen Materialien, wie z.B. Holz sowie Körbe und Beutel.<sup>1</sup>

## *Ein Keramikgefäß entsteht: Rohmaterialien und Gefäßaufbau*

Ton wurde lokal, also möglichst nahe der Siedlung gewonnen. Vor der Weiterverarbeitung mußten gröbere Verunreinigungen entfernt werden. Danach erfolgte die Beimischung von Magerungsmaterialien, um den ‚fetten‘ Ton besser formen zu können und die Gefäße haltbarer für den Brand und die spätere Nutzung zu machen.

Die Banderamiker nutzten Sand und Kies als Magerung, aber auch Schamott und Spelzen, die bei der Getreideverarbeitung als Abfallprodukt anfielen. Typisch war die Spelzmagerung während der Ältesten Bandkeramik. Die Wahl der Magerung war abhängig davon, welche Gefäßform die Töpferin herstellen wollte. Es ist leicht verständlich, daß feinkeramische Formen, wie dünnwandige Schalen, mit feinem Sand oder Spelzen gemagert wurden, wohingegen der Ton für grobe, größere Formen, wie z.B. Kochgefäße mit Kies versetzt wurde.

Die Gefäße konnten auf verschiedene Art geformt werden: Die einfachste Möglichkeit, ein Gefäß herzustellen, war, in eine Tonkugel mit dem Daumen eine Vertiefung einzudrücken, die bei stetigem Drehen der Tonkugel vergrößert wurde, bis das Gefäß die gewünschte Form und Wandstärke erreicht hatte. Naturgemäß konnten mit dieser Methode keine großen Gefäße und auch keine komplizierten Formen gefertigt werden.

Eine Aufbaumethode, die den frühen Ackerbauern auch bekannt war, ist die sogenannte ‚Wulsttechnik‘ (Abb. 1). Hierbei wurden zuerst kleinere Tonklumpen durch Rollen mit der flachen Hand zu ‚Wülsten‘ geformt. Diese wurden dann in einem zweiten Arbeitsschritt aufeinander gelegt und festgedrückt. Bei der ‚Plattentechnik‘ wiederum, wurden größere Tonlappen aneinandergesetzt. Die Wülste oder Lappen bilden somit die Wand des Gefäßes.

Wichtig war hierbei, daß die einzelnen Tonstücke gut miteinander verstrichen wurden, was man mit den Fingern oder auch mit einem Modellierholz machen konnte (Abb. 2). Das Gefäß wurde so in sich verfestigt und eine Rißbildung beim Brennen der Keramik wurde verhindert. Bei einigen Scherben kann man heute noch in den Bruchflächen die einzelnen Wülste gut erkennen.

Die fertigen Gefäße mußten nun einige Zeit trocknen, was je nach Umgebungstemperatur

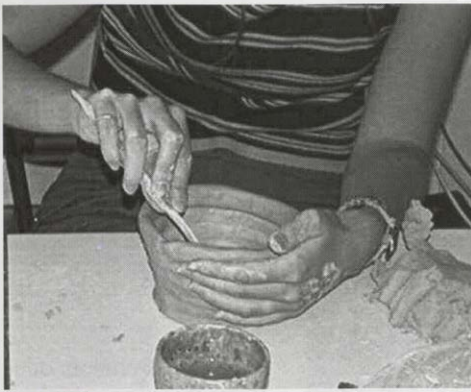


Abb. 1: Die (moderne) Töpferin bei der Erschaffung eines Gefäßes in Wulsttechnik.

Photo: Jens Lüning.

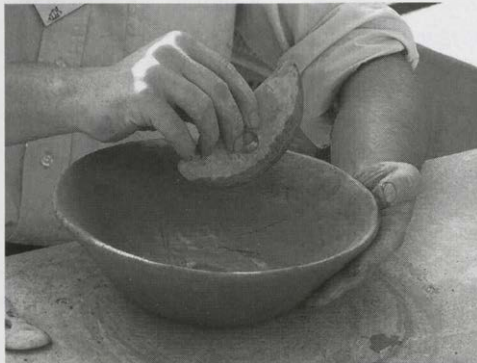


Abb. 2: Hier wird mithilfe einer halbrunden, sogenannten Drehschiene die Gefäßinnenwand verstrichen.

Photo: Jens Lüning.

einige Tage oder Wochen dauern konnte. Wenn die Oberfläche ‚lederhart‘, also ‚angetrocknet‘ war, konnte sie verziert werden. Bezogen auf die gesamte bandkeramische Zeit, wurden um die 57 Prozent aller Gefäße verziert. Wenn man aber nur die Älteste Bandkeramik betrachtet zeigt sich, daß zu dieser Zeit nur ca. 15 Prozent der Gefäße verziert wurden.

Typisch für die bandkeramische Zeit sind Ritzmuster oder/und Einstichverzierungen, die man wahrscheinlich mit Holzstäbchen und -sticheln vorgenommen hat. Allerdings wurden hauptsächlich die ‚feinkeramischen‘ Gefäße verziert, also das EB- und Trinkgeschirr. Zusätzlich haben die Töpferinnen die Ober-

fläche der Feinkeramik oft noch geglättet, bzw. poliert. Einige ausgegrabene Scherben lassen noch heute den Politurglanz erkennen. Als ‚Werkzeug‘ kommen hier z.B. abgerollte Kieselsteine in Frage. Die ‚grobkeramischen‘ Kochtöpfe wurden außen und innen meist nur mit den Händen verstrichen.

### Das Brennen der Keramik

Nachdem die Gefäße vollständig getrocknet waren, konnten sie gebrannt werden. Im allgemeinen wird davon ausgegangen, daß die Bandkeramiker ihre Gefäße im sogenannten ‚offenen Feldbrand‘, also einem ebenerdigen Feuer auf freier Fläche, gebrannt haben (Abb. 3). Das Feuer durfte auf keinen Fall zu schnell an die Keramik gelangen, da sie sonst durch das plötzliche Verdampfen der Restfeuchte aus dem Ton platzen konnte. Sie wurde deswegen langsam vorgewärmt, und die brennenden Holzscheite wurden nach und nach näher herangeschoben.

Bei solch einem Feuer ist die Brennmosphäre bzw. die Sauerstoffzufuhr schwer zu kontrollieren. Stetige Luftzufuhr bewirkt eine helle oder rötliche Färbung der Keramik, man spricht hier auch vom oxidierenden Brand. Kohlenstoffhaltiges Material, das im Ton vorhanden ist, wird herausgebrannt und tritt als Kohlendioxid aus. Aus Eisen wird Eisenoxid, wodurch die rötliche Farbe entsteht. Beim reduzierenden Brand wird die Sauerstoffzufuhr verhindert, und so kann das kohlenstoffhaltige Material nicht herausgebrannt werden. Das Eisen liegt hier als Magnetit vor, was der Keramik eine grau-schwarze Farbe gibt. Eine weitere Möglichkeit, eine Schwarzfärbung der Keramik zu bewirken, besteht im Schmauchen der Keramik. Hierbei wird das Feuer mit pflanzlichem Material, wie z.B. Stroh abgedeckt. Der so entstehende Ruß setzt sich in die Poren der Gefäßoberfläche ab und erzeugt die dunkle Färbung.

Bandkeramische Scherben sind oft ‚fleckig‘, d.h., daß an einer Seite des Gefäßes eine oxidierende Brennmosphäre vorhanden war, während an einer anderen Stelle die Sauerstoffzufuhr verringert war. Archäologen können trotzdem feststellen, daß zur bandkeramischen Zeit die Feinkeramik, also dünn-



*Abb. 3: Verlauf eines Keramikbrandes: Die getrockneten Gefäße liegen in der Mitte des ‚Feuerrings‘ (oben). Die Flammen lodern um die Keramik herum (Mitte). Nach dem Brand: fertige Gefäße in der Asche (unten).*

*Photos: Oben: Jens Lüning, Mitte und unten: Lino Apelles.*

wandige Schalen oder Kümpfe, eher schwarze oder graue Oberflächenfärbung aufweisen, und die Grobkeramik (dickwandige Kochgefäße und Flaschen) eher rötliche oder gelblich-helle Färbung haben. Somit war es den damaligen Töpferinnen doch möglich, zumindest teilweise, die Färbung beim Brennen zu steuern. Ein Brennvorgang dauerte einige Stunden, und die Keramik mußte nach Ende des Brandes langsam abkühlen, da ein zu schneller Temperaturwechsel zu Rissen und Abplatzungen führen konnte.

Möglicherweise beherrschten die Bandkeramiker auch schon das Brennen von Keramik in einer Grube. Allerdings gibt es hierfür aus archäologischer Sicht keinen Nachweis.

Nachdem die Gefäße abgekühlt waren, konnte man sie noch farbig gestalten. Durch die Verwitterung im Boden, weisen aber die meisten Scherben heute keine Farbigkeit mehr auf. Sel-

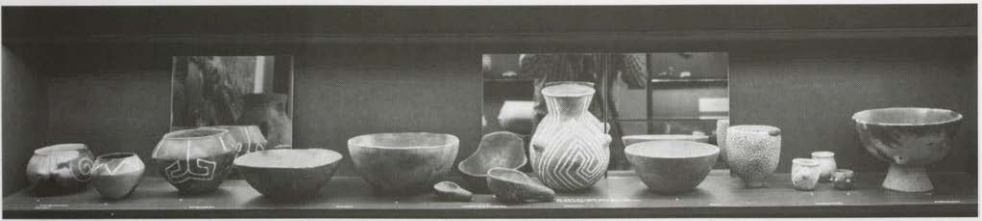


Abb. 4: Das gesamte Spektrum der bandkeramischen Gefäßformen, die für das Bandkeramik-Museum Schwanfeld nachgetöpft wurden. Von links nach rechts erkennt man Kumpfe, Schalen, Löffel, eine Flasche, ein Siebgefäß, Miniaturgefäße und ein Fußgefäß.  
Photo: Heinz Peks.

ten gelingt es jedoch, in den Ritzlinien Farbreste auszumachen. Das Farbspektrum umfaßt die Farben weiß (Kalk), schwarz (Holzkohle oder Manganerz), rot (Roteisenstein) und gelb (Ocker).

### *Gefäßformen und ihre Funktionen*

In der bandkeramischen Zeit fertigte man unterschiedlich große Schalen und Schüsseln, Flaschen und Kumpfe (Abb. 4).<sup>2</sup> Besondere Gefäße wie die sogenannten Fußgefäße oder Miniaturgefäße kamen seltener vor. Bezogen auf die gesamte bandkeramische Zeit, sind Kumpfe mit einem Anteil am Gefäßformenspektrum von über 50 Prozent am häufigsten. Schalen sind zu 13 Prozent vorhanden, Flaschen zu 5 Prozent. Viele der ausgegrabenen Scherben lassen sich allerdings leider keiner Gefäßform zuweisen.

Als Eß- und Trinkgeschirr nutzten die damaligen Menschen Schalen und kleine, dünnwandige Kumpfe. Als ‚Kochtopf‘ fanden grobkeramische Kumpfe Verwendung. Sie haben zwar eine ähnlich kugelige Form (der Rand hat einen geringeren Durchmesser als der Bauch des Gefäßes), sind aber größer und haben eine dickere Wandung. Da sie im Feuer hohe Temperaturschwankungen aushalten mußten, hat man sie u.a. mit Feinkies (Korngröße bis zu 6,3 mm) und Mittelkies (Korngröße bis zu 20 mm) gemagert. Meist hatten diese Gefäße nur eine einfache Randverzierung oder waren gar nicht verziert, hatten aber sogenannte Knubben als Handhaben.

Auch als Vorratsgefäße für Nahrung wurden Kumpfe sicherlich genutzt. Um Flüssigkeiten aufzubewahren, hatte man Flaschen. Diese Gefäßform war dickwandig und besaß Hen-

kel, die entweder horizontal oder vertikal durchlocht waren. An einigen Scherben kann man sogar noch ‚Schleifspuren‘ von Seilen o.ä. erkennen, mit denen man die Flaschen im Haus aufgehängt hatte. Häufig verzierten die Töpferinnen die Flaschen mit Spiral- und Mäandermotiven.

Miniaturgefäße konnten die Form einer kleinen Schale, eines Bechers oder eines Kumpfes haben und waren eventuell zur Aufbewahrung von Gewürzen oder Salben bestimmt. Fußgefäße kamen regelhaft in der Ältesten Bandkeramik vor, allerdings nur in sehr geringer Stückzahl. Im Grunde handelte es sich um eine Schale, die von einem Hohlfuß oder einem Standring getragen wurde. Welche Funktion diese Gefäßform hatte, ist nicht bekannt; es kann nur vermutet werden, daß diese seltene Form nicht für den alltäglichen Gebrauch bestimmt war. Schöpfer und Löffel aus Ton waren sehr selten, so daß man davon ausgehen muß, daß für diese Funktionen hauptsächlich Holzobjekte genutzt wurden.

### *Keramik aus Schwanfeld*

Die in den 1980er Jahren in Schwanfeld ausgegrabene Siedlung gehört zur Epoche der Ältesten Bandkeramik. Die Keramikfunde wurden ausgewertet und sind bei Cladders<sup>3</sup> zusammengefaßt. Für die Auswertung wurden zunächst die einzelnen Scherben zu sogenannten Gefäßeinheiten sortiert. Hierbei wurden die Fragmente, die vormals zu einem Gefäß gehörten, gesucht und als eine Einheit erfaßt. Alle folgenden Analysen beziehen sich dann auf diese Gefäßeinheiten.

Auf dem Schwanfelder Fundplatz konnten insgesamt 3.903 Gefäßeinheiten aus 41 Gru-

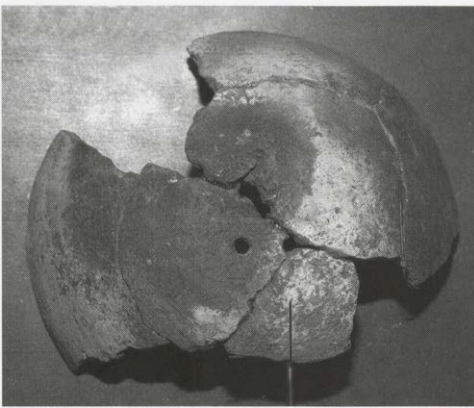


Abb. 5: Deutlich zu sehen sind die drei Löcher im Boden einer Schale. Photo: Heinz Peks.

ben zu Tage gefördert werden. Davon sind lediglich 316 (8,1 Prozent) verziert. Im Vergleich zu anderen ältestbandkeramischen Siedlungen ist das ein sehr geringer Verzierungsanteil.

Die häufigste Gefäßform in Schwanfeld ist mit 57,9 Prozent die Schale, doch nur 3,4 Prozent der Schalen sind verziert. Auch bei anderen Fundplätzen der Ältesten Bandkeramik überwiegt diese Gefäßform, jedoch wird in den folgenden bandkeramischen Zeitstufen die Schale als Gefäßform immer unbeliebter, wohingegen der Kumpf häufiger auftritt.

Eine Schale aus Schwanfeld mit einem Randdurchmesser von ca. 21 cm weist einen mit drei Löchern durchbohrten Boden auf

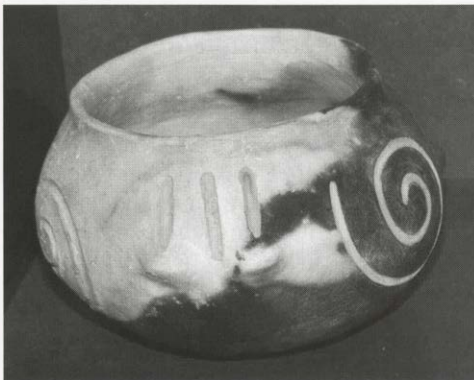


Abb. 6: Auf diesem feinkeramischen Kumpf ist das Motiv einer gespiegelten Spirale zu sehen. Photo: Heinz Peks.

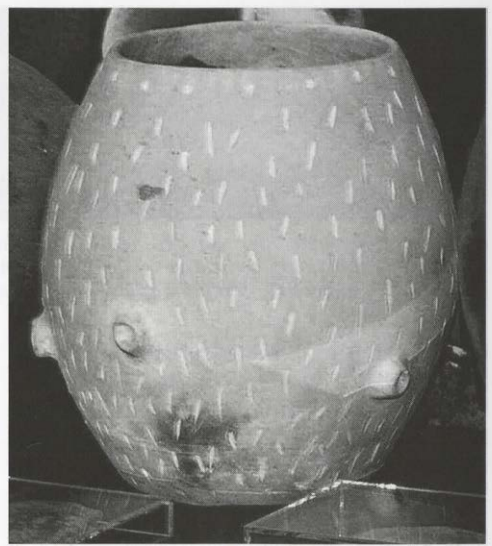


Abb. 7: Hier zu sehen ist ein großer Kumpf – verziert mit flächendeckenden Kerben. Photo: Heinz Peks.

(Abb. 5). Die Funktion dieser Schale ist nicht bekannt, aber durch die kleinen Löcher konnten Flüssigkeiten nur langsam abtropfen.

12,1 Prozent, also 180 der Schwanfelder Gefäße sind feinkeramische Kumpfe. 40,6 Prozent dieser Kumpfe sind verziert, und zwar meist mit dem Motiv der gespiegelten Spirale (Abb. 6). Ansonsten kommen das umlaufende Wellenband, das Winkelband und Strichgruppen als Verzierung vor. Runde oder ovale Knubben wurden meist als Handhaben angesetzt, selten sind dagegen Ösen.

Grobkeramische Kumpfe kommen in Schwanfeld 250 Mal vor, das entspricht 16,8 Prozent am Gefäßformenspektrum. Nur 58 dieser Kumpfe sind verziert, u.a. mit einer Randkerbung, einer Randverzierung aus Fingertupfen oder mit flächendeckenden Kerben (Abb. 7).

Der Anteil der Flaschen an den verschiedenen Gefäßformen beträgt 8,6 Prozent (128 Gefäße). Verzierungen, meist Spiral- und Mäanderbänder, sind nur an knapp 16 Prozent dieser Form vorhanden. Von einer Schwanfelder Flasche sind fast alle Fragmente gefunden worden, sie ließ sich gut wieder zusammensetzen – dieses Exemplar ist mit ei-

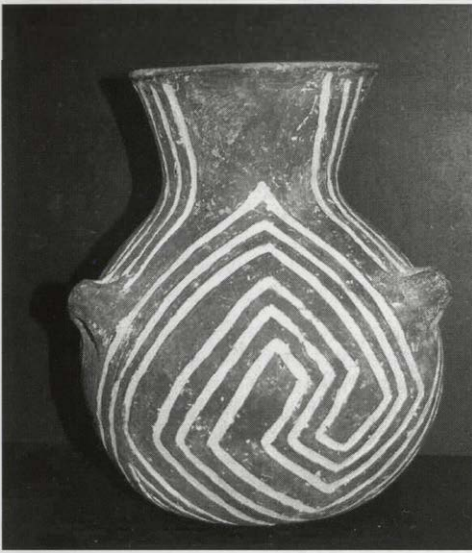


Abb. 8: Erst mit der weißen Füllung der Ritzlinien wird das Mäandermotiv der Flasche deutlich. Rekonstruktion der Flasche, die aus einer Grube von Haus 11 in Schwanfeld stammt.

Photo: Jens Lüning.

nem dreiliniigen Mäander, der um den Bauch der Flasche läuft und sich so dreimal wiederholt, verziert (Abb. 8).

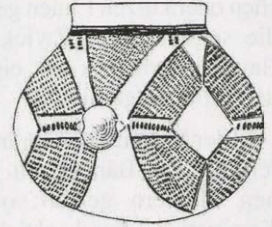
Nicht vernachlässigen sollte man die immerhin 70 Fußgefäße, die in Schwanfeld gefunden wurden. Elf Fußgefäße waren verziert: die Füße oft mit senkrechten Rillen und ein Gefäßoberteil mit einem nicht näher bestimmbar Motiv.

### Chronologie

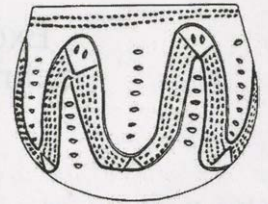
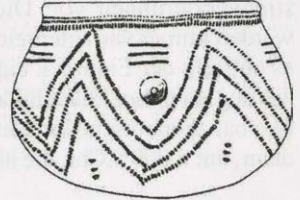
Anhand der Gefäßverzierungen, die sich innerhalb der 500jährigen bandkeramischen Zeit verändert haben, ist es möglich eine zeitlich interpretierbare Abfolge der Bandverzierungen zu erstellen (Abb. 9). Deswegen sind Keramikscherben mit Verzierungen für Archäologen auch eine der wichtigsten Fundgruppen.

Zu Beginn der Bandkeramik wurden nur wenige Gefäße überhaupt verziert. Typische Muster sind u.a. einfache Wellenbänder, Spiralen oder Mäander aus ein- oder mehrlinigen Rillen, allerdings weisen diese ‚Bänder‘ noch keine ‚Füllung‘ auf. Die Ritzlinien sind ziem-

5.000 v. Chr.

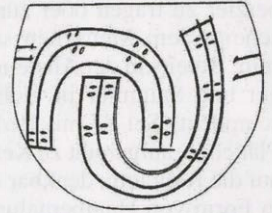


Späte  
Bandkeramik



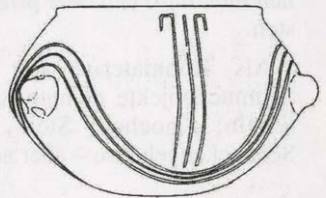
5150 v. Chr.

Mittlere  
Bandkeramik



5300 v. Chr.

Frühe  
Bandkeramik



5500 v. Chr.

Abb. 9: Beispielhafte chronologische Abfolge der bandkeramischen Verzierung (nach Jens Lüning).

lich breit, oft 2 bis 4 mm, und haben einen u-förmigen Querschnitt. Randverzierungen mit Fingertupfen oder Kerben auf der Randlippe kommen ebenfalls vor.

In der darauf folgenden Mittleren Bandkeramik werden die Ritzlinien schmäler ausge-

führt und die Bänder sind mit einzelnen Stichen oder kurzen Linien gefüllt. Auch werden die sogenannten ‚Zwickel‘ zwischen den Bandmustern jetzt mit eigenständigen kleinen Motiven gefüllt.

In der Späten Bandkeramik haben die Töpferinnen die Bänder mit vielen verschiedenen Mustern gefüllt, oft kommen auch Kammstich-, Furchenstich- oder Tremolierstichverzierungen vor. Die Zwickelmotive werden immer variantenreicher und häufiger, es entsteht der Eindruck einer flächigen Verzierung. In dieser Phase bilden sich auch mehrere bandkeramische Regionalstile heraus, bis dann, um 5.000 v.Chr. die nächste große Kul-

turphase beginnt: das Mittelneolithikum mit seinen eigenen Keramikstilen.

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Lüning, Jens/Engelbrecht, Tessa: Die Keramik der Bandkeramiker, in: Lüning, Jens (Hrsg.): Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland. Rahden/Westf. 2005, S. 169–176.
- <sup>2</sup> Kneipp, Jürgen: Bandkeramik zwischen Rhein, Weser und Main. Studien zu Stil und Chronologie der Keramik. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 47. Bonn 1998.
- <sup>3</sup> Cladders, Maria: Die Tonware der Ältesten Bandkeramik. Untersuchungen zur zeitlichen und räumlichen Gliederung. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 72. Bonn 2001.

## Exotischer Schmuck in Bayern – Schmuck zur Zeit der Bandkeramik

von

*Sayuri de Silva*

Das Bedürfnis, sich zu schmücken, Körperzier zu tragen oder zur Schau zu stellen, scheint dem Menschen seit jeher eigen zu sein. Bereits in der Altsteinzeit haben sich Jäger und Sammler in vielfältiger Weise geschmückt: Sei es mit Perlen und gelochten Plättchen, aufgereiht zu Ketten oder aufgenäht auf die Kleidung; denkbar ist auch Körperzier in Form von Hautbemalung mit verschiedenen mineralischen oder pflanzlichen Farbpasten.

Als Rohmaterial für altsteinzeitliche Schmuckobjekte dienten nachweislich Muscheln, Knochen, Stein, Tierzähne und Schneckengehäuse – aber auch Holz, Samen

oder getrocknete Früchte mögen als schmückende Accessoires Verwendung gefunden haben, wengleich sich letztere im archäologischen Fundgut jener Zeit selten nachweisen lassen.

Tausende Jahre später, zur Zeit der Bandkeramiker in der Jungsteinzeit, ergänzten die Menschen ihr Schmuckrepertoire um einige neue Materialien (Abb. 1) und um viele neue Formen – auch aus altbekanntem Rohmaterial. Neuartig sind Perlen aus Bernstein<sup>1</sup> oder gebranntem Ton, aber auch gänzlich neue Schmuckformen wie z.B. Gürtelklappen, Armreifen oder Steckkämme.

<p><b>Muscheln:</b> Spondylus gaederopus („Lazarusklappe“)  <b>Schnecken:</b> Theodoxus danubialis („Donaukahn Schnecke“) und Lithoglyphus naticoides („Fluß-Steinkleber“)  <b>Röhrenförmige Kalkgehäuse</b> des Mittelmeerborstenwurms („Protula“)</p>	<p><b>Gesteine und Mineralien:</b>  Hämatit  Graphit  Schiefer  Nephrit/ grünlicher Speckstein/  Serpentinit  Marmor  Quarz  Ton</p>	<p><b>Sonstiges organisches Material</b>  Knochen  Geweih  Bernstein  Samen, z.B. Früchte des „Purpurbraunen Steinsamens“<sup>2</sup></p>
---	--	---

Abb. 1: Übersicht: nachgewiesene Rohmaterialien.

## Die Quellen

Im Unterschied zu vorangegangenen Zeiten liegen uns von vielen bandkeramischen Fundplätzen in Europa tönerner kleine Plastiken – die sogenannten Idole – vor, von welchen das Bandkeramik-Museum in Schwanfeld hervorragende Repliken vorzuweisen hat. Diese Kleinplastiken, die ganz oder teilweise Frauen-, Männer- oder Tierfiguren darstellen (siehe den Beitrag von Wiebke Hoppe in diesem Heft), helfen der prähistorischen Wissenschaft bei einer Rekonstruktion der Körperzier, die sich erstmals nicht alleine auf den Grabbefund oder die Überreste der eigentlichen Schmuckfunde stützen muß.

So hat die von Professor Jens Lüning wissenschaftlich unterstützte Gruppe von Studentinnen und Studenten, welche die bandkeramische Ausstellung für den Heppenheimer Hessentag 2004 vorbereitet und präsentiert hat,<sup>2</sup> genau diese Figurinen im Detail betrachtet, um Informationen zu Trachtausstattung, d.h., zu Kleidung, Frisur, Kopfbedeckung und Schmuck, zu erhalten. In Mitteleuropa dienen hauptsächlich die bandkeramischen Körperbestattungen als „Schmuckfundgrube“, Schmuckobjekte aus Brandgräbern oder ehemaligen Siedlungen sind hier selten.

tung, d.h., zu Kleidung, Frisur, Kopfbedeckung und Schmuck, zu erhalten. In Mitteleuropa dienen hauptsächlich die bandkeramischen Körperbestattungen als „Schmuckfundgrube“, Schmuckobjekte aus Brandgräbern oder ehemaligen Siedlungen sind hier selten.

### Exotischer Rohstoff: Spondylus

Ein besonders beliebter und charakteristischer Rohstoff zur Zeit der Bandkeramik war die Meeresschnecke *Spondylus gaederopus*, auch „maritime Stachelauster“ genannt. Die ersten jungsteinzeitlichen Spondylusartefakte der bandkeramischen Vorfahren aus dem Osten stammen vom Balkan und aus dem Karpatenbecken, sie wurden im beginnenden 6. vorchristlichen Jahrtausend angefertigt.

Spondylus wurde in bandkeramischer Zeit aus dem ostadriatischen und dem ägäischen

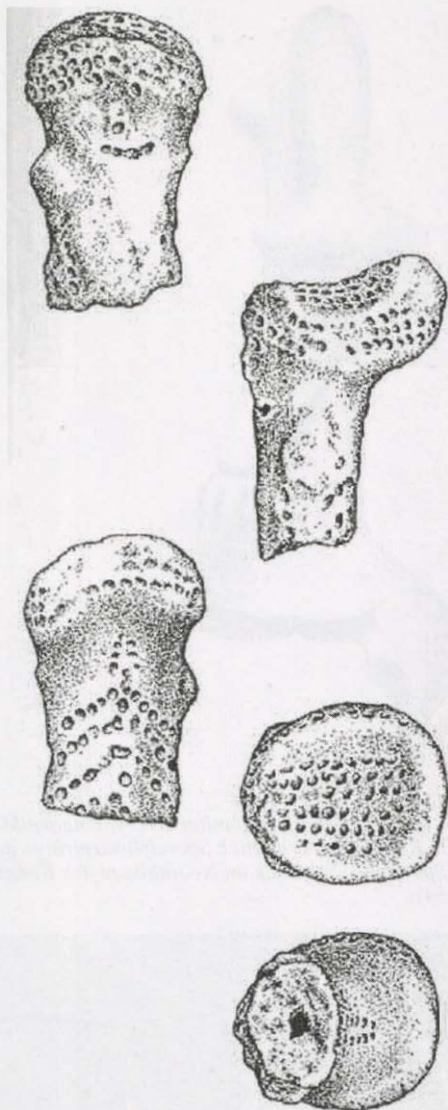


Abb. 2: Bandkeramisches Idol vom Fundort Rokenberg, Wetteraukreis (Hessen), Höhe 6 cm. Eine originalgetreue Nachbildung befindet sich im Bandkeramik-Museum Schwanfeld (Abb. aus Höckmann, Olaf: Ein ungewöhnlicher neolithischer Statuettenkopf aus Rokenberg, Wetteraukreis, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, Bd. 32, 1985, S. 92–107).

Küstengebiet nach Mitteleuropa importiert. Auch im Gebiet des heutigen Bayern zeugen zahlreiche Funde aus dem exotischen Roh-

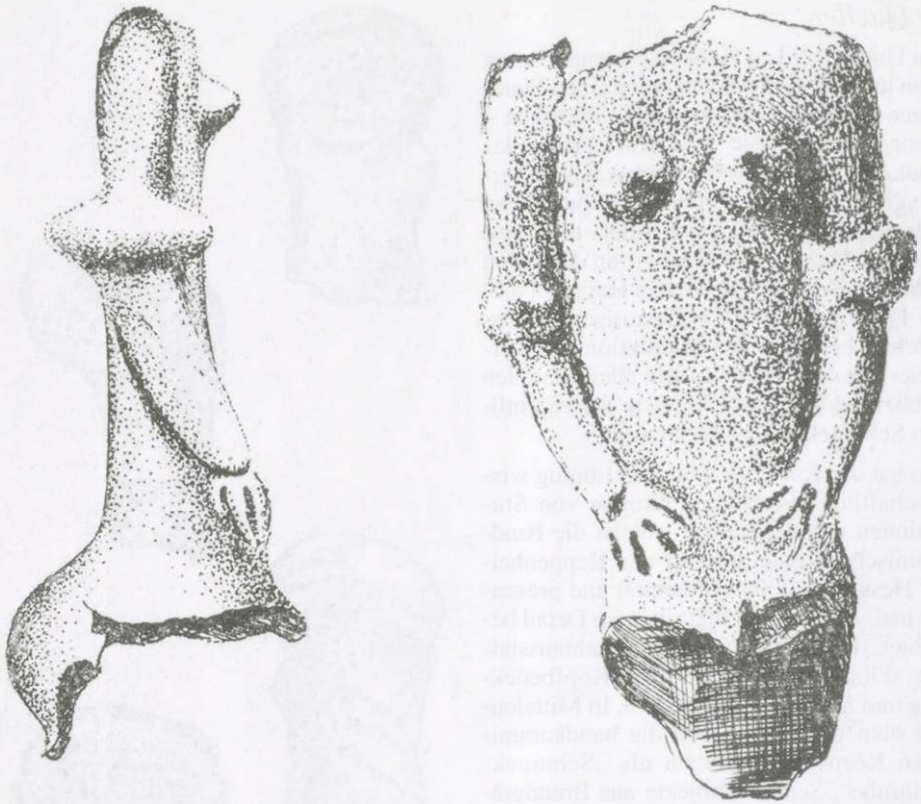


Abb. 3: Idol Battonya, Komitat Békés, Ungarn/Mähren. Die weibliche Figur trägt an beiden Armen breite Ringe, die vermutlich Spondylusarmringe darstellen (Abb. aus Kalicz, Nandor/Szénászky, Júlia G.: Spondylus-Schmuck im Neolithikum des Komitats Békés, in: Prähistorische Zeitschrift, Bd. 76, S. 24–54).

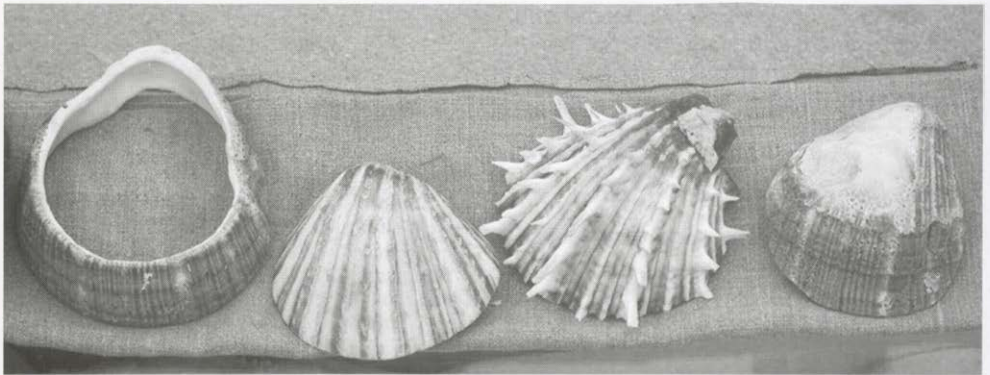


Abb. 4: Heutige *Spondylus prencep* mit den typischen Stacheln, eine von über 150 Spondylusarten. Dargestellt sind verschiedene Bearbeitungsstadien (Abb. aus Lüning, wie Anm. 2).

stoff von dem Eingebundensein in dieses das heutige Mittel- und Südosteuropa umfassende Tausch- und Kommunikationsnetz.<sup>3</sup> Über die-

ses Austauschnetz kursierten Spondylusrohmaterial, Halb- oder Fertigprodukte vom Donaudelta und Karpatenbecken bis ins Elb-We-

ser-Gebiet, an den Mittel- und Oberrhein sowie ins Pariser Becken.

Die Stachelauster, deren deutscher Namen, wie unschwer zu erkennen ist, von den mehr oder weniger langen und teilweise sehr spitzen stacheligen Fortsätzen auf den Schalen herrührt, gibt es in über 150 Arten. *Spondylus gaederopus*, die in der Bandkeramik verwendete Varietät, ist eine Stachelauster mit ca. 3 bis 7 cm langen Stacheln und rötlich bis violetter Färbung. Die Muscheln leben in sechs bis fünfzig Meter Meerestiefe und sind durch einen Kalksockel an ihrer Unterseite fest mit dem Meeresboden verbunden. Zur Gewinnung von qualitativem Rohmaterial müssen die Menschen damals die lebenden Muscheln am Meeresboden „gesammelt“ haben.

Die dickere untere Schalenhälfte muß vor der Weiterverarbeitung von anhaftendem Kalk und anderem Meeresbewuchs befreit werden (Abb. 4). Möglicherweise dienten massive Kalksockel auch als Ausgangsmaterial für dicke tonnenförmige oder längliche zylindrische Perlen, denn diese sind aus der dünnen Muschelschale nicht herzustellen.

Meist kommt erst nach Entfernen der Stacheln und nach der Formgebung beim abschließenden Schleifen des Muschelmaterials die rötlich-violette Färbung deutlich zum Vorschein. Bei einer überschlifften und polierten Schale der *Spondylus gaederopus* erscheint die streifen- bis fleckenartige rötlich-violette Farbe in dekorativem Kontrast zum weißen Schalenmaterial. Um diesen Effekt wußten die Bandkeramiker. Vermutlich wurden sogar bereits die zum Tausch oder Handel vorgesehenen Schalen am Ort der Gewinnung grob geschliffen, bevor sie auf die Reise gingen. So konnten Farbgebung und Qualität geprüft werden, bevor das Muschelmaterial weitergegeben oder weiterverarbeitet wurde. Die Bandkeramiker glätteten die Muschelhälften sorgfältig und ließen auch auf der Rückseite von Armreifen oder Gürtelklappen selten einen Rest des Muschelschlusses stehen (Abb. 5).

Armringe und Anhänger aus *Spondylus* finden sich oft im Ensemble mit Hals- und Kopfschmuck aus kleinen Schnecken, Perlen und durchlochten Plättchen aus *Spondylus* oder

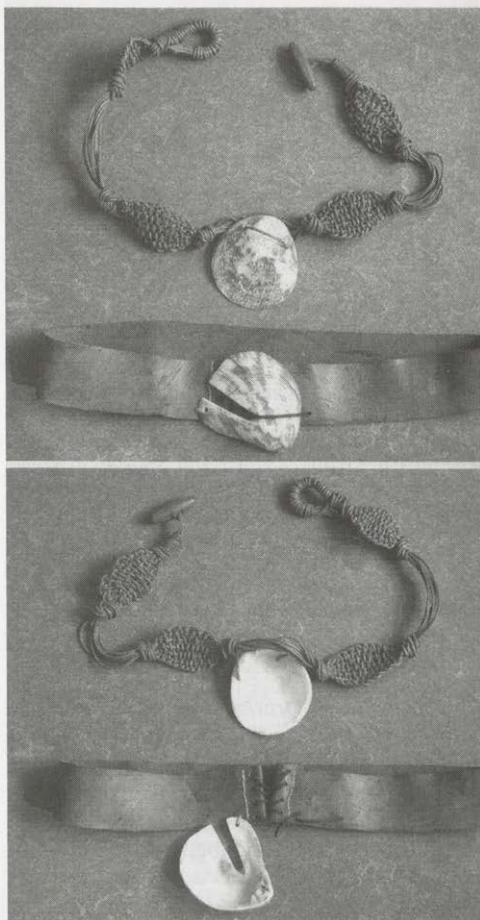


Abb. 5: Nachbildungen von Gürtelklappen aus *Spondylus* an frei rekonstruierten Gürtelformen aus Leder. Bei diesen Rekonstruktionen dienen die dekorativen Muschelschalen dazu, den eigentlichen Gürtelverschluß zu verdecken (Rekonstruktionen L. Breinl) (Abb. aus Lüning, wie Anm. 2).

anderen kalkhaltigen maritimen Rohstoffen (Abb. 6–8). Die Zier mit Armreifen und Ketten bzw. collierartigem Halsschmuck, die an den Idolen (Abb. 2–3) deutlich zu erkennen ist, deckt sich mit Beobachtungen an entsprechend ausgestatteten Gräbern der Bandkeramik. Gemäß der etwas später datierenden weiblichen Idolfigur aus der östlichen Alföld-Linienbandkeramik (Szakalhat-Gruppe) aus der Gegend von Battonya, Komitat Békés in Ostungarn (Abb. 3) liegen die *Spondylus*-armreifen in der Regel im Bereich zwischen

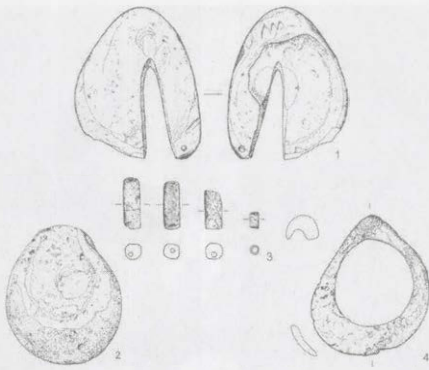


Abb. 6: Spondylus schmuck: 1. Eine v-förmig eingekerbte Spondylusklappe aus Mangolding, Grab 3; 2. Zweifach durchlochte Spondylusklappe aus Aiterhofen, Grab 143; 3. Drei Spondylusperlen und eine sehr kleine Protulaperle aus Aiterhofen, Grab 21. 4. Spondylusarmreif aus Sengkofen, Grab 21 (Abbildung nach Nieszery (wie Anm. 3), aus Wilhelm-Schramm, Melanie: Das Totenritual der Linearbandkeramik östlich des Rheins. Remshalden 2009. S. 68, Abb. 35).

Ellbogen und Oberarm an den Skeletten. In Mitteleuropa sind es überwiegend Männerbestattungen, die einen Spondylusreif aufweisen. Auch die reichhaltigsten Perlengänge finden sich häufiger an männlichen Verstorbenen, wie Beigaben aus Männergräbern bezeugen (Abb. 8).<sup>4</sup>

Im Zusammenhang mit dem erwähnten Idoltorso von Battonya ist von Interesse, daß in der Gegend des ungarischen Fundortes auffallend viele Spondylusartefakte gefunden wurden, im Komitat Békés über 100 Artefakte.<sup>5</sup> Das weibliche Idol der Alföld-Linienbandkeramik wurde möglicherweise aufgrund der lokalen großen Beliebtheit solcher Spondylusoberarmringe mit einem solchen modelliert. Diese Beobachtung konnte bisher an keinem bandkeramischen Tonidol in Mitteleuropa gemacht werden, wengleich die Armringe in den hiesigen Gräbern eine häufige Beigabe darstellen.

### Exotisches Rohmaterial: Protula

Protula ist eine von über 80 Gattungen des Kalkröhrenwurms. Die „sitzenden Vielborster“ (*Polychaeta sedentaria*) leben festsit-

zend in ihrer Kalkröhre, die bis zu einen Meter Länge und über 5 cm im Außendurchmesser erreichen kann (Abb. 7). Zur Herstellung der bandkeramischen Protulaperlen (Abb. 8) müssen kleine Kalkröhren oder im Durchmesser kleinere Abschnitte der Röhre gezielt ausgesucht worden sein. Welche Protulaart verwendet wurde, ist wissenschaftlich noch nicht bestimmt worden. Möglicherweise wurden auch die direkt auf den Spondylusschalen anhaftenden Ansätze der Kalkröhren verwendet.<sup>6</sup>

### Exotisches Rohmaterial: Theodoxus

Eine weitere sehr nennenswerte Besonderheit unter den bayerischen Schmuckfunden der Bandkeramik ist die Gestaltung von Schmuckobjekten mit Schneckengehäusen der einheimischen Donau-Kahnschnecke (Abb. 9). Diese durch ihre auffällige dunkle Zickzackzeichnung exotische anmutende

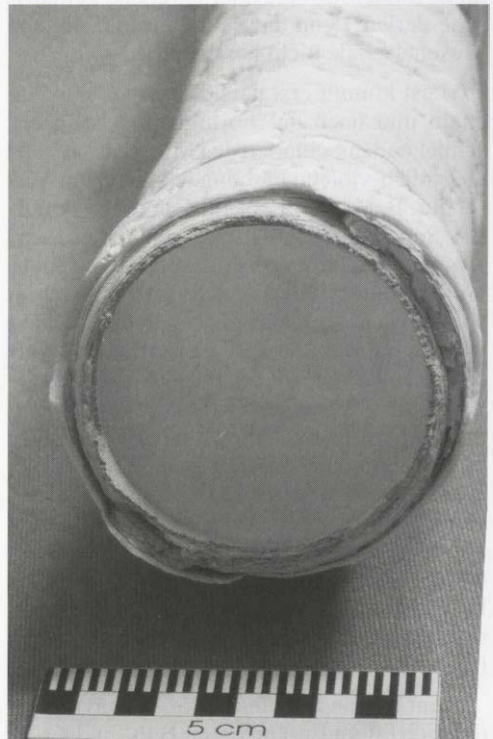


Abb. 7: Blick von oben in die Öffnung der Kalkröhre des Borstenwurms Protula.

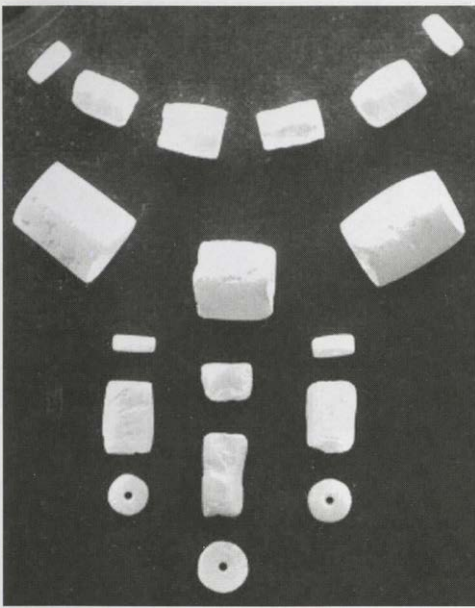


Abb. 8: Bandkeramik-Museum Schwanfeld: Freie Nachbildungen von Perlen aus *Protula* und *Spondylus* in Anlehnung an verschiedene bandkeramische Funde und Befunde aus dem Halsbereich bestatteter männlicher Individuen  
(Rekonstruktion S. de Silva).

Süßwasserschnecke wird nicht viel größer als 1 cm, das Schneckengehäuse erricht eine Größe von maximal 9–13 mm. *Theodoxus danubialis* lebt auf steinigem Untergrund in der niederbayerischen Donau noch heute in Restpopulationen.

Die Schnecke war den Bandkeramikern sicherlich schon aus ihrer Ursprungsheimat bekannt. So gibt es heutzutage in Ungarn noch größere lebende Bestände in verschiedenen Flüssen. Der lateinische Name *Theodoxus danubialis*, der soviel wie „Gottes Geschenk an die Donau“ oder der „Lobpreis Gottes in der Donau“ bedeutet, könnte ein Hinweis auf die möglicherweise in allen vergangenen Kulturen besondere Wertschätzung und symbolische Bedeutung dieser kleinen Schnecke sein.

### Exotischer Kopfschmuck: Eine Rekonstruktion in Schwanfeld

Diese kleine Schnecke bzw. ihr dekorativ gemustertes Schneckenhaus erfreut sich auch

heute noch großer Beliebtheit. Sie steht unter Naturschutz, und so sind im Jahr 2011 Molluskenfreunde bereit, für eine solche lebende Rarität aus Aquariennachzucht mindestens drei Euro pro Stück ohne Versandkosten zu zahlen. Das ergäbe für ein modernes Schmuckobjekt, wie beispielsweise einem mit über hundert Schneckengehäusen besetzten Haarnetz bereits einen Rohmaterialpreis von 300 Euro, ohne die modernen Kosten der Arbeitszeit zur Herstellung des eigentlichen Kopfschmuckes zu berücksichtigen. Mit dem modernen Rechenexempel im Hinterkopf betrachtet man die rekonstruierte Schneckenhaube im Bandkeramik-Museum Schwanfeld mit ca. 130 Schneckengehäusen der *Theodoxus danubialis* mit großer Ehrfurcht, ist es doch wahrscheinlich seit über 7.000 Jahren wieder das erste und einzige Schmuckobjekt in Bayern oder sogar in Europa, das so viele zusammengetragene Donau-Kahnschnecken in sich vereint.<sup>7</sup>

Der originale bandkeramische Überrest eines Kopfschmuckes mit Donau-Kahnschnecken stammt aus dem Gräberfeld Aiterhofen-Ödmühle, Ldkr. Straubing, aus einem Körpergrab einer über 60 Jahre alten Frau. Die 91 aufgereihten Schneckengehäuse waren seitlich aufgeschliffen und lagen in mehreren, sehr wahrscheinlich fünf parallelen Reihen angeordnet auf der Schädeldecke. Zusätzlich fanden sich noch über hundert Schneckengehäuse verteilt im Schädel, im Hals-, Hinterkopf- und Schulterbereich sowie in der Grabgrube über dem Schädel.<sup>8</sup> Die Vermutung liegt nahe, daß die mit Loch versehenen Schneckengehäuse aufgefädelt oder aufgenäht als dekorativer Besatz einer Kopfbedeckung (Haube, Haarnetz) oder als ins Haar eingeflochtener Kopfschmuck dienten.

Für die Darstellung der thronenden bandkeramischen Ahnherrin im Bandkeramik-Museum Schwanfeld (siehe Abb. 13 im Beitrag von Jens Lüning in diesem Heft) wurde ein Haarnetz mit Schneckengehäusebesatz gewählt (Abb. 10). Vorbilder für die Schmuckausstattung der Figur waren sowohl der Grabfund aus Aiterhofen als auch der Idolkopf aus Rockenberg (Abb. 2). Das Rockenberger Tonidol zeigt auf der Kopfplatte sechs parallele Einstichreihen, und der Abschluß der Fri-

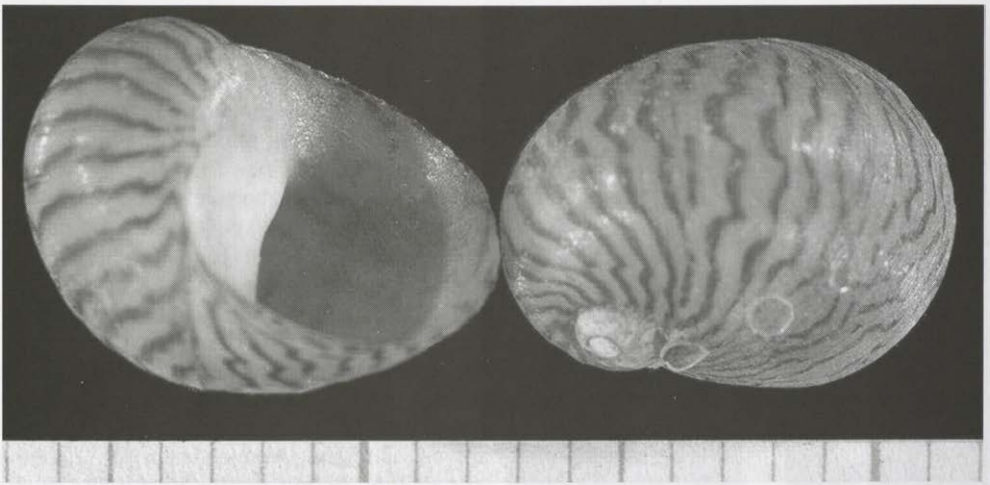


Abb. 9: Donaukahnschnecke *Theodoxus danubialis*.

sur wird von drei umlaufenden Stichreihen gebildet (Abb. 2). Die Rekonstruktion eines haubenartigen Kopfschmuckes lag hier nahe, obwohl er vor allem durch die extrem hochgezogene Hinterkopfpartie der Tonfigur ungewöhnlich anmutet.

Die Haubenfrisur der thronenden älteren Dame im Museum ist eine Umsetzung und Annäherung beider archäologischer Quellen, zugleich mit Zugeständnissen an die Schwerkraft, der das Haupthaar, sei es natürlich oder künstlich, unterworfen ist.

### *Gut frisiert mit Stechkämmen*

Eine weitere bandkeramische Schmuckrarität auf bayerischem Boden stellen die im heutigen Regensburger Raum verbreiteten Stechkämme aus Geweih und/oder Knochen dar. Diese bandkeramische Haar mode ließ sich bislang nur anhand entsprechender Funde im Gräberfeld von Aiterhofen und in benachbarten Gräberfeldern nachweisen. Dort wurde am Hinterkopf von fünf weiblichen und zwei männlichen Individuen jeweils ein Stechkamm geborgen. Andernorts wurde langes Haar wahrscheinlich mit bislang nicht überlieferten Stechkämmen aus Holz oder Horn gebändigt.

### *Prestige – von Franken bis nach Melanesien*

Der Wert der kostbaren Schmuckstücke hing damals sicherlich auch von der Seltenheit sowie dem Aufwand der Beschaffung und Verarbeitung ab. Über weite Strecken eingetauschte Rohstoffe wie Spondylus oder Bernstein waren begehrte und wertvolle Materialien. Günstigere Nachahmungen wurden aus Ton, Kalkstein oder – bislang aufgrund der Erhaltungsbedingungen nicht nachgewiesen – sicher auch aus Holz gefertigt. Aus ethnographischen Zusammenhängen ist bekannt, daß das Tragen und der Besitz von Spondylus Prestigecharakter haben können. So schreibt Bronislaw Malinowski 1929 über den Gebrauch von Spondylusobjekten, die als eine Art Rangabzeichen bei den Bewohnern von Nordwest-Melanesien getragen werden: „Rang berechtigt seinen Inhaber zum Tragen gewisser Schmuckstücke, die gleichzeitig als Standesabzeichen und als festliche Zierde dienen. Zum Beispiel darf eine gewisse Art Muschelschmuck – die roten scheibenförmigen Spondylusmuscheln – auf der Stirn und am Hinterhaupt nur von Personen höchsten Ranges getragen werden. Als Gürtel und Halsreif ist er auch den nächsten Rangklassen gestattet. Ein Armreif am Vorderarm ist wiederum ein Zeichen höchsten Ranges.“<sup>49</sup>



*Abb. 10: Bandkeramik-Museum-Schwanfeld: Dame mit Schneckenhaube zu Beginn der Rekonstruktionsarbeiten, die Haube ist als dehnbares Wollnetz in Sprangtechnik gearbeitet, darauf angebracht sind fünf Reihen parallel angeordneter Theodoxus danubialis-Schneckengehäuse*

*(Rekonstruktion S. de Silva).*

In Bayern sind aus den Gräberfeldern zahlreiche Spondylusarmreifen oder -fragmente bekannt, die eine solche Deutung erlauben würden. Die Armringe weisen mit einem Innendurchmesser von 5 bis 8 cm eine im Vergleich zu einem männlichen Oberarm kleine Öffnung auf (Abb. 6). Diese Tatsache legt die Vermutung nahe, daß die Armringe zumindest den meisten männlichen Schmuckträgern vor Abschluß ihrer Wachstumsphase im frühen Jugendalter angelegt worden sein müssen. Ein Aspekt, der im Zusammenhang mit einem möglichen Rang- oder Prestigecharakter der Ringe an einen Initiationsritus und zugleich eine Würdigung und Kennzeichnung der ver-

erbten gesellschaftlichen Stellung im Jugendalter denken läßt. In bandkeramischer Zeit reparierte, ehemals zerbrochene Spondylusarmringe zeugen von dem besonderen Wert dieser Objekte. Abgesehen von dem Importweg des exotischen Materials, mögen auch Herstellungsdauer, Qualität (z.B. geringe Porosität, wenig Kalkanhaftungen), Ton und Intensität der rötlich-violetten Färbung den Wert der Spondylusringe bestimmt haben.

Vor dem Hintergrund der beschriebenen möglichen Rangwürdigung im Kindes- und Jugendalter kann auch der bestattete Junge aus Schwanfeld betrachtet werden.<sup>10</sup> Ange-

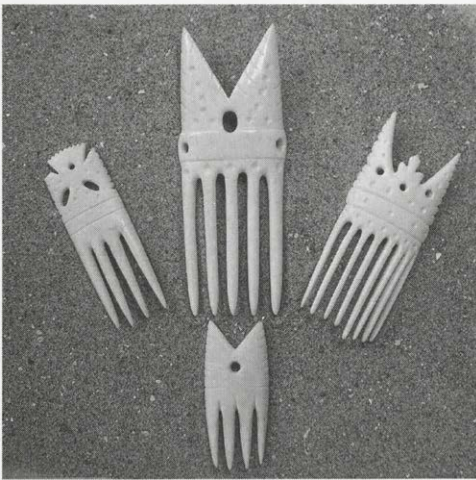


Abb. 11: Knochen- und Geweihkämme. Nachbildungen von vier Kämmen aus bandkeramischen Gräberfeldern des Regensburger Raumes. Hergestellt von der Berufsfachschule für Holz- und Elfenbein verarbeitendes Handwerk, Michelstadt/Odenwald. Länge des mittigen großen Kamms 9,2 cm nach Vorlage des Fundes aus Grab 139 von Aiterhofen-Ödmühle, Ldkr. Straubing (Abb. aus Lüning, wie Anm. 2).

sichts der beschriebenen reichhaltigen Spondylusfunde in Bayern wäre in einem Grab mit acht Beigaben ein Spondylusobjekt nicht ungewöhnlich gewesen. Trotz des Fehlens von jeglichem Muschelschmuck bezeugen die Lage bzw. der besondere Ort seiner Grabstätte in der Siedlung und die mit sechs Beigabekategorien (zwei Knochenperlen, eine Steinperle, ein Mahlsteinfragment, eine Keramikscherbe, eine Feuersteinklinge, ein Stein und ein Bruchstück eines Knochenpfriems) besonders reichhaltige Ausstattung eine besondere Stellung des Jungen von Schwanfeld.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Hier ist der bislang singuläre Fund aus dem Brunnen von Kückhoven bei Aachen zu nennen: ein Bernsteinperlenfragment mit einem Durchmesser von 2,1 cm.

<sup>2</sup> Das gesamte Projekt, aus dem später das Bandkeramische Aktionsmuseum e.V. hervorging, ist reich bebildert dokumentiert in: Lüning, Jens (Hrsg.): Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland. Rahden/Westfalen 2005.

<sup>3</sup> Hier sind beispielhaft die Gräberfelder von Mangolding und Sengkofen, Ldkr. Regensburg; Aiterhofen-Ödmühle, Ldkr. Straubing und Dillingen-Steinheim, Ldkr. Dillingen zu nennen. Siehe dazu die Publikation von Nieszery, Norbert: Linearbandkeramische Gräberfelder in Bayern. Espelkamp 1995.

<sup>4</sup> So besteht beispielsweise ein Perlengehänge des männlichen Bestatteten in Grab 28 aus Aiterhofen-Ödmühle aus 25 Spondylusperlen und 5 Protulaperlen. Siehe Nieszery: Linearbandkeramische Gräberfelder (wie Anm.3), Taf. 12, 2.

<sup>5</sup> Siehe Kalicz, Nandor/Szénászky, Júlia G.: Spondylus-Schmuck im Neolithikum des Komitats Békés, in: Prähistorische Zeitschrift, Bd. 76. London-Paris-New York 2001, S. 27.

<sup>6</sup> Siehe dazu auch Nieszery: Linearbandkeramische Gräberfelder (wie Anm.3), S. 175f.

<sup>7</sup> Dies ist der jahrelangen Arbeit eines ambitionierten Grabungs- und Archäotechnikers, Herrn Lothar Breinl, zu verdanken, dem an dieser Stelle für die unbezahlbare Mühe herzlich gedankt sei.

<sup>8</sup> Siehe Nieszery: Linearbandkeramische Gräberfelder (wie Anm.3), S. 436, Abb. 11.

<sup>9</sup> Siehe Malinowski, Bronislaw: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Liebe, Ehe und Familienleben bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln, Britisch-Neuguinea. Frankfurt am Main 1979, S. 39.

<sup>10</sup> Zur Geschichte und Anthropologie des bestatteten Jungen aus Schwanfeld siehe die Artikel von Frauke Jacobi und Jens Lüning in diesem Heft. Die Schmuckbeigaben des Jungen zeigt Abb. 9 im Beitrag von Jens Lüning.

# Idole – kleine Kunstwerke der Bandkeramik

von

Wiebke Hoppe

## 1. Kunst in der Steinzeit

Die ältesten zur Zeit bekannten Kunstwerke aus Deutschland sind kleine Plastiken aus Mammutelfenbein, die in den Höhlen des Lohne- und Achthals in Baden-Württemberg ausgegraben wurden. Hier lebten in der letzten Eiszeit Jäger und Sammler, die vor ca. 35.000 Jahren kleine Figuren wie beispielsweise Bisons, Mammute, Pferde, Höhlenbären und menschliche Darstellungen schnitzten. Von der ca. 12.800 Jahre alten, berühmten Fundstelle Gönnersdorf, Rheinland-Pfalz, ist eine andere Art von Kunst bekannt. Es sind Tierbilder und stilisierte Frauendarstellungen überliefert, die auf Schieferplatten geritzt wurden. Ritzungen sind neben Malereien oder plastischen Figuren eine weitere Möglichkeit der Darstellung. Bei den Tieren aus Elfenbein fällt auf, daß nicht alle Spezies gleich häufig vorkommen, sondern vorrangig Jagdwild, seltener Raubtiere, abgebildet wurden.<sup>1</sup>

Ganz anders stellen sich die Kunstwerke aus der Bandkeramik (ca. 5.500 bis 5.000 v.Chr.) dar. Die ersten Bauern brachten mit dem Ackerbau und der Viehzucht eine völlig neue Lebensweise mit nach Mitteleuropa, die sich von derjenigen der Jäger und Sammler unterschied. Die bandkeramischen Siedler errichteten große Langhäuser, wurden seßhaft und produzierten zum Kochen und zur Aufbewahrung von Lebensmitteln Keramikgefäße (siehe den Beitrag von Tessa Maletschek: Kämpfe, Schalen, Flaschen – die Keramik der Bandkeramiker in diesem Heft). Ebenfalls aus dem Werkstoff Ton fertigten sie fast all ihre Kunstwerke an, die seit der ältesten Bandkeramik, also der ersten Phase der bäuerlichen Kultur, vorkommen. Die kleinen Figuren, die Menschen, Mischwesen und Tiere darstellen, bezeichnet man als „Idole“ (von griech. *eidolon* = Bild). Archäologen finden sie nicht etwa in den Gräbern, sondern vor allem in den Gruben der Siedlungen, in denen

die Menschen auch ihren „Hausmüll“ entsorgten. Bislang wurde kein vollständiges Idol entdeckt. Es stellt sich eher so dar, als ob man die Figuren vor ihrer „Entsorgung“ absichtlich zerbrochen hätte und sie nie vollständig in den Gruben deponierte. Die kleinen Kunstwerke eröffnen uns einen faszinierenden Einblick in die Welt der bandkeramischen Vorstellungen, über die wir nur sehr wenig wissen.<sup>2</sup>

## 2. Anthropomorphe Figuren und Gefäße

Anthropomorphe Figuren, d.h., Stücke mit menschlichem Aussehen, wurden voll- oder hohlplastisch gearbeitet. Bislang sind aus dem bandkeramischen Verbreitungsgebiet, das heute 14 moderne Staaten<sup>3</sup> umfaßt, ca. 250 Exemplare bekannt.<sup>4</sup> Die anthropomorphen Figuren sind nicht gleichmäßig verteilt, sondern bilden in Westungarn, der Slowakei, Niederösterreich, Mähren, Mainfranken, der Wetterau und dem mitteldeutschen Raum Schwerpunkte.<sup>5</sup> Immer wieder gibt es Siedlungen, in denen besonders viele Idole gefunden werden. Neben den Figuren kommen etwa 230 Gefäße vor, die entweder den gesamten Körper eines Menschen oder einzelne Teile wie Füße oder Gesichter nachbilden.<sup>6</sup> Möglichkeiten, Gefäße mit menschlichen Darstellungen zu verzieren, sind Applikationen, bei denen die Darstellung unterrand- oder überrandständig auf die Gefäße aufgebracht wird, Handhaben sowie Ritzungen. Bekannt sind ungefähr 40 Applikationen, 50 Handhaben und 30 Ritzungen.<sup>7</sup>

Die anthropomorphen Figuren sind meist 10 bis 35 cm hoch und wurden oft qualitativ hochwertig gefertigt. Die weiblichen Figuren lassen sich daran erkennen, daß Brüste modelliert wurden (Abb. 1; siehe auch Abb. 12 Beitrag Jens Lüning: Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld, Landkreis Schweinfurt, Un-



Abb. 1: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Rekonstruktion eines stehenden, weiblichen Idols. Als Vorbild für den Kopf diente das Idol aus Eilsleben, Ldkr. Börde. Photo: Wiebke Hoppe, Bonn.

terfranken).<sup>8</sup> Bislang gibt es nur eine eindeutig als männlich anzusprechende Figur, der sogenannte Adonis von Zschernitz, Ldkr. Nord-sachsen. Bei der 25 bis 30 cm hohen Figur sind Penis, Eichel, Hodensack und Oberschenkel erhalten. An der Hüfte sind zwei

Ritzlinien, ähnlich einem Gürtel, angebracht.<sup>9</sup> Es gibt aber auch eine Vielzahl an Figuren, bei denen keine Geschlechtsmerkmale dargestellt sind.

Die Idole zeigen zwei unterschiedliche Varianten von Körperhaltungen – stehend oder sitzend. Hierbei fand als Sitzmöbel eine Art Thron oder Hocker Verwendung (siehe Abb. 12 Beitrag Lüning). Auch die Armhaltung folgt zwei Mustern. Entweder sind sie in die Hüfte gestemmt (Abb. 1) oder die Arme halten mit nach vorne gestreckten Händen ein Gefäß.

Genau wie die Gefäße hat man auch die kleinen Figuren mit Ritzlinien und Einstichen verziert, in denen zum Teil noch Farbreste nachgewiesen werden konnten. Die Bedeutung der Verzierungen der Idole wird in der Forschung kontrovers diskutiert. So wird für einige Idole angenommen, daß eine Haartracht dargestellt ist. Beispielsweise zeigen sieben Idole aus Niedereschbach (Wetteraukreis), Eitzum (Ldkr. Wolfenbüttel), Eilsleben (Ldkr. Börde) (Abb. 1), der Slowakei (Vel'ký Grob) und Westungarn (Bicske, Aba, Komitat Fejér) Locken, die bei einigen Figuren rot gefärbt sind. Sabine Schade-Lindig vermutet, daß es sich bei den Figuren mit Lockenfrisur um Klanabzeichen einer frühest-bandkeramischen Sippe handelt.<sup>10</sup> Über die Idole lassen sich so Beziehungen über weite Entfernungen nachweisen. Neben Lockenfrisuren gibt es Haartrachten, die sich als Zöpfe (z.B. Nidderau, Main-Kinzig-Kreis) oder auch als muschelbesetzte Haarnetze (z.B. Rockenberg, Wetteraukreis) interpretieren lassen.<sup>11</sup> Bei einigen Idolen mit walzenförmigem Torso sind die Hinterkopfparten rund, dreieckig oder oval herausmodelliert. Dies wird nicht als Haartracht sondern als hutartige Kopfbedeckung interpretiert.<sup>12</sup> Die Ritzlinien auf den Figuren selbst werden unterschiedlich gedeutet, beispielsweise als Bemalung, Tätowierung, Kleidung und/oder Schmuck.<sup>13</sup>

### 3. Zoomorphe Figuren und Gefäße

Im Gegensatz zu den Tierfiguren der Jäger und Sammler sind die bandkeramischen Tierdarstellungen weniger naturalistisch<sup>14</sup> und zeigen vor allem Haustiere wie Rinder (Abb. 2)



Abb. 2: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Abguß und Rekonstruktion der Rinderdarstellung aus Szentgyörgyvölgy-Pityerdomb, Ungarn. Photo: Wiebke Hoppe, Bonn.

und Schweine. Sie werden als zoomorphe Figuren bezeichnet und waren genau wie die anthropomorphen Figuren voll- oder hohlplastisch gearbeitet. Ihre Zahl ist mit ungefähr 30 Stücken deutlich geringer als diejenige der menschlichen Darstellungen.<sup>15</sup> Von den meisten Figuren haben sich nur wenige Fragmente erhalten. Sie wurden wahrscheinlich, genau wie die anthropomorphen Idole, absichtlich zerbrochen. Darüber hinaus gibt es ca. 70 zoomorphe Gefäße<sup>16</sup> und zahlreiche zoomorphe Handhaben in Form von Hörnchen oder dreieckig geformten Handhaben mit Ohren/Hörnern<sup>17</sup>. Die zoomorphen Gefäße sind so gearbeitet, dass der Körper der Figur von einem oben offenen Gefäß gebildet wird, an den dann Kopf und Füße anschließen. Ein besonders gut erhaltenes Stück, das ein Rind darstellt, stammt beispielsweise aus Hienheim, Ldkr. Kelheim.<sup>18</sup>

Die zoomorphen Figuren und Gefäße stellen verschiedene Tierarten dar. Bekannt sind Rinder, Schweine, Schafe oder Ziegen, Hunde, Vögel und Schlangen.<sup>19</sup> Die vollplastische, besonders gut erhaltene Rinderfigur aus Szentgyörgyvölgy-Pityerdomb, Ungarn, (Abb. 2) ist mit drei winkligen Ritzlinien im Halsbereich, sowie weiteren Ritzlinien auf dem Körper verziert. Die Nasenpartie ist durchlocht, was darauf hindeutet, daß es sich nicht um einen Wild-Stier handelt, sondern um ein Haustier, durch dessen Nase eine Fessel geführt werden konnte.<sup>20</sup> Diese Figur wurde bei der Niederlegung besonders behandelt. Sie stand bei der Auffindung in der Längsgrube eines Hauses und blickte nach Norden. In der Nähe der Figur wurde der Boden eines Vorratsgefäßes, ein Gefäß mit Spuren einer organischen Substanz, ein Gefäß mit handförmiger Handhabe, Keramikscher-



Abb. 3: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Blick in die Idolvitrine. Im Vordergrund sind auf der linken Seite die Idole aus der Schule Schwanfeld, der Wipfelder Straße in Schwanfeld und der Teil eines verzierten Gesäßes aus Stadlauringen und auf der rechten Seite Abgüsse aus Bicske, Ungarn, und Szentgyörgyvölgy-Pityerdomb, Ungarn, zu sehen.  
Photo: Jens Lüning, Köln.

ben, eine Backplatte, ein Schleifstein und ein Flußkiesel mit Gebrauchsspuren ausgegraben. In der Regel finden sich aber die Tierfiguren, genau wie die anthropomorphen Figuren zerbrochen in Siedlungsgruben.<sup>21</sup>

#### 4. Fränkische Idole

Fränkische Idolfunde sind von mehreren Fundplätzen bekannt. So wurden bei der Ausgrabung der Schule in Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, die Bruchstücke von vier Figuren geborgen (Abb. 3). Es handelt sich um das linke Bein einer großen Figur, das vom Knie bis zum Fußansatz erhalten ist. Im Innern finden sich ein Loch und der Abdruck eines Holzstabes, der wahrscheinlich zur Stabilisierung der stehenden Figur genutzt wurde. Das Stück ist mit mehreren Rillen verziert.

Das Idolbruchstück stammt aus Haus 9 der Schwanfelder Siedlung, genauso wie das Fragment eines Armes. Daneben wurde in Haus 8 ein Fuß und in Haus 12 ein weiterer Arm ausgegraben.<sup>22</sup>

Aus der Wipfelder Straße in Schwanfeld stammt ein weiteres, bemerkenswert verziertes Bruchstück von einem linken Bein mit Fuß, das an der Innenseite noch die Abbruchzone des rechten Beins aufweist (Abb. 4). Es ist zum einen mit typisch bandkeramischen Mustern verziert und zeigt zum anderen auf der flachen Rückseite die Darstellung eines stehenden Menschen, der seine Arme ausgestreckt zur Seite hält.<sup>23</sup> Ritzungen dieser Art werden in der älteren Literatur „Kröten-Figuren“ genannt, in der aktuellen Forschung geht man aber davon aus, daß es sich um anthro-



Abb. 4: Bandkeramik-Museum Schwanfeld. Linkes Bein mit Fuß aus der Wipfelder Straße in Schwanfeld. Gut zu erkennen ist die Ritzung eines Menschen mit ausgebreiteten Armen auf der Rückseite des Beines. Photo: Wiebke Hoppe, Bonn.

pomorphe Darstellungen handelt. Ein weiteres bayerisches Exemplar einer Ritzung stammt aus Bayerbach, Ldkr. Landshut.<sup>24</sup>

In Stadtlauringen, Ldkr. Schweinfurt, wurde der Teil eines mit Linienmuster verzierten Gesäßes einer Hohlfigur geborgen.<sup>25</sup> Aus Gaukönigshofen, Ldkr. Würzburg, gibt es eine Figur, von der der Kopf, Teile des Oberkörpers und der Arme erhalten sind. Das Stück weist unterschiedliche Verzierungen auf. Die Haare sind als eingedrückte, längliche Striche dargestellt, der Haaransatz durch eine Rille. Der Rücken zeigt ein „Tannenzweigmuster“,

d.h., das Motiv besteht aus Winkeln, die entlang einer Mittellinie angebracht wurden. Ursprünglich hielt das Idol wohl ein Gefäß in den Händen. Ein Kopf-Torsofragment ohne Verzierung konnte in Zilgendorf, Ldkr. Lichtenfels, geborgen werden.<sup>26</sup>

Neben den anthropomorphen Figuren gibt es in Franken auch Tierdarstellungen. In Mühlhausen, Ldkr. Würzburg, wurde 2007 eine Handhabe in Form eines Widderkopfes gefunden. Herausgearbeitet wurden die Augen, eine Schnauze und zwei Hörner, die jeweils mit einer Rille verziert sind, die von den beiden Augen ausgeht.<sup>27</sup> Eine Handhabe, bei der es sich wohl um einen Rinderkopf handelt, stammt aus Würzburg-Heidingsfeld.<sup>28</sup>

### 5. Idole im Bandkeramik-Museum Schwanfeld

Im Bandkeramik-Museum in Schwanfeld wird in der Ausstellung eine für Deutschland bislang einzigartige Zusammenstellung an Idolen gezeigt. Es können nicht nur die fränkischen Idole im Original sondern auch Abgüsse von Idolbruchstücken aus Deutschland, Österreich, der Slowakei und Ungarn bewundert werden. Für einige, nur in Bruchstücken überlieferte archäologische Fundstücke wurde zusätzlich eine vollständige Figur modelliert, die eine Idee davon gibt, mit welcher Farbigkeit und Plastizität sich die Idole in der Bandkeramik präsentiert haben (Abb. 2, 3).

Die Idole als kleine Kunstwerke der Bandkeramik erlauben uns einen Einblick in die Vorstellungswelt der ersten Bauern, auch wenn viele Fragen im Zusammenhang mit den Idolen noch ungeklärt sind.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Becker, Valeska: Rinder, Schweine, Mischwesen. Zoomorphe Funde der westlichen Linearbandkeramik. Saarbrücker Studien und Materialien zur Altertumskunde 11. Bonn 2007, S. 9. – Von Freeden, Uta/von Schnurbein, Siegm. (Hrsg.): Spuren der Jahrtausende. Archäologie und Geschichte in Deutschland. Stuttgart 2002, S. 81–93.

<sup>2</sup> Bei diesem Artikel handelt es sich um den verschriftlichten Vortrag der Verf., der beim 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld gehalten wurde.

- <sup>3</sup> Es handelt sich um folgende Staaten: Belgien, Deutschland, Frankreich, Luxemburg, Moldawien, Niederlande, Österreich, Polen, Rumänien, Schweiz, Slowakei, Tschechien, Ukraine, Ungarn.
- <sup>4</sup> Becker, Valeska: Figürliche Darstellungen der Linearbandkeramik. Vorträge des 28. Niederbayerischen Archäologentages. Rahden/Westf. 2010, S. 28.
- <sup>5</sup> Hansen, Svend: Bilder vom Menschen der Steinzeit. Untersuchungen zur anthropomorphen Plastik der Jungsteinzeit und Kupferzeit in Südosteuropa. Archäologie in Eurasien 20. Mainz 2007, S. 302.
- <sup>6</sup> Becker: Figürliche Darstellungen (wie Anm. 4), S. 28.
- <sup>7</sup> Ebd.
- <sup>8</sup> Lünig, Jens: Die „Idole“ – Kleinplastische Kunst der Bandkeramik, in: Lünig, Jens (Hrsg.): Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland. Rahden/Westf. 2005, S. 208.
- <sup>9</sup> Nebelsick, Louis D./Schulze-Forster, Jens/Stäuble, Harald: Adonis von Zerschnitz – Die Kunst der ersten Bauern. Archäonaut 4. Dresden 2004, S. 4–6.
- <sup>10</sup> Schade-Lindig, Sabine/Schade, Christoph: Vor 7500 Jahren – die ersten Ackerbauern in Hessen. Themen der hessenArchäologie 2. Wiesbaden 2006, S. 23.
- <sup>11</sup> Lünig, Jens: Frisuren: Ihr Hauptschmuck ist ihr Hauptschmuck, in: Lünig: Bandkeramiker (wie Anm. 8), S. 221–231.
- <sup>12</sup> Schade-Lindig/Schade: Vor 7500 Jahren (wie Anm. 10), S. 23.
- <sup>13</sup> Nebelsick/Schulz-Forster/Stäuble: Adonis (wie Anm. 9), S. 14.
- <sup>14</sup> Becker: Zoomorphe Funde (wie Anm. 1), S. 9.
- <sup>15</sup> Becker: Figürliche Darstellungen (wie Anm. 4), S. 28.
- <sup>16</sup> Ebd.
- <sup>17</sup> Becker: Zoomorphe Funde (wie Anm. 1), S. 22–27.
- <sup>18</sup> Modderman, Pieter J. R.: Neolithische und frühbronzezeitliche Siedlungsspuren aus Hienheim, Ldkr. Kelheim. Analecta Praehistorica Leidensia 4. Leiden 1971, S. 5.
- <sup>19</sup> Becker: Zoomorphe Funde (wie Anm. 1), S. 33.
- <sup>20</sup> Lünig: Idole (wie Anm. 8), S. 211.
- <sup>21</sup> Becker: Zoomorphe Funde (wie Anm. 1), S. 37f.
- <sup>22</sup> Cladders, Maria: Die Tonware der Ältesten Bandkeramik. Untersuchungen zur zeitlichen und räumlichen Gliederung. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 72. Bonn 2001, Taf. 60, 7–10.
- <sup>23</sup> Die Originale der Schwanfelder Idole werden im Bandkeramik-Museum Schwanfeld gezeigt.
- <sup>24</sup> Becker: Figürliche Darstellungen (wie Anm. 4), S. 29, S. 32, Abb. 3,1.
- <sup>25</sup> Dieses Idol ist im Original im Bandkeramik-Museum Schwanfeld ausgestellt.
- <sup>26</sup> Becker: Figürliche Darstellungen (wie Anm. 4), S. 28f.
- <sup>27</sup> Ernstson, Till/Tillmann, Andreas: Ein bandkeramischer Widderkopf von Mühlhausen: Wer ist der schönste im ganzen Land? Das archäologische Jahr in Bayern 2007. Stuttgart 2008, S. 13–15.
- <sup>28</sup> Becker: Zoomorphe Funde (wie Anm. 1), S. 84, Taf. 19,6.

# Was uns die Toten über das steinzeitliche Leben erzählen können – Die Bestattungen aus Schwanfeld

von  
Frauke Jacobi

Seit es den modernen Menschen (*Homo sapiens*) gibt, hat dieser seine Toten in pietätvoller oder doch wenigstens in zumeist reglementierter Weise bestattet. Bereits für den Neandertaler (*Homo neanderthalensis*) werden entsprechende Bräuche angenommen.<sup>1</sup>

Seit dem Beginn der Jungsteinzeit, die in Mitteleuropa mit der Bandkeramischen Kultur um 5.500 v.Chr. einsetzt, haben sich die Bestattungssitten vielfach gewandelt. Besonders häufig traten in diesem Abschnitt der Vorgeschichte Hockerbestattungen auf, das heißt, die Toten wurden auf der Seite liegend mit angezogenen Armen und Beinen in einer Art Schlafhaltung beerdigt. Aber auch die gestreckte Rückenlage wurde zum Teil praktiziert, beispielsweise in der mittelneolithischen „Hinkelstein-Kultur“. <sup>2</sup> Einen besonderen Stellenwert schien das Bestattungswesen in der auch als Kupferzeit bezeichneten letzten Phase der Jungsteinzeit gehabt zu haben: Die allem Anschein nach gleichzeitig und nebeneinander auftretenden Kulturen mit Schnurkeramik sowie die sog. „Glockenbecherkultur“ wiesen einen geradezu antithetischen Grabbrauch auf: In ersterer wurde in Ost-West bzw. West-Ost-Ausrichtung, in letzterer hingegen in Nord-Süd bzw. Süd-Nord-Ausrichtung bestattet, jeweils nach Geschlecht unterschieden. <sup>3</sup> Bei all diesen Unterschieden gab es jedoch stets einen gemeinsamen Nenner: Die Toten wurden in mehr oder weniger unmittelbarer Nähe zueinander begraben, ähnlich den heutigen Friedhöfen. Gräber, die außerhalb solcher Bereiche liegen (beispielsweise innerhalb von Siedlungen) oder von den für die jeweils zugehörige Kultur vorherrschenden Bestattungssitten abweichen, werden daher als „Sonderbestattungen“ bezeichnet.

In der Bandkeramik war das Bestattungsritual für Männer und Frauen größtenteils einheitlich: Die meisten Toten wurden auf der linken Körperseite liegend beigesetzt, mit

dem Kopf im Osten und den Füßen im Westen, der Blick war somit nach Süden gerichtet. Allerdings existierten durchaus auch zahlreiche lokale Variationen. <sup>4</sup> Lediglich die Beigaben unterschieden sich bei den Geschlechtern: Männer erhielten vor allem Waffen oder Werkzeuge, Frauen eher Schmuck oder „Haushaltsgegenstände“ wie zum Beispiel Mahlsteine. Daneben bekamen beide Geschlechter Gefäße und/oder Feuersteingeräte mitgegeben. <sup>5</sup> Diese Tradition belegt, daß die Menschen damals eine wie auch immer geardete Vorstellung von einem Leben nach dem Tod gehabt haben müssen. Deren tatsächliches Aussehen jedoch entzieht sich unserer heutigen Kenntnis.

Das gilt um so mehr, wenn die Bestattungen wie im vorliegenden Fall der beiden Gräber aus der bandkeramischen Siedlung von Schwanfeld anscheinend Teil eines komplexen Rituals gewesen sind. <sup>6</sup> Allerdings können diese Vorgänge nicht Thema des vorliegenden Beitrags sein, der sich rein auf die Anthropologie beziehen soll, um die entsprechenden Ergebnisse der vergangenen Jahre zusammenzufassen. Für beide Skelette gilt, daß ihre Knochen gut erhalten und weitgehend vollständig überliefert sind, so daß repräsentative Aussagen zu Alter, Geschlecht und Körperhöhe sowie zu Krankheitserscheinungen möglich sind.

Das erste Skelett aus Schwanfeld ist das eines Mannes, der im Bereich der westlichen Längsgrube von Haus 16 aufgefunden wurde (Abb. 1). Die anthropologische Bearbeitung von Karl-Georg Beck ergab ein Alter von 23 bis 25 Jahren. <sup>7</sup> Beigesetzt wurde der Mann, abgesehen von seiner Position außerhalb eines Gräberfeldes, nach den zu jener Zeit herrschenden Sitten, also als linker Hocker mit dem Kopf im Osten und Blick nach Süden. Im Grab fanden sich eine Dechselklinge aus Amphibolit sowie fünf Pfeilspitzen aus Feuerstein (Abb. 2).

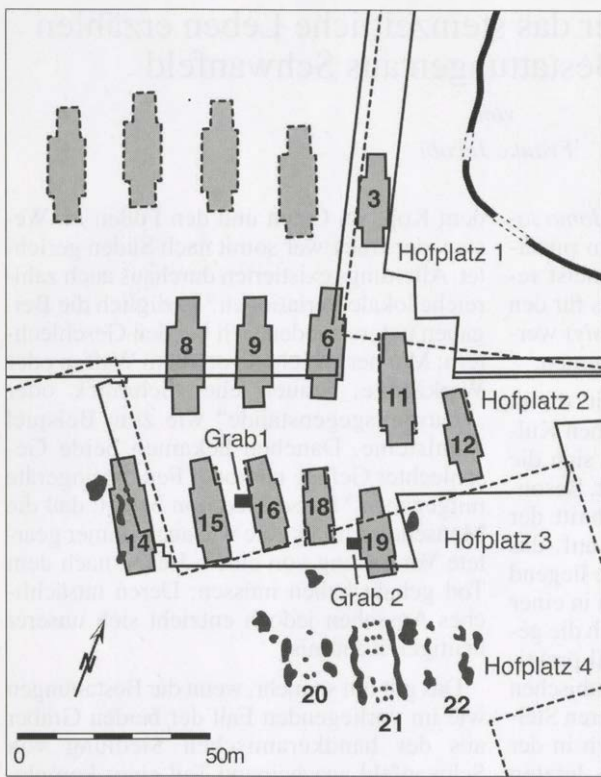


Abb. 1: Lage der Gräber auf dem Siedlungsplatz von Schwanfeld. Aus: Lüning: Gründergrab (wie Anm. 6), S. 13, Abb. 1.

Es darf davon ausgegangen werden, daß all diese ursprünglich in Holz geschäftet waren, das inzwischen restlos vergangen ist. Diese Bewaffnung wurde als Ausrüstung eines „Jägers/Kriegers“ interpretiert, um einen – ebenfalls inzwischen vergangenen – Bogen sowie einen Köcher ergänzt<sup>8</sup> und entsprechend für die Ausstellung im Bandkeramik-Museum Schwanfeld rekonstruiert (Abb. 3).

Der Mann war zu Lebzeiten etwa 163 cm<sup>9</sup> bzw. 159 cm<sup>10</sup> groß, auffällig ist jedoch seine besondere Grazilität, die bereits von Beck festgestellt wurde.<sup>11</sup> Diese bedingt auch, daß trotz einiger eher weiblicher Merkmale an Schädel und Becken das Skelett insgesamt als männlich zu bestimmen ist. Dieser Eindruck bestätigte sich bei einer erneuten Bearbeitung des Skeletts durch die Autorin. Die ursprünglich von Beck angegebene Altersschätzung konnte hingegen nicht bestätigt

werden, vielmehr erscheint ein etwas höheres Alter von ca. 28 bis 33 Jahren plausibel.

An krankhaften Veränderungen konnten durch Beck lediglich Karies an einem Backenzahn des linken Unterkiefers sowie Schmorl'sche Knorpelknötchen festgestellt werden. Hierbei handelt es sich um Veränderungen der Wirbelkörper, die von leichten Einbrüchen der Bandscheiben verursacht werden und im Jugendalter entstehen. Sie können als Hinweise auf körperliche Belastungen gewertet werden. Beide Befunde konnten bei der Neubearbeitung nicht verifiziert werden, da die betreffenden Stellen aufgrund der Montage des Skeletts in der Ausstellung des Archäologischen Museums Bad Königshofen nicht zugänglich waren. Allerdings konnte am rechten Oberschenkelknochen eine kleinräumige hellgraue Auflagerung erkannt werden, die auf ein entzünd-

liches Geschehen im Bereich des dort liegenden Gewebes schließen läßt.

Alle hier genannten Erkrankungen sind für vor- und frühgeschichtliche Skelette kein ungewöhnlicher Befund. Das gilt auch für das insgesamt eher „gesunde“ Aussehen des Skeletts: Da sich die meisten Krankheiten nicht auf die Struktur der Knochen auswirken, kann nur ein geringer Prozentsatz an Erkrankungen im Nachhinein am Skelett diagnostiziert werden. Hinzu kommt, daß eine Krankheit über einen gewissen Zeitraum hinweg bestehen (also auch überlebt werden) muß, bevor sie sich am Knochen manifestieren kann. Bei einer schweren (und somit damals meist tödlichen) Krankheit ist dies jedoch nicht gegeben. Dies führt dazu, daß für die meisten vorgeschichtlichen Skelette die Frage nach der Todesursache nicht beantwortet werden kann.

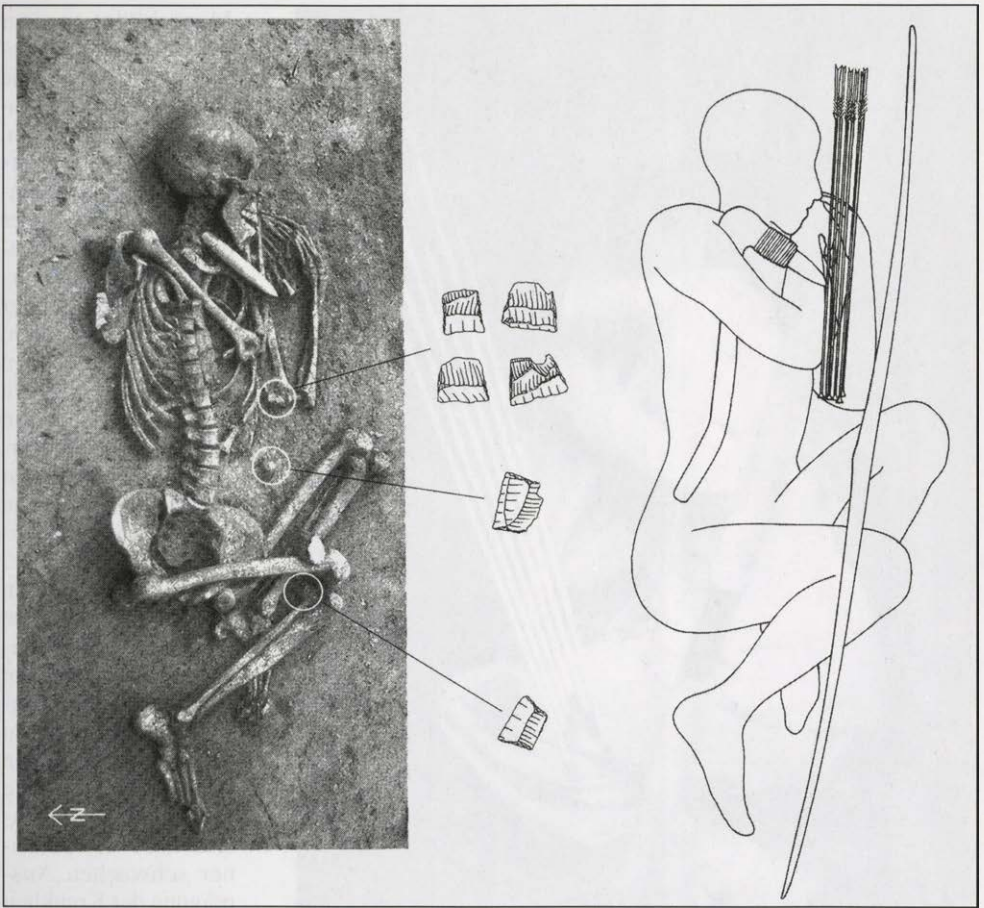


Abb. 2: Grab 1: Lage des Männerskeletts in situ und Rekonstruktionszeichnung.

Aus: Lünig: Gründergrab (wie Anm. 6), S. 24, Abb. 4.

Eine der Ausnahmen findet sich möglicherweise in dem zweiten Individuum aus Schwanfeld. In der Längsgrube des Hauses 19 fand sich das Skelett eines etwa 6jährigen Kindes (Abb. 1). Aufgrund des charakteristischen Musters des Zahndurchbruchs läßt sich in diesem Fall das Alter relativ präzise eingrenzen. Das Geschlecht hingegen ist bei Kindern nur schwer zu bestimmen, da die meisten Merkmale erst im Laufe der Pubertät ihre charakteristische Ausprägung erhalten. Im vorliegenden Fall weist das Kind jedoch eine so markante Kinnregion auf, daß eine Interpretation als männlich plausibel erscheint.<sup>12</sup> Die Beigaben sind in diesem Fall nicht ganz so eindeutig mit dem Geschlecht verbunden,

was jedoch durch das Alter des Bestatteten bedingt sein dürfte: Ein Mahlsteinfragment, zwei zylindrische Knochenperlen und eine Steinperle wurden ihm mitgegeben. In der linken Hocklage und der Ost-West-Ausrichtung entspricht auch dieses Grab ganz dem bandkeramischen Ritus. Die in der Ausstellung gewählte Form der Beisetzung in einem Baumsarg (Abb. 4) läßt sich zwar durch den Grabungsbefund nicht belegen, trat im Kulturraum der Bandkeramik jedoch durchaus auf.

Auffällig sind in diesem Fall dagegen die Befunde, die bei der Nachuntersuchung durch Stefan Flohr und Michael Schultz 2011 erho-

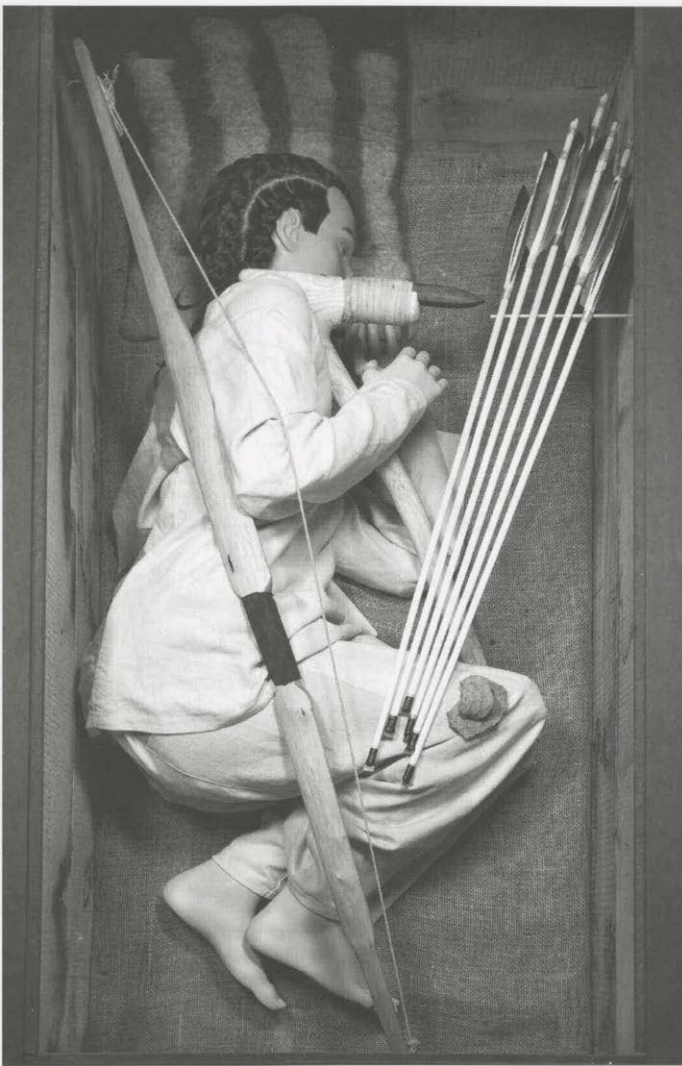


Abb. 3: Grab 1: Rekonstruktion der Männerbestattung im Bandkeramik-Museum, Schwanfeld. Photo: Heinz Peks, Schwanfeld.

ben werden konnten: Neben einer chronischen Entzündung des linken Mittelohrs fanden sich Spuren eines vermutlichen Vitamin-C-Mangels am Skelett des Jungen. Dieser wird bei Erwachsenen als Skorbut, bei Kindern hingegen nach den Erstbeschreibern ‚Möller-Barlow-Krankheit‘ genannt.<sup>13</sup> Vitamin C muß aus der Nahrung aufgenommen werden, kann jedoch über einen Zeitraum von etwa sechs Monaten im Körper gespeichert werden. Ein

Mangel führt zu einer Schwächung des Bindegewebes, durch die es verstärkt zu Blutungen kommen kann. Diese können bereits durch kleinste Traumen wie Kauen oder die Bewegung der Augen verursacht werden.<sup>14</sup> In Folge der Blutungen können, wie im vorliegenden Fall, Auflagerungen oder Porositäten am Knochen erkannt werden.<sup>15</sup> Allerdings ist für die Diagnose von Skorbut für gewöhnlich eine Art ‚Muster‘ von Veränderungen an verschiedenen Stellen des Skeletts charakteristisch, das bei dem Jungen aus Schwanfeld in dieser Form nicht vorgefunden wurde. Dies könnte verschiedene Ursachen haben: Neben einer schwachen Ausprägung der Krankheit ist auch das genaue Gegenteil möglich, nämlich ein schneller und tödlicher Krankheitsverlauf, der keine weiteren Spuren am Knochen hinterlassen hat. Durch den Vitamin-C-Mangel wird das Immunsystem geschwächt, wodurch an sich eher ungefährliche Infektionskrankheiten tödlich enden können – wie beispielsweise die hier festgestellte Mittelohrentzündung. Diese muß nicht die Todesursache des Jungen darstellen, sie liegt jedoch im Bereich des Möglichen.

Neben den allgemeinen Aussagen zu Alter, Geschlecht, Körpergröße und Krankheitsbelastungen von einzelnen Individuen kann die

Anthropologie jedoch auch weiterführende Hinweise auf das Leben der Betroffenen geben, beispielsweise durch genetische Analysen über ihre Verwandtschaft oder durch Isotopenanalysen über ihre Ernährung oder Herkunft.

Letzteres war im Fall der Schwanfelder Bestattungen von besonderem Interesse, so daß beide Skelette für die Auswertung der Strontium-Isotope beprobt wurden. Strontium ist ein u.a. in Gesteinen vorkommendes Spurenelement mit verschiedenen Isotopen. Gemessen wird das Verhältnis der beiden stabilen Isotopen  $^{87}\text{Sr}$  und  $^{86}\text{Sr}$ , das für bestimmte geologische Regionen jeweils charakteristisch ist. Das Strontium gelangt durch die Verwitterung des Gesteins in das Grundwasser und von dort entweder direkt durch das Trinkwasser oder indirekt über die Aufnahme tierischer und pflanzlicher Nahrung in den menschlichen Körper. Dort wird es zum Teil anstelle von Kalzium in Knochen und Zähne eingebaut und spiegelt so das lokale Isotopenverhältnis zum Zeitpunkt ihrer Bildung wider.<sup>16</sup> Dies gilt allerdings nur eingeschränkt für Knochen: Aufgrund ihrer porösen Substanz werden diese im Erdboden vom Regenwasser durchdrungen und nehmen

so im Laufe der Zeit das Isotopensignal des Bestattungsortes an. Zahnschmelz hingegen ist ein sehr hartes und kompaktes Material, hier finden nach der Bildung keinerlei Ände-



Abb. 4: Grab 2: Rekonstruierte Lage des Kinderskeletts im Bandkeramik-Museum, Schwanfeld. Photo: Heinz Peks, Schwanfeld.

# Schwanfeld

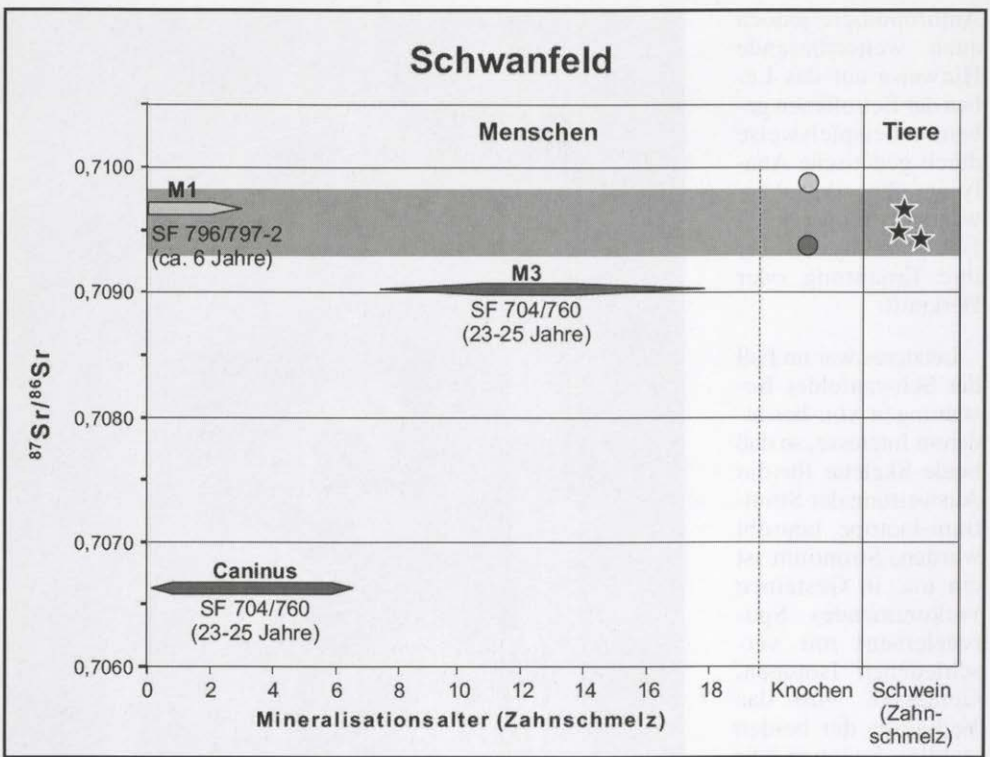


Abb. 5: Ergebnis der Isotopenanalyse. Aus: Knipper/Price: Analysen (wie Anm. 16), S. 113, Abb. 1.

rungen der Zusammensetzung mehr statt. Der Zeitpunkt der Zahnbildung ist dabei zwar von Zahn zu Zahn verschieden – so wird beispielsweise der erste bleibende Backenzahn im Alter von 0 bis 3 Jahren, der sog. Weisheitszahn hingegen frühestens zwischen dem 10. und 14. Lebensjahr angelegt,<sup>17</sup> manchmal sogar erst deutlich später. Diese Zeitpunkte wiederum sind jedoch bekannt und bei jedem Menschen ungefähr gleich. Auf diese Weise können Aussagen über den ungefähren Aufenthaltsort eines Menschen im Zeitraum der jeweiligen Zahnbildung getroffen werden, allerdings naturgemäß nur für seine Kindheit, da der Weisheitszahn (sofern überhaupt vorhanden) die letzte Zahnbildung jedes Menschen darstellt.

Untersucht werden neben Zähnen des zu erforschenden Individuums auch eine Probe seiner Knochen sowie nach Möglichkeit einige Tierzähne von der Fundstelle; beides

dient als Referenz zur Feststellung der lokalen Variationsbreite des Strontiumverhältnisses. Bevorzugt werden hierbei lokal gehaltene Haustiere wie z.B. Schweine, die keinen jahreszeitlich bedingten Weidetrieb (Transhumanz) unterliegen, im Gegensatz beispielsweise zu Kühen.

So auch im Fall der beiden Schwanfelder Bestattungen: Jeweils eine Probe aus einem Oberschenkelknochen beider Individuen (Abb. 5, Punkte) sowie einige Schweinezähne (Sterne) bilden den lokalen Variationsbereich, der dem örtlichen Lössboden entspricht. Klar innerhalb dieses Bereiches liegt das Strontiumverhältnis aus dem Backenzahn (M 1) des Jungen (Abb. 5, oberer Balken), dieser hat sich also während seiner ersten drei Lebensjahre auf Lössboden aufgehalten. Allerdings kann mit der Strontiumisotopie jeweils nur ein bestimmter geologischer Untergrund bestimmt werden, niemals jedoch eine exakte

geographische Region. Der Junge könnte somit theoretisch auch an einem anderen Ort mit gleichem Boden geboren worden sein, eine lokale Herkunft bleibt dennoch wahrscheinlich.

Anders sieht es bei dem erwachsenen Mann aus. Dessen Eckzahn (Caninus), der zwischen dem 4. bis 5. Lebensmonat und dem 5. bis 7. Lebensjahr gebildet wird,<sup>18</sup> weist ein deutlich abweichendes Verhältnis auf (Abb. 5, unterer Balken). Dieses ist typisch für eine „Region mit tertiärzeitlichem Vulkanismus“,<sup>19</sup> in der der Mann also seine frühe Kindheit verbracht haben muß. Das Ergebnis der zweiten Probe des Mannes (Abb. 5, mittlerer Balken) stammt von Weisheitszahn (M 3), der wie erläutert erst relativ spät gebildet wird. Auffällig ist seine Lage knapp außerhalb des lokalen Isotopenverhältnisses. Dies kann man als eine Art „Mischsignal“ interpretieren: Da die Entwicklung eines Zahnes über mehrere Jahre verläuft, können sich die Signale unterschiedlicher geologischer Untergründe gewissermaßen „vermischen“, wenn sich der Mensch während dieses Zeitraumes in verschiedenen Lebensräumen längerfristig aufhält. Es ist also wahrscheinlich, daß der Mann zwischen seinem 12. und 18. Lebensjahr von einer Region mit tertiärzeitlichem Vulkanismus in eine Region mit Lößboden migriert ist.

Eine Kartierung entsprechender vulkanischer Böden ergibt, daß solche an einigen Stellen im näheren und weiteren Umfeld Schwanfelds vorkommen. Selten sind hingegen an gleicher Stelle gefundene ältestbandkeramische – also mit der Bestattung gleichzeitige – Siedlungen. Solche finden sich lediglich in der Wetterau (Vogelsberg) sowie in den böhmischen Mittelgebirgen.

Einen weiteren Hinweis darauf, aus welcher von diesen beiden Regionen der Mann stammen könnte, gibt möglicherweise die in seinem Grab gefundene Dechselklinge. Vergleichbare Funde aus der Siedlung stammen laut mineralogischer Untersuchungen aus Nordböhmen.<sup>20</sup> Diese Fernbeziehungen könnten dafür sprechen, daß die Herkunft des Mannes tatsächlich in den böhmischen Mittelgebirgen zu suchen ist, von denen aus er im Jungendalter nach Schwanfeld kam. Aufgrund der methodischen Einschränkungen der Iso-

topenanalyse ist dies nach wie vor nur eine von vielen Möglichkeiten – denkbar wären auch eine näher gelegene, noch unbekanntere ältestbandkeramische Siedlungskammer auf einem von geologisch jungem Vulkanismus geprägten Untergrund und ein Import des Dechsels ohne eigentlich persönliche Bindung des Trägers.

Um nun auch über eine mögliche Verwandtschaft der beiden Schwanfelder Bestattungen näheres zu erfahren, wurden von beiden Skeletten Proben für die DNA-Analyse gewonnen. Die Bearbeitung, die derzeit durch die „Arbeitsgruppe Palaeogenetik“ in Mainz durchgeführt wird, könnte dann durchaus die Frage klären, ob es sich bei dem „Jäger/Krieger“ tatsächlich um den Urahn des Jungen gehandelt hat.

#### Anmerkungen:

- 1 Terberger, T.: Der Mensch im Eiszeitalter, in: Freeden, U. von/ Schnurbein, S. von (Hrsg.): Spuren der Jahrtausende. Frankfurt 2002, S. 60–93, hier: S. 73.
- 2 Lünig, Jens: Grundlagen seßhaften Lebens, in: Freeden/Schnurbein: Spuren (wie Anm. 1), S. 110–138, hier S. 119.
- 3 Ebd., S. 133.
- 4 Wilhelm-Schramm, M.: Das Totenritual der Linearbandkeramik östlich des Rheins. Urgeschichtliche Studien III. Remshalden 2009, S. 52.
- 5 Ebd., S. 103.
- 6 Lünig, Jens: Gründergrab und Opfergrab: Zwei Bestattungen in der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld, in: ders. (Hrsg.): Schwanfeldstudien zur Ältesten Bandkeramik. Bonn 2011.
- 7 Ebd., S. 54.
- 8 Gronenborn, D.: Der ‚Jäger/Krieger‘ aus Schwanfeld. Einige Aspekte der politisch-sozialen Geschichte des mitteleuropäischen Altneolithikums, in: Eckert, J./Eisenhauer, U./Zimmermann, A. (Hrsg.): Archäologische Perspektiven. Analysen und Interpretationen im Wandel. Festschrift für Jens Lünig zum 65. Geburtstag. Internat. Arch. Studia honoraria 20. Rahden/Westf. 2003, S. 35–48.
- 9 Nach Breiting; Lünig: Gründergrab (wie Anm. 6), S. 54.

- <sup>10</sup> Nach Pearson 1899, Umrechnung anhand der von Beck angegebenen Maße.
- <sup>11</sup> Lüning: Gründergrab (wie Anm. 6), S. 54.
- <sup>12</sup> Flohr, S./Schultz, M.: Anthropologische und paläopathologische (Neu-)Untersuchung des bandkeramischen Kinderskelettes aus Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, Unterfranken, in: Lüning: Schwanfeldstudien (wie Anm. 6), S. 102.
- <sup>13</sup> Herrmann, B./Grupe, G./Hummel, S./Piepenbrink, H./Schutkowski, H.: Prähistorische Anthropologie. Leitfaden der Feld- und Labormethoden. Berlin 1990, S. 168.
- <sup>14</sup> Ortner, D.J./Ericksen, M.F.: Bone Changes in the Human Skull Probably Resulting from Scurvy in Infancy and Childhood. *Internat. Journal Osteoarch.* 7 (1997), S. 212–220, hier: S. 213.
- <sup>15</sup> Flohr/Schultz: Anthropologische Untersuchung (wie Anm. 12).
- <sup>16</sup> Knipper, C./Price, T. D.: Strontium-Isotopenanalysen an den menschlichen Skelettresten aus der ältestbandkeramischen Siedlung Schwanfeld, Ldkr. Schweinfurt, Unterfranken, in: Lüning: Schwanfeldstudien (wie Anm. 6).
- <sup>17</sup> Tütken, T.: Die Isotopenanalyse fossiler Skelettreste – Bestimmung der Herkunft und Mobilität von Menschen und Tieren, in: Meller, H./Alt, K. W. (Hrsg.): Anthropologie, Isotopie und DNA – biografische Annäherung an namenlose vorgeschichtliche Skelette? Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte 3 (2010), S. 33–52, Abb. 2.
- <sup>18</sup> Knipper/Price: Analysen (wie Anm. 16), S. 110.
- <sup>19</sup> Ebd., S. 112.
- <sup>20</sup> Ebd., S. 113.

## Bericht über den 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld

von  
Peter A. Stieß



Abb. 1: Zahlreiche Schilder brachten die Besucher auf den „rechten Weg“.

Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Am „Tag der Deutschen Einheit“, den 3. Oktober 2011, fand im unterfränkischen Schwanfeld der 1. Fränkische Thementag des FRANKENBUNDES als neues Programmangebot statt. Petrus meinte es überaus gut mit den Frankenbündlern, und so war es ein Tag voll herrlichen Sonnenscheins und mit angenehmen spätsommerlichen Temperaturen, geradezu ideal für alle Arten von Aktivitäten drinnen und draußen. Dank der hervorragenden Organisation durch die Gemeinde Schwanfeld und die Bundesgeschäftsstelle konnte die Veranstaltung, die rund 200 Gäste aus nah und fern angelockt hatte, zu einem vollen Erfolg werden.



Abb. 2: Der „FRANKENBUND“ speist in der Aula der Verbandsschule zu Mittag.

Photo: Gemeinde Schwanfeld.



Abb. 3: Herzhaftes gab es in der Pfarrgasse.

Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Die perfekte Organisation der Veranstaltung zeigte sich schon bei der Ankunft in Schwanfeld, als Helfer der Freiwilligen Feuerwehr den Anreisenden FRANKENBUND-Mitgliedern den richtigen Weg zu den Park- und Schauplätzen des Thementages wiesen. Dank zahlreicher, überall angebrachter Hinweistafeln fand jeder auch den Weg zum gesuchten Ziel: Bürgerzentrum, Pfarrkirche St. Michael, Verbandsschule und Bandkeramik-Museum.

Das ganze Dorf war auf diesen großen Tag festlich eingestellt und präsentierte sich in vollem Fahnschmuck. Ein uninformierter Besucher hätte fast meinen können, statt des 1. Fränkischen Thementages hätte sich die Gemeinde wegen des Besuches des Landesvaters oder der abzuhaltenden Fronleichnamsprozession in ihr schönstes Kleid geworfen. Überdies sind die zahlreichen Helfer aus dem Dorf, die vielen Schwanfelderinnen und Schwanfelder, lobend zu nennen, die freundlich und hilfsbereit den Festgästen hilfsreich zur Seite standen, sie mit Kaffee und Kuchen oder Bier und Herzhaftem labten.

Denn, wie es in Franken üblich ist, gab es nicht nur geistliche und geistige Nahrung, sondern an drei verschiedenen Stellen auch Speis' und Trank.

Im Bürgerzentrum fand schon ab 9 Uhr ein Begrüßungsfrühstück statt, wobei so manchen Besucher neben den insgesamt äußerst günstigen (da Selbstkosten-) Preisen die Größe der Schwanfelder Kuchenstücke zu wahren Begeisterungstürmen hinrissen. Die Aula der Verbandsschule hatte man im hinteren Bereich zu einem beinahe regelrechten Restaurant umgestaltet, wo es in der Mittagspause köstliche fränkische Gerichte zu kosten gab und dementsprechend großer Andrang herrschte.

Aber auch direkt vor dem Bandkeramik-Museum hatten die Schwanfelder „mitten auf der Pfarrgasse“ einen Imbißstand aufgeschlagen. Dort gab es zu nicht-alkoholischen Getränken bzw. Bier die obligaten Bratwürste, Steaks oder deftig belegtes Gebäck, was gerne von den zahlreichen Gästen angenommen wurde.



Abb. 4: Dr. Paul Beinhofer mit Gästen vor dem Eingang zur Kirche. Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Die rechte geistliche Einstimmung in den Fränkischen Thementag schenkte den Teilnehmern der um 9.30 Uhr in der Katholischen Pfarrkirche St. Michael gefeierte ökumenische Gottesdienst. In dem bis fast auf den letzten Platz gefüllten Gotteshaus brachten die Pfarrer Volker Benkert (kath.) und Ivar Brückner (evang.) den Besuchern anhand des Evangeliums, das vom Stammbaum Jesu handelte, die Bedeutung des Wissens um Herkunft, Zusammenhalt und Gemeinschaft nahe. Nicht umsonst zitierte das Liedblatt den britischen Staatsmann Winston Churchill, der gesagt hat: „Je weiter man zurückblicken kann, desto weiter wird man vorausschauen.“ Der wirklich anrührend gestaltete Gottesdienst wurde gekonnt von den „Schweinfurter Parforcehornbläsern“ unter der Leitung von Reiner Kloss umrahmt, die mit ihren Instrumenten einen feierlichen Klang in der Kirche verbreiteten und die beim Gottesdienst Mitfeiernden kräftig beim Gesang unterstützten.

Nach dem Gottesdienst fanden sich die zahlreichen Besucher zur Begrüßung und zum Einführungsvortrag in der Aula der Verbandsschule ein. Diese festliche Veranstaltung wurde wie der Gottesdienst von den „Schweinfurter Parforcehornbläsern“ musi-



Abb. 5: Blick in die vollbesetzte Pfarrkirche St. Michael während des ökumenischen Gottesdienstes. Photo: Gemeinde Schwanfeld.



Abb. 6: Die Zuhörer in der Aula der Verbandsschule lauschen gespannt den „Schweinfurter Parforcehornbläsern“.  
Photo: Gemeinde Schwanfeld.

kalisch mitgestaltet. Als Ehrengäste konnten der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Herr Dr. Paul Beinhofer, und der 1. Bürgermeister von Schwanfeld, Herr Richard Köth, einige Ehrengäste begrüßen, darunter der Bayerische Staatssekretär im Innenministerium Gerhard Eck, der Schweinfurter Landrat Harald Leitherer und die Gerolzhöfer Bürgermeisterin Irgard Kramer. Als kleinen Ausdruck des Dankes des FRANKENBUNDES an die Gemeinde Schwanfeld für die großartige Vorbereitung der Veranstaltung überreichte der 1. Bundesvorsitzende einen Scheck in Höhe von 500 Euro als Geschenk. Vor dem Auditorium in der gut gefüllten Aula hielt anschließend Prof. emeritus Dr. Jens Lüning, Köln, seinen spannenden und hochinteressanten Grundlagenvortrag zum Thema „Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld“, den Sie hier in diesem Heft nachlesen können. Prof. Lüning unterstrich besonders, daß sich wegen der hier vor 7.500

Jahren beginnenden frühest-bandkeramischen Siedlung Schwanfeld mit Fug und Recht als das älteste Dorf Deutschlands bezeichnen dürfe. Denn, wenn vielleicht auch anderswo ältere Einzelfunde gemacht worden seien, so wäre bislang doch noch nirgendwo sonst eine so alte als richtiges Dorf zu definierende Siedlung gefunden worden.

Anschließend dankten Prof. Lüning und Bürgermeister Köth Bundesfreund Hans Koppelt besonders herzlich. Dieser hatte nämlich vor über dreißig Jahren als Hobbyarchäologe die bandkeramische Siedlung Schwanfeld entdeckt und in einem kurzen Beitrag in der Zeitschrift FRANKENLAND darauf hingewiesen. Über diesen Hinweis wurde Prof. Lüning erst auf seine spätere Ausgrabungs- und Forschungsstätte aufmerksam. Zum Abschluß durften sich unser 1. Bundesvorsitzender Dr. Beinhofer, Prof. Lüning, Bundesfreund Koppelt und Landrat Leitherer in das „Goldene Buch“ der Gemeinde Schwanfeld eintragen.



Abb. 7: Nach dem Eintrag in das „Goldene Buch“ der Gemeinde Schwanfeld v.l.n.r.: Landrat Harald Leitherer, Bürgermeister Richard Köth, Dr. Paul Beinhofer, Bundesfreund Hans Koppelt, Prof. em. Dr. Jens Lüning.  
Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Nach der Mittagspause hatte ab 12 Uhr das Bandkeramik-Museum geöffnet. Dieses Museum führt die Besucher anschaulich in die Zeit der Bandkeramiker vor 7.500 Jahren ein. Es besitzt zahlreiche Nachbauten, die als Werkzeuge, Geschirr, Bekleidung und Schmuck oder mit der Grabanlage des Dorfgründers einen tiefen Einblick in die Lebenswelt dieser frühen Bewohner schenken können. Daneben helfen ausführliche und allgemeinverständliche Texttafeln dem Betrachter, Hintergrundwissen zu der Zeit der Bandkeramiker, die zwischen 5.500 und 5.000 v.Chr. in Schwanfeld siedelten, zu erwerben. Mehrere Führungen durch das

Museum, die von Prof. Lüning selbst und von Herrn Roland Müller abgehalten wurden, fan-



Abb. 8: Die Besucher des Thementages lauschen andächtig der Führung von Prof. Lüning in „seinem“ Bandkeramik-Museum.  
Photo: Gemeinde Schwanfeld.



Abb. 9: Viele Frankenbündler interessieren sich für die Getreideverarbeitung der Jungsteinzeit. Photo: Gemeinde Schwanfeld.

den einen regen Zuspruch. Außerdem konnte man im Eingangsbereich des Museums einen in die Zeit der Bandkeramiker einführenden aufschlußreichen Film anschauen.

Parallel zu den Führungen wurden zwischen 13 und 17 Uhr rund um das Museum mehrere Mitmachstationen angeboten, die sich speziell auch an die Kinder richteten.



Abb. 10: Der Steinzeitofen wurde geschürt von den Herren Bruno Reitwiesner und Roland Müller, die ihn hier mit ihren weiteren Helfern flankieren. Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Gerade die Punkte, an denen man etwas anfassen und selbst erproben konnte, waren nicht nur für die jüngeren Besucher, sondern auch für alle anderen besonders attraktiv, was vor allem der zahlreiche Besuch an diesen Mitmachstationen verriet.

So konnte man dort als nicht alltägliche Erlebnisse Holz wie vor 7.000 Jahren bearbeiten oder Birkenpech herstellen. Es wurden Stockbrot, Fladen und schmackhafte Bretzeln (wie

der Berichtersteller selbst kosten durfte) im Steinzeitofen gebacken, aber es war auch möglich, sich im Mahlen und Mörsern von Getreide zu versuchen.

Obschon das Bandkeramik-Museum und die Mitmachstationen viele Gäste anlockten, konnten die gleichzeitig in der Aula der Verbandsschule stattfindenden vertiefenden

Kurzvorträge zu Spezialthemen sich nicht über mangelnden Zuspruch beklagen. Diese Referate, die sie alle in diesem Heft Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND veröffentlicht finden, waren jeweils von 40 bis 50 Zuhörern frequentiert.

Junge Forscherinnen, die sich unter der Ägide von Prof. Lünning während ihres Studiums mit der Materie beschäftigt hatten, gaben Einblicke in einige besondere Aspekte des bandkeramischen Lebens. In

etwa 30minütigen Einführungen behandelten Wiebke Hoppe M.A. die Idole dieser Steinzeitmenschen als kleine Kunstwerke oder Tessa Maletschek M.A. deren Keramik. Aber auch die Liebe dieser frühen Menschen zu fremdartigem Schmuck wurde von Sayuri de Zilva M.A. thematisiert, wohingegen Frauke Jacobi M.A. davon berichtete, was die Toten über das neolithische Leben zu erzählen vermögen.



Abb. 11: Bürgermeister Köth und Regierungspräsident Dr. Beinhofer genießen frisches „Steinzeitgebäck“.  
Photo: Gemeinde Schwanfeld.

Um die Gäste bei Kräften zu halten, gab es nachmittags zwischendurch auch die Gelegenheit, sich nochmals im Bürgerzentrum bei Kaffee und Kuchen zu stärken, was gerne angenommen wurde. Von netten Schwanfelderrinnen in schmucker fränkischer Tracht bedient, kam es zu angeregten Gesprächen über dies und das: die Bandkeramiker wurden ebenso zum Gesprächsstoff wie die geglückte Idee des Fränkischen Thementages oder ein allgemeiner Erfahrungsaustausch zwischen den Mitgliedern der einzelnen FRANKENBUND-Gruppen. Gegen Abend machte sich eine frohgelaunte Schar von Bundesfreunden wieder auf den Rückweg in ihre Heimat, und ein stimmungsvoller, erkenntnisreicher und wunderschöner 1. Fränkischer Thementag ging zu Ende.

So bleibt abschließend dem FRANKENBUND nur zu wünschen, daß dies der gute Beginn eines hoffentlich in den künftigen Jah-

ren erfolgreichen Veranstaltungstyps gewesen ist, der uns helfen wird, das jeweilige Jahresthema für unsere Gruppen bestens vorzubereiten, und darüber hinaus aber auch die zahlreichen Gruppen unserer Vereinigung einander näherbringen wird. Ganz zum Schluß gilt es, nochmals der Gemeinde Schwanfeld unter ihrem engagierten und ungemein rührigen Bürgermeister Richard Köth für die großartige fränkische Gastfreundschaft, die sie dem FRANKENBUND erwiesen haben, herzlich zu danken. In den Dank sei auch unsere Bundesgeschäftsführerin, Frau Dr. Christina Bergerhausen, mit eingeschlossen, die, obwohl sie leider aus familiären Gründen an der Teilnahme verhindert war, die gesamte Organisation in einer derartigen Weise umgesetzt hatte, daß die gesamte überaus geglückte Veranstaltung wie am sprichwörtlichen „Schnürchen“ lief. Ergo: Freuen wir uns schon auf den 2. Fränkischen Thementag im kommenden Jahr in Heilsbronn!

# Bericht über die 64. Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 2011 in Coburg mit der Grußansprache des 1. Bundesvorsitzenden

von  
Peter A. Süß

Bei strahlendem Sonnenschein und bestem Herbstwetter versammelte sich der Frankenbund am 15. Oktober 2011 in Coburg zu seiner 64. Bundesbeiratstagung. Die Ausrichtung der Veranstaltung lag auch in diesem Jahr wie üblich bei der örtlichen Gruppe des Frankenbundes, der „Historischen Gesellschaft Coburg e.V.“ unter ihrem Vorsitzenden Prof. Dr. Gert Melville, der zugleich unser 2. Bundesvorsitzender ist. Als Örtlichkeit für die Festsitzung und die nachmittägliche Delegiertenversammlung hatte man das nagelneue moderne Pfarr- und Dekanatszentrum St. Augustin in unmittelbarer Nähe zu Schloßplatz und Hofgarten ausgesucht.

Am Beginn der morgendlichen Veranstaltung stand um 9.30 Uhr auch diesmal wieder das mittlerweile zum guten Brauch gewor-

dene Begrüßungsfrühstück für die Teilnehmer, wobei sich die gute Seele des Coburger Historischen Vereins, Frau Kuschbert, rührend um die Wünsche der Gäste bemühte. Pünktlich um 10.00 Uhr konnten die Festgäste der vom Posaunenchor der St. Moriz-Kirche unter der Leitung von Kirchenmusikdirektor Peter Stenglein als Auftakt des Festaktes dargebotenen Ouvertüre und Präludium B-Dur von Georg Friedrich Händel lauschen. Nach den Grußworten brachte das Bläserensemble mit „*There's no hiding place*“ von Richard Roblee dann noch ein modernes Stück zu Gehör, um sich dann dankbar beklatscht zu verabschieden.

In seiner Begrüßungsansprache konnte unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, etliche Ehrengäste,



Abb. 1: Blick in den großen Saal des Pfarr- und Dekanatszentrums St. Augustin während des Festaktes.  
Photo: Christina Bergerhausen.

darunter die 2. und 3. Bürgermeister der Stadt Coburg, Herrn Norbert Tessmer und Herrn Hans-Heinrich Ulmann, sowie zahlreiche Besucher bei dieser festlichen Veranstaltung willkommen heißen. Mit besonderer Freude konnten unsere ehemaligen 2. Bundesvorsitzenden aus Oberfranken, Herr Bezirkstagspräsident a.D. Edgar Sitzmann und Herr Dipl.-Ing. Heribert Haas, in der Mitte der Festcorona begrüßt werden. Im Rahmen dieser Begrüßung nutzte Dr. Beinhofer – wie bei ihm eigentlich immer Usus – die Gelegenheit, auch einigen programmatischen Überlegungen zum Selbstverständnis und zu den Zukunftsaufgaben des FRANKENBUNDES Ausdruck zu verleihen. Wegen der Bedeutung dieser richtungsweisenden Äußerungen auch über den unmittelbaren Anlaß und Adressatenkreis hinaus seien sie hier in diesen Bericht im Wortlaut eingefügt:

„Coburg ist eine Reise wert“ – in diesem abgewandelten Sinne eines bekannten Zitates möchte ich Sie alle recht herzlich zu unserer diesjährigen Bundesbeiratstagung hier in dieser herrlichen Stadt an der Itz begrüßen. Als eine der profiliertesten Kommunen Frankens, ein ‚Schatzkästlein‘ in der Diktion des bekannten Zitates von Carl Immermann, verfügt Coburg nicht nur über eine facettenreiche Geschichte und einen weithin bekannten Schatz prägender Baudenkmäler, sondern ist über das ehemalige Herrscherhaus der Herzöge von Sachsen-Coburg und Gotha, hervorgegangen aus den Wettinern, namensgebend für eine (einst) europaweit regierende Dynastie. Ihre Prägung als Residenzstadt spiegelt sich in vielen Gebäuden und architektonischen Ensembles wider. Ich freue mich sehr über die herzliche Aufnahme in Ihrer Stadt, sehr geehrter Herr Bürgermeister Tessmer, und möchte mich an dieser Stelle bereits jetzt für die gewährte Gastfreundschaft bedanken.

Die Tätigkeit der Heimat- und Geschichtsvereine erfährt im allgemeinen hohe Aufmerksamkeit und eine entsprechende Wertschätzung im öffentlichen Bewußtsein. Ihre wissenschaftliche Funktion, die Bedeutung für die Wahrung eines regionalen Geschichtsbewußtseins und die damit gekoppelte

*gesellschaftliche Funktion als Träger von Bildung und Geselligkeit ist im öffentlichen Bereich unbestritten. Bei genauerer Betrachtung drängt sich jedoch die Frage auf, wen wir und alle anderen, die sich den Themen der Heimatgeschichte und -kultur verschrieben haben, erreichen, wie weit unser Engagement von der Breite der Bevölkerung wahr- und angenommen wird. Insbesondere der Blick auf den Nachwuchs, auf die Jugend in Schulen und Universitäten läßt Zweifel über die Breitenwirksamkeit unserer Tätigkeit aufkommen.*

*Dabei begegnet einem ein scheinbar kaum aufzulösendes Dilemma: Geschichtliche Fragestellungen, Themen der Heimat- und Regionalgeschichte erfahren auf der einen Seite eine hohe Aufmerksamkeit. Medien mit entsprechenden Inhalten finden – in entsprechender Verpackung – hohen Absatz, die Geschichtssendungen des Fernsehens mit populistischer Aufmachung besitzen hohe Einschaltquoten. Volksfeste mit historischem Ambiente sind ein Publikums- und Touristenmagnet ersten Ranges.*

*Offensichtlich haben wir es einerseits mit einem hohen Bedürfnis nach Heimat und regionaler Identität zu tun, andererseits wirkt dieses Interesse der Menschen häufig oberflächlich und nur auf den äußeren Schein bedacht. Diese Zusammenhänge zwischen der Sehnsucht nach überschaubaren Räumen und Strukturen in einer globalisierten Welt sowie einer überbordenden Ökonomisierung jedweder Lebensbereiche ist schon oft genug beschrieben worden. Ich möchte dies an dieser Stelle nicht wiederholen, aber auf folgendes aufmerksam machen:*

*Eine neue Generation wächst heran, die mit postmodernen Schein- und Erlebniswelten zu leben weiß, wie z.B. mit Themenrestaurants und Freizeitparks, Shopping-Malls, Freilichtmuseen und Weltausstellungen. Die Inszenierung solcher Scheinwelten gehört zum Alltag des 21. Jahrhunderts. Ob nun Arbeitswelt-Inszenierungen im Museum oder Freizeitwelt-Inszenierungen im PC, im Kino oder im Vergnügungspark: die Grenzen zu Show oder Spektakel, Entertainment oder Theater werden immer fließender. Fast alles*

wird zum Erlebnisthema – zum Event – gemacht. Wir leben in einer ‚themed world‘, und die hohe Kultur wandelt sich zur ‚public culture‘.

Im gleichen Sinne hat sich bereits vor gut zehn Jahren der bekannte Kulturjournalist der Wochenzeitung ‚Die Zeit‘, Hanno Rauterberg, wie folgt geäußert: ‚Früher waren es Schwellenängste (bei Besuchern kultureller Veranstaltungen; Anm. des Verfassers), heute sind es Reizschwellen, die überwunden werden müssen. Das Publikum will geködert werden, mit köstlichen Versprechungen, aufreizenden Worten, prallen Namen; alles braucht eine knisternde Verpackung.‘

Damit stellt sich die Frage, wie sich die Heimat- und Geschichtsvereine in dieser Situation positionieren: sich der Entwicklung anzuschließen oder einen Gegenpol einzunehmen, in der Erwartung, durch Schärfung ihres (neudeutsch) ‚Markenprofils‘ und damit durch einen klar konturierten Standpunkt auf sich aufmerksam zu machen.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang eine Stimme zitieren, die die Gefahren eines falschen Umganges mit der Heimatgeschichte auf den Punkt bringt, unseren früheren Landtagspräsidenten und langjährigen Vorsitzenden des Bayerischen Vereins für Heimatpflege Johann Böhm, der dazu 2006 ausführte: ‚Geschichte darf nicht zum nostalgischen Kuscheltier verkommen oder gar als Vehikel dienen, um der Gegenwart zu entfliehen oder um das Glück in einer angeblich heilen Welt der Vergangenheit zu suchen. Und ebenso kann Geschichte keine Tiefkühltruhe sein, aus der man sich nur herausholt, was einem schmeckt.‘ In diesem Sinn erscheint es mir wichtig zu betonen, daß der künftige Weg der Heimat- und Geschichtsvereine nicht in eine Verflachung ihrer kulturellen Arbeit, einer ‚Mc Donaldisierung‘ ihres kulturellen Auftrags führen kann. Die uns zugefallene Aufgabe, ein besonders wichtiger Garant für ein regionales Geschichtsbewußtsein zu sein, kann sachgerecht nicht in einer Anbiederung an den Zeitgeist ausgeführt werden. In prägnanter Form hat Prof. Manfred Tremel die Rolle der Heimat- und Geschichtsvereine in einem Vortrag aus dem Jahre 2006, wie folgt,

auf den Punkt gebracht: ‚Die Geschichtsvereine sind längst, meist ohne es selbst zu wissen, ein besonders stabiler und zuverlässiger Teil einer von ehrenamtlich Engagierten getragenen Bürgergesellschaft, die inzwischen immer häufiger als Garant für ein künftiges Europa beschworen wird, das auf Bürgernähe und Partizipation aufbaut. Vielleicht liegt gerade in der Verbindung von historischer Kompetenz und ehrenamtlichem Engagement, das in Zeiten knapper Kassen für den Erhalt einer lebendigen Regionalkultur unverzichtbar ist, sogar die entscheidende gesellschaftliche und politische Aufgabe der Geschichtsvereine. Zu diesem Zweck müssen sie mahnen und anregen, Gegenwartsinteressen artikulieren und organisieren und sie in Bezug zu Vergangenen setzen. Ihre große Chance besteht darin, ein Forum zu bieten für die Bürgerbeteiligung in überschaubaren Lebenswelten, für aktive kulturelle Betätigung, für ehrenamtliches Engagement im Dienste der Gemeinschaft.‘

Diese Position möchte ich mir für den Frankenbund ausdrücklich zu Eigen machen. Was eine von ehrenamtlich Engagierten getragene Bürgergesellschaft in diesem Sinne zu leisten vermag, wenn sie dann auch die nötige Förderung und Unterstützung von Staat und Kommunen erfährt, haben wir vor wenigen Tagen bei unserem I. Fränkischen Thementag in Schwanfeld (Lkr. Schweinfurt) rund um das dortige Bandkeramikmuseum erfahren dürfen. Hiervon wird in der heutigen Festveranstaltung zu einem späteren Zeitpunkt noch die Rede sein [vgl. die Laudatio zur Kulturpreisverleihung 2011 in diesem Heft, Anm. der Schriftleitung].

Lassen Sie mich nun an dieser Stelle ein ganz herzliches Dankeschön für die kompetente Vorbereitung dieser Veranstaltung unserer hiesigen Frankenbundgruppe, der Historischen Gesellschaft Coburg, aussprechen. Unter der Leitung von Prof. Melville und unter tatkräftigem Einsatz engagierter Mitglieder wie Fr. Kuschbert ist eine gute Grundlage für eine hoffentlich erfolgreiche Tagungsarbeit geschaffen worden. Ich freue mich nun auf unsere Tagung und wünsche ihr einen erkenntnisreichen Verlauf.“



Abb. 2: Herr Gerhard Amend begrüßt im Namen des Historischen Gesellschaft Coburg e.V. die Festgäste. Photo: Christina Bergerhausen.

In seinem, diesen Ausführungen folgenden Grußwort brachte der 2. Bürgermeister von Coburg, Herr Norbert Tessmer, im Namen der Stadt und in Vertretung des verhinderten Oberbürgermeisters Norbert Kastner seine Freude darüber zum Ausdruck, daß der FRANKENBUND seine Bundesbeiratstagung in der Stadt abhalte und betonte, Coburg werte dies als Ehre und zugleich als Beleg für seine weithin anerkannte Zentralfunktion, die ja, nachdem die sächsischen Ortlande 1920 zu Bayern gekommen waren, Grund für seine besondere Stellung und Ausstattung mit Kulturinstitutionen wie dem Landestheater gewesen seien. Anschließend begrüßte Herr Gerhard Amend von der „Historischen Gesellschaft Coburg e.V.“ die angereisten Gäste und Delegierten auf das Herzlichste und gab einen kurzen Einblick in die Geschichte des Vereins, der seit 1960 eine Gruppe des Frankenbundes ist.

Anschließend hielt Herr Professor Dr. Winfried Müller, Inhaber des Lehrstuhls für Sächsische Landesgeschichte an der Technischen

Universität Dresden, der für den aus familiären Gründen verhinderten, ursprünglich geplanten Festredner, Prof. Dr. Ludwig Wamser, kurzfristig eingesprungen war, den Festvortrag zum Thema: „Franken auf der ‚via regia‘. Transferprozesse auf der bedeutendsten Ost-West-Verbindung der Vormoderne.“ Darin zeigte er anhand einiger, vornehmlich Nürnberger Beispiele auf, daß agile Franken weit über unseren engeren Raum hinaus unternehmerisch tätig waren und in der Fremde durchaus zu Bedeutung und Einfluß gelangen konnten, ja ein regelrechtes „Netzwerk“ bildeten. Über das thüringisch-sächsische Gebiet hinaus reichten die fränkischen Einflüsse bis weit ins Königreich Polen.

Nach dem Festvortrag schritt der 1. Bundesvorsitzende zur Verleihung des Kulturpreises des Frankenbundes 2011, der von der Bundesleitung Herrn Professor Dr. Jens Lüning aus Köln, der über lange Jahre die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Franken entscheidend vorwärtsgebracht und seine Erkenntnisse im Rahmen des maßgeblich von



Abb. 3: Prof. Dr. Winfried Müller, Dresden, bei seinen Ausführungen zum Festvortrag. Photo: Christina Bergerhausen.

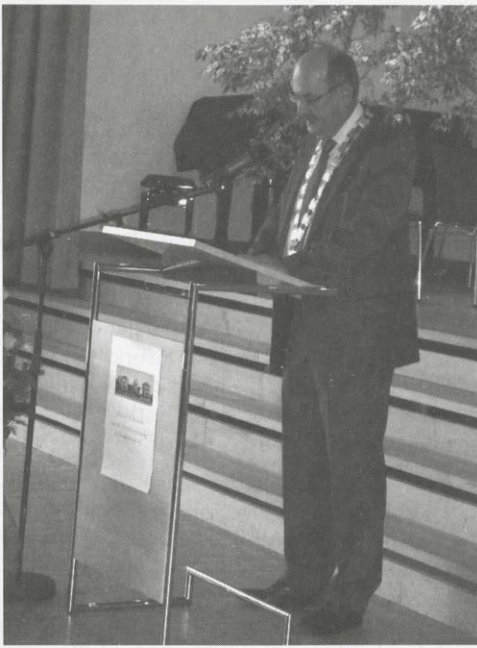


Abb. 4: Bürgermeister Köth bei seiner Laudatio auf den Kulturpreisträger 2011. Photo: Christina Bergerhausen.

ihm propagierten und in die Tat umgesetzten Bandkeramik-Museums in Schwanfeld/Unterfranken einer breiten interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, zuerkannt worden war. Die Laudatio dazu hielt der 1. Bürgermeister von Schwanfeld, Herr Dipl.-Ing. (FH) Richard Köth. Bürgermeister Köth hob neben den wissenschaftlichen Leistungen Prof. Lünings vor allem dessen Nähe zu den Menschen vor Ort und seine im Laufe der Jahre gewachsene Liebe zur fränkischen Landschaft und zum hiesigen Wein hervor. Seine lobende Ansprache kann hier im Anschluß in Gänze nachgelesen werden.

In bewegten Worten und mit viel Humor bedankte sich anschließend der Geehrte für die erhaltene Auszeichnung. Dabei unterstrich Professor Lünig nochmals seine Affinität zu Franken und hob hervor, wie bemerkenswert die von ihm und seinen Mitarbeitern in Schwanfeld gemachten Funde für die Zeit der frühen Bandkeramiker sind. Er freute sich, daß mit dem neuen, auch unter der Ägide von Bürgermeister Köth entstandenen Museum in Schwanfeld seine Forschungsergebnisse je-

dermann zugänglich gemacht werden konnten.

Zum Abschluß des Festaktes bedankte sich unser 2. Bundesvorsitzender, Herr Prof. Dr. Gert Melville, Coburg, herzlich bei allen Beteiligten und Mitwirkenden der Veranstaltung. In seinem Schlußwort ging er auch auf die Bedeutung von Ritualen im Jahreslauf von Vereinen ein und beleuchtete die Wichtigkeit einer Heimatverortung der Menschen in unseren Tagen. Mit seinen Ausführungen ging der offizielle Teil der Bundesbeiratstagung zu Ende.

Nach dem Mittagessen, das die Bundesleitung, die Delegierten und alle Gäste im kleinen Saal des Tagungshauses gemeinsam einnehmen konnten, gab es anschließend um 13.30 Uhr eine etwa gut einstündige Führung durch die Coburger Altstadt, wobei es ein echter Genuß war, die historischen Bauten wie das Schloß Ehrenburg mit seiner barocken Hofkirche, die St. Moritzkirche und den Marktplatz unter einem wahrlichen Postkartenhimmel zu betrachten. Dann mußten Vor-

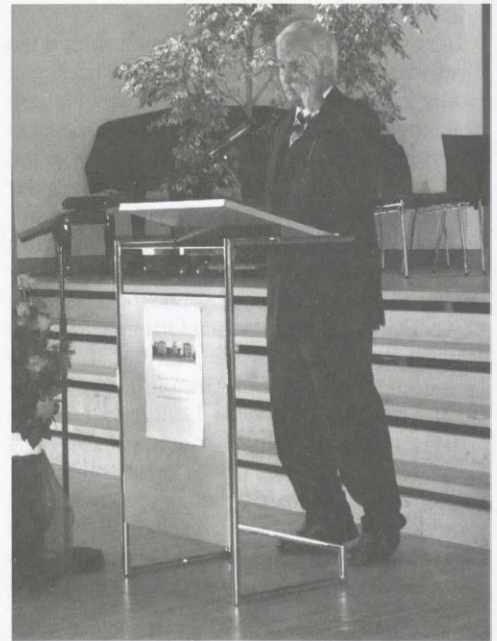


Abb. 5: Prof. Lünig bedankt sich für die Verleihung des Kulturpreises durch den FRANKENBUND. Photo: Christina Bergerhausen.



Abb. 6: Prof. Dr. Gert Melville, Coburg, beim Schlußwort der Festsitzung der Bundesbeiratstagung. Photo: Christina Bergerhausen.

stand und Gruppenvertreter zur Delegiertenversammlung zurück in den kleinen Saal des Pfarr- und Dekanatszentrums St. Augustin, während für die anderen Teilnehmer der Bundesbeiratstagung eine Fahrt mit der Bimmelbahn hoch zur Veste Coburg angeboten wurde. Dort schloß sich eine Führung durch die Baulichkeiten und die Sammlungen an. Obwohl eine Innenbesichtigung der Ehrenburg eigentlich nur für den Fall schlechten Wetters vorgesehen war, gab es wegen vorhandener Nachfrage auch dort noch einen geführten Rundgang für die nicht delegierten Teilnehmer der Bundesbeiratstagung.

Die auf 15.00 Uhr gelegte Arbeitssitzung eröffnete der 1. Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, mit der herzlichen Begrüßung aller erschienenen Gruppendelegierten und Bundesfreunde. Sodann gab er einen Situationsbericht der Bundesleitung, der die wichtigsten Tätigkeiten des Vereinsvorstandes seit der letzten Delegiertenversammlung in Bad Neustadt/Saale knapp umriß.

In einem zweiten Tagesordnungspunkt wurde das von einer Arbeitsgruppe unter der

Federführung des 2. Bundesvorsitzenden, Prof. Dr. Melville, konzipierte neue Faltblatt des FRANKENBUNDES den Delegierten präsentiert. Mit diesem modernen und ansprechend gestalteten Werbemittel sollen demnächst die Außenwirkung des FRANKENBUNDES verbessert und neue Mitglieder geworben werden.

Unter Tagesordnungspunkt 3 wurden die Aktivitäten einzelner Frankenbund-Gruppen im Jahr 2011 vorgestellt. Neben der ausführlichen Präsentation des Programms der unter der neuen Leitung von Herrn Gerhard Trausch wieder erstarkten Bayreuther FRANKENBUND-Gruppe kam die Sprache vor allem auf die von den unterfränkischen Gruppen gut besuchte Regionaltagung „Handel am Main“. Insgesamt haben an ihr 75 Personen teilgenommen. Die auf Initiative des Bezirksvorsitzenden für Unterfranken, Prof. Dr. Helmut Flachenecker und den einzelnen Gruppen maßgeblich von der Bundesgeschäftsstelle organisierte Tagung fand als Kombination von Schiffahrt zwischen Miltenberg und Würth sowie verschiedenen Besichtigungen vor Ort (Schiffbaumuseum Würth, Werft Erlenbach) statt. Während der Fahrt auf dem Main wurden die Besucher mit grundlegenden Vorträgen über das gewählte Thema informiert. Dank der hervorragenden Nachfrage und des ansprechenden Programms soll diese Veranstaltung im kommenden Jahr – dann unter einem anderen thematischen Gesichtspunkt mainaufwärts fahrend – wiederholt werden.

Der nachfolgende Tagesordnungspunkt brachte eine Vorschau auf die vom Gesamtbund im Jahr 2012 geplanten Veranstaltungen. So soll der 83. Bundestag am 12. Mai 2012 in Hilpoltstein abgehalten werden. Am 7. Juli soll der Tag der Franken unter dem Thema „Frauen in Franken“ stehen. Dazu lädt der Bezirk Mittelfranken nach Schwabach ein. In Karlstadt treffen sich die Bundesfreunde schließlich am 20. Oktober 2012 zur 65. Bundesbeiratstagung. Neben der Fortführung der Regionaltagung am und auf dem Main wurde auch der 2. Fränkische Thementag des Frankenbundes diskutiert. Dazu wurden von den Delegierten verschiedene Vorschläge unter-

breitet, wo man dieses Treffen organisieren könnte und welche Themen dafür in Frage kämen.

Prof. Melville, unser 2. Bundesvorsitzender, regte an, über eine inhaltliche Veränderung der vom Gesamtbund zu planenden Veranstaltungen nachzudenken. Er schlug eine veränderte Struktur im Jahreslauf vor, auch um von einer zweimaligen „rituellen Handlung“ in Form von Festakten mit nachgeschalteter Mitgliederversammlung wegzukommen. Ihm war es ein Anliegen, nur eine jährliche festliche Veranstaltung mit anschließender vereinsrechtlich notwendiger Sitzung abzuhalten und dafür den zweiten Gesamtbundesterrnin mehr für inhaltliche Fragestellungen und Diskussionen zu reservieren, um so eine lebendigere Gesprächskultur zwischen Bundesleitung und den einzelnen FRANKENBUND-Gruppen zu ermöglichen. Seiner Meinung nach könnte die Bundesbeiratstagung ihrem Namen wieder alle Ehre machen, nämlich ein Treffen zur internen Zukunftsberatung sein, wohingegen der Fränkische Thementag dem wissenschaftlichen Diskurs vorbehalten sein sollte. Nur der Bundestag selbst würde dann in der altbekannten und über lange Jahre geprägten Form gefeiert werden. Wegen der Verleihung des Kulturpreises, der dann in Ermangelung eines Festaktes auf der Bundesbeiratstagung während des Bundestages überreicht werden müßte, wurde beratschlagt, ob eine Rochade der Termine beider Veranstaltungen nicht sinnvoll wäre. Dieser in die

Überlegungen einbezogene Tausch hieße, es müßten künftig vielleicht der Bundestag im Herbst eines jeden Jahres und die Bundesbeiratstagung im Frühling stattfinden. Es wurde darum gebeten, diese Problematik in den Gruppen und ihren Vorständen vor Ort zu diskutieren.

Anschließend stellte die stellvertretende Bundesvorsitzende, Frau Annette Schäfer, unter dem Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ die Frage, ob der FRANKENBUND die neuen Kommunikationsmittel (wie „Facebook“) nutzen sollte. Eine kurze Diskussion, in deren Verlauf sie sich bereit erklärte, eine eventuell für unsere Vereinigung in solch einem sozialen Netzwerk einzurichtende Seite selbst betreuen und pflegen zu wollen, blieb ohne endgültiges Ergebnis. Die Delegierten schwankten zwischen den Haltungen, eine derartige Präsenz wäre für den FRANKENBUND von Wichtigkeit oder aber reine Zeitverschwendung. Aufgrund der fortgeschrittenen Zeit wurden die Fragen zur Zahlung von „Gema“-Gebühren bei Veranstaltungen und zur möglichen Zusammenarbeit von FRANKENBUND-Gruppen mit örtlichen Volkshochschulen vertagt.

Mit dem Dank des 1. Bundesvorsitzenden an alle Bundesfreunde für Ihr Erscheinen ging die Delegiertenversammlung zu Ende. Zum Schluß wünschte Herr Dr. Beinhofer allen viel Erfolg bei den künftigen Gruppenaktivitäten und eine gute Heimfahrt.

## Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2012

Neben dem Programmangebot unserer Gruppen und der uns angeschlossenen Vereine bietet der FRANKENBUND in jedem Jahr überörtliche Veranstaltungen an:

Am **1. Juni 2012** findet die Regionaltagung (*Burgen-*)**Landschaft am Main** statt. Sie beginnt in Miltenberg mit einer Schiffstour nach Wertheim; auf dem Schiff werden Vorträge zur vorbeiziehenden Landschaft und den vom Schiff aus zu sehenden Burgen gehalten. Bei einem Zwischenhalt in Freudenberg geht es um den Hochwasserschutz am Main. In Wertheim stehen eine Stadtführung und geführte Besichtigungen durch Museen auf dem Programm.

Das genaue Programm erfahren Sie in Heft 2 – 2012 der Zeitschrift FRANKENLAND.

Zum **83. Bundestag** sind wir am **12. Mai 2012** in Hilpoltstein (Mittelfranken) zu Gast. Der Festakt wird auf dem Burggelände in einem historischen Gewölbe aus dem 12. Jahrhundert stattfinden. Nach dem Mittagessen gibt es genügend Zeit für eine ausführliche Stadtführung durch dieses Kleinod in Mittelfranken.

Informationen zu dieser Veranstaltung finden Sie ebenfalls in Heft 2 – 2012 der Zeitschrift FRANKENLAND.

Der **Tag der Franken** findet im kommenden Jahr am **7. Juli 2012** in **Schwabach** (Mittelfranken) statt. Thema des Tages ist „*Frauen in Franken*“. Nach Angabe des organisierenden Bezirks Mittelfranken soll „*die Bedeutung der Frauen bei Entwicklung und Werden Frankens seit dem Frühmittelalter bis heute beleuchtet werden*“. Die beiden FRANKENBUND-Gruppen Nürnberg und Schwabach werden auf dem **Tag** mit einem eigenen Stand vertreten sein und eigene Publikationen anbieten.

Nach dem großen Erfolg in diesem Jahr wird der **Fränkische Thementag**, der das Fränkische Seminar ersetzt, im nächsten Jahr fortgeführt. Geplant ist er für den **29. September 2012** rund um das Kloster Heilsbronn (Mittelfranken) zum Thema „*Klöster in Franken*“. Wieder werden Kurzvorträge in Verbindung mit praktischer Anschauung geboten; gerade das Kloster Heilsbronn bietet hierzu reichhaltiges Material. Auch wird es genügend Zeit für den (nicht nur fachlichen) Austausch geben.

Genauere Angaben werden in Heft 4 – 2012 der Zeitschrift FRANKENLAND stehen.

Zur **65. Bundesbeiratstagung** sind Sie am **20. Oktober 2012** nach **Karlstadt** (Unterfranken) eingeladen. Der Festakt wird im prächtigen Versammlungssaal des Alten Rathauses aus dem 15. Jahrhundert abgehalten.

Das weitere Programm erfahren Sie in Heft 4 u. 5 – 2012 der Zeitschrift FRANKENLAND.

# Kulturpreis des Frankenbundes 2011 für Professor Dr. Jens Lüning, Köln

von

Richard Köth

Als mich die sehr geschätzte Bundesgeschäftsführerin Frau Dr. Bergerhausen fragte, ob ich anlässlich der Verleihung des Kulturpreises 2011 an Prof. Lüning die Laudatio halten würde, habe ich natürlich überlegt, inwieweit ich den daraus resultierenden Ansprüchen gerecht werden könnte. Ich habe dann doch nicht lange gezögert, ja zu sagen. Es ist mir eine sehr große Freude und eine sehr große Ehre.

Bereits eingangs danke ich Ihnen, der Bundesleitung – stellvertretend dem 1. Bundesvorsitzenden und Regierungspräsidenten Dr. Beinhofer – für die Kulturpreisverleihung an eine Persönlichkeit, die zwar weltweit, be-

sonders aber auch in ganz Franken bereits äußerst erfolgreich tätig war, und hier wiederum – so nehme ich einfach, aber auch gerne als Bürgermeister in Anspruch – besonders in Schwanfeld/Unterfranken, dem ältesten Dorf Deutschlands Großes bewegt hat.

Nachfolgende Bereiche möchte ich in der gebotenen Kürze ansprechen:

1. Den Werdegang und die Forschungsschwerpunkte des diesjährigen Preisträgers,
2. seine Verdienste um die Erforschung, Dokumentation und Aufarbeitung wichtiger Themen fränkischer Geschichte und Kultur sowie



Abb.: Die Verleihung des Kulturpreises 2011 des Frankenbundes an Prof. Dr. Jens Lüning. V.l.n.r.: 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Bürgermeister Richard Köth, der Preisträger Professor Lüning.

3. der persönliche Einsatz von Herrn Prof. Lüning für das Bandkeramik-Museum Schwanfeld.

Prof. emeritus Dr. Jens Lüning, Köln – Archäologe:

- geb. 11. Februar 1938 in Dortmund,
- 1958 bis 1966 Studium der Vor- und Frühgeschichte, der Klassischen Archäologie und Alten Geschichte in Marburg, Freiburg, Hamburg und Heidelberg,
- 1966 Promotion in Heidelberg,
- 1966 bis 1972 Assistent in Köln,
- 1972 Habilitation in Köln, Privatdozent/Dozent,
- 1974 außerplanmäßiger Professor (apl. Prof.),
- seit 1982 Professor für Vor- u. Frühgeschichte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main,
- 2003 emeritiert.

Seine Forschungsschwerpunkte waren:

- Alt- bis Jungneolithikum Europas,
- Kulturgeschichte,
- Siedlungs- und Landschaftsarchäologie,
- Landwirtschaft,
- Experimentelle Archäologie,
- und ich füge hinzu: Grabungen im Rahmen eines Forschungsauftrags von 1979 bis 1985 und 2003 in Schwanfeld. Viele Forschungsprojekte und Publikationen könnten an dieser Stelle aufgezählt werden – aus verständlichen Gründen verzichte ich hierauf.

So könnte also die Kurzbiographie der zu ehrenden Person Professor Lüning lauten.

An dieser Stelle müßten eigentlich auch die großartigen Forschungsaufträge und –ergebnisse sowie das verdienstvolle Lebenswerk des Kulturpreisträgers 2011 als Ganzes gewürdigt werden. Es ist nicht ganz einfach, als ehrenamtlicher Dorfbürgermeister einer kleinen Gemeinde mit 2.000 Einwohnern die adäquate Würdigung für einen großen Wissenschaftler zu finden, dessen wirkliche Verdienste für Wissenschaft und Forschung durch den Laudator fachlich sicher nur unzureichend beschrieben werden können.

Um nicht auf dieser Gratwanderung abzurutschen, widme ich meine kurzen Ausführungen lieber dem sehr verdienstvollen Wirken von Professor Lüning für die

- Gemeinde Schwanfeld – explizit dem am 16. Oktober 2010 eröffneten Bandkeramik-Museum Schwanfeld,
- dem Franken- und Weinkenner Lüning,
- sowie vor allem auch dem Menschen Jens Lüning.

Eines soll noch vorweg und in aller Klarheit ausgesprochen werden: Ohne Professor Lüning, gäbe es – und das muß auch so formuliert werden – das Bandkeramikmuseum nicht; ein Museum mit diesen großartigen Inhalten und dem hohen Detaillierungsgrad der wissenschaftlichen Darstellungen; ein Museum für alle Bevölkerungsgruppen zum Begreifen und zum Mitmachen; ein Museum, in dem es also Archäologie zum Anfassen und zum Erleben gibt.

Unser diesjähriger Kulturpreisträger hat hier mit wesentlichen Teilen seiner Forschungsergebnisse über mehrere Jahrzehnte in Verbindung mit weiteren wissenschaftlichen Arbeiten Maßstäbe in unserer Dauerausstellung gesetzt, die es erlauben, den Besucherinnen und Besuchern Geschichten – aber keine Märchen – aus dem Leben vor 7.500 Jahren zu erzählen. Es berichtet von „Steinzeitbauern vor 7.500 Jahren in Franken“, so der Untertitel unseres Museums: womit wir wieder bei den Franken wären:

Professor Lüning und auch Frau Lüning sind exzellente Frankenkenner – und das seit Jahrzehnten.

- Als Radler fuhren sie in mehreren Etappen von Schweinfurt nach Frankfurt,
- er führte wichtige Grabungen in Schernau und an vielen anderen fränkischen Orten durch,
- viele Wanderungen und zahlreiche Übernachtungen (sie wurden schon als Stammgäste im „Grünen Baum“ in Dettelbach geführt) ließen sie unsere Gegend kennenlernen,
- mannigfaltige Erkundungen von Mainfranken und Weinfranken ließen sie hier verweilen,

- sie statten Gerolzhofen viele Besuche ab und wurden von Herrn Hans Koppelt, dem Hobby-Archäologen und Entdecker der Schwanfelder ältest-bandkeramischen Siedlung, mit dem Auto an wichtige Fundplätze chauffiert. Die Aufzählung könnte fortgesetzt werden.

Erinnern darf ich in diesem Zusammenhang auch an den großartigen Festvortrag zum 1. Fränkischen Thementag am 3. Oktober 2011 in Schwanfeld zum Thema: *Die lange und dramatische Geschichte des bandkeramischen Dorfes in Schwanfeld - Landkreis Schweinfurt, Unterfranken*, der hier in diesem Heft nachzulesen ist.

Gerade auch der Mensch Jens Lüning, den ich bereits vor vielen Jahren kennenlernen durfte, verdient Beachtung, Respekt und Würdigung. Sollte man die Buchstaben seines Namens mit Charakterzügen verbinden, könnte dies beispielsweise lauten:

#### **Jens:**

- J wie jederzeit sich für die Sache unseres Bandkeramik-Museums Schwanfeld zu engagieren,
- E Exzellenter Kenner der Vor- und Frühgeschichte, insbesondere auch der bandkeramischen Kulturen,
- N wie naturverbundene Persönlichkeit,
- S wie Spezialist für fränkische Genüsse bis hin zur Spitzenklasse der fränkischen Weine – beispielsweise des Silvaners.

#### **Lüning:**

- L wie leidenschaftlicher Wissenschaftler und Forscher,
- Ü wie überzeugender und begeisterungsfähiger Botschafter für die wissenschaftliche Umsetzung der Erkenntnisse,
- N wie natürliche und blumige Sprache und Ausdrucksweise,
- I wie Idealist und wissenschaftlicher Vater unseres Museums,
- N wie Neolithiker mit Leib und Seele,
- G wie genialer Kämpfer für die Sache und Genießer bei gesellschaftlichen Feiern und Festen.

Unser Preisträger verkörpert die Lebensfreude der Rheinländer. Ich zitiere unsere Innenarchitektin bei der Einweihung und Eröffnung des Bandkeramik Museums Schwanfeld: *Auch wenn da oft „rheinische Frohnatur und fränkische Kauzigkeit“ aufeinander gepirrt seien – das Ergebnis kann sich sehen lassen.*

In der Tat: Professor Lüning hat hier ein grandioses Zeichen in seinem Lebenswerk gesetzt. Gerne denke ich auch an viele nette und informative Gespräche zurück, als wir Professor Lüning in der Kembachstraße bei seinen Schwanfeld-Aufenthalten „Asyl“ im Sinne der Unterkunft – nicht eines etwaigen Zufluchtsortes – gewähren durften. Es soll natürlich auch nicht der Unterschied mancher Standpunkte hinsichtlich betriebs- und verwaltungstechnischer Gegebenheiten und Notwendigkeiten zwischen einem Wissenschaftler und einem Dorf-Bürgermeister und Bauingenieur unter den Tisch gekehrt werden.

Konzepte, Einhaltung der Finanzierungspläne, Auflagen und Verwendungsnachweise der Zuschußgeber, Ausführungsvarianten und Umsetzungsmöglichkeiten, zusätzliche Ausstellungsinhalte – natürlich wissenschaftlich begründet, das alles mußte wissenschaftlichen Maßstäben entsprechen und für den Bauherrn auch noch finanzierbar sein. Viele Termine und „abendliche Besprechungen“ waren notwendig.

Gegensätzliche Verantwortungsbereiche, die Einbindung der örtlichen Gremien, das Erschließen von Fördertöpfen und Sponsoren – das alles mußte unter einen Hut gebracht werden. Im Ergebnis kann ich feststellen: Das Besondere in all diesen Situationen war, daß immer wieder gemeinsame Sichtweisen gefunden wurden, und damit verbinde ich meinen persönlichen Dank für die freundschaftliche und herzliche Verbundenheit mit unserem verehrten Preisträger, Professor Jens Lüning, – aber auch mit seiner lieben Gattin, Frau Hannelore Lüning, die ihren Mann ja auch oft während des letzten Jahres entbehren mußte.

Zum Ende meiner Laudatio darf ich noch kurz erwähnen: Ich habe mir sagen lassen, Professor Lüning sei „Goethe- oder Faust-

Fan“. Insoweit paßt das Zitat sehr gut: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.“ Ich hätte diese Vorliebe eigentlich durch unsere vielen Gespräche erahnen können.

Auch bei gemeinsamen Festen und Feiern ist Herr Professor Lünig immer gern gesehener Gast bei unseren Schwanfelder Veranstaltungen, eigentlich ist er ja schon fast ein „Schwanfelder“. Immer hatten wir beide das gute Gefühl: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein,“ – was im übrigen auch Ihre vielen Studenten neben der Fachkompetenz sehr an Ihnen geschätzt haben.

Lassen Sie mich schließen mit meinem Eingangssatz: Es ist mir eine außerordentlich große Freude und sehr, sehr große Ehre, daß ich diese Laudatio für Professor Lünig verfassen durfte.

Lieber Herr Prof. Lünig,

- mit Ihrem wissenschaftlichen Hintergrund und Engagement,
- mit Ihrem Einsatz hinsichtlich der Erforschung und Publizierung der fränkischen Geschichte und Kultur,
- mit dem grandiosen Einsatz für unser Bandkeramik-Museum in Schwanfeld,
- aber auch als Kenner des Frankenlandes mit Ihrer aufgeschlossenen Art und Ihren positiven Persönlichkeitsmerkmalen haben Sie den Kulturpreis 2011 des Frankenbundes e.V. sicher verdient.

„Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn; indes ihr Komplimente drechselt, kann etwas Nützliches geschehn.“ (Faust I, Vers 214ff.) In diesem Sinne: Herzlichen Glückwunsch, Herr Professor Lünig, zum Kulturpreis des Frankenbundes 2011!

## Unser 1. Bundesvorsitzender hat das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen bekommen!



Am 17. November 2011 erhielt Herr Dr. Beinhofer aus der Hand des bayerischen Ministerpräsidenten die vom Bundespräsidenten unterschriebene Verleihungsurkunde mitsamt dem Ordenszeichen. Dies geschah im Rahmen einer kleinen Feierstunde im Kuppelsaal der Bayerischen Staatskanzlei, in der u.a. auch der Dirigent Mariss Jansons, die Sopranistin Diana Damrau und der Kameramann Michael Ballhaus ausgezeichnet wurden.

In der Begründung für die Ordensverleihung wird u. a. lobend hervorgehoben: „Auch bei der Ausübung seiner vielfältigen Ehrenämter hat er sich durch Tatkraft und großen persönlichen Einsatz weit über das übliche Maß hinaus bewährt. Dr. Beinhofer hat sich durch sein vielseitiges Wirken für das Gemeinwohl weithin Respekt und Anerkennung erworben.“

Der FRANKENBUND freut sich über diese Auszeichnung seines 1. Bundesvorsitzenden und ist stolz darauf. Wir alle gratulieren Herrn Dr. Beinhofer sehr herzlich zu dieser außerordentlichen Ehrung!

## Unser stellvertretender Bundesvorsitzender Herr Professor Dr. Werner K. Blessing wurde 70 Jahre alt!



Am 20. November 2011 konnte unser stellvertretender Bundesvorsitzender, Herr Universitätsprofessor Dr. Werner K. Blessing (Erlangen) seinen 70. Geburtstag feiern. Die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES und die Schriftleitung gratulieren ihm zugleich im Namen aller Mitglieder unserer Gruppen und angeschlossenen Vereine

auf das Herzlichste und wünschen ihm weiterhin beste Gesundheit sowie recht viel Schwung und Lebensfreude. Viel Tatkraft in seinem Engagement für unsere Vereinigung, gute Ideen für eine erspriessliche Entwicklung des Bundes und die nötige Freude an seinen Aufgaben mögen ihm besonders beschieden sein. Ad multos annos felices!

## **Dank an den Spender**

Auch der FRANKENBUND ist auf Spenden angewiesen,  
um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können.

Wir danken:

### **Herrn Hans Hemm (Wertach)**

für seine großzügige Spende an den FRANKENBUND.

Möchten auch Sie spenden?

Unsere Spendenkontonummer lautet: 420 02 634 bei der Sparkasse Mainfranken,  
BLZ: 790 500 00.

Als gemeinnütziger Verein ist der FRANKENBUND berechtigt, eine Bestätigung über eine Geldzuwendung (Spendenbescheinigung) zur Vorlage beim Finanzamt auszustellen.

## **Hinweis für die Programmplanung der einzelnen FRANKENBUND-Gruppen**

Die Verfasser der in diesem Heft abgedruckten Beiträge stellen sich auf Anfrage den vor Ort wirkenden Gruppen des FRANKENBUNDES gerne als Referenten zu vor- und frühgeschichtlichen Themen zur Verfügung. So läßt sich leicht der ein oder andere interessante Vortragsabend zum Jahresthema 2012 des FRANKENBUNDES „Vor- und frühgeschichtliche Denkmale in Franken“ organisieren.

Herzliche Einladung zur Kontaktaufnahme mit den Autoren, bei der die Schriftleitung gerne behilflich ist!

## **Richtigstellung**

Verehrte Leser,

in meinem Beitrag in Heft 5/2011 des FRANKENLANDES „Wieder ein Jubiläum in Herzogenaurach“ sind einige Ungenauigkeiten enthalten, auf die mich die Firma INA-Schaeffler aufmerksam gemacht hat und die ich gerne richtig stellen möchte:

- die offizielle Firmenbezeichnung lautet seit August/September 2011 „Schaeffler AG“
- Juniorchef Georg F.W. Schaeffler besitzt keinen Dokortitel (S. 371)
- der offizielle Titel für Dr. Georg Schaeffler lautet: Dr.-Ing. E.h. Georg Schaeffler (S. 360)
- auf Seite 366 muss es in der Überschrift heißen: LuK, FAG und Conti.

Ich bitte, diese Unkorrektheiten zu entschuldigen.

*Klaus-Peter Gäbelein*

**Stefan Kummer: Kunstgeschichte der Stadt Würzburg 800-1945.** Regensburg (Verlag Schnell & Steiner) 2011, ISBN 978-3-7954-2492-3, 288 S., 209 Abb., geb., 39,95 Euro.

Eine umfassende Darstellung der Kunstgeschichte der Stadt Würzburg war letztmals vor 150 Jahren veröffentlicht worden. Nun hat der Würzburger Kunstgeschichtsprofessor Stefan Kummer diese Herausforderung angenommen. Sein reich bebildertes Band vermittelt auf der Grundlage des aktuellen Literaturstandes und eigener Forschungen „*ein zusammenhängendes Bild der Würzburger Kunstgeschichte*“ – von den Anfängen in der Karolingerzeit über die Höhepunkte in Renaissance und Barock bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Kummer ordnet das künstlerische Schaffen ein in die allgemeine regionale und überregionale Geschichte. Dabei geht er exemplarisch vor, stellt jene Stationen und Kunstwerke in den Vordergrund, die für die jeweilige Epoche kennzeichnend sind. Als besonderes Merkmal ergibt sich, „*daß die Würzburger Kunsttätigkeit seit ihrem Beginn im frühen Mittelalter im Zeichen des Krummstabes stand.*“ Der Bischof, spätestens seit dem 11. Jahrhundert auch weltlicher Herr der Stadt und Region (Hochstift), war bis zum Ende des Hochstiftes „*der bedeutendste Auftraggeber für Architekten und bildende Künstler.*“ Zugleich setzte er die Maßstäbe für die Kunsttätigkeit in seinem Hoheitsbereich.

Ins Licht der Geschichte, auch der Kunstgeschichte, tritt Würzburg in der Karolingerzeit, aus der freilich nur spärlich künstlerische Zeugnisse erhalten sind. Doch die bisherigen Erkenntnisse belegen, so der Verfasser, daß die damaligen Kathedralbauten zu den größten Bauwerken ihrer Epoche zu zählen sind und auch außergewöhnlich ausgestattet waren. In der Romanik begann dann ein besonderes Charakteristikum Würzburgs: die „*Stadt der Kirchen*“. Zu den zahlreichen beeindruckenden Kirchenbauten dieser Zeit kam dann in der Gotik, zum Ende des Mittelalters, noch als

weiterer Glanzpunkt die Marienkapelle hinzu. Auch das bildnerische Schaffen erlebte einen außerordentlichen Aufschwung. Dazu stellt das Buch zahlreiche Beispiele in Wort und Bild vor. Bemerkenswert sind auch technische Baudenkmäler dieser Epoche, wie u.a. die Alte Mainbrücke. Eine Kulmination erlebte die Würzburger Kunst dann in der Renaissance und vor allem im Barock, als der fürstbischöfliche Hof höchste Ansprüche stellte und hauptsächlich auswärtige Künstler, wie z.B. Balthasar Neumann oder Giovanni B. Tiepolo nach Würzburg holte. „*Dem Zusammentreffen und Zusammenwirken dieser herausragenden Persönlichkeiten verdankt nicht allein die Würzburger, sondern die europäische Kunst jene Sternstunde, in der die Ausmalungen des Kaisersaals und des Treppenhauses der Würzburger Residenz entstanden.*“

Die Aufhebung des Hochstifts 1802 und seine Einverleibung nach Bayern brachte auch im künstlerischen Bereich einen tiefen Einschnitt. Das 19. und 20. Jahrhundert bot den Kunstschaffenden ein weit beschränkteres Aufgabenfeld. Das gilt auch für die Epoche nach dem Ersten Weltkrieg, für den Übergang der Würzburger Kunst in den Historismus und in die Moderne, den der Verfasser im Schlußteil des Buches skizziert, und in dem „*das frühere Niveau des Würzburger Kunstschaffens nicht mehr erreicht*“ wurde sowie „*die moderne Kunst noch wenig Verständnis beim Würzburger Publikum fand.*“ Insgesamt belegt die Publikation, wie sehr Würzburg, eine der ehemals schönsten Städte Deutschlands, „*sich trotz der gewaltigen Zerstörungen in Folge des Zweiten Weltkrieges immer noch durch bedeutende und zum Teil einzigartige Monumente auszeichnet.*“ Deutlich wird auch, daß im Laufe der Jahrhunderte immer wieder einzelne überragende Persönlichkeiten das Kunstschaffen in Mainfranken prägten, ihm die entscheidenden Impulse gaben und damit einen besonderen Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte leisteten.

Alexander von Papp